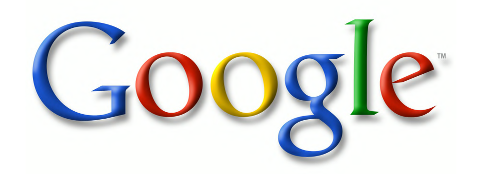



NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07493409 6







Die Walhalla,

Eine Monatschrift

zum

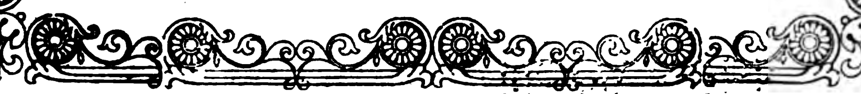
Nutzen und Erheiterung.

Streut eifrig in empfängliche Gemüther
Des Guten und des Schönen Samenkörner!
Sie keimen und erblühen dort zu Bäumen,
Die goldne Paradiesesfrüchte tragen.

II Jahrgang. — I. Band. — Monat Juli. — I. Heft.

Philadelphia, 1846.

Druck und Verlag von L. A. Wollenweber, No. 277, Nord Dritte Straße.



Walhalla:

Eine Monatsschrift zur Belehrung und Erheiterung.

[illegible]. Band. Philadelphia, Juli 1846. 1 Heft.

Die Auswanderer nach Amerika.

1.

Einen Topf haben und nichts drin; einen Geldbeutel haben und kein Geld; das sind gewiß schlimme Geschichten; aber es ist noch nicht so schlimm, als eine Mühle haben und kein Wasser, es müßte denn eine Wind- oder Dampfmühle sein; aber die hatte der Müller, von dem ich erzählen will, nicht, sondern eine kleine Mühle, deren unterschlägiges Rad das Wasser eines Gießbächleins trieb, nämlich, wenn Wasser drinnen war. Das fehlte aber regelmäßig im Sommer und im Winter; denn in Ersterem trocknete es aus, und in Letzterem fror's zu, und da war's Mahlen ein Ende.— Wär' ich ein Spaßvogel, so würde ich sagen, es hätten sechs rührhafte Seelen so viel Thränen weinen können, als Wasser in dem Bächlein gewesen, und dem, der die Mühle dahin gebaut, habe es im Oberstübchen gerappelt; allein das wäre ein schlechter Witz, und lieber mach' ich gar keinen. Die Mühle stand da, und so hatte sie ihr Recht. Wie dem sei, der Müller mußte klausen—und da stand's noch immer schlimm genug. Was aber das allerschlimmste war, das war dieses, daß, wenn das Mahlen aufhörte, auch das Moltern ein Ende hatte, das Moltern aber ist der Profit. Daß ich den Ort nicht nenne und auch des Müllers Namen nicht, von dem ich erzählen will, das hat, wie der Gevatter auf der Stelle weg hat, seinen Grund darin, daß ich keine Geschichte erzähle, die da geschehen ist, wo der Bach gebrannt hat und ist mit Stroh gelöscht worden, sondern eine, die gewiß wahr ist, und den Mühler hab' ich selber gekannt und ihm Adjes gesagt und hernachmals Willkomm!

Er war ein ehrlicher Müller, und das will etwas sagen, denn, wenn sie moltern, muß die Ehrlichkeit mästen, damit sie das Maaß nicht sieht. Er molterte ehrlich. Hätte er Wasser gehabt, die ganze Umgegend hätte bei ihm mahlen lassen. Da stack aber der Hase im Pfeffer.— Vier Monate im Sommer kein Wasser und drei im Winter — da konnte schon der jüngste Bub ausrechnen, daß das sieben Zwölftel waren vom Jahr, denn er hatte schon die Bruchrechnung in der Schule gelernt. Außer diesem, dem Jakobchen, hatte der Müller noch zwei Buben, davon der Eine der Lips, sechzehn und der Kurt fünfzehn Jahre alt waren, und ein Mädchen von neunzehn Jahren, das Lieschen, von dem alle Buben im Pfarrdorfe sagten, seine Augen seien so blau, wie die Weilchen am Bach, die Backen so roth, wie die Röslein am Strauch, die Lippen so frisch, wie die Kirschen am Baum und der längste und glänzendste Hunsrücker Flachs halte den Vergleich mit Lieschens Haaren nicht aus. Ich kann das bestätigen, denn ich hab's oftmals gesehen und ich kann noch mehr sagen, daß nämlich das Lieschen ein gar sittiges, braves, fleißiges Mädchen war. Der Müller und seine Frau waren gesegnete Leute, denn sie hatten prächt. Kinder, gesunde Kinder und brave Kinder; auch fehlte es ihnen sonst nicht, denn sie hatten sich etwas erspart und ihr Gut war schuldenfrei, wenn auch nicht die Mühle.

Fehlte auch sieben Monate das Wasser, so

konnte der Müller doch leben. Drei Kühe und ein [illegible] Ochsen standen im Stalle, dazu ein Sackesel für's Fruchtholen und Mehlwegtragen und Futter war genug da. Er baute sein Gut mit seinen Kindern, wie auch seine Weinberge, und löste manchen harten Laubthaler. Er war auch schon ein guter Mann, mit dem es sich leben ließ, wenn nur zwei Dinge nicht gewesen. Das war einmal zuerst, daß er immer Recht hatte, und auf seinen neun Augen hielt. Und wenn ihn Einer oder seine Frau wollte anderer Meinung machen, so hielt er die Seine erst recht fest; und das Andere war der schlimme Umstand, daß er Anno 1843 ein Fieber bekam, das in der Gegend stark herrschte. Ich meine nicht das kalte oder heiße Fieber, das die Doktoren etwa heilen, wenn sie's fertig bringen, sondern das Auswanderungsfieber — und dafür giebts nur Ein Recept, das nämlich, daß man sie ziehen läßt. Ich hab' dazumal an dem Müller viel Worte verschwendet und hätt's besser nicht gethan, denn er wurde nur hartnäckiger dadurch. Selbst die Thränen seiner Frau und Kinder rieselten ganz umsonst über die Backen — indeß — Weiber sind wetterwend'sch. Das kam so an ihn, nämlich das besagte Fieber.

Am zweiten Ostertage, Mittags, saß der Müller am frischgeölten Kirschbaumholztische und seine Frau und Kinder drum herum. In der Stube war es sonnig und hell; denn die Müllerin und ihr Lieschen ließen keine Spinnweben die Fenster zubauen, wie das wohl Andre thun; in der Stube war's nett und rein — denn beide liebten den Schmutz nicht, wie manche Andre, sondern hielten Alles rein und wer mit dem weißen Hemdärmel über ein Geräthe fuhr, brauchte nicht zu fürchten, daß er ihn sich am Staube unrein mache, und das heißt etwas in einer Mühle, wo's das ganze Jahr staubt und am zweiten Ostertage auch. Vor ihm lag die große Baseler Bibel mit den schönen Bildern und er las die Geschichte von des Herrn Auferstehung im Evangelio. Eben war er an den Jüngern, die nach Emaus giengen, als der Spitz wie ein Rasender zu bellen anfing und der bellte niemals toll in den Tag hinein, wie andre dumme Hunde.

Geh' Lips, sagte der Müller, u. seh' mal zu, wer da ist. Gewöhnt an einen Gehorsam, wie er bei wohlgezogenen Kindern seyn soll, sprang der kräftige Bub auf und ging rasch hinaus und bald darauf trat ein Bauer herein. Es war der Gevatter Gottfried aus dem Dorfe, der nach Amerika zog, und sein Behüt' Euch Gott und Adjes sagen wollte.

Gut'n Tag! hieß es jetzt und: Setz' Dich Gottfried; der that's und der Müller las in Andacht sein Capitel aus; dann schloß er die Bibel, klappte sie zu und legte sie auf das Brett über dem Fenster, und nun ging's ans Diskuriren; denn der Gottfried war Einer von denen, die das Gras wachsen sehen und sagen den Flöhen Prosit! wenn sie niesen.

Wie geht's, Cumpeer? sprach der Müller. —

Wie soll's gehen? gegenredete Gottfried. — Morgen ziehen wir fort und da will ich Dir und Deinen Leuten Adjes sagen.

Also doch! dehnte der Müller, der dicke Stücke auf den Gottfried hielt, von wegen der Klugheit desselben.

Freilich Cumpeer, erwiederte Gottfried. Was soll ich hier thun. Da heißt's: Geld und wieder: Geld! Und woher nehmen und nicht stehlen? Hat Unsereiner ein wenig Geld, da kommt der Steuerheber. Da heißt's für die Steuer soviel, für die soviel. Man kann ja die Namen der Steuern gar nicht mehr alle behalten. Will man sich einen Morgen Feld steigern — so steigert ihn der oder der Reiche und ein armer Mann bekommt nichts mehr. Die Schulsteuer, die Kirchensteuer, [illegible] man wird ein Narr mit all' dem Bezahlen und ein Bettler dazu.

Der Müller lachte. Du schöpfst das Fett voll von der Suppe, Gottfried, sagte er. Du bist doch bei meiner Treu! noch keine gerupfte Gans! Hast Du wie andere Leute auch, einmal kein Geld, nun, so hast Du Wein im Keller, Vieh im Stall und Credit.

Du liebe Zeit, sagte Gottfried, was hilft mir der Wein im Keller? Niemand kauft ihn. Was helfen mir die Ochsen im Stall, [illegible] che sie und ans Verkaufen kann ich nicht denken. Und Credit? Weißt Du nicht, daß der des Bauers dichter Feind ist. Wer sich einmal dem zuwendet, der kann [illegible]

machen; denn er kriegt Schuld und Ungeduld. Alle sieben Jahr ein Weinjahr. Die Fässer sind theuer; die Pfähle kosten Geld. Ich hab' nicht für's ganze Jahr Brot. Ich, meine Frau und die fünf Kinder wollen essen, gekleidet seyn und sie werden alle Jahr größer. Da rech'ne einmal, was das am Ende giebt? Dann darf man nur einmal mit dem Vieh unglücklich seyn, wie mein Nachbar Jost, oder mit den Juden handeln, dann hat man die letzte Oelung und zur Zwangsversteigerung ist nicht weit. Du machst's dann doch zu arg! rief der Müller aus. Nein, Cumpeer, widersprach der Gottfried. Ich hab's wohl überlegt. Nun zieh' ich nach Amerika, in das Land der Freiheit. Da quält mich kein Steuerbote; meine Buben brauchen nicht Soldat zu werden, und was ich erwerbe, ist mein. Frohnden plagen mich nicht. Ich hab' mein Gut versteigert; dafür löse ich zwölf hundert Gulden, nachdem ich das Steigprotokoll verhandelt habe. Für mein Haus hab' ich acht hundert Gulden eingenommen. Dafür kauf' ich mir in Amerika zwanzigmal so viel, als ich hier gehabt habe.

Aber die Kosten der Reise für sieben Köpfe! warf der Müller ein.

Sind alle verakkordirt und das ist schon abgezogen, denn ich habe ja Wein und Vieh verkauft, Schiff und Geschirr, Möbel und dergleichen. Das macht die Reise frei bis an Ort und Stelle und tilgt die Plackschulden.

Du stellst Dir übrigens goldne Berge vor. Gib acht, Gottfried, gib Acht, daß dir nicht Felsen geliefert werden! — Ei, wer wird so bangherzig sein. Frisch gewagt ist halb gewonnen! lachte Gottfried. Zu verlieren ist Nichts!

Das laß ich mir gefallen, sprach der Müller, wenn es sich um ein Händelchen, um einen Kauf und dergleichen dreht; aber das ist ein Anderes — Heimath und Vaterland verlassen!

Wenn mir's aber in der Heimath übel geht? fragte Gottfried.

Darüber kannst Du doch gewiß nicht klagen! warf ihm der Müller hin. Du versündigst Dich. Bleib' im Lande und nähre Dich redlich, sagt die Bibel.

Ganz richtig — aber setze hinzu; wenn Du kannst. Und geht das nicht, so heißt's: Streck' Dich nach Deiner Decke, was wieder soviel sagen will als: hungere!

Pfui Gottfried, rief der Müller aus, Du bist undankbar. Gehungert hast Du noch nicht und wirst auch nicht!

Hör' mich einmal an, Cumpeer, sprach Gottfried, ich will Dir's vorrechnen und zwar an Dir und Deiner Haushaltung, so sonnenklar daß Du mir Recht geben mußt. Gieb Acht: Du bist ein behaltener Mann, das wird Niemand leugnen. Du hast ein ehrlich Auskommen, hast vierundzwanzig Morgen gutes Feld, sechs Morgen Wiesen und einen Morgen Weinberg, dazu die Mühle. Nun wächst Dein Lieschen heran und Deine drei Buben. Zwei werden Soldat und müssen ihre sechs Jahre dienen. Da magst Du Dich tüchtig abplagen, hälst Taglöhner und gibst viel Geld aus. Unter der Hand kommt Deinem Lieschen (ja werde Du nur roth!) ein braver Freiersmann und es heirathet; die Buben kommen endlich heim, sind alt und wollen heirathen, thun's auch, weil's ihr Vater auch einmal so gemacht hat. Nun theilst Du. Jedem gibst Du sechs Morgen Ackerland, anderthalb Morgen Wiesen und ein Viertel Wingert. Nun werden aus Einer wohlbestellten Haushaltung drei arme, aus Einem Bauer drei Bäuerchen, die zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel haben. Dir bleibt, weil das Jakóbchen eben noch klein ist, das übrige Viertel und die Mühle, die Dich allein nicht nährt und Du bist das vierte Bäuerchen. Kommt's anders und Du denkst an Dich und hälst Dir einen Aufenthalt für's Alter, so kriegen sie noch weniger, und wenn das Jakóbchen einmal heirathet so bist Du im Alter ein Müllerchen, und ein Armes dazu. — Sag' an, ob das nicht wahr ist? Deine Kinder müssen ringen und sich placken durch die Welt. Wer kann, frage ich weiter, wenn kein Sterben kommt, daß die Menschen hinfallen wie Schneeflocken, wer kann sich ein Häuschen bauen? Das Holz ist unerschwinglich theuer und das Tannen-Rheinholz kann ein Armer ja nicht mehr kaufen. Nun sag' mir, wenn deine Kinder nicht ein Häuslein erheirathen,

Was soll's mit Ihnen geben? Wer ist noch im Stande sich Güter anzuschaffen? Sie sind so theuer, daß ein junger Mann in Schulden geräth, wenn er sich auch nur das ganz unentbehrliche selber ziehen will. Wer aber mit Schulden anfängt in dieser Zeit der kann das Kreuz über sich machen, denn so gewiß, als zweimal zwei vier ist, begleiten sie ihn wie sein Schatten bis an's Grab, und die Kinder erben sie noch, wenn nicht ein Reicher ohne Erbarmen, dem er schuldet, ihm subhastiren läßt, und ihn von Haus und Hof jagt. Als die Franzosen kamen, haben alle Lehens- und Zinsgüter aufgehört. Glaub's mir, Cumpeer, in zwanzig Jahren giebt's wieder nur Pächter hier herum und das Gut ist in der Hand Weniger. Gott soll mich behüten, daß ich hier bleibe! Ich habe fünf Kinder und nicht ½ so viel als Du. Was soll aus denen werden? Nein! Zu mir spricht in mir eine Stimme: Zieh aus deinem Vaterlande und aus deiner Heimath und aus deines Väters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will. Lies nach, so stehet geschrieben im Ersten Buch Moses, Capitel 12, Vers 1. Ich gehe, weil ich muß, weil ich das Elend meiner Kinder voraussehe und sie vor solchem schützen will. Gott wird mir beistehen.

Vielleicht wäre diese Unterredung noch weiter gegangen, wenn nicht Gottfrieds Frau und Kinder gekommen wären, und des Müllers Pathe darunter, der eine Pathenflasche, das heißt ein Pathengeschenk zu erwarten hatte; denn der Müller hatte ihm eine silberne Uhr gekauft als dauerndes Andenken an seinen Pathen.

Nachdem denn alle noch beschenkt waren mit Reisevorräthen, besonders dürrem Gemüse drückte man sich die Hand. Die Frauen weinten und unter vielen Segenswünschen schieden sie. Gottfried schüttelte dem Müller die Hand und sagte: Komm bald nach. Es ist das Beste für Dich!

Und so trennten sie sich von einander und der nächste Morgen führte die Auswanderer dem Rheine zu, wo ein Schiff sie aufnahm und sie nach Antwerpen trug.

2.

Wenn ein Funken in's Stroh fährt, so zündet er, aber erschlägt nicht gleich in hellen Flammen auf, sondern gluthet erst noch einige Zeit; dann aber bricht mit Einem Male die Flamme aus, leckt gierig am Gebälke und legt das Gebäude in Asche. —

So ist's auch im Gemüthe des Menschen. Oft wird ihm von einem Andern ein Gedanke in die Seele hineingeworfen, der dann sogleich Andre weckt, Entschlüsse erzeugt, und wenn sie eine Weile in dem Herzen sind bewegt worden, werden sie fest und wanken dann nicht mehr, bis sie ausgeführt werden. Das nennt mein Gevatter einen Floh in's Ohr setzen und er hat nicht Unrecht damit. Der Gottfried hatte dem Müller auch so einen Floh in's Ohr gesetzt, der nun alle Zeit juckte und biß.

Als Gottfried's fort waren, saßen Müller's wieder stille zusammen, so stille, daß es, wie mein Gevatter sagt, gut Hafer säen gewesen wäre. Die Mutter und Lieschen trockneten leise einander Thränen, das Jakobchen lehnte sich an der Mutter Schooß und bat leise, Mütterchen flenne doch nicht.

Die beiden ältesten Buben sahen vor sich nieder und der Müller bließ dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife, wie er allemal that, wenn er bedeutende Gedanken im Herzen bewegte.

Ach, sagte endlich die Mutter, es ist doch ein harter Entschluß die Heimath und das Vaterhaus zu verlassen und einer Zukunft entgegen zu gehen, die so schlimm ist.

Warum denn so schlimm, Mutter? fragte Lieschen. Ja, du lieber Gott, sagte die Mutter, sie haben doch die Seereise zu machen — denk' nur einmal! Gewiß, sagte Lips, da fahren sie, wie der Lehrer gesagt hat, sechs Wochen auf dem großen Wasser, wenn's gut ginge und sähen da meist nichts als Himmel und Wasser. Die Müllerin schüttelte sich. Herr, behüte uns! rief sie aus. Ich zittere schon, wenn ich über den Rhein fahre.

Ei, Mutter fuhr Lips fort, so schlimm ist's doch nicht, denn das Schiff ist gar groß. — Wenn's keinen Sturm giebt, ist's eine Pläsir.

Sey mir mit Deiner Pläsir stille, Kind; erwiederte die Mutter. Mir geht's wie den Juden: das Wasser hat keine Balken! Fahr' ich

nur über den Rhein, so meine ich, ich versänke schon und zittere wie das Laub der Silberpappel am Mühlenteich. Und so ein Sturm auf dem Meere! Hier tobt er schon so arg. Ich hab' einmal den Rhein im Sturme gesehen. Was schlug der Wellen, du, meine Zeit! Da fuhr ein Nachen mit einem Segel drauf herum; der legte sich manchmal ganz auf die Seite, stand hoch auf einer weißschäumenden Welle und sank dann wieder hinab, daß man ihn kaum mehr sah. Ging er unter, Mutter? fragte Lips.

Nein Kind, nein; erzählte die Mutter weiter, er kam glücklich an's Ufer, denn ich stand dabei, als er anlegte. Seht nahm nun der Sohn wieder das Wort, so ist's auch auf dem Meere, aber viel ärger, denn da giebt's ungeheure Wellen, wie Berge; da wird das Schiff hinauf gehoben und hinab gestürzt.

Und geht nicht unter? fragte Lieschen zitternd.

Wenn sie alle untergingen, lachte Lips, so würde Niemand mehr fahren. Es ist nur schlimm, weil alle, die es nicht gewohnt sind, seekrank werden; aber das geht auch vorüber und darnach ist Alles gut.

Wenn aber Eins krank wird, so wie hier auch? fragte Lieschen.

Auf jedem Schiffe, sagte der Lehrer, fuhr Lips fort, ist eine kleine Apotheke. Sie kriegen da so gut ihre Arzenei, wie hier auch.

Und wenn eins stirbt? Wohin begraben sie es dann und ist auch kein Pfarrer da, der die Leichenpredigt hält?

Da wird, belehrte Lips, der Verstorbene auf ein Brett gebunden und alle, die im Schiffe sind, stellen sich drum herum. Der Capitain oder ein Lieutenant beten ein Todtengebet, vielleicht singen sie auch: „Begrabt den Leib in seine Gruft“ u. s. w.; dann giebt einer dem Brett einen Stumper und es fährt hinunter in die See—Ach du Gott! riefen zu gleicher Zeit Lieschen und die Mutter im bleichen Schrecken aus, schlugen die Hände zusammen und sagten halblaut: die armen Gottfrieds! Ei müssen die denn auf der See sterben? fragte Lips und lächelte. Reicht denn des lieben Gottes Arm nicht bis an's äußerste Meer, wo er uns halten will? Du hast Recht Lips, sagte die Mutter, und freute sich des Wissens ihres Sohnes.

Aber Lieschen meinte, da fräßen ja die Fische den Todten.

Ei, wie dumm, Lieschen! sprach Kurt der jüngere Bruder. Ist das etwas mehr, als daß ihn im Grabe die Würmer fressen? Er fühlt hier nichts davon und dort auch nichts und ich meine, es wäre am Ende ganz Einerlei, wer's thut, wenn's einmal geschieht, ob Fische oder Würmer. Mutter, sagte Jaköbchen der zugehört hatte, ich will nicht von den Fischen und nicht von den Würmern gefressen werden!

Ueber Kurt's Gesicht flog ein Lachen dabei; aber er hielt es zurück, weil alle zu ernst gestimmt waren.

Lips, fragte Lieschen, wo fahren denn die Schiffe an?

Am Lande sagte der Bruder und Alle lachten; nur Lieschen wurde ärgerlich und erröthete. Das weiß ich auch, sagte sie. Du brauch'st mich nicht zu hänseln!

Was kann ich Dir denn nun mehr darüber sagen? sprach Lips. Da sind der Hafenstädte gar viele. Gottfrieds landen in Neu-Orleans und fahren dann noch etliche hundert Meilen auf einem Dampfschiff an's Land, bis sie nach der kleinen Stadt Rome kommen. — Dort lassen sie sich nieder, der Staat heißt: Indiana.

Sie haben ja aber kein Haus? fragte Lieschen. Ei nun, so bauen sie Eins, oder kaufen sich eins; war des Lips Antwort. Und das geht spottleicht. Ihr wißt ja Mutter, wie ich dem Jaköbchen den Maisenkarren gemacht habe von Holder, wo Ein Stäbchen über das andere gelegt ist. Grade so bauen sie in Amerika die Häuser von Baumstämmen. Dabei hilft einer dem Andern und in acht Tagen ist das Haus fertig. Die Zwischenräume der Baumstämme werden mit Lehm verschmiert und es soll sich darin prächtig wohnen.

Du liebe Zeit! sprach verwunderungsvoll die Mutter, da mögen auch die Stuben so schön nicht seyn wie unsere da.

Ei, fuhr Lips fort, nach ein paar Jährchen

baut man sich ein ordentliches, wie sie hier sind. Landsart, Landssitte! Man gewöhnt sich an Alles. Ich ginge gleich mit. Ich auch; sagte Kurt. Lieschen seufzte tief.

Der Vater hatte während der ganzen Unterredung geschwiegen. Was ihm Gottfried gesagt, lag wie ein Stein auf seinem Herzen. Jetzt ging er eben so stille hinaus und schritt gedankenvoll die Höhe hinauf, wo er Alles übersehen konnte, was an Feldgütern sein eigen war, denn es lag fast alles um die Mühle herum.

Wäre der Müller ein Mann gewesen, der mit den Gedanken rasch bei der Hand gewesen wäre, so hätte er leicht den Gottfried widerlegen können; denn als er seine Haushaltung anfing, war er auch nicht reicher, als Gottfried seine Kinder geschildert hatte, und bei Fleiß, Redlichkeit und Gottessegen, hatte er sich jedes Jahr etwas angeschafft und war ein wohlhabender Mann geworden. So konnten's seine Kinder auch machen und sie würden auch zu etwas gekommen seyn, denn sie waren gut erzogen; allein der Müller besaß eben kein erstaunliches Judicium, wie man sagt. Er war, wie mein Gevatter sich ausdrückt, nicht Schuld am Krieg und auch nicht daran, daß die Frösche keine Schwänze haben. Daran sind aber gar gar viele Leute nicht Schuld und sind doch noch recht verständige Leute. So war's wohl auch bei dem Müller; aber ihn drückten zwei Dinge. Im letzten Jahre hatte er am Mühlchen bauen und ein neues Rad machen müssen. Dazu lag das Geld eben nicht in der Kiste. So kam's, daß er fünf hundert Gulden lehnen mußte, und der Kaufmann in der Stadt, obwohl er ein Christ war, schämte sich nicht vor Gott, ihm acht Procent abzunehmen. Es war eine Sünde und Schande, aber der Müller brauchte das Geld, denn die Mühle wäre eingefallen — und er mußte es geben. Der Mann hatte niemals Schulden gehabt. Diese drückte ihm, obwohl es Niemand wußte, schier das Herz ab, weil eben keine nahe Aussicht war, sie zu tilgen. Die Kinder wuchsen heran und alle Tage kostete die Haushaltung mehr. Zwei Jahre schon war der Wein nicht gerathen und das Frühjahr ließ sich wieder schlecht an. Woher sollte er nun das Geld nehmen, um die Schuld zu bezahlen? — Das war das Eine; das Andre war noch schwerer für ihn.

Mit seinem Lieschen, das, wie gesagt, die Krone der ganzen Gemeinde war, machte er sich so seine Plane. Der Schöffe im Dorf, er hieß Kilian, war der reichste Bauer auf weit und breit, ein schwerer, dicker Bauer, wie man dort herum zu sagen pflegte. Der hatte einen Sohn, seinen einzigen, der ein ganz braver Bursche war — aber seine Haare waren so brennroth, daß sie Nachts hätten leuchten können; sein Gesicht war getiegert mit Sommerflecken oder Leberflecken, wie ein Vögelei. Dabei sahen seine Augen in der Geistenstur: daß heißt: Eins sah rechts über die Nase weg, das Andere links, und wen er ansah, wußte es nicht. Nun ist es jedermänniglich bekannt, daß das Alles ihn dem Mädchen nicht sonderlich empfahl. Dem hätte er mögen sein Lieschen geben; aber du lieber Gott, das schüttelte sich wenn es ihn sah. Und der arme Kerl war verliebt wie ein Eichhörnchen in das bildhübsche Mädchen.

Da nun seine Mutter, die rothe Margreth, von der er die Haare, die Sommerflecken und die schielenden Augen geerbt, gestorben war und eine Frau im Hause Noth that, kam einmal der Schöffe zu dem Müller, hatte seinen Sonntagsrock an und sagte: Gut'n Tag Müller, und so und so; sprach vom Wetter, den Aeckern, Weinbergen und Wiesen, und kam endlich auf seinen Sohn und das Lieschen zu reden und meinte, die könnten ein Paar werden. So hartköpfig der Müller auch sein mochte, damit wollte er doch sein Gewissen nicht beschweren, daß er sein Kind zu einer Heirath zwänge und es zeitlebens unglücklich machte. Da hatte der Mann gewiß Recht; denn es giebt keinen größeren Jammer, als wenn zwei Menschen zusammengekuppelt werden, die sich nicht leiden können. Das giebt ein Leben wie Hunde und Katzen und es liegt dann der Fluch Gottes darauf. Verdammt soll darum das Kuppeln sein! da werden zwei Theil verdorben und die dritte taugt nichts. Der Jammer zehrt am Herzen; die Kinderzucht ist dahin und es geht ein Strom des Verderbens aus solch einer Ehe, der sich durch viele Geschlech-

ter hindurch zieht. Wie oft hab' ich's erlebt daß ein Mann ein Säufer wurde und im Wirthshause lag, weil er daheim keine Freude hatte und das schöne Familienleben zerrüttet war. So geht's aber immer, wenn die Aeltern die Kinder zum Heirathen und darnach die Kinder! die Ehen müssen im Himmel geschlossen sein, wenn sie das Leben zum Himmel machen sollen. So müssen die Leute sich recht lieb haben, dann hat sie auch wohl der liebe Gott für einander bestimmt. Freilich ist auch manchmal die Liebe blind. Da sollen denn die Aeltern gute Augen haben, und bei Zeiten das Wasser abgraben, daß es keinen Schaden thut. Ich habe, um das hier noch zu sagen, einen alten Soldaten gekannt, der dreimal verheirathet gewesen. Die Erste hatte mir Gott gegeben; da war ich ein glücklicher Mann. Die Zweite gaben mir die Menschen. Mit der fing mein Elend an. Die dritte gab mir, Gott verzeih' mir, Gott verzeih' mir's, der böse Feind, die hackte mir das Mus auf dem Kopfe. Was er damit sagen wollte, liegt so auf der flachen Hand, daß ich nichts hinzusetze.

Um wieder auf unsern Müller zu kommen, so wollte er sein Lieschen niemals zwingen. Seine eigne Ehe war auch eine im Himmel geschlossene, so sollte auch die seines Kindes seyn; aber — es menschelt halt überall — des Schöffen Kilians Reichthum war auch eine Sache, die nicht zu verachten war und er und sein Sohn waren brave Leute.

Nach einigem Besinnen sagte er er zum alten Kilian: Herr Schöffe, ich danke Euch für Eure gute Meinung von meinem Lieschen. Sie ist auch nicht auf die Unrechte gefallen; aber so wenig ihr mir seyd, ich will doch erst mal das Lieschen ausfragen, denn die muß mit Eurem Sohne leben und nicht ich. Hat sie nichts dagegen und kann Euren Sohn leiden, so bin ich ganz für die Sache und will mit Freuden Euer Mitschwiegervater werden.

Seit wann, fragte der Kilian, seid Ihr denn geworden wie die Stadtleute? Wer wird da lang fragen? die Lieb' kommt mit der Ehe. — Ich und meine Frau sind, wir hatten uns auch nicht gern lieb, ja, wir hatten, Jedes nämlich, andere Gedanke. Das thut ein Weilchen leid; aber das verging bald, und wir haben herrlich zusammen gelebt.

Das mag auch einmal glücken, Herr Schöffe; aber ich will Euch an den Rumpel und seine Frau erinnern, daß sich Gott erbarme! Da ist ein Katzengebiß alle Tage, ein Zanken, Fluchen und Schimpfen, daß Einem die Haut schaudert. Das ist auch so eine zwischen den Vätern abgemachte Ehe, so ein Seelenverkauf. Wie oft haben die schon beide ihren Aeltern im Grabe geflucht. Davor behüt' mich der liebe Gott!

Der Schöffe konnte darauf nichts sagen. Es mochten ihm auch noch so hin und wieder Ehen einfallen, wo es ebenso war — kurz — er schwieg und sagte dann noch: So lunkt denn das Mädchen aus und sagt mir Bescheid; aber er war ein stolzer Mann und konnte die Sache nicht recht verwinden, ging fort und ließ den Müller stehen. Dem grübelte die Sache. Je mehr er daran dachte, desto lieber hätte er die Heirath gesehen. Sie war ohne Zweifel die beste, welche Lieschen im Dorfe machen konnte. Der Schöffe hatte das schönste Gut, das schönste Haus und auch baar Geld, und nur den Einen Erben!

Er ging zu seiner Frau und sagte ihr von dem Antrage. Die erschrack heftig.

Ach Gott, sagte sie, Du wirst doch nicht unser schönes Kind an den häßlichsten Menschen verschachern wollen?

Verschachern wollen? Wer sagt denn das? Ich will ja nur wissen, ob das Mädchen keinen Widerwillen und Abscheu gegen ihn hat. Bedenk' einmal diese Heirath! Lieschen wird eine bessere Gelegenheit niemals finden, sie mag warten, so lange sie will.

Ich glaube sie wartet lieber bis an den jüngsten Tag. Das ist aber nichts weiter, als die Rechnung vor dem Wirthe machen, sagte der Müller.

Wie kann sie den Menschen lieb haben? spottete die Mutter. Ist er nicht eine Spatzenscheuche?

Die Liebe ist ein kurios Ding, Frau. Ich habe gesehen, daß sie solche Dinge übersah, als da rothe Haare, Sommerflecken und schielende Augen sind. Ist er nicht brav? Frage das Mädchen; aber sprich nicht so toll in den Tag hinein, wie du es eben gethan, sonst ist die Ge-

schichte von vornerein verdorben. Die Mutter versprach's und hielt ihr Wort; aber die Antwort war, wie sie sie erwartet hatte. Lieschen konnte den Burschen nicht haben—weil ein Anderer ihr lieb war. Davon sagte sie nun freilich nichts und die Aeltern wußtens auch weiter nicht, aber es war so.

Der Müller gab sich d'rein, obwohl mit großer Ueberwindung und nach vielen Bemühungen und von dem Tage an hatte er einen erbitterten Feind an dem Schöffen, der ihn überall zwickte.

Wie aber Lieschen einem Buben Raum in ihrem Herzen gegeben hatte, das war so gekommen. Obgleich man eigentlich nicht sagen kann, wo die Lieb' beginnt und wie sie eben beginnt, so giebt's wohl doch so einzelne Mahlzeichen auf ihrem Wege, bei denen man merken kann, wie sie geworden ist, und wo ihr Anfang sein möchte.

Daß Müllers Lieschen weit und breit das schönste und lieblichste, aber auch das sittigste Mädchen war, wußten zwar Alle, die sie kannten, aber Niemand wußte das besser, als der arme Paul, der Sohn einer blutarmen Wittwe, deren Hüttchen am Einzange des Dorfes lag, wenn man von der Mühle herein kam.—Paul war ein hübscher Bursche, eine kräftige, frische Gestalt, dabei bescheiden, treu und fleißig und was mehr werth war als das Alles, er erfüllte seine Kindespflicht gegen die alte Mutter mit einer rührenden Treue und Hingebung. Was er verdiente, gab er der Mutter. Ihr Wunsch war ihm Befehl und er würde um keinen Preis etwas gethan haben ohne Vorwissen und Rath der Mutter.

Wenn Lieschen zur Kirche ging, stand Paul gewiß am Fensterlein und sah sie mit seinem treuen, blauen Auge gar freundlich an und die Liebe sprach aus jedem Blicke. Das Mädchen hatte auch scharfe Augen und sah diese heimliche Zuneigung, die der Arme nicht auszusprechen wagte, und in ihrem Herzen weckte das ein gleiches Gefühl. Keiner der vielen Bewerber war ihr so werth, wie der Paul, und der Paul war ein schöner dazu. Man weiß wie Mädchen sind.

Bei'm Kirchweihtanze stand Paul von Ferne, folgte ihr mit den freundlichen Augen, aber tanzte nicht. Sie mußte ihm einmal zulächeln, sie konnte sich's nicht versagen, und dachte: er wird ja einmal mit dir tanzen! aber Paul wagte es nicht. Endlich stand sie einmal mit ihrem Tänzer vor ihm. Da sah sie sich um und sagte: Paul, Du tanzest ja nicht?

Könnt' ich mit dir tanzen, sagte er erröthend, so wollt' ich's gerne thun; aber dazu komme ich nicht; lieber tanz' ich gar nicht.

Auch sie wurde roth; aber sie sagte zu ihm: So komm' bei dem nächsten Ländler! Sie nickte ihm zu und schwebte wieder dahin.

Paul's Herz pochte heftig. Er wußte nicht, wie ihm zu Muthe war; als aber der Tanz wieder begann, holte er Lieschen und beide tanzten so schön, daß die Frauen sagten: Schade, daß der Paul so arm ist; das wär' ein Paar, wie es die Tauben nicht schöner zusammentrügen!

Bei'm Tanze giebt auch Ein Wort das Andre. Paul hatte vor seinem Fenster immer so schöne Winterlevkoienstöcke stehen, die blühten im brennenden Roth und hauchten gar würzigen Duft aus.

Was hast Du doch schöne Blumen! sprach Lieschen.

Gefallen sie Dir, Lieschen? fragte er.

Gewiß! war ihre Antwort.

Am andern Morgen standen die herrlichsten Stöcke auf der Fensterbank an dem Fenster, wo Lieschen schlief, und als Antwort trug sie am nächsten Sonntag die schönste Blüthe vor der Brust und als Paul wieder am Fensterlein lehnte, lächelte sie und nickte ihm ihren Dank zu.

Von da an begann ihr Einverständniß, das eben, je verschwiegener es war, desto tiefer wurzelte, denn es ist ein altes wahres Sprüchelchen, daß kein Feuer stärker brennt, als heimliche Liebe, die Niemand kennt.

Mit dem „Niemand kennt" geht's aber nur eine Meile; denn die Leute haben auch Augen und Ohren und bald flüsterte man davon hier und dort.

Als nun das Mädchen den rothen Sohn des alten Kilian ausschlug, fragte sie die Mutter: ob sie einen heimlichen Schatz habe, und das Kind hatte kein Geheimniß vor der guten Mutter und sagt's ihr. Was die Mütter wissen,

das erfahren gleich die Väter; es ist so in der Welt, und es ist recht so.

Der stolze Müller aber donnerte und blitzte und es gab Thränenströme die das Mühlrad hätten treiben können, aber kein Ja für den Rothen und wärmere Liebe für den Armen, dem nur die Armuth im Wege stand, wofür er ja doch nichts konnte.

Das lag nun dem Müller am Herzen als er über Gottfrieds Reden nachdachte. Die Verheirathung seines Kindes war der einzige Punkt, wo er nachgab. Er selbst sollte einst von seinem Vater zu einer Heirath gezwungen werden und that's nicht, und damals hatte er geschworen, wenn ihm einst Gott Kinder geben wollte, so sollte niemals Eins derselben gezwungen werden zu einer Heirath.

Ueber das Amerikagehen sprach er nicht; aber es lag in seiner Seele ein Dorn, der immer mehr stach; ein Dorn, den er nicht herausziehen konnte. Ueberdieß hing Lieschen an dem armen Paul mit treuer Seele und er sah ein, nur durch ein Wegzug konnte er der Schmach entgehen, einer der ärmsten Bursche des Dorfes zum Schwiegersohne zu bekommen.

3.

Des Müllers sonst so heitre Natur war wie umgewandelt. Stille und in sich gekehrt ging er dahin. Oft sah man ihn dastehen und in's Blaue hineinschauen. Man sah es klar, daß ihn wichtige Dinge inwendig beschäftigten und quälten.

Vergebens bemühten sich Frau und Kinder ihn aufzuheitern. Er blieb sich gleich. Hart war er nicht gegen sie; aber augenscheinlich zurückgezogen, zurückhaltend und kalt.

Als der Sommer kam und die größere Arbeit wurde er allerdings wieder freundlicher und dem Leben mehr zugewendet; aber ganz wie er gewesen, wurde er nicht mehr. — Ihn drückte die Schuld, die Feindschaft des Schöffen und das Amerikagehen drei harte Nüsse!

Es war ein heißer Sommer in selbigem Jahre. Wenn nun in den Gebirgen Gewitter kommen, so sind sie ungeheuer heftig, und nicht selten entladen sie die größten Regenströme, die dann oft verheerend für die Gegend werden.

Im Juli kam auch nach einem gluthigen Mittage gegen Abend ein Gewitter, das sich zwischen die Hochgipfel hinein klemmte und nicht wich. Der Donner rollte schauerlich in den Bergen, besonders um die Mühle. Der Müller nahm das Habermännchen und betete inbrünstig mit seiner Familie, daß der Herr ihnen gnade, wo die wilden Elemente sie umgaben und ihnen Schaden und Verderben drohten.

Das Wetter wurde immer schlimmer. Blitz auf Blitz zischte durch die Luft wie feurige Schlangen. Der Donner brüllte graulicher und krachte so hellklingend und gellend, daß man meinte, alle Minute werde es einschlagen; aber noch war das Wettergewölke nicht über der Stelle wo die Mühle im engen Thale lag. Der Müller hatte die Hand an seinem Pulse liegen, um die Zwischenräume zwischen Blitz und Donner zu berechnen. Es kam immer näher und es wurde in dem Thale immer dunkeler, daher die Blitze um so fürchterlicher waren.

Plötzlich brach der Regen los; aber das war kein Regen, es war ein Wolkenbruch.— Das Wasser goß vom Himmel. In wenigen Minuten schoß der Bach wie ein Strom daher.

Des Müllers Ställe lagen tiefer als das Haus. Zum Glück dachte er schnell daran, sprang hinaus und machte das Vieh los, das schon im Wasser stand bis an die Brust. Die Thiere suchten, getrieben von Todesangst, in der Flucht ihre Rettung; allein der Müller kam kaum mehr in seine Wohnung, so hoch war das Wasser gestiegen, und immer noch strömte es vom Himmel herab und immer stieg die tobende Fluth.

Herr, sey uns gnädig! flehten Müllers, wie aus einem Munde.

Wir müssen uns retten! rief der Müller, sonst ertrinken wir oder die Mühle begräbt uns unter ihren Trümmern!

Er faßte das Jakobchen und wadete bis an die Achseln durch die Fluth; denn drüben stand ein Holzschuppen auf felsiger Höhe. Dort war

allein noch Sicherheit. Als er das Kind niedergesetzt, kehrte er zurück die Andern zu geleiten, aber das Wasser warf ihn an der Thüre um und riß ihn fort.

Der Müller wär' verloren gewesen, wenn nicht zwei starke Arme ihn ergriffen hätten. Es war der Mahlknecht, der ihn sinken sah und ihm nachsprang; allein drinnen schrieen sie um Hülfe, denn die Mühle krachte. Der Mahlknecht riß seinen Herrn empor und zog ihn auf das trockne Ufer.

In diesem Augenblicke erschien Paul auf der Brücke und wadete durch gegen die Mühle.

Er hatte die Noth geahnet und jetzt vernahm er den Wehruf in der Mühle.

Dorthin! rief er dem Mahlknecht zu, und beide gelangten glücklich in das Haus.

Lieschen stürzte Paul entgegen. Ach, rief sie, dich sendet Gott, du lieber Paul! Und er faßte sie mit seiner riesigen Kraft und trug sie zum Schuppen; kehrte zurück und rettete die Mutter, während der Mahlknecht die Söhne herausleitete und zog.

Alle dankten dem Herrn für ihre Rettung. Auch der Müller erholte sich wieder, und es schien nun als habe der Zorn der Elemente ausgetobt. Der Regen wurde sanfter und hörte endlich ganz auf; allein es wurde Morgen ehe sich das Wasser ganz verlaufen hatte.

Jetzt erwies sich denn auch die Verheerung. Schlamm und Gestein deckte weithin Wiesen und Fluren. Die Weinberge waren theilweise in das Thal herabgeschwemmt. Weiter oben standen die Weinstöcke ganz von der Erde entblößt. Der Mühlenteich war an den meisten Stellen ganz zerstört. Die Mühle selbst, obwohl erst reparirt, hatte außerordentlich Noth gelitten und das Rad stand ganz verschüttet von Erde und Gestein.

Als der Müller den Schaden übersah, schlug er die Hände zusammen und rief: Ich bin ruinirt!

Paul erfaßte seine Hand. — Vertraut auf Gott, sagte er mit tiefem Gefühle, und der Schaden wird sich auch wieder ausheilen lassen.—

Der Müller dankte ihm kühl für seinen Beistand und beachtete ihn überhaupt wenig.— Sein Schmerz war groß; er sah seiner Hoffnungen Grab vor sich, den Triumph seines Feindes Kilian, neue Schulden — er sah die Liebe Lieschens und des armen Paul. Das war zuviel für die Kraft des Mannes, es traten Thränen in seine Augen. Er wandte sich ab und sagte leise: O wär' ich in Amerika! Es war das Erstemal, daß sich das, was stille in seiner Brust gelegen, in einem Worte kund gegeben. Niemand hatte es gehört als die Müllerin. Sie trat zu ihm und sagte: Mann, hast du nicht gehört, was Paul gesagt hat, der deinem Kinde und mir das Leben gerettet hat?

Sei mir still von dem; sprach höchst unmuthig der Müller. -- Du siehst doch, der kommt nur, um sich wegen Lieschens einzuschmeicheln.

Du bist doch sehr hart, warf ihm die Frau vor. — Statt daß du dem armen, braven Jungen danken solltest, denkst du schlimmes von ihm.

Der Müller mochte die Wahrheit dieses Wortes fühlen; aber als er sich umsah, Versäumtes nachzuholen, sah er noch in Lieschens schmerzlich weinendes Auge, aber den Paul fand er nicht mehr, er war ganz stille weggeschlichen, trug aber den reichen Schatz im Herzen, zwei theuere Leben, und darunter das theuerste für ihn, vom augenscheinlichen Tode gerettet zu haben, ein Lohn, der ihn über den Undank des Müllers emporhob und tröstete. Hatten ja doch Lieschen und ihre Mutter weinend ihrer Dankbarkeit Worte gegeben — und das war's was ihn beglückte. Auf der Mutter Herz hatte aber doch das Wort: Wär' ich in Amerika! eine schwerere Last des Kummers gewälzt, als das Unglück dieses Tages. Dieß Wort hatte ihr das Räthsel gelöst über die traurige Veränderung in dem Betragen ihres Mannes seit Ostern, seit Gottfrieds Wegzug. Jetzt wußte sie, worüber er so nachgrübelte; aber sie sah auch ein neues, größeres Unheil über die Familie hereinbrechen, als das war, welches das schwere Gewitter dieses Abends hereingebracht. Eine traurige Nacht floß hin, eine Nacht, die vieler Seufzer und Thränen Zeuge war.

Früh weckte der Vater zur Arbeit. Das Vieh war schon am Abend wieder heimgekehrt, aber im Schuppen untergebracht worden. Am Margen ließen sie es wieder im Walde weiden, der am Berge jenseits des Mühlbachs hinzog.

Sie reinigten die Ställe zuerst, um nur die Thiere unterzubringen und als dieß gelungen war, gingen sie an das Befreien des Rades vom Schutte. Jetzt aber sah der Müller viele Leute aus dem Dorfe kommen mit Hacken und Schippen, die ihm beistanden. Bald war das Rad frei; aber der ganze Mühlteich war zugelegt mit Massen von Kies und Gestein. Viele Hände machen schnell ein Ende, hieß es hier. Mit großem Eifer arbeiteten die Nachbarn und mit ebenso großer Freudigkeit. Auch Paul war darunter und seinem Antrieb war großen Theils die Hülfe zuzuschreiben. Es währte nur wenige Tage und die Spuren des schrecklichen Wolkenbruches waren selbst auf des Müllers Aeckern und Wiesen vertilgt. Das Wasser floß wieder in die verschüttet gewesene Klause und aus dieser durch den Dielenkanal auf das Rad. Die Mühle klapperte wieder in ihrer eintönigen Weise und Alles schien in Ordnung; nur die zerrüttenen Weinberge foderten Arbeit und große Kosten und die Mühle selbst mußte abermals durch Maurer und Zimmerleute reparirt werden.

Der Müller lieh auf's Neue Geld und mußte noch einmal leihen, ehe der letzte Ueberrest des Unglücks gänzlich hinweggetilgt war.

Die Schuldenlast stieg dadurch sehr beängstigend. Sie hatte jetzt die Höhe von Tausend Gulden erreicht und ein neues Unglück drohte.

Eines Tages traten in des Müllers Stube ganz unvermuthet der Bürgermeister, der Schöffe, ein Feldmesser und der Amtsdiener.

Der Müller fuhr mit Entsetzen empor, denn in dem hämischen Gesichte Kilians las er einen Bubenstreich, der ihm sollte gespielt werden.

Es ist angezeigt worden, hob der Bürgermeister an, daß Ihr bei Herstellung Eures Mühlenteichs weit über Eure Grenzen gegangen seyd. Schon seit Jahren ist der Teich immer erweitert worden auf Unkosten der Gemeinde. Ihr habt ihn mit Erlen und Pappeln besetzt u. alle diese Bäume sollen, nach Ausweiß der Satzsteine, auf dem Gemeindeeigenthum stehen. Wir sind deßwegen hierhergesendet vom Landrathe um die Sachlage zu untersuchen auf Kosten des Theils, der Unrecht hat. Kommt nun mit uns an Ort und Stelle.

Der Müller mußte folgen.

Ich kenne die Grenzen nicht, sagte er. Wie der Teich jetzt ist, so hab ich ihn als Kind gekannt und als Mann von meinem Vater selig ererbt.

Niemand antwortete. Der Bürgermeister zog eine alte Flurkarte hervor und zeigte den Frohnd-Arbeitern, welche hier gewartet hatten die Stelle an, wo der Stein stehen müsse.

Man grub lange nach, fand aber keinen Stein.

Ebenso war es an vier andern Stellen, wonach des Bürgermeisters Aussage Steine gestanden haben sollten.

Der Müller war betroffen; indessen war er sich bewußt, nie einen Grenzstein gesehen zu haben. Um so tiefer verletzte es ihn daher, als der Bürgermeister zornig ausrief:

Da liegt es klar, daß Ihr die Mahlsteine zu Eurem Vortheile ausgerissen habt, um Euch am Eigenthum der Gemeinde zu bereichern.

Mochte der Müller sagen, was er wollte, der Bürgermeister, der überhaupt ein Unhold war, und den, welchen er einmal häßte, drückte, wo er nur irgend konnte, ließ ihn gar nicht zu Worte kommen, sondern erklärte ihm ohne Weiteres, er werde ihm nochmals eine Commission senden und dann gerichtlich belangen. Er sagte ihm harte, verletzende Worte, denn er war ihm schon lange her nicht hold. Der Schöffe sprach kein Wort; aber auf seinem Gesichte lag die teuflische Freude seiner gelungenen Rache.

Sie entfernten sich und ließen den Müller in tiefer Trauer zurück; denn nun stand ihm das Schwerste bevor, was es für ihn geben konnte, ein Prozeß. Nie war er in seinem Leben vor Gericht gewesen; nie hatte er irgendwo mit Jemanden Hader gehabt. Er mochte es sich zum Ruhme nachreden, daß er weder in eige-

ner noch als Zeuge in fremder Sache vor Gerichte gestanden.

Das wurmte und nagte an seinem Herzen. Wär' ich doch in Amerika bei Gottfried! seufzte abermals der Müller und dieses mal laut vor Frau und Kindern, dann wäre ich doch auch dieses Kreuzes völlig überhoben!

Mit einem Wunsche kommt man nicht nach Amerika und auch nicht aus einem Prozesse, in den man, wenn auch unschuldig, ist verwickelt worden.

Der Müller mußte aushalten und empfing richtig seine Ladung.

Er konnte zwar den Reinigungseid leisten, daß er die Steine nicht entfernt, von deren Vorhandensein er wirklich nichts wußte, aber er wurde, nachdem der Teich abgemessen worden, verurtheilt, ihn zu verengern; alle die schönen, alten Erlen und Pappelbäumen welche ihm durch ihren Holzabfall soviel Nutzen gebracht, verlor er, da sie der Gemeinde zugesprochen worden und die Hälfte der Kosten mußte er tragen. Zwar wollte sein Advokat, der gerne das Schäflein noch besser scheeren wollte ihn zur Appellation bereden; allein Frau und Kinder hingen sich an ihn und baten, das Unrecht über sich ergehen zu lassen, welches sie alle unendlich tief schmerzte.

Hatten nun schon Gottfrieds Worte den zündenden Funken in des Müllers Seele geworfen; hatte Lieschens höchlichst mißbilligte Neigung, Kilians überall neckende und ärgernde Feindschaft diesen Funken angefacht, so war das Wasserunglück und dieser feindselige Prozeß mit seinen Verlusten recht geeignet ihn zur Flamme werden zu lassen.

Der Müller war einmal auf einem unseligen Irrwege. Die Schulden hätte er bei einem gesegneten Weinjahre bei Fleiß und Sparsamkeit trotz ihrer Höhe wieder getilgt, und durch den Anzug jungen Viehes, durch die emsige und sorgfältige Tuchbleiche, welche Lieschen und seine Frau besorgten, sicherlich in einer kurzen Reihe von Jahren getilgt. Das Unglück, welches Gott über ihn hatte kommen lassen, mußte er in Ruhe und Demuth als gläubiger Christ hinnehmen und tragen, und ebenso das Unrecht, welches ihm Kilian anthat. Die Rache hätte er Dem heimgeben sollen, der da sprach: Mein ist die Rache, ich will vergelten, spricht der Herr. Soviel ihm auch seine Frau das Alles vorstellte, worin ihr der fromme Geistliche des Dorfes recht zu Hülfe kam, es half Alles nichts. Der Widerwille gegen Vaterland und Heimath gewann in seiner Seele immer mehr Raum und der Plan, auszuwandern, reifte bei ihm mehr und mehr und gewann durch vielseitiges Erwägen stets mehr Rundung und Festigkeit.

5.

Einem herrlichen Sommer war ein gesegneter Herbst gefolgt, ein Herbst, wie seit anno 34 keiner mehr gewesen war. Wer kennt nicht den herrlichen 42er, der über so manchen Kopf den vollständigen Sieg errang also, daß er die Erde gar zu genau besah, auch wohl unwillkührlich küßte. Der Gevatter, der gern Witze reißt, die freilich nicht allemal gut sind, sagte darum: der 42er hat einen Erdgeschmack. — Mancher, der alleine ausging, kam zu zweien wieder heim und der Zweite war der Herr über den Ersten.

Es wuchs nicht grade erstaunlich viel, aber er war erstaunlich gut.

Der Müller hatte als ein verständiger Winzer seine Erde wieder an die Stöcke geschafft. Freilich kostete das viel; aber die Weinberge waren doch zum größern Theil wieder gerettet und er selber mußte eingestehen, der Herr hatte Großes an ihm gethan, denn er machte seine drei Fuder Wein und hatte sich keinen Tropfen geschätzt.

Da sieht man, wie das Leichtverzweifeln eine rechte Sünde ist. Der Herr kann aus Wenig Viel machen und sein Arm ist nicht verkürzt.

Die Müllerin versäumte es auch nicht, ihm das nachdrücklich an's Herz zu legen, denn sie war eine gottesfürchtige Frau. So verhärtet war nun auch seine Seele nicht, daß er nicht die Wahrheit dessen gefühlt hätte, was die gute Frau sagte; nahm auch dankbarlich die Gaben Gottes und wurde wieder recht fröhlich als die drei Fässer gefüllt waren und gleich darauf ein Kaufmann kam und sie ihm für 800 Gulden zusammen abkaufte.

Als er das Geld empfangen, zahlte er es

auf der Stelle auf seine Tausend Gulden Schulden und athmete freier. Und als er aus der Stadt heraus war, zog er seine Mütze ab und dankte Gott für seinen Segen.

Da hätte ich nun darauf schwören wollen, das Auswanderungs-Fieber wäre völlig geheilt; aber dann hätte ich blos bewiesen, daß ich meinen Müller schlecht gekannt. Das ist eine erschreckliche Geschichte mit diesem Fieber! die Aerzte sagen, es gäbe aber schleichende Fieber und die seien bös küriren, weil sie so tief unter der Haut sitzen. Du liebe Zeit das Auswanderungsfieber sitzt noch tiefer, das hat seinen Wohnsitz im Kopfe und im Herzen. Da seh' Einer hinein! Die Hausgenossen hätten auch darauf schwören mögen, es käme nun die alte Ratte nicht mehr hervor; aber sie hatte einen langen Schwanz, der sich nicht gut entfernen ließ.

Der Müller war fröhlicher, das ist wahr— aber in seiner Seele lag immer noch der alte Plan. Der Gottfried war davon allein die Ursache. Alle der Herbstsegen, das reichliche Mahlen im Herbste, war nur für den Müller eine Bestärkung in seinem Plane. Es ging ja jetzt um so besser und er behielt ja Geld die Hüll und Fülle, um in Amerika ein kleines deutsches Fürstenthum sich zu kaufen. Sah er hinaus und sah den alten Kilian die Erlen und Pappeln fällen, die nun versteigert wurden, so gab ihm dies einen neuen Stich in's Herz. Sah er sein liebliches Lieschen mit dem armen Paul lächeln oder liebäugeln, so gab ihm dies einen zweiten Stich ins Herz und er sagte: Ich muß fort. Mein armes Kind soll nicht im Elende sitzen. Ich müßte ja alle Tage roth vor Scham werden, wenn ich an Pauls Hüttchen vorüber gehe, und sähe mein Kind herausgucken und: guten Tag, Vater! sagen! — Nein, so etwas soll mir doch nicht begegnen und dem Kilian Gelegenheit zu Spott und Hohn geben! Solcherlei Reden führte der Müller, wenn er ganz allein war; denn bei den Seinen mochte er's doch nicht laut werden lassen. Er hoffte gegen Ostern etwas Anderes.

Als nämlich der Gottfried abreiste, sagte er zu ihm: Höre, Gottfried, ich will Dir etwas im Vertrauen sagen, Du hast mir das Herz schwer gemacht und ich hätte nicht übel Lust, Dir zu folgen. Wenn Du einmal glücklich dort bist, so schreib mir ehrlich, wie Du es gefunden hast. Und verhält es sich gut, so will ich Dir schon schreiben. Du machst mir dann ein Plätzchen aus, wo ich gut wohnen kann und ich komme zu Dir.

Das hatte Niemand gehört und der Gottfried hielt auch den Schnabel fein sauber.

Von denen die früher aus selbiger Gegend nach Amerika gegangen waren, kamen nun wohl Briefe daselbst an, die Gottfrieds und seiner Genossen glückliche Ankunft meldeten. Sie wußten alle des Lobens kein Ende und am Ohio lag ohne Widerrede das verlorne Paradies. Sie nahmen alle die Backen voll und glaubten's schnurstracks, obwohl sonnenklar neun Zehntheile die abscheulichste Windbeutelei und Lüge enthielten. Es läßt sich begreifen, daß alle diese mit blauer Dinte geschriebenen Briefe, die wahrhaftige Urias-Briefe waren, auch in der Mühle gelesen wurden; aber was sich schwer begreifen läßt, war das, daß die Müllerin ganz unvermerkt, und sie wußte selbst nicht wie, für Amerika eingenommen wurde, wie ihr Mann; aber sie verschloß das auch in ihre Brust, daß das Fieber sie auch zu ergreifen angefangen hatte. Sie war auf die amerikanischen Briefe so erpicht, wie nur Einer. Wenn denn einer in einer Runde von zehn Stunden ankam, so ging er so lange in den Spinnstuben und Häusern herum, bis man ihn nicht mehr lesen konnte. Dann fand sich Einer, der ihn abschrieb für die heilbegierigen Seelen, die in Amerika allein das Heil finden zu können glaubten. Der Müller freute sich ungemein, als er sich sagen durfte, seine Frau laborire auch am Amerikafieber; aber er schwieg weislich und dachte: Sie wird schon zu seiner Zeit zu reden anfangen; laß nur erst den Gottfried schreiben.

Der Winter ging stille herum und die Osterzeit kam, die einst so unselige Frucht in die Mühle gebracht, und eines Tages kam der Amtsbote und brachte einen Brief an den Müller, der war aus Amerika, denn er war mit blauer Dinte geschrieben und kostete netto einen Gulden und vierzig Kreuzer.

Niemals hat der Müller lieber das Postgeld bezahlt, als dießmal. Er hat vor Eifer gezittert, als er ihn endlich erbrach. Da stand denn zuerst das Datum: Rome Perry County, State of Indiana und war geschrieben im Oktober des vorigen Jahres.

Hm! brummte der Müller, daß ist doch entsetzlich weit, wenn der Brief so lange lauft! —

Nun versetzte seine Frau: er wird unterwegs liegen geblieben seyn, wie das hier zu Lande auch passirt.

„Gott zum Gruß, herzliebster Cumpeer! las der Müller, ich will Euch zu wissen thun, daß ich glücklich hier angekommen bin, wie mir's ergangen und wie es um mich steht in diesem Lande der Freiheit.

Aha, sagte der Müller, jetzt kommt's. Das letzte Wörtlein zeigts, daß er zufrieden ist.

Lies doch nur weiter, trieb seine Frau und sah über seinen Achsel in den Brief.

„Ich bin, las er nun, ich bin von M. bis Antwerpen auf dem Dampfboot gefahren wie ein Churfürst, und ist gegangen wie gepfiffen. Als ich mit meinen Leuten ankam, war grade ein gekupfertes Schiff da, das nach Neuorléans absegeln wollte. Da hab' ich denn einen guten Akkord gemacht und hab' mich eingeschifft. Himmel, Cumpeer, was sind das Schiffe! Eure ganze Mühle geht in die Cajüte hinein! In unserm Walde steht kein Baum so hoch, wie der kleinste Mast drauf. Da wurde uns denn unser Lögis angewiesen. Das war unter dem Deck, verdammt eng und dunkel, hatte auch wenig Luft und da viele Auswanderer aus Schwaben und der Schweiz auf dem Schiffe waren, so roch es schlimm. Alles ging gut, sag' ich aber am andern Tag, als das Schiff absegelte, — Cumpeer, von der Geschichte könnt Ihr Euch keine Vorstellung machen!"

Nun kriegt er die Seekrankheit, sagte der Müller. — Freilich es stirbt Keiner daran; aber es ist doch eine Pein ohne Ende und Maaß.

Was ist's denn weiter? Vater, fragte Kurt wegwerfend.

Wart's nur ab, versetzte der Vater, er wird's ja beschreiben. Und er las weiter:

„Da hat denn das Schiff angefangen zu tanzen und ist Alles zu unterst, zu oberst gegangen oder wir, ich weiß das nicht — und mußte Alles auf verkehrtem Weg hinaus, was im Leibe war. Ich dachte Lunge und Leber, Herz und Nieren gingen mit. Was das Allerärgerlichste war, die Matrosen lachten wie verrückt und sagten auf Englisch: Als noch einmal! Wehr Dich, Alter! und dergleichen mehr. Aergerte man sich, so gings immer wieder von Neuem los und man meint grade, man müsse schnurstracks den Geist aufgeben. Wär' das Ding so einmal gewesen, so wär's gesund, man sparte sich ein Brechmittel in der Apotheke zu kaufen, fegte auch einmal den alten Kochtopf, den Magen aus; aber es dauert unverschämt lang. Ich habs grade sieben Tage gehabt. Aber darnach hätt'st Du mich sollen einhauen sehen! Das war über das Bohnenlied! Mich haben nur die armen Kinder gedauert und Dein Pathe wäre beinahe draufgegangen. Doch der liebe Gott hat geholfen.

„Die Seereise war übrigens glücklich — Denke Dir, in sieben Wochen keinen Sturm und fast allzeit guten Wind! Auch ist keins gestorben, im Schiff und hat keine Krankheit geherrscht. Sind wir denn endlich in Neuorleans angekommen. Da war's aber heiß und hab' ich da die ersten Schwarzen und Rothen gesehen. Schöne Schätzchen! meiner Treu! Sag' dem Lieschen, wenn's so Einen sähe, verging ihm das Heirathen für immer. Die Leute sagten, das gelbe Fieber sei da, wir sollten uns fortmachen. Ich hab's nicht gesehen; aber es soll eine arge Krankheit sein, weil die Leute so gelb werden wie eine Gelbrübe oder Möhre, und, ixpirfex, sind sie todt. Da dacht ich: Gottfried putz die Platt! und ging in den Hafen; fand auch glücklicher Weise ein Dampfschiff das den Fluß hinauffuhr der vier J. in seinem wälschen Name hat, hab ihn heute noch nicht behalten können. Das war eine lange Fahrt. Ich will lieber dreimal per See fahren, wenn's so geht, wie bei uns, als einmal so einen Fluß hinauf, und das ist ein Fluß! Da ist der Rhein ein Krebsbächlein dagegen. Hättest du nur etwas hinter dei-

'nem Mühlrad von dem Wasser, was der zuviel hat!"

Der Müller seufte tief auf und las dann weiter:

„Endlich sind wir denn in Rome angekommen. Da dacht ich, wirst du eine rechte Stadt finden. Ja, prost Neujahr! Ein Nest von Blockhäusern, die gar weit auseinander liegen sieht man vom Landungsplatze aus. Ich sagte dennoch Gottlob! als ich endlich das Land betrat. Du kannst mir's gar nicht glauben, wie freundlich die vorausgegangenen Landsleute mich aufnahmen. Nun hatte ich aber kein Haus und kein Land. Gleich waren Mäckler da, amerikanische Galgenvögel, die Einen rupfen, daß keine Feder übrig bleibt. Die Landsleute sagten auf Deutsch zu mir: Hüte Dich vor diesen Finken! Nun war's genug. Mich kriegten sie nicht in ihr Netz. Wir mußten uns in ein Wirthshaus einquartiren; aber schon am dritten Tag ritt ich mit einem braven deutschen Manne nach einer Farm, die eine halbe Stunde weg lag. Du siehst, daß ich nun schon reite. Das kostet hier nichts. Der A. von R. den Du auch kennst, lieh mir sein Pferd. Er ist ein Bäcker hier. Unter einer Farm versteht man aber ein Landgut mit einem Hause, Scheuer, Stallung, Schiff und Geschirr, sammt dem Vieh. Wir ritten durch ein schönes Land, wo klares, das heist, angebautes Land mit Wald und Weideplätzen wechselte. Von solch einem Walde haben wir gar keinen Begriff, Cumpeer, weils so keinen in Europa giebt. Das sind Stämme von entsetzlicher Dicke und Höhe und von ganz andern Holze als bei Euch zu Lande, obwohl es auch Eichen u. Buchen gibt. Unser Weg führte uns endlich in ein Thal, das sich nach dem Flusse zieht und von einem recht ansehnlichen Bache durchflossen ist, der Fische die Fülle hat. Es war ein prächtiges Thal, die Berge sind nicht hoch aber alle mit Wald bedeckt. Da muß Wein wachsen, daß es eine Art hat. Grade neben dem Flusse liegt die Farm. Mir wurde es doch ein Bischen krabelich, als ich auch nur ein Blockhaus sah und alle andre Gebäude auch so gemacht, wie daheim die Buben die Meisenkarren machen; aber es waren fünf Gebäude. Ein Garten lag dabei, etwa so groß, wie der unsers Pfarrers; ein Brunnen, der gutes Wasser hat, und etwa hundert und zwanzig Morgen Land, davon sind fünfzig klar und eingesäet und eingepflanzt; aber das Uebrige ist wald. Man braucht das Land gar nicht zu bessern und das Vieh weidet im Walde. Obstbäume stehen da herum und im Garten stehen Traubenstöcke. Hühner, Enten, Gänse, Tauben, zehn Stück Vieh, zwei Pferde, und eilf Schweine — das Alles wurde verkauft für — nun rath einmal?! — Ich will dir's sagen, daß ichs angekauft habe, und da Du weißt, was ich mitnahm, noch fünfzig Gulden übrig habe. Nun denkt einmal!"

„Da wohne ich denn nun und sitze im Ueberfluß. Ich rotte jetzt Land zum Weinberg an, und bin seelenvergnügt. Hier gibt man keine Steuern, kein Lump von Steuerbote kommt, Einen zu plagen, kein Bürgermeister hundzt Einen aus und drückt, wenn man ihm einmal auf's Krähenauge trat. Ich könnte Dir einen Brief voll Ruhmes schreiben, aber ich mag nicht. Nun, Cumpeer, komm' bald nach. Eine halbe Stunde von mir liegt eine Farm für Dich, da kannst Du eine Mühle bauen so groß, wie Du willst. Die Farm ist noch größer, wie meine; Du bringst auch mehr Geld mit. Da können wir zusammen glücklich leben und der Kilian quält dich nicht mehr. Es ist nun auch manches Schlimme hier, davon aber will ich Dir ein andermal schreiben. Grüße mir alle gute Freunde und Bekannte. Einen schönen Gruß von meiner Frau.

Arnold Gottfried."

„Nachschrift. Wenn Du kommen willst, so versieh Dich gut mit Schuh und Stiefeln: bring Dir eine gute Doppelflinte mit, denn hier ist freie Jagd; auch Aexte, Beile, Sensen, Schippen, Kärste und Eisen-Schneidegeschirre bring' Dir mit. Das kostet heillos Geld hier. Plagen muß man sich und Arbeit darf man nicht scheuen; dann haben's aber auch die Kinder gut. Adjes! Rundherum liegt Congreßland!"

Da! sagte der Müller. Nun wüßten wir Bescheid über Amerika und wie's dort ist; ob wir aber um Vieles gescheider sind, bezweifle ich recht sehr; denn was er lobt, hat auch Tadel und den will er ein andermal schreiben.— Warum that er's denn nicht heute schon? der Narr!

Das sagte aber der Müller nicht etwa, weil es seine Meinung so gewesen wäre, sondern um die Meinung seiner Frau und Kinder zu hören. Er wollte sie auslunken.

Die Mutter sagte: In der Schrift steht: wovon das Herz voll ist, davon gehet der Mund über. Man sieht, es geht ihm erschrecklich gut. Da lobt er und preißt er eben aus Herzensgrund. Für das wenige Capital, was er hinein brachte hat er denn doch ein Gut, wie er es hier niemals bekommen hätte. Was mag aber das letzte Wort bedeuten? Ich versteh's nicht!

Ich will's Euch sagen, Mutter; hob Lips an. Als der Congreß zu Waschington den Wilden das Indiana-Gebiet abkaufte, war Alles Congreßland. Der Congreß, das ist die Landesregierung. Die verkauft nun das Land wieder an einzelne Ansiedler oder auch Gemeinden oder auch Händler, die es im Kleinen wieder verkaufen.

Das wäre also Land, das man kaufen könnte?

Freilich, Mutter, wenn man Geld hat!

Dummer Bub! sagte die Mutter ärgerlich. Das brauchst Du mir nicht zu sagen.

Was muß da eine Jagd seyn, Lips! rief Kurt aus.

Das glaub' ich; nicht wie hier, wo es im Wochenblatt steht, wenn Einer einmal einen Hasen sieht und ein Reh ist rahr, wie Einer, der im Mäßigkeitsverein ist. Von Kirche u. Schule schrieb er nicht; sagte bedenklich die Mutter und sah ihren Mann an.

Das wird eben zu den Schlimmen gehören, daß sie dort fehlen! sagte der.

Das wär' doch schlimm für unser Jakobchen? sagte die Mutter.

Wollt ihr denn hin ziehen? fragten beide Buben zugleich, denen noch das im Gedächtniß lag, was der Gottfried heute vor einem Jahre gesagt hatte. Das Soldatwerden gefiel ihnen nicht und das Mannstellen gefiel dem Vater nicht.

In dem Lande war nämlich der Satz nicht geltend, wie er es sollte überall in Deutschland seyn, daß ein Jeder ohne Ausnahme Soldat seyn muß, etwa wie in Preußen, drei Jahre im Heer und dann in der Landwehr. Das ist nämlich das Rechte, meines Dafürhaltens; denn das Vaterland geht Jedem an's Herz und soll es lieb und werth halten über Alles; daher auch für es streiten, wenn's gilt, gegen die Erbfeinde rechts und links, ich meine die Franzosen und die Russen, und wer es sonst wagen möchte, mit den Deutschen anzubinden. Aber ist das nicht eine Schande, daß sich die Reichen loskaufen und blos die Armen dienen müssen? Ist es recht, daß man für Geld sich einen Mann einstellen kann? Wer sich als Soldat verkauft, taugt nichts. Und wenn's nun Krieg giebt, so können die am besten laufen. Denn wofür streiten sie? Für ihr Vaterland? Du lieber Gott! die haben keins. Für ihren König Pah? was fragen die darnach, wer ihr König ist? Für ihre heimische Sitte, Religion, Heerd und Familie? Viel Schüsse Pulver geb' ich dafür nicht bei diesen Kerlen. Mir kommt's gar unrecht vor, wenn wir Deutsche nicht Alle für Einen und Einer für Alle stehen wollen. Wir sind ein tüchtig Volk, aber es ist grade so, als ob wir uns schämten, es zu seyn. Pfui!

Doch zurück zu kommen auf unsern Müller, dem das Mannstellen nicht gefiel, so muß ich bemerken, daß das Geld kostete; denn man zahlte für Jeden, der Soldat werden sollte, eine tüchtige Summe, so war er frei und ein armer Teufel mußte für ihn dran.

Der Müller schwieg mäuschenstille, auch das arme Lieschen schwieg stille und zupfte am Schurzbändel. Gewiß dachte sie an ihren Paul, von dem sie dann für immer geschieden wäre, wenn's nach Amerika ginge. Sie sah aber die Mutter von der Seite an und flüsterte leise: Ihr werdet doch nicht?

Warum nicht, Kind? fragte sie. Denkst Du nicht mehr an das, was damals der Gottfried sagte?

Ach Mutter, das ist nicht so, sagte das liebliche Mädchen. Ihr habt auch klein angefangen und seid durch Fleiß und Gottes Segen zu etwas gekommen. Warum sollten wir das nicht auch können? Da spricht sich das Mädel einmal aus, rief der Vater und wurde krebsroth im Gesichte. Gelt, Dir steckt der Bettelbube, der Paul in der Nase an den Du Dich gehängt hast? Bilde Dir nichts ein, daß ich meine Einwilligung jemals gebe. Als Du den rothen Kilian nicht wolltest, zwang ich Dich nicht; aber jeden Andern hätt' ich gerne als Schwiegersohn gesehen, nur nicht den, dessen Vater Hirte hier war. Schande sollst Du mir nicht machen. So sag' ich's Euch denn, wir ziehen nach Amerika ehe der Herbst kommt, oder sollt's nicht gehen, heut über ein Jahr.

Er stand auf und schritt hinaus. Die Buben sahen sich frohlockend an; die Mutter schwankte zwischen Furcht und Freude; aber der Schmerz hatte Lischen bleich gemacht, wie ein Bild des Todes. Ihre Thränen rannen stromweise; aber ihre bebende Lippe war stumm und das Auge sah hülfesuchend und wehklagend zur Mutter auf, die leider keinen Trost für sie hatte.

Jetzt war es ausgesprochen, was längst in des Müllers Seele feststand, und nun hatte er's auch nicht länger geheim zu halten. Es war eine Nachricht für Viele, die sie nicht glauben wollten und konnten. Von allen Seiten bestürmte man ihn. Seine Frau, die jetzt erst, wo es Ernst wurde, lebhaft erschrack, weinte täglich. Dem Müller machte Jedermann die eindringlichsten Vorstellungen; aber das war Wasser in den Rhein getragen oder vielmehr Oel in die Flamme. Es bestärkte ihn nur noch mehr in seinem Plane, wie ich das bereits erzählt habe.

Er hätte ohne Rücksicht auf die Thränen seiner Frau auf das blutende Herz seines Kindes schon jetzt die Heimath verlassen, wenn er einen Käufer für die Mühle gehabt hätte. Das ging aber so schnell nicht. Die mußte erst zum Verkauf oder zur Versteigerung ausgeschrieben werden. Indessen rüstete der Müller doch Alles trotz der Bitten seiner Frau und Lieschen, trotz der Vorstellungen, seiner wohlmeinenden Freunde, und die Seinen mußten sich drein ergeben.

5.

Während sich dieß Alles in der Mühle zutrug, war auch in Pauls Hause Sorge und Kummer eingekehrt. Seine alte Mutter war schwer erkrankt und Tag und Nacht saß der gute Sohn an ihrem Bette, sie zu pflegen.

Manchmal sah er früher Lieschen Abends unter den Weiden bei der Mühle einen Augenblick. Nun konnte er nicht hin, und als sie am Sonntage nach Ostern vorüber ging, begegnete sein kummervolles Auge dem noch kummervollern des Mädchens.

Was war das? fragte er sich; aber eine Antwort hatte er nicht.

Am Abend bat er eine entfernte Verwandte bei der Mutter zu bleiben und er eilte das Thal hinauf zur Mühle.

Da stand schon die schlanke Gestalt und harrte seiner. Weinend fiel sie ihm um den Hals und lange währte es, bis er eine Antwort auf seine stürmischen Fragen erhielt.

Wie erschrack er, als sie sagte, ihr Vater ziehe nach Amerika! Paul war klug genug, einzusehen, warum das geschah. Er wußte ja mehr wie jeder Andre, wie ihn der Müller verachte. So kam zum Schmerz um den drohenden Verlust der theuren Mutter auch der noch, daß ihm das theuerste Gut entrissen zu werden drohte. Eine Werbung bei dem Müller wäre eine unbegreifliche Thorheit gewesen, die selbst Lieschen abrieth. Es blieb nichts übrig, als — Scheiden für diese Welt, wenn nicht Paul nachkommen konnte. Und das war unmöglich. Auf dem Häuschen und den paar Feldstücken ruhten schwere Schulden. Würde das Alles versteigert, so blieb nicht soviel übrig, die Reisekosten zu bestreiten.

Da flog ein Gedanke durch des Jünglings Kopf. Sollte seine Mutter sterben, so stellte er sich als Einsteher. Hundert Gulden gewann er gewiß dafür bei einem Reichen in der Stadt. So bekam er Geld und konnte Lieschen folgen, wenn auch erst nach sechs Jahren. Er schwieg darüber gegen sie und unter schwerem Weh trennten sie sich.

Leider hatte Paul bald seine betagte Mutter zu beweinen. Sie war in ihrem ganzen Le-

ben nie krank gewesen, und bei solchen Leuten nimmt gewöhnlich die erste Krankheit auch ein tödtliches Ausgehen und Ende.

Hoffnung war keine da, sein Lieschen zum Weibe zu kriegen, so ließ er denn sein Hüttchen versteigern, zahlte seine Schulden und trat als Soldat in das Heer für einen reichen Stadtherrn, ehe noch der Müller seine Mühle versteigert hatte. Das Scheiden war schwer und that unendlich weh; aber er hatte doch noch eine Hoffnung—nach wenigen Jahren kam er nach und dann fügte es doch noch vielleicht der Himmel, daß er sein Lieschen bekam. Die Jugend hofft auch dann noch, wenn der letzte Schimmer noch sichtbar ist. Wer möchte ihr nicht dieß Vorrecht gönnen? Ist man einmal alt und hat viele Erfahrungen gemacht, so weiß man auch wie viel die Hoffnungen werth sind. Sechs Jahre dachten sich beide so kurz, als seien's sechs Wochen. Treue hatten sie sich gelobt und zwei Herzen wie diese, die brachen sie nicht; aber was lag Alles dazwischen?

Dem Müller wurde das Herz leicht, als der Paul fort war; vielleicht hätte er sich noch dazu verstanden, da zu bleiben; aber nun war's eine Ehrensache für ihn, zu gehen, weil er's gesagt hatte und schon Schritte geschehen waren; auch sagte jetzt Niemand mehr etwas zu ihm. Item, der Notar hatte Alles wohl besorgt und die Versteigerung der Mühle ging vor sich. Der Müller hielt sich's aus, bis nächsten Juni noch wohnen zu können. So wurde es richtig. Ein junger Müller kaufte die Mühle; aber bei weitem nicht so theuer, als der Verkäufer gemeint. Die Aecker und Wiesen gingen wohl besser ab, da er recht lange Termine zur Bezahlung gesetzt, und Schiff und Geschirr kam gut an den Mann.

Damit war's aber nun noch nicht fertig, die Grosse, das heißt, das Versteigerungsprotokoll mußte nun auch verhandelt werden, damit der Müller baares Geld in die Finger bekam. Da mußte er dann überall herumlaufen bei beschnittenen und unbeschnittenen Juden, das heißt, bei Christen, die nicht besser als Juden sind und aus dem Schachern ein Geschäft machen. Endlich fand er Einen, der ihm mit einem Nachlaß von acht Procent das Geld schoß. So bekam er für hundert Gulden zweiundneunzig. Das war schon ein schöner Verlust bei sechs tausend Gulden und das Jaköbchen rechnete aus, wie viel das war; aber es mußte sein und der Müller meinte in seiner Herzensfreude, es sei wenig. Bis zur Abreise mußte auch aus der Schnur gezehrt werden und Vieles wurde zur Reise angeschafft, verpackt und verwahrt, als Zwieback, dürre Früchte, Eisenwerk und dergleichen. Mehl und Fleisch hatten sie im Ueberfluß. Nun wurden nah und fern die Reisegefährten aufgesucht, getrunken, gezecht, was sonst der Müller nie gethan, und das zehrte am Capitale mächtig.

Eines Sonntags kam ein Mann in die Mühle, der sich für einen Agenten ausgab. Es war nämlich Einer, der mit den Auswanderern Akkorde abschloß zur Reise bis an die See und auch bis nach Amerika, und war aus der Stadt, wo die Auswanderer eben auf die Rheindampfboote gingen.

Der Mensch konnte reden wie ein Buch; erzählte, wie die Gesellschaft, welche ihn gesendet, mit den Seeschiffern in Verbindung stehe; lauter neue gekupferte Schiffe in ihrem Dienste habe; lauter Schnellsegler, die vor dem Winde hinflögen wie ein Gedanke; sie versorge die Auswanderer am besten und verproviantire sie am Freigebigsten. Das Maul ging wie ein Brummtopf. Er forderte bis Neuorleans für den Kopf nicht einmal sehr viel Geld und für das Jaköbchen die Hälfte vom Preise der Erwachsenen.

Der Mensch wußte mit seiner fertigen Zunge die Leute nach seines Herzenslust einzuthun und der Müller schloß den Akkord bis Neuorleans ab, zahlte ihm auch abschläglich auf den Kopf zwanzig Gulden, um sicher zu seyn, und dachte: Nun ist Alles abgemacht!

So kam denn der Juni herbei und Alles war beendet, selbst früher, als es der Müller geglaubt hatte.

Aber die schwersten Stunden kamen nun erst, die des Scheidens aus den Räumen der Wohnung, wo er geboren und erzogen war, wo er die schönsten Jahre seines Lebens, die glücklichsten, verlebt; wo sich an jeden Winkel eine theure Erinnerung in Freude oder Leid an Ba-

ter, Mutter, Gattin und Kinder band. -- Aus der Mühle zu gehen, kostete ihm einen schweren Kampf. Weinend verließen sie die Schwelle, und gingen den Weg zum Dorfe, wo die Wagen hielten. Und Lieschens Herz brach schier, als sie an dem Hüttchen vorübergehen mußte, wo Paul gelebt hatte, wo sie so gerne Armuth und Noth mit ihm getheilt hätte. Hier kamen noch die Leute aus dem Dorfe und sagten ihr: Behüt' Euch Gott! Selbst Kilian kam; aber nicht um einen versöhnenden Abschied zu nehmen, sondern um den Müller noch einmal zu kränken, denn der schmähliche Bösfeind sagte zu ihm: Da er eine Papiermühle anlegen wolle, so solle ihm doch der Müller Lumpen aus Amerika besorgen. Darauf wandte er sich lachend um und ging weg.

Das war das letzte Bittere, was den Müller traf. Die Peitschen knallten und die Wagen flogen dahin. Je weiter sie sich entfernten, desto heiterer und freier wurde das Herz. Im nächsten Städtchen kamen die Genossen des Zuges aus andern Dörfern der Nähe und Ferne. Man begrüßte und ermuthigte sich gegenseitig und die Reise ging weiter.

Am andern Morgen, nachdem sie die Nacht hindurch gefahren waren, erreichten sie den Bestimmungsort.

Da sah man schon zahlreiche Gruppen von Auswanderern lagern mit ihren Kisten u. Kasten, welche die Ankommenden erwarteten, um nun gemeinschaftlich die Reise anzutreten.

Als der Müller zu dem Agenten kam, um die akkordirte Summe zu zahlen, erstaunte er nicht wenig, als dieser auf den Kopf fünf Gulden weiter forderte, indem er sagte, die Preise der Fracht und Lebensmittel seyen in Holland aufgeschlagen und dergleichen. Obwohl der Müller die Prellerei einsah, so war er sowohl, als seine Genossen außer Stande, etwas zu thun, um ihr zu begegnen; denn als sie mit dem Gerichte drohten, lachte der Agent und fragte, ob sie sich dann überzeugt hätten, daß der, mit dem sie akkodrdirt hätten, eine Vollmacht von ihm gehabt habe?

Bei solcher Schlechtigkeit, war nichts weiter zu machen, als zu zahlen, wenn nicht das bereits bezahlte Geld auch sollte verloren, und die Reise zweifelhaft seyn.

Was des Müllers Seele am meisten mit Sorgen quälte war das Erkranken seiner Frau Schon in den letzten Tagen ihres Aufenthalts in der Mühle hatte sie eine große Schwere und viel Schmerzen in den Gliedern, klagte über Kopfweh und Uebelkeiten. Das nahm auf der Reise zu und rasch und heftig entwickelte sich eine Krankheit, die ein Arzt auf dem Dampfboote ohne Umschweife für ein Nervenfieber erklärte.

Als sie Coblenz erreichten, erklärte der Capitain des Dampfbootes dem ohnehin schwerbelasteten Müller, er könne die Kranke nicht länger auf dem Schiffe dulden. Jetzt begann erst recht sein Kreuz. Er mußte die Reisegenossen ziehen lassen und sich in Coblenz einmiethen, um seine Frau zu verpflegen. Tiefes Leid legte sich auf die Herzen Aller. Tag und Nacht kam der Mann nicht vom Bette seiner lieben Frau und Lieschen wetteiferte mit dem Vater in aufopfernder Pflege. Der Krankheit widerstand zwar die gute Natur der Müllerin, aber die Krankheit zog sich in die Länge und selbst als sie auf dem Wege der Wiedergenesung war, wollten lange die Kräfte nicht wiederkehren, welche nöthig waren, um nun nach Antwerpen zu eilen. Und da drängten sich dann die beängstigenden Fragen: Waren die Reisegefährten noch da? Ereilten sie sie noch? Fanden sie ein Schiff? Der Müller empfing wohl den Rath nach Amsterdam zu gehen; allein sein Eigensinn ließ es sich nicht nehmen, nach Antwerpen zu gehen, obwohl, was ihm kein Zweifel mehr war, Alles Geld verloren war, was er für die Ueberfahrt bereits bezahlt hatte.

Er hätte sich die Haare ausreißen mögen; aber er hätte es damit doch nicht geändert— und er hatte ja sein liebes Weib noch und auch noch Geld und durfte hoffen mehr nach Amerika zu bringen, als Gottfried hingebracht.— Die Familie war indessen doch gebeugt, und der Müller selbst war demüthiger geworden. Schon war der halbe Juni herum, als sie endlich aufbrechen konnten. Langsam ging die Reise von Statten.

Als sie Antwerpen erreichten — war das Schiff mit den Auswanderern bereits seit achtzehn Tagen in die See gestochen, und jetzt erst begann sich das Kreuz zu häufen für den Müller; denn es war auf Monate hinaus keine Aussicht, daß ein Schiff nach Amerika abginge. Es stellte sich nun klar, daß er das Geld umsonst bezahlt und die Agenten lachten ihn weidlich aus, als er von Rückgabe sprach. Es blieb nichts übrig, als abermals sich einzumiethen in der theuern Seestadt.

Jetzt erst kehrte tiefe Niedergeschlagenheit bei dem Müller ein. Wie das Alles enden sollte, sah er nicht ein, denn jeder Tag zehrte an seinem Gelde. Um nicht müßig zu sein, suchte er mit Lips und Kurt Arbeit im Hafen; allein sie waren der Arbeiten nicht kundig, und verdienten daher nur sehr wenig.

Zwei Monate waren abermals hingegangen. Da rieth man ihm, mit einem Schiffe nach Hamburg zu gehen, wo fast alle drei Wochen Schiffsgelegenheit nach Amerika sey. Wollte er vor Winter noch hin, sollte nicht alle Habe aufgezehrt werden, so mußte er diesen Plan erfassen und eine sich darbietende Gelegenheit ergreifen.

Sie schifften sich dann gutes Muthes ein. Aller Jammer, den Gottfried beschrieben, suchte sie heim und zum erstenmale in dem Leid der Seekrankheit, beim Rückblick auf die Verluste seiner Habe, seufzte der Müller tief und sagte zu sich: Wäre ich doch im Lande geblieben und hätte mich ehrlich ernährt!

Lieschen allein blieb verschont von der schlimmen Krankheit; aber sie saß da und blickte mit den rothgeweinten Augen durch die Lucke nach der schwindenden Küste — und dem Müller fielen die Thränen des Mädchens wie Tropfen siedenden Bleies auf das Herz, und er dachte: Hätte ich doch meinen Stolz gebeugt! Paul war arm, aber brav. Sie hätten ja in der Mühle bei mir wohnen können! Hätte ich Ihnen gegeben, was ich nun schon verloren habe, so wären sie wohlbestellte Bauersleute geworden!

Das alles aber war nun zu spät und nicht mehr zu ändern; aber der Reue kann man auch nicht sagen: Geh' ein Haus weiter! oder wie die Reichen zu den Bettlern sagen: Geh' in Gottes Namen! Wo die sitzt, da sitzt sie fest und ist wie der Wurm im Wandgetäfel, der nimmer aufhört zu nagen. Und der Müller hatte sie noch dazu theuer erkauft. Mancher kriegt sie wohlfeiler. —

Die Reise ging auch nicht gut. Das Schiff war ein altes, mürbes Gebäude, dem es seit 1804 gedackte und war immer in See gewesen; hatte manchen Puff erfahren von Sturm und Wetter. Da wollen die Planken nicht mehr recht halten und die Rippen ächzen, wie ein Schwerkranker. Ueberdieß war es unvernünftig beladen. — Gab's keinen Sturm so ging's schon gut; aber die Herbstzeit nahte und da meldet sich der Winter allemal mit tüchtigem Schnaufen, sagen die Seeleute, und meinen damit nichts Andres, als die vorherrschenden Stürme der Tag und Nachtgleiche, die alle Jahr zweimal kommt, im September nämlich und im März. Zudem hat die Nordsee ihre Mucken durch das ganze Jahr. Das Schiff hatte fast immer Gegenwind. Als nun die Seekrankheit ausgetobt hatte, saßen unsre Müllersleute oft recht trübselig auf dem Verdecke und das Jaköbchen sagte: Vater, ich bin das Wasser satt; wir wollen wieder an's Land und heim in die Mühle! So ein Kindeswort schlägt oft tiefer hinein in die Brust, als ein Blitz in die Erde. Und wahrlich, der Müller empfand das jetzt; aber er schwieg und seufzte; die Mutter aber und Lieschen weinten und die Mutter drückte den Buben an's Herz und bat ihn, geduldig abzuwarten; sie werden bald landen.

Mit dem Baldlanden hatte es aber nun auch seine eig'ne Bewandniß. Es war in einer Nacht, wo alle ruhig in ihren Hängmatten schliefen, als ein mächtig Braußen und ein kläglich Aechzen der Schiffsplanken den Müller weckte. Es that Schläge gegen die Wände des Schiffes, als sollte das Alles in Trümmer geschlagen werden.

Ein Nordweststurm mit kaltem Regen hatte sich erhoben, Er rasselte in dem Takelwerk, als wolle er's kapores machen, wie der Gevatter zu sagen pflegt; Er pfiff durch das Tauwerk in einer Melodie, welche Angst und Bängigkeit in die Seele jagte; er schmiß die Sturz-

wellen gegen das Schiff, daß man meinte: es mache jetzt sein Testament. Das Schiff wurde umher geworfen, daß Alles, was im Rumpfe stand, über einander rumpelte. — Mit Entsetzen erwachte nun des Müllers Familie und es begann ein gar arges Wehklagen. Das Jaköbchen wollte an's Land, und die Andern hättens wohl auch gewollt, wenn es nur gegangen wäre.

Der Müller stieg heraus und wollte auf's Verdeck; aber ein donnernder Zuruf scheuchte ihn wieder in die Tiefe hinab.

Die Lage der armen Leute war erschrecklich; denn der Sturm wuchs von Minute zu Minute an Heftigkeit. Am Abende hatte der Capitain gesagt, sie seien nicht mehr weit von Curhafen. Die Nacht war stockfinster und die Gefahr wuchs mit jedem Windstoße, besonders bei der schlechten Beschaffenheit des Schiffes.

Die Auswanderer dachten schon verloren zu seyn, als der Mast brach und gekappt, das heißt, abgehauen und über Bord geworfen werden mußte.

Es sollte indessen nicht mehr lange zweifelhaft bleiben, daß das Schiff seinem Untergange nahe war. Ein entsetzlicher Stoß, der das Schiff zittern machte und es auf die Seite legte, war das Zeichen der Scheiterung. Das Wasser drang mit furchtbarer Schnelle in den Rumpf. Die Angst hatte nach und nach die unglücklichen sechs Menschen im Rumpfe des an sich kleinen Schiffes ganz betäubt. Sie waren gewissermaßen gleichgültig geworden gegen Alles, was kommen konnte; als aber das Verderben so rasch, so unerwartet schnell und mit so bedrohlicher Gewalt herantrat, ergriff sie doch der Schrecken des Todes mit aller Gewalt.

Herauf! donnerte es jetzt durch die Verdeckthüre. Auf der Treppe saßen sie zusammengekauert. So schnell als möglich stiegen sie auf das Verdeck. Die zwei Boote waren ausgesetzt. Man bestieg sie. Die Taue wurden gekappt und die Wellen warfen die kleinen Fahrzeuge wie Nußschaalen herum.

Bald verhüllte die Nacht den Schiffskörper. Nur der weiße Schaum der Wellen war sichtbar, die wie die Ungeheuer der Tiefe heran tobten. Alle schlossen sich eng aneinander und beteten mit Inbrunst. Niemand jammerte um die verlor'ne Habe. — Die Rettung des Lebens war das Nächste, was die Seele beschäftigte.

Es war ein Gottesglück, daß der Tag nahe war. Mit den ersten Strahlen des Tages im Osten legte sich der Sturm, nicht aber das zürnende Braußen des empörten Meeres. Der ganze furchtbare Anblick trat nun allmählig vor das geängstete Gemüth, denn dem Auge bot sich ein unbeschreibliches Schauspiel. Wie Berge wälzten sich die Wogen daher, hoben die Boote auf ihre Spitzen und stürzten sie im nächsten Augenblicke hinab in einen Abgrund, der das Haar sträuben machte, um sie wenige Minuten später wieder zu gleicher Höhe zu erheben.

Als der entsetzliche Schauplatz von der Sonne nun endlich ganz erhellt wurde, suchte der Capitain, der im Boote der Auswanderer war, das Wrack, das heißt, das gescheiterte Schiff; aber man sah nirgends eine Spur. Die Wogen hatten es in den unergründlichen Schooß der Tiefe hinab geworfen und mit ihm die letzten Mittel der Armen, ein Daseyn zu fristen, dem eine Hoffnung nach der Andern schwand. Die Küste war nicht weit, und gegen Mittag nahten Lootsenboote, das heißt, Boote in welchen sich Leute befanden, welche, kunstgeübt, die Schiffe in den Hafen zu steuern pflegen. Sie hatten wohl geschlossen, daß der Sturm Unglück gebracht und stachen in die See, um Verunglückte zu retten.

Glücklich kamen die Schiffbrüchigen in Curhafen an, aber erst da, als sie durchnäßt und starr vor Kälte am Ufer des Hafens standen und mitleidige Menschen sie mit sich in ihre Wohnungen zogen, trat die Macht des Elends vor die trostlosen Seelen.

6.

Acht Tage später sehen wir ein wanderndes Häuflein in der Nähe des Thores der mächtigen Stadt Hamburg. Voraus schreitet mit gesenktem, kummerbleichem Haupte ein Mann in den Vierzigen, aber die Haare sind schneeweiß.— Das Auge sieht nur an den Boden. Die sonst kräftig aussehende Gestalt ist gebrochen, geknikt,

gebeugt, als gehöre sie einem Greise von siebzig Jahren. Fragt Ihr mich: Wer ist das? so antworte ich Euch mit bewegtem Herzen: Es ist der Müller! Ihr schlagt vielleicht mit Entsetzen die Hände zusammen und sagt: Es ist nicht möglich! Der hatte ja, als er wegzog, noch kastanienbraunes Haar und der hat schneeweißes! Der ging ja so stracks wie eine Tanne, und dieser schreitet dahin wie ein Greis! Der sah ja vertrauensvoll in die Welt hinaus und in diesem Auge ist alle Hoffnung zu Grabe gegangen und der träumerische Blick sucht—ein Grab; der hob stolz die Stirne empor — und dieser senkt das Haupt wie Einer, dem das Herz gebrochen ist.

O Ihr lieben Leser, glaubt mir's doch: Es ist der Müller! Aber habt Ihr nie gehört, daß eine entsetzliche Todesangst das Haar in wenig Stunden bleichen kann? Es ist eine Wahrheit, und kommt wohl öfters im Leben vor. Ich hab's selbst erlebt, zweimal in meiner eigenen Familie, daß große Seelenangst das Haar frühzeitig in dem Lebensalter, und in Zeit weniger Stunden gebleicht hat. Habt Ihr noch nicht erlebt, daß wenige Stunden eines entsetzlichen Geschicks mit seinen erschütternden Folgen einen kräftigen Menschen gänzlich zerrütteten? Den frohen Muth für immer brachen? Daß das Herabgestürzt werden vom Gipfel schöner Hoffnungen in die Tiefe hoffnungslosen Jammers den inwendigen Menschen völlig umwandelte? O du lieber Gott, wie oft geschieht das! Und denkt Euch den Müller? Er hat Alles daheim verlassen und schöne Hoffnungen einer glücklichen Zukunft hoben die Brust. Er verließ die Heimath als ein reicher Mann—und nun? Wohin sollte er, als wieder in die Heimath? Und wie kann er zurück? Als Bettler, als Lump wie der alte Kilian prohetisch gehöhnt. All' seine Habe liegt in der treulosen Nordsee. Er hat nichts mehr, als die Kleidung! Wie? frag' ich: Er hat nichts mehr?—Hat er nicht noch seinen Gott droben im Himmel, der nur den Hofärtigen widersteht, aber den Demüthigen Gnade giebt? Hat er nicht noch seinen Heiland Jesus Christus, der den bittern Kelch leerte, zu dem er flehen kann, der allenthalben ist versucht worden, und bei den Seinen bleibt bis an's Ende der Welt? Doch ich muß Euch einen Blick in die Seele des Müllers thun lassen! Er war wohl ein religiöser Mann der in der Bibel las, der betete, der in die Kirche ging; aber der völlig hingebende, gottvertrauende Glaube war nicht in seiner Seele. Die Welt hatte da ihre Wohnstätte und der Müller meinte, seine Klugheit thue auch etwas und recht viel. An seine Schuld und Sünde dachte er selten. — Als aber die Nordsee Alles verschlungen hatte, worauf der Weltmensch baut, und er in Curhafen an's Ufer trat und die mitleidigen Menschen sich ihm nahten, da war unter ihnen ein Greis in silberweißem Haar, der faßte des Müllers Hand und sagte: Freund! Hiob hatte noch mehr verloren als Ihr, denn Ihr habt Eure lieben Kinder noch Alle und seid gesund, und er sagte doch: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet! Auf zu Gott das Herz! Der Glaube an die allwaltende ewige Liebe, die auch um unsretwillen des eingebornen Sohnes nicht verschont hat, sondern ihn für uns dahingegeben, ist der rechte Stecken und Stab für die Seele. Tragt die Führung Gottes stille und richtet den Blick nach Innen. Da ist gewiß Vieles zu verbessern. Dahin will Euch der Herr weisen; aber der so tief demüthiget, der erhebet auch wieder, der da schlägt, heilet auch.

Da ists dem Müller gewesen, als ob eine Stimme vom Himmel spräche, als ob der Mann in die geheimen Falten seines Herzens geschaut habe und es ist ihm leicht geworden. Hernach hat er mit seinen Leuten acht Tage im Hause dieses Mannes gelebt, und es ist ihm eine neue Morgenröthe aufgegangen, ihm und seinen Leuten Allen. Das war ein Aufgang aus der Höhe, und die acht Tage waren Ostertage eines neuen Lebens.

Wenn er so stille, so gesenkten Hauptes dahingeht, so hält er wohl Einkehr in sich, und solche Einkehr weist allemal den Weg zum Himmel. Sein Stolz war gebrochen. Ihm war nun die Heimkehr in tiefer Armuth kein Schrecken mehr. Er hatte sich unter die starke Hand Gottes gebeugt, warum sollte er sich vor den Menschen nicht demüthigen? Er gedachte an seinen Herrn, der schuldlos Schmach und Verachtung

getragen, und er sollte sie nicht tragen von dem alten Kilian, wo er sie doch verdient durch seinen Hochmuth? —

Hinter dem Müller gingen zwei Frauengestalten, und führten ein Bübchen. Das war die Müllerin und das Lieschen, die das Jaköbchen führten. Sie sahen beide bleich. Die frischen Rosen der Jugend auf Lieschens lieblichem Gesichte waren wohl etwas geblichen, aber ihr Auge sah so gottergeben in die Welt, wie das ihrer Mutter, und man sah, sie bebten nicht vor der langen Wanderschaft, die sie recht lebendig daran erinnerte, daß wir Gäste und Pilgrime sind in dieser Welt und keine bleibende Stätte haben. Hinter diesen wanderten die jugendlich kräftigen Gestalten der beiden Buben, welche Bündel trugen, worinnen die Gaben der Liebe wohlthätiger Leute aus Curhafen waren. Sie plauderten leise davon, wie sie nun für ihre Aeltern und Geschwistern daheim arbeiten wollten, und an solchem Gerede hatte der, der in die Herzen sieht, seine rechte Freude.

So waren sie denn an's Thor gekommen, wo Einer stand, der das Recht hat, zu fragen: Woher? und Wohin? und Wer seyd Ihr?

Heutzutage tragen die Zeitungen die Ereignisse blitzschnell weit herum. Das Unglück auf der Höhe von Curhafen war bereits längst bekannt. Ein recht beweglicher Zeitungsartikel hatte auch das harte Loos der Auswandererfamilie geschildert. Und als nun der Müller seinen ehrlichen Namen nannte, und das Woher und Wohin kund that, da kannte der Thorschreiber schnell seinen Namen und sprach freundlich mit ihm.

Wo wollt Ihr hin? fragte er noch einmal, und meinte damit nicht ob er in die Heimath wolle, sondern wo er in Hamburg zu bleiben gedenke.

Ei, sagte der Müller, da hat mir ein guter Freund in Curhafen einen Brief gegeben an den Pastor so und so — und er hielt ihm die Adresse hin.

Ach, sagte der Thorschreiber, kommt ein Bischen herein in meine Stube, der Abend ist da, ich will Euch selber führen, denn derselbe Herr Pastor wohnt bei Sanct Nicolai und da ist weit hin.

Das nahm der Müller gerne an, denn er und die Seinen waren müde. Nach einer halben Stunde, in welcher der Thorschreiber dem Müller all' sein Herzeleid abgefragt, kam sein Sohn und übernahm seinen Posten. Der Alte aber wurde der Führer der armen heimkehrenden Auswanderer zu dem Pastor an der Sanct Nicolaikirche, die aber abgebrannt war in dem großen Unglück der Stadt und hieß halt die Stelle noch: „bei Sanct Nicolai.“

Bei selbigem Manne Gottes war ihr Brief kein Uriasbrief, sondern ein Schlüssel, der die Pforte des Herzens aufmachte. Er wollte sie auch alle herbergen, was aber der ehrliche Thor Schreiber nicht that, denn er wollte auch seinen Theil haben. So blieb denn die Mutter, das Jaköbchen und das Lieschen in dem Hause des Pastors und die drei Mannsleute sind mit dem Thorschreiber gegangen.

Und als sie am andern Morgen wollten mit den schweren Herzen und leichten Bündeln weiter ziehen, da sagte der Pastor und der Thorschreiber, welche heimlich mit einander getutschelt hatten: Das geht nicht! Ihr müsset hier ausruhen.

Der Müller meinte, das sei nicht nöthig, sie wollten kleine Tagreisen machen und der Winter sei nahe, der Weg aber ganz erschrecklich weit; allein es half ihn dermalen nichts, er mußte bleiben bei den freundlichen Menschen, die auch erfahren hatten, was es heißt, Hab' und Gut im Zorn der Elemente verlieren, denn das grausame Feuer hatte ja kurz erst die Stadt verheert, und lagen noch die Trümmer an vielen Stellen und Sanct Nicolai war auch nur eine gewesene Kirche, und der Müller dachte dabei an sich; denn er war ja auch ein gewesener Müller.

Die zwei Hamburger hatten aber ihre Pläne so im Stillen. Die wollten bei reichen Freunden sammeln für die Armen und meinten, die Hamburger könnten da als ein Stückchen Zinsen zahlen von dem großen Capitale Dankbarkeit, was sie dem lieben Deutschland schuldig seien. Hatten auch gar nicht Unrecht, und die Zinsen

waren niemals besser angewendet, als bei Müllers.

So mußten sie denn drei Tage bleiben und besahen sich die Stadt recht nach allen Seiten, das Alte, was die Flamme verschont und das Neue, was wiederum aufgebaut worden war und wo die fleißigen Hände sich rührten.

Dem Müller fuhr da wohl der Gedanke durch den Kopf, hier zu bleiben und tüchtig zu handlangern mit seinen Buben, die ja auch kräftige Kerle waren; allein die Mutter und das Lieschen baten so flehentlich, daß er's aufgab. Zu andrer Zeit würde er nur noch fester dadurch in seinem Plane geworden seyn; aber der Eigensinn war auch gebrochen mit dem Hochmuthe in der Schule des Herrn. Er war auch viel liebreicher gegen Frau und Kinder gewesen — und sie dankten Gott dafür; denn das Lieschen hatte seit der Geschichte mit dem Paul nicht viel freundliche Mienen im Vatergesichte gesehen und nicht viel freundliche Worte aus seinem Munde gehört.

Als sie denn doch endlich nicht länger meinten den guten Leuten zur Last fallen zu dürfen, rückten die beiden heraus mit dem was sie erzielt und legten ein ganzes Hundert Gulden in des Müllers Hand und viel Segenswünsche dazu.

Da sind ihm die Augen übergegangen und hat geweint wie ein Kind und die Hände gedrückt den braven Männern und sie gesegnet. Und so sind sie hinausgewandert aus dem Thore der Stadt und haben die Wanderschaft begonnen mit neuem Muthe und neuem Gottvertrauen, denn sie sahen, daß sie der Herr nicht verlassen und die Worte des Greises von Curhafen klangen immer noch in den Ohren und im Herzen des Müllers und seiner Leute und konnten sie gar nicht vergessen, was auch recht gut war, denn die Reise war gar schwer und weit. Der liebe Gott behütete sie auch, daß Keins von ihnen erkrankte und das Wetter gut war.

Ueberall fanden sie milde Herzen, wo sie rasteten und die Erzählung ihres Unglücks gewann ihnen Aller aufrichtige Theilnahme.

Und wenn sie beschenkt wurden und sie eine freie Herberge hier und dort fanden, pflegte die Müllerin zu ihren Kindern zu sagen: Es bleibt doch ewig wahr, was der Herr sagt: Selig sind die Barmherzigen, denn sie sollen Barmherzigkeit empfangen; denn niemals hab' ich von unserer Thüre einen Armen ohne Gabe gehen lassen; niemals habe ich einen weggewiesen, wenn er um eine Herberge bat. Das giebt uns jetzt der Herr mit reichen Zinsen wieder, und ich weiß auch jetzt recht gut, wie es dem Armen ist, wenn er einen fröhlichen, freundlichen Geber findet, der's ihm aus treuem Herzen reicht.

Aber Bettler sind deswegen Müllers doch nicht gewesen, haben nirgends die Leute angesprochen um eine Gabe, sondern sie haben's ihnen freiwillig gegeben, wenn sie von ihrem Schicksale erzählten und haben sie umsonst geherbergt, selbst in Wirthshäusern, wo man doch sonst jedem Vogel, der sich auf das Dach setzt, wenigstens eine Feder aus dem Schwanze reißt ehe er fortfliegt, wenn man ihn nicht tüchtig rupft. Sie erfuhren, was man überhaupt erst in trüben Schicksalstagen erfährt, daß die Menschen bei Weitem so herzlos und kalt nicht sind, wie sie scheinen, und daß ein reicher Schatz von jener Liebe, von der der Apostel Paulus, 1 Corinther, im 13. Kapitel, so begeistert redet, noch in den deutschen Herzen lebt, besonders gegen die deutschen Brüder und Schwestern.

Ihre Reise aber war eine gar mühsame Wanderschaft. Am Schlimmsten waren sie daran mit dem Jakobchen, denn das Büblein wurde gar schnell müde; da mußten sie ihn denn tragen der Reihe nach — und dafür war der Bub schon ein Bischen groß u. sehr schwer. Oft gab es, wenn die Orte weit auseinander lagen, gar weite Tagreisen. Das stete Andenken aber, daß jeder Schritt der lieben Heimath näher führe, hob leichter den Fuß, ließ weniger die Ermüdung fühlen.

Sie hatten sich auch schon ihren Plan gemacht. Im Pfarrdorfe stand ein Häuslein leer, das wollten sie kaufen oder miethen. Im Herbste konnten Alle tüchtig taglöhnern, und im Winter wollte der Vater und Lips und Kurt um die Bestgarbe dreschen. So verdienten sie

ihr Brod und die Mutter und Lieschen konnten spinnen. Vielleicht konnte auch der Vater oder einer der Buben in der Mühle Mahlknecht werden.

Der gute Gott, der uns bis hierher so gnädig führte, wird uns ja nicht hungern lassen! sagten sie Alle, und arbeiten wollen wir gerne. Wenn's uns denn auch einmal ein wenig kratzig geht, so wollen wir's stille tragen und ja nicht murren, unsern frühern Wohlstand vergessen und denken: wir seien allzeit arm gewesen.

So suchten sie sich ihre Umstände zurecht zu legen und ihnen die möglichst beste Seite abzugewinnen. Und das war weise. Thäten wir das immer und in allen Lebenswegen, so würden wir nicht so leicht wetterwendisch und brummig, wenn's eben nicht alle Tage Sonntag ist, was es nicht seyn kann und nicht seyn soll, weil's uns durchaus ungut wäre.

Je näher sie der Heimath kamen, je fröhlicher die Herzen wurden, wie groß auch der Unterschied zwischen Wegzug und Rückkehr war. Absonderlich pochte das Herz Lieschens, denn nun war ke in Abstand mehr zwischen dem lieben Paul und ihr; nun stand kein Hochmuth des Vaters, keine Abneigung mehr zwischen ihm und dem Vater. Ach, wie that es ihr so wohl, wenn jetzt dann und wann der Vater den Namen Paul's mit Wohlwollen nannte. Es schien ihr, als dämmerte da ein helles Morgenroth herauf für ihren Paul und sie. —

7.

Es ist mir noch so erinnerlich, als wär's gestern gewesen, daß an einem Sonntag Nachmittage eines meiner Kinder hereintrat und ausrief: Väterchen, etwas ganz Funkelnagelneues! Müller's kommen wieder!

Sey doch kein Geck! sagte ich kopfschüttelnd. Wie soll das zugehen? Die sind jetzt längst in Neuorleans! — Nein, nein, sagte mein Sohn, der Berthel ist in der Stadt gewesen und hat sie selber gesehen und gesprochen. Rufet mir einmal den Berthel, sagte ich, höchst begierig, etwas Bestimmtes über diese seltsame, mir ganz unglaublich scheinende Nachricht zu vernehmen.

Berthel, ein alter, verständiger und wahrheitsliebender Mann, trat einige Zeit nachher ein, setzte sich und erzählte mir, er sei gestern in der Stadt gewesen, und wie er so dagestanden am Fenster des Uhrmachers Fiedel, seien Wanderer, müde und staubbedeckt vorübergegangen. Plötzlich sei ein Mann auf ihn zugekommen, habe ihm die Hand gereicht und gesagt: Willkomm Berthel! Der Mann aber sei Niemand Anders gewesen, als der Müller. Er habe sich von seinem Erstaunen und Erschrecken gar nicht erholen können. Darauf seien auch die Müllerin, das Lieschen und die Buben gekommen, und hätten ihm die Hand gereicht. Nun seien sie zusammen in das Haus eines Vetters des Müllers gegangen, und dort habe der Müller erzählt, wie er erstlich sei betrogen worden; wie darauf seine Frau in Koblenz erkrankt sei und er alle schon bezahlten Reisekosten verloren habe; wie er in Antwerpen gelegen und endlich auf der Reise nach Hamburg Schiffbruch gelitten, Alles verloren und nur das Leben gerettet habe. Da sei ihm denn nichts Andres übrig geblieben, als heimzukehren, als bettelarmer Mann.

Der Berthel weinte wie ein Kind und ich will's nicht verhehlen, daß ich und alle meine Hausgenossen, die sich um den Erzählenden gesammelt hatten, ebenfalls Thränen des herzlichsten Mitleids vergossen.

Da trat der alte Kilian herein. Habt Ihr schon gehört, fragte er, was dem armen Müller begegnet ist? —

Ich dachte schon in des alten Unholds Gesichte die höllische Schadenfreude zu lesen und den Triumph des Hasses; aber ich hatte mich Gottlob geirrt. Der Mensch war besser, als er sich gewöhnlich gab.

Als ich ihm seine Frage bejahte und er unsere Mitleidsthränen sah, hielt er die seinigen auch nicht zurück.

Das Unglück der Familie geht mir an's Herz, sagte er. Ich hab' ihm Uebles zugefügt; aber Gott soll mich strafen, wenn ich's nicht hunderttausendmal bereuet habe und vollständig wieder gut machen will. Lasset uns einmal berathschlagen, was wir für ihn thun können!

Ich drückte dem alten Manne die Hand, bat

ihm im Stillen das harte Urtheil ab, das ich über ihn gefällt, und belobte seine uneigennützige Handlungsweise. Darauf setzten wir uns zum Rathe.

Da kam denn zunächst eine Wohnung zur Sprache. Leider war im ganzen Dorfe keine frei, als das Hüttchen Pauls. Ich kann nicht sagen wie mir's durchs Herz fuhr, als der Berthel dies vorbrachte. Ich dachte mir des Müllers Hochmuth gegen den armen Paul und nun dieser Wechsel des Schicksals, daß er, der stolze Mann, herabgestürzt von der Höhe seines Glückes, in dies Hüttchen ziehen sollte. Es war indeß nicht zu ändern. — Der Winter nahte, und ein anderes Haus war nicht zu haben.

So wollen wir's in Gottes Namen miethen, Herr Schöffe, sagte ich.

Miethen? fragte der erstaunt. Nein, das ist meine Meinung nicht. Der Paul hat, als er Soldat wurde, mir seine hundert Gulden Einstandsgeld gegeben, daß ich es ihm auslei hen soll. Ich hab' Niemand gefunden. Das Hüttchen soll zwei hundert Gulden kosten sammt dem Gärtchen dran. Ich denke, ich kaufe es, ehe der reiche Lotz, dem es gehört, erfährt, für wen es ist. Der Müller mag dem Paul die Zinsen zahlen.

Aber die andern Hundert Gulden? fragte ich.

Die leihe ich dem Müller, sagte Kilian.

Gott segne Euch dafür! rief ich aus und Kilian lief davon.

Es war noch lange nicht Abend, als er wieder kam und den Lotz mitbrachte. Ich schrieb den Kaufakt, und in meiner Stube wurde das Geld blank und in härtem Gelde ausbezahlt.— Der Kilian rastete nicht, er lief wieder weg und eine Viertelstunde später läutete die Glocke zur Gemeinde, die sich unter der Linde versammelte.

Hier sprach er die Gemeinde um eine kleine Liebessteuer für die verunglückte Familie an, und jedermann war bereit, Kartoffeln, Frucht, Stroh und Heu zu liefern, auch dürres Gemüse, als Erbsen, Linsen und Bohnen. Am andern Morgen regte sich Alles fröhlich im Dorfe. Der Pfarrer ging mit gutem Beispiele voran und bald war der Keller reichlich versorgt und auf dem Speicher lag auch Frucht für die ersten Monate und länger ausreichend. Holz wurde auch gespendet. Kurz und gut, die Müllers hatten einen Anfang, der nicht zu verachten war. Ein armer Mauner weiste ihm sogar unentgeldlich die Stube. Am darauffolgenden Mittwoch kamen die Verunglückten an. Das ganze Dorf war versammelt. Der Eindruck war großartig. Laut weinend drückten die Bauern ihre Hände.

Ach, sagte Müller, ich bin nicht arm! Gott hat mir ja Herzen zugewendet, deren Liebe ein reiches Capital ist! Gelobt sei sein herrlicher Namen!

Tief rühte ihn Kilians Umwandlung, dessen Sohn an ein armes Mädchen verheirathet war.

Als man ihm sagte, daß er mit seiner Familie in Pauls Häuschen wohnen würde, daß man es für ihn erkauft habe, faltete er seine Hände und dankte Gott und denen, die so für ihn gesorgt. Als er aber vernahm, wie Kilian gehandelt, fiel er ihm weinend um den Hals.

Auf Lieschens Wangen trat eine Röthe, die aus dem Herzen kam und ihr Auge leuchtete vor innerer Wonne. Was wird mein Paul sagen? dachte sie und ein freudiger Schauer durchzitterte sie.

Die ganze Gemeinde begleitete sie in das Häuschen, das so wohnlich und gemüthlich war, und die Frauen trugen Mehl, Eier, Butter, Brod, Gemüse, kurz alle nächsten Bedürfnisse des Lebens zusammen, daß die Haushaltung gleich in einer gewissen Ordnung war. Bei dem Töpfer im Orte kaufte Lieschen die nöthigen Geschirre; Anderes lieh man gerne dar, u. so saßen sie Gott preisend wieder am eigenen Tische nieder, denn es war ein Aufschlagetisch an der Wand befestigt, damit das Stübchen nicht allzusehr verengert würde.

Abends kam der Müller mit Kilian und andern Bauern zu mir. Da ging's denn an das Erzählen. Bei der Müllerin und Lieschen saßen die Frauen und Mädchen und die Buben waren bei ihrem Altersgelächter und überall wurde erzählt, gefragt, und die Thränen der Theilnahme fehlten nirgends.

Bei mir wurde berathen, ob der Müller das

kaufte Geschenk den Hamburger Freunde in der Noth zur Hälfte auf Kilians Darlehen zahlen sollte.

Kilian widersprach heftig. Müller, sagte er, Ihr habt gar viel in Eure Haushaltung zu kaufen. Es fehlen Euch ja die Betten und das Weißzeug! Haltet Euer Geld und kauft Euch dafür das Nöthigste. Auf Stroh liegt sich's hart, wenn man sich müde gearbeitet hat, und im Winter thut's es gar nicht.

Das leuchtete Allen ein, und so geschah's denn auch. Bald war eine arme Bauernhaushaltung hergestellt, und jetzt zeigte es sich, daß man keine Unwürdige unterstützt hatte. Müller's Mannsleute arbeiteten wie die Feinde. Jedermann wollte sie in den Taglohn nehmen. Der Vater half gegen schönen Lohn in der Mühle. Keine Arbeit war zu schwer. Die Mutter und das Lieschen schafften auch ebenso fleißig. Die Mutter spann Tag und Nacht, Lieschen ging in Taglohn und die Nachbarinnen halfen redlich mit ihren Liebesgaben. Bald gackerten Hühner im Stalle und eine Geis mäckerte darin und ein Schwein grunzte. Der Müller aber fragte: Sind wir nicht glücklicher als jemals früher? Gottes Wege gehen durch Nacht zum Lichte. Ihm sei die Ehre!

Und Paul? fragt mich vielleicht der geneigte Leser. Darauf soll auch eine Antwort werden.

Der ist ein guter Soldat geworden, ein sauberer und ordentlicher dazu, daß ihn die Offiziere und seine Kameraden lieb hatten. Ein Leid hat ihm am Herzen genagt, das war des Lieschens Wegzug. Daher ist er dann allezeit stille und in sich gekehrt gewesen. Das war aber auch wieder der Grund, daß ein Hauptmann, der ein gar reicher Graf war, ihn als Burschen annahm, das heißt, als Diener und hat ihm monatlich zwei Gulden gegeben. Die ließ der sparsame Paul immer bei seinem Herrn stehen.

Dieser lockte denn auch seine Geschichte heraus und hörte sie mit großer Theilnahme an. Als er vernahm, daß Paul für 100 Gulden eingestanden sei, um nach Amerika dem Lieschen nachgehen zu können, rührte das den guten Grafen sehr und er sagte sich im Stillen, er wolle ihm auch einen Beisprung thun zu dieser Reise und legte ihm monatlich das Doppelte zurück, ohne daß der Paul es wußte. Da ist ihm denn einmal durch einen Rekruten die Nachricht von des Müllers Rückkehr zugekommen; hat's aber nicht glauben wollen; setzt sich darum hin und schreibt an den Pfarrer und fragt, ob sich Alles so verhalte, wie es der Rekrut erzählt, sintemal es grade wie ein Mählein klinge. Der Pfarrer bringt den Brief dem Müller und der schreibt auf der Stelle an Paul und sagt zum erröthenden Lieschen, ob's nicht auch ein Brieflein beilegen wolle? Das Lieschen läßt sich das nicht zweimal sagen, setzt sich gleich hin und schreibt Alles, wie es sich zugetragen, und am Schlusse schreibt's so: „Nun wirst Du mich blutarmes Kind aber wohl nicht mehr wollen, da wir Dir, sogar Hundert Gulden schuldig sind? Und hab' Dich doch noch so lieb wie vor einem halben Jahr."

Da hat der Paul keine Ruhe mehr gehabt in der Hauptstadt, ist zu seinem Herrn Hauptmann getreten und hat ihm Alles offenbart ohne Rückhalt; ja sogar die Briefe zu lesen gegeben.

Der Hauptmann hat gelächelt, als er die Briefe gelesen, aber die Augen sind ihm feucht gewesen und er hat zu dem Paul gesagt: Gelt, nun wirst Du einen vierzehntägigen Urlaub haben wollen?

Der Paul ist roth geworden wie Zinnober, was eine recht rothe Farbe ist, und sagt: Ja — wenn's — der Herr Hauptmann gnädig gestatten!

Dann raff' Dich und geh! sagte der Hauptmann.

Aber da hätte einmal ein Christenmensch den Paul sehen sollen! Das ging wie Pulver. In weniger als zehn Minuten kam er fix und fertig, um seinen Urlaubspaß zu holen und Adjes zu sagen.

Du hast aber Eile! lachte der Hauptmann; indessen, sagte er weiter, geht das doch so rasch nicht. Sag' mal, ist dein Lieschen hübsch?

Herr Hauptmann, rief Paul, wie ein Engel! Milch und Blut!

Was hat sie denn für Augen und Haare? fragte er weiter.

Augen wie Brillen, gnädiger Herr, und Haare wie Flachs, auch so glänzend!

Ist sie groß?

Sie hat so aller Weiber Größe! Gewachsen ist sie wie eine Tanne.

Da denke ich, fuhr der Hauptmann fort, wird ihr Blau schön zu Gesichte stehen. Komm!

Der Paul sah verblüfft seinen Herrn an und meinte, er habe ihn blos genarrt, aber der führt ihn in einen Kaufladen; fragt, wieviel ein Mädchen von siebenzehn Jahren etwa Kattun zu einem Kleide brauche und sucht eine Pracht von blauem Kattune aus, zahlt, läßt abschneiden und einwickeln und giebts dann dem Paul in den Tornister.

Der weißt nicht, was das bedeuten soll, aber jetzt sagt der wackre Hauptmann, indem er ihn den Urlaubspaß reicht: Geh' hin in Gottesnamen und bring' deinem Lieschen dieß neue Kleid von mir mit. Das sag' ich Dir aber, Du mußt mir als Bräutigam zurückkommen, sonst will ich Dich nicht mehr haben. — Das macht den Paul wohl herzlich froh und dankbar, aber das L e t z t e will ihm nicht zu Kopf.

Gnädiger Herr, sagte er, wenn aber der Müller nicht wollte? — Und sie wollten mich auch nicht? — Narr, lachte der Hauptmann, geh' nur! Es wird sich Alles machen. Sey Du nur nicht so mädchenhaft einfältig und rede frisch von der Leber weg.

Paul lief fort. Die zwanzig Stunden legte er in Windeseile zurück. Er wurde gar nicht müde. Es war aber schon dunkel, als er in's Dorf kam. Er steuerte mit klopfendem Herzen dem lieben Häuschen zu, das er hatte veräußern müssen. Es war Licht darin und er sah zum Fensterlein hinein.

Und was sah er da? L i e s c h e n saß am Spinnrade. Und alle Rosen der Gesundheit blühten auf ihrem Gesichtchen und sie war ganz gewiß schöner geworden. Wie schlug sein Herz!

Er klopfte leise ans Fensterlein. Lieschen sprang auf, um herauszusehen.

Da faßte er sie und küßte sie und am Kusse erkannte sie ihn und rief in freudigem Schrecken: Paul!

Wer's weiß, wie's da ist, wenn sich nach langer Trennung zwei wiedersehen, die sich so lieb haben, wie Paul und Lieschen, dem braucht' ichs nicht weiter zu beschreiben. Aber als er hineintrat und die Armuth sah, an die sein Lieschen nie gewohnt gewesen war, wollte ihm das Herz brechen.

Bald kam der Müller und seine Frau und auch die Söhne. Alle nahmen ihn mit Liebe auf und der Müller bat ihn um Vergebung seines Stolzes recht beweglich.

Gott hat mich in die Schule genommen, sagte er, und seitdem ist es mir erst recht wohl um das Herz geworden. — Ich war nie glücklicher.

Paul theilte nun ihre Arbeit und die 14 Tage strichen schnell herum.

Sein liebes Lieschen war gar glücklich mit dem schönen Kleide; — aber der Müller meinte, es sei doch für ihre jetzige Lage zu kostbar.

Sie mag es noch ein paar Jahre aufheben, sagte lächelnd die Mutter.

Lieschen erröthete.

Bis wann denn? fragte Paul.

Nun, sagte die Mutter, bis sie Deine Frau wird; wenn Du sie noch willst?

Da umschlang sie Paul und faßte der Mutter Hand. Gebt Ihr mir sie denn? fragte er mit Herzpochen. Die Mutter nickte und als der Vater kam und hörte wie es stand, legte er ihre Hände in einander und segnete sie und es gab wohl kaum glücklichere Menschen auf Erden.

Paul kehrte als Bräutigam in die Garnison zurück und seufzte nur über die fünf langen Dienstjahre, die noch vor ihm lagen. — Der Hauptmann aber lächelte freundlich und sagte: Geduld überwindet Alles!

Er war aber einer der besten Menschen von der Welt, denn da er die Geschichte Pauls kannte und der Mensch mit aller Offenheit ihm Alles erzählt hatte, so kannte er sein ganzes Herz.

So wußte er es denn dahin zu bringen, daß Paul zur Reserve kam und nach einem Jahre entlassen wurde.

Er kehrte ganz unerwartet heim. Wie war die Freude und Herrlichkeit so groß!

Es währte nicht lange, so war Paul und

Lieschen ein glückliches Ehepaar und das, was Paul erspart, was der edle Hauptmann ihm gab, reichte zur dürftigen Haushaltung hin.

Eintracht, Frömmigkeit und Fleiß blieben fortan die Hausgenossen der ganzen Familie und ihre Sparsamkeit brachte es dahin, daß sie sich nach wenigen Jahren ein großes Haus bauen konnten, bei dessen Baue die Einwohner getreulich halfen.

Den früheren Wohlstand errichten sie nicht wieder, aber es ging ihnen gut, denn sie waren zufrieden.

Des Wilden Dank.

Edward Wilson war der Sohn eines vermöglichen Pächters im westlichen England, der ihn sehr liebevoll erzogen und unter den vortheilhaftesten Umständen in die Welt geschickt hatte. — Später, als er in Gesundheit und Wohlstand herunterkam, zog der alte Mann zu seinem Sohne, der es sich angelegen sein ließ, ihm seine Vatersorgen durch Anstrengung und jedes Opfer, womit er ihm eine freundliche Stunde bereiten konnte, zu vergelten. Edward hatte ein sehr kleines und nicht gar günstig gelegenes Pachtgut; aber er war ungewöhnlich fleißig und ausdauernd. Früh und spät strengte er sich an, der natürlichen Hindernisse, mit denen er zu kämpfen hatte, Meister zu werden, Das Verlangen, es im Leben zu etwas zu bringen, und der Wunsch, seinem ehrwürdigen Vater die paar noch übrigen Jahre zu erleichtern, trieben ihn mit Macht zur Thätigkeit an; vielleicht aber war die Hoffnung, Amy Walcott dereinst zur Herrin seiner schlichten Wohnung machen zu können, vor allen der kräftigste Sporn.

Amy war die Tochter eines Pächters, der, in gleicher Lage wie Edward, dieselbe bei vorgerückteren Jahren noch übler empfand. Edward Wilson hatte die Aussicht auf Zeiten, die sich bessern konnten; aber Walcott war ein Mann von mehr als mittlerem Alter, Wittwer und Vater des einzigen Kindes Amy. Die jungen Leute hatten sich von Kindheit auf gekannt und geliebt; ihre kindliche Neigung war mit ihnen zur Kraft und Reife gewachsen, und ihre Verbindung wurde nur noch aufgeschoben, bis die Wolken der Ungewißheit und Schwierigkeit ablassen würden, ihren Himmel zu trüben. Edward und Amy warteten, wie so viele andre, auf bessere Tage. Aber die Zeit, statt sich zu bessern, schien immer widriger zu werden; — die Ernte schlug einmal ungewöhnlich fehl, und Edward begann den Muth zu verlieren. —

Es war ein schöner Septemberabend, die heiße Tagesarbeit abgethan, und Amy und ihr Vater standen in der sanften Wärme der sinkenden Sonne und schauten in die stille heimische Landschaft hinaus. Die Londoner Straße lief an dem Gut vorüber, grüne Hecken säumten sie, die hier eine Oeffnung, dort eine Baumgruppe zeigten, und darüber ragte in der Ferne der schlanke Thurm eines Dorfkirchleins empor, während ringsum einzelne Rauchsäulen die zerstreuten Wohnungen der Menschen andeuteten. In dunkelrothem Rauche ging endlich die Sonne unter; da zeichnete sich eine Gestalt, an der Hecke von Wilson's Gut herkommend, scharf gegen den Himmel ab und erschien, mitten in der ersterbenden Glorie des Tages, recht wie ein märchenhaftes Bild. Es war Edward.

Der junge Mann fand, wie gewöhnlich, einen herzlichen Empfang, als er den stillen Aufenthalt seiner Verlobten betrat, um den Abend mit Vater und Tochter zusammen hinzubringen. — Sein eigener Vater pflegte mit der Dämmerung zur Ruhe zu gehen. Edward's Besuch war immer ein Fest. Walcott bewies

ihm eine väterliche Gesinnung, während ihn Amy mit einer Wahrheit und Innigkeit liebte, die sie zu verbergen sich keine Mühe gab. Dießmal aber war der willkommene Nachbar verdrossen und stumm: es schien ihn etwas zu drücken, wobei er doch keine Lust zeigte, den Stein vom Herzen zu wälzen.

Was hast, Junge? — sagte endlich Walcott; du thust ja den Mund nicht auf heut' Abend.

Ich habe guten Grund dazu, erwiderte Edward, einen unruhigen Blick auf die verwunderte Amy werfend.

Was, Junge? Nur keine schlechte Neuigkeit! rief der ältere Pächter in seiner derben Art. Will nicht hoffen! 's ist ohnehin schon eine schrecklich schlechte Zeit.

So schlecht, Pachter Walcott, versetzte Edward, daß ich fest entschlossen bin, meine ganze Habe, Haus und Hof und Alles zu verkaufen und Altengland auf immer zu verlassen.

Ein tiefes Stillschweigen folgte auf diese Ankündigung. Amy wurde bleich und schien in Thränen ausbrechen zu wollen; es war nicht das erste Mal, daß ihr dieser Entschluß zu Ohren kam. Auch Walcott sah betroffen aus; aber Wilson ließ den Beiden keine Zeit, sondern eröffnete ihnen seine An- und Aussichten, und that ihnen kund, daß er sich für die Ver. Staaten von Amerika entschieden habe. Er setzte ihnen auseinander, wie man dort um ein wahres Bettelgeld hunderte von Morgen haben könne, wohl beholztes und bewässertes Land, legte ihnen alle Vortheile dar, die sich aus einem solchen Wechsel ergeben müßten, und schilderte endlich, immer beredter werdend, das Land der Verheißung mit all den Farben, in welchen Auswanderer das Fleckchen Erde, das ihre Heimath werden soll, erblicken. Wohl eine Stunde hatte er warm und feurig gesprochen, während Amy und ihr Vater nur hie und da eine Frage dazwischen warfen.

Gut! sagte Walcott, da er am Ende schwieg: wenn du einmal den Kopf darauf gesetzt hast, sieh, so müssen wir eben auch ziehen, ich und Amy; denn das wird's doch sein, warum dir's so pressirt. Die Sachen gehen schrecklich schlecht, sie können drüben nicht schlechter gehen; mag leicht sein, wir kommen besser zu

Amy's Gesichtchen hellte sich auf, ein Schatten flog aus Edward's Zügen fort, und den ganzen übrigen Abend wurden ihre künftigen Einrichtungen mit großem Eifer besprochen.

Ungefähr acht Monate nach dieser Unterredung drang eine Karavane in einen jener dichten Forste des nördlichen Kentucky ein. Sie bestand aus mehreren Wagen; ein junger Mann mit einem freundlichen Weibe und zwei ältere Männer bildeten die Familie, und vier junge Pflüger mit zwei Weibern aus der alten Heimath begleiteten die Auswänderer auf den Boden, den sie sich durch Kauf zu eigen gemacht hatten. Edward und Amy, nunmehr Mann und Frau, traten in die Gefahren und Schwierigkeiten ihres Wäldlerlebens mit guter Hoffnung, aber auch mit dem festen Entschlusse ein, vor nichts zurückzuschrecken, was irgend übersteigbar wäre.

Die Reise durch die Wildniß war aufreibend für Menschen und Thiere. Eine Straße gab es natürlich nicht, und die Wagen mußten in sehr kleinen Tagreisen durch Dick und Dünn, über gefallene Baumstämme, fortgeschafft werden. Bald mußte man einen großen Baum aus dem Wege räumen, bald durch dichtes Gebüsch eine Bahn hauen, bald einem tiefen Bach auf einem langen ermüdenden Umwege ausweichen. Zwei von den Stieren starben an Erschöpfung, und die Pflanzer bekamen einen frühzeitigen Begriff von den Beschwerlichkeiten der neuen Welt. Endlich erreichten sie ihren Antheil von fünfhundert Acres, fanden ihn jedoch mit demselben Urwald bedeckt, durch den sie sich so mühselig bis hieher durchgekämpft hatten.

Edward Wilson war nicht der Mann, der sich entmuthigen ließ. Er jochte die Stiere aus und ließ die Wagen an dem Abhange des Hügels stehen, wo er sein Zelt—nicht im figürlichen, sondern eigentlichen Sinne des Worts, bis nämlich ein Haus gebaut sein würde—aufschlagen wollte. Dies gethan, kehrte er in die nächste Grenzstadt zurück und miethete zwei jener wohlbekannten Arbeiter, die, mit dem

amerikanischen Beil in der Hand, Waldstrecken in einem Zehntel der Zeit, welche ein Europäer braucht, zu Boden legen. Sie forderten hohen Lohn, thaten aber, wie jeder Yankee in diesem Falle, ihre Pflicht dafür, und noch vor Anbruch des Winters war eine Strecke von acht Acres ausgerodet, ein Haus gebaut und das Holz die tüchtigen Stämme ausgenommen, zu Asche verbrannt. Das dem Walde abgewonnene Feld war klein und unansehnlich, da man die Bäume zwei Fuß über dem Boden abgehauen und die Stümpfe stehen gelassen hatte; doch war es immerhin urbares Land und wurde zu gebotner Zeit mit indianischem Korn, Kartoffeln, Kürbissen und den andern Bestandtheilen amerikanischen Landbaues angesäet. Hauptsächlich aber lebten die Auswanderer vom Wilde und waren, trotz der Unvollkommenheit ihres Hauswesens, aller Hoffnung und Thatkraft voll.

Das erste schlimme Vorzeichen kam in der Regenzeit zu Tage. Das Haus stand am Hügel abwärts und wurde dem zu Folge unbarmherzig überschwemmt, ein Uebelstand, welchem man endlich durch einen Graben vorbeugte. Der Frühling brachte eine schwere Prüfungszeit. Die Hitze der Witterung und das dichte Wachsthum der umgebenden Wälder erzeugte Krankheit, und der alte Wilson starb am Fieber, worauf die junge Frau, welche nahe daran war, Edward zum Vater zu machen, um ein Haarbreit dem Beispiel des Greises gefolgt wäre. Eines der Weiber verlor ihr Kind, und, um dem Unglück die Krone aufzusetzen, mußte die Ernte, theils weil Wilson ein Neuling in dem amerikanischen Feldbau war, theils in Folge einer plötzlichen Ueberschwemmung, äußerst unergiebig ausfallen.— Auch das Vieh wurde hinfällig, und einige Stücke verdarben aus Mangel an offenem Waidegrund.

Aus der Angst und Muthlosigkeit, welche diese Reihe von Unfällen erzeugte, wurde Edward Wilson durch die Geburt eines Sohnes herausgerissen. Doch schien es ihm nicht besser gehen zu wollen, und der zweite Winter brachte keine bedeutende Veränderung. Edward's und Walcott's vereinigtes Kapital, der Ertrag aus dem Verkaufe ihrer Güter, wurde mehr und mehr angegriffen, um dem Mangel abzuhelfen, der auf Krankheit und schlechte Ernte folgte. Keiner von beiden aber ließ in seinen Anstrengungen nach, und noch mancher Acre wurde der umgebenden Wildniß abgewonnen.

Zwei Jahre mochten verstrichen sein, da befand sich eines Abends die ganze Familie in dem geräumigen Blockhause, das, in mehrere Abtheilungen geschieden, als gemeinsames Schlafgemach diente. Wilson saß auf der einen Seite des mächtig lodernden Feuers, Walcott auf der andern, und Amy war mit Arbeiten für ihr Kind beschäftigt, das in der geflochtenen Wiege zu ihren Füßen lag. Die andern Männer schnitzten rohe Werkzeuge, und die Weiber nähten Felle zu Kleidungsstücken zusammen. Edward las aus einem Zeitungsblatte, das den Weg in die ferne Colonie gefunden hatte, Artikel vor, die er für seine Zuhörer geeignet halten mochte.

Während er noch las, wurde leise an die Thüre geklopft. Man öffnete, und ein waffenloser Indianer stand vor ihnen, der nach Athem suchte und aus mehreren frischen Wunden blutete. Er war ein bejahrter Penobscotte, den übrigens Niemand von ihnen kannte.

Indianer verwundet — müde — hungrig — Sioux dürsten nach Blut. Mag ihm weißer Mann Speise und Schlaf geben?

Wilsos zögerte, Walcott schüttelte halb den Kopf, Amy aber brachte alle Zweifel zur Ruhe, die im Herzen ihres Mannes aufgestiegen sein mochten.

Kommt zum Feuer, Indianer, sagte sie freundlich, und sobald Ihr gegessen habt, laßt uns wissen, was es mit den Sioux gibt. Mich dünkt, wenn sie in den Wäldern sind, so müssen wir auf unser Heil bedacht sein. Bei diesen Worten warf sie einen ängstlichen Blick auf ihr schlafendes Kind.

Ein, zwei, drei, erwiederte der Indianer und sah sie dankbar an — zehn, zwanzig böse Indianer in den Wäldern. Aber Weib gut, heißen indianischen Mann willkommen. Weißer Häuptling auch so sagen?

Ja, das thu' ich, rief Wilson, dessen edle Natur auf einmal die Oberhand gewann, mit Wärme. Eßt, trinkt und seid gutes Muthes,

und alsdann laßt uns hören, was vonnöthen ist, um uns gegen den Feind zu schützen.

Erst schützen, nachher essen, erwiederte der Penobscote würdigen Tones. — Sioux sind nahe, jagen Wan-ti-mo durch Wälder ganzen Tag. Wan-ti-mo tödten zwei, fügte er hinzu, seine indianischen Trophäen zeigend: aber nicht tödten zwanzig.

Der alte Häuptling verließ die Hütte und kehrte gleich darauf zurück mit Tomahawk, Büchse und Pulverhorn, welch letzteres er, zum Zeichen, daß es leer sei, traurig schüttelte.— Kaum war er wieder innerhalb der vier Wände, so erinnerte er Wilson, die Thüre zu schließen, und alle Anstalten gegen die Sioux zu treffen. Eilig wurde der ganze Waffenvorrath herbeigeholt und bereit gelegt, während einer von den Arbeitern, der für besonders scharfsichtig galt, auf einer Leiter zu einer Lucke im Dach emporstieg, sich gegen das Kamin stemmte und ringsum spähte, damit die Sioux nicht ungesehen anrücken könnten.

Indessen wusch und verband Amy die Wunden des Penobscoten, der zugleich gierig aß, aber spärlich aus einer ihm vorgesetzten Flasche Branntwein trank, so spärlich, daß Edward sich veranlaßt sah, ihm zuzusprechen.

Wenn krank, erwiederte der Indianer, Feuerwasser gut, wenig viel, — damit goß er ein paar Tropfen in die flache Hand — aber viel nehmen Kopf mit, Mann nicht fechten — wie Schwein.

Amy lächelte. Solche Mäßigkeitspropheten waren damals noch selten, und selbst Edward und Walcott, zwei so vernünftige Männer, ließen es mitunter zu einer kleinen Aufregung kommen. Auch sie mußten lächeln, machten aber keinen weitern Versuch, das Getränk dem Penobscoten aufzudringen, der nunmehr den Vorsatz äußerte, die Stelle des jungen Arbeiters einzunehmen. Er stieg die Leiter empor, schlüpfte neben ihn und sandte ihn dann hinunter.

Die weißen Männer befanden sich nun allein. Das Haus war im Vertheidigungsstande, Thüren und Fenster sorgfältig geschlossen, die Lichter auf den Rath des Indianers ausgelöscht und das Feuer beinahe ganz gedämpft. Nun wurden noch die Schießluken, die auf verschiedenen Seiten des Blockhauses angebracht waren, geöffnet. Kaum war dies verrichtet, als der Indianer sachte die Leiter herunterkam. Sobald er den Lehmboden der Hütte erreicht hatte, ergriff er seine Büchse, winkte den andern, dasselbe zu thun, deutete durch eines der Löcher und gab, so wie die andern fertig waren, Feuer. Ein wildes Geschrei, ein Klageton, und dann war alles stille.

Indianer sagte Amy begeistert, ihr Kind an die Brust drückend, Ihr habt mein Kind, meinen Mann, mein Alles gerettet. Verlangt von mir, was Ihr wollt, Ihr sollt es haben.

Weißes Weib heißen Indianer willkommen — ist genug erwiderte der Penobscote stolz.

Nun wurde Kriegsrath gehalten, worauf Wan-ti-mo von Edward begleitet wieder auf seinen Posten oben ging. Sorgfältig umherspähend, wetteiferten der weiße Mann und die Rothhaut, das tiefe Dunkel der Nacht zu durchdringen. Vor ihnen lag der Wald, und dazwischen ein Stück Feld, dessen ebene Fläche sehr durch die vorhin erwähnten schwarzen Stümpfe verunstaltet war. Durch Gewohnheit hatte sich Edward ihre Zahl und Lage eingeprägt; jetzt aber glaubte er auf einmal zu entdecken, daß es ihrer mehrere geworden seien.

St! sagte er zu seinem Genossen: in dem Felde dort sind vierzehn schwarze Stümpfe, und diese Augen sahen heut' Morgen nur sechs. Das ist eine Spitzbüberei von den Sioux.

Gut, versetzte der Penobscote im Tone tiefer Befriedigung. Weißer Mann haben scharfe Augen, geben guter Kundschafter.

Beide feuerten zu gleicher Zeit. Ein Wuth- und Schmerzgeheul erfolgte, und nun waren die dunklen Massen, die das Feld vorher so dicht bedeckt, wieder auf sechs herabschmolzen. Von diesem Augenblicke verschwand jedes Zeichen, das die Gegenwart eines Feindes verrathen hätte, und die Pflanzer erholten sich in ihrer kleinen Burg unter der Obhut des Penobscoten, der trotz seiner Wunden und Müdigkeit der thätigste von allen schien. Der Tag brach eben an, als die Sioux abermals schreiend und heulend wie eine Horde Teufel, am Saume des

Waldes auftauchten. Es mochten ihrer vierzig sein. Diesen Haufen theilten sie und griffen keck von beiden Seiten an. Sie wurden aber heiß empfangen und zurückgetrieben, worauf sie in den tiefen und düstern Schutz des Forstes zurückkehrten und alles wieder in das alte Schweigen sank.

Daß die Indianer abgezogen seien, glaubte niemand. Alle sahen mit Entsetzen der verlängerten Belagerung entgegen, zu der jene sich augenscheinlich entschlossen hatten, und welche, bei der Geduld und kräftigen Ausdauer des Wilden, nothwendig mit ihrem Siege enden mußte. Sie machten keinen Angriff während des ganzen Tages, welcher allen träge und langsam verstrich. Amy bebte im innersten Herzen: das gräßliche Schicksal, das ihrem Mann und Kinde drohte, stand ihr immer vor Augen. Auch Wilsons strengeres Gemüth war tief bewegt. Der Indianer hatte sich inzwischen niedergelegt und schlief, bis die Schatten des Abends auf die Stätte fielen, worauf er wieder die Leiter bestieg und seinen Wachtposten antrat.

Mit der Finsterniß kamen alle jene unbeschreiblichen Gespenster, die in solcher Lage auch die stärksten Seelen heimsuchen. Geraume Zeit hörte man nichts, bis endlich einer der Wächter an den Luken die Ankunft des Feindes verkündete. Ein zerstreutes Gewehrfeuer begann alsbald und dauerte eine Weile fort, während welcher Zeit gleichwohl die Büchse des Penobscoten beständig schwieg. Edward war betroffen über die Unthätigkeit der Rothhaut, überließ endlich den Andern die Vertheidigung und stieg zum Dach empor, um nach Wan-ti-mo zu sehen. Er war fort! Ein neuer Grund des Schreckens und banger Besorgnisse. Die Angreifer wurden um so viel stärker, als die Zahl der Vertheidiger verringert war, obgleich allerdings die Gegenwart eines Verräthers nichts weniger als wünschenswerth erschien.

Edward stieg mit schwerem Herzen herunter und theilte seine Nachricht mit, welche von Allen mit großer Unruhe aufgenommen wurde; nur Amy blieb dabei, wenn sie auch einen Freund verloren, so haben sie ganz gewiß keinen Feind gefunden. Edward sagte nichts weiter, sondern trat seinen Posten als Befehlshaber der kleinen Besatzung wieder an. Vier Stunden dauerte der Kampf, ohne dem Feinde beträchtlichen Vortheil zu gewähren, so daß er zuletzt, erbittert über die hartnäckige Gegenwehr, ein neues Element gegen die Belagerten zu Hilfe rief. Den ersten Blick in diese entsetzliche Gefahr eröffnete ihnen der Flug eines brennenden Pfeiles, der auf die trockenen und brennbaren Kornspeicher und Scheunen fiel und dieselben augenblicklich in Flammen setzte. Ein lautes Gebrüll kündigte den Triumpf der Wilden, ein Stöhnen den Jammer der Hausbewohner an.

Sobald sich Edward aus der ersten Betäubung erholt hatte, befahl er den Männern, sich zu einem tödlicheren Kampf vorzubereiten und den Indianern ihren Zweck zu vereiteln. Nicht weit vom Hause lag der Feuerungsvorrath, drei Holzstöße, welche drei Seiten eines Vierecks bildeten. Dorthin sandte er Weiber und Kinder, und während zwei Männer Wache standen, um die Indianer von einem Ueberfall anzuhalten, eilten die andern, alle werthvolle Habe aus dem Hause zu flüchten. Der Brand griff unterdessen um sich, und warf nun ein so blendendes Licht, daß die Weißen genöthigt waren, sich in ihre Brustwehr zurückzuziehen. In dieser Lage fand sie der Tag. Jetzt rückten die Wilden heulend und brüllend an, als ob sie zu stürmen gedächten. Jeder faßte seine Waffe fest, stand auf und schoß, wie der Feind nahe kam. Die Indianer machten einen Augenblick Halt—da knallten auf einmal zwanzig Büchsen in ihrem Rücken, eine Schlachtlinie, geführt von dem Penobscoten, setzte über die Felder, und ihr Erscheinen warf die Sioux mit äußerster Schnelligkeit über die Ebene zwischen dem Kampfplatz und dem Walde, in dessen Schatten sie sich retteten.

Drei Stunden später stand Edward Wilson mit seiner Familie niedergeschlagen vor den Trümmern seiner neuen Heimath, welche rauchend vor ihnen lag. Der Zuzug aus der Nachbarschaft, den der Penobscote gesammelt, hatte sich in die Wälder gestürzt, um die Sioux zu verfolgen. Stumm und trübe lehnte der Auswanderer am Holzstoß, Amy säugte zu seinem

Füßen das Kind, u. Walcot sah düster drein. In diesem Augenblicke kehrte Wan-ti-mo mit den weißen Männern zurück, welche sich alsbald erboten, ihrem Nachbar beim Wiederaufbau seines Hauses behilflich zu sein. Der Penobscote aber trat, während die andern aßen, zu Edward und winkte ihn nebst seiner Frau bei Seite. Amy folgte mit dem Kind auf den Armen. Sobald Wan-ti-mo die Beiden allein hatte, redete er Edward an.

Weißer Mann gut gegen Indianer—Indianer haben Herz — Herz fühlen—weißer Mann nichts denken, aber Wan-ti-mo machen ihn sehr glücklich. Kommen mit Indianer! Er deutete auf die Waldung und wiederholte sein Begehr.

Nein, Wan-ti-mo, sagte Edward, ich muß auf den Bau meines Hauses bedacht sein. Ich habe keinen Augenblick zu verlieren.

Der Indianer war bestürzt: er konnte für seine Absichten in der fremden Sprache keine Worte finden. Vergebens drang er in Wilson, ihm zu folgen; dieser blieb unbeugsam. Als er am Ende seine Beredsamkeit erschöpft hatte, ohne etwas damit zu erreichen, kehrte er sich zu Amy, nahm ihr unversehens, aber so sanft als möglich, das Kind aus den Armen und lief lachend mit ihm davon. Natürlich folgten ihm die erschrockenen Eltern auf der Stelle. Als er einen Vorsprung erlangt hatte, hielt er stille und hob das Kind empor, um sie weiter zu locken. Dann wandte er sich und setzte seine Flucht fort, so daß sie genöthigt waren, ihm durch den Wald zu folgen. Der Pfad, den er sie auf diese Weise führte, war äußerst unwegsam, und hatte die Pflanzer stets vom Betreten abgeschreckt.

Nach einer halben Stunde machte Wan-ti-mo Halt und ließ endlich seine Gastfreunde herankommen, indem er triumphirend auf eine offene Stelle hinausdeutete. Es war eine einsame Waldwiese, im Umfang von etlichen tausend Acres, eine Pinnenprairie, welche durch irgend einen seltsamen Zufall, obgleich äußerst fruchtbar, doch von dem Ueberwuchern des mächtigen Hochwuchses rings umher frei geblieben war. Nun begriff Edward auf einmal, warum der Indianer sie an diesen Ort genöthigt hatte, welcher die beste Niederlassung auf viele Meilen weit gewährte

Weißen Manns Gut hin — Sioux Hunde verbrannt, sagte Wantimo, indem er das Kind wieder in die Arme seiner Mutter legte; das nicht dort drunten — zu viel Baum — zu viel naß — zu harte Arbeit. Hier Baum genug — Land genug — dies indianische Gut!

Wilson faßte die Hand des Penobscoten, dankte ihm aufs Wärmste und war alsbald entschlossen, hieher überzusiedeln. Sie kehrten zu den Trümmern des Hauses zurück, wo er seinen Entschluß mittheilte, und die Nachbarn, die ihn so rechtzeitig vom Untergang gerettet hatten, bereitwillig fand, ihm bei seinem Neubau an die Hand zu gehen. Die Uebersiedlung kam, jedoch nicht ohne harte und mühselige Arbeit, zu Stande. Sie bewährte sich aber als ein höchst glücklicher Tausch, und von dieser Stunde nahm das Gedeihen der Auswanderer seinen Anfang. Sie hatten fruchtbare Felder und Waideland im Ueberfluß, Wald und Holz in Fülle. Allmählig erhob sich eine Reihe von Blockhäusern. Durch ihr Kapital wurden die Pflanzer in den Stand gesetzt, ihr Eigenthum zu vervollkommnen u. käuflich zu übernehmen. Nicht lange währte es, so umgab ein Dorf die Stelle, wo einst Wilson's einsame Hütte gestanden war. Der Penobscote wurde als Wildschütz angestellt, und wie das Alter über ihn kam, fehlte es ihm nicht an guter Pflege. Amy, so oft sie auf ihr wohlgediehenes, glückliches Häuflein Kinder sah, freute sich des Schutzes, den sie einst dem armen Flüchtling gewährte. Sie hatte ihn seinen Feinden entrissen, und all ihr nachheriges Glück, das ganze Wohlergehen derer, die sie liebte, war aus der Dankbarkeit des Wilden entsprungen.

Der Afrancesado.

Der Südostwind hatte seit vier und zwanzig Stunden heftig geblasen, und die Einwohner von Cadix hatten, dem Gebrauche gemäß, während seiner Dauer ihre Fenster verschlossen gehalten, um sich vor seinen verderblichen Wirkungen zu schützen; die Alameda war verschlossen, der St. Antoniusplatz ebenso, und nicht ein einziger Müßiggänger war in der lebhaften Calle Ancha zu sehen.

Auch die Bai zeigte nichts von ihrer gewöhnlichen Belebtheit. Gewöhnlich war gegen Sonnenuntergang eine kleine Flotte von Fischerbooten mit breiten lateinischen Segeln zu sehen, die in den Hafen zurückkehrte; aber der Wind hatte sie jetzt auf den Hafendamm beschränkt. Der einzige Gegenstand, auf welchen das Auge in der Ferne stieß, war ein großes Boot, das in der Richtung von Rota quer daherfuhr. Als es sich näherte, wurde ein in der Mitte desselben stehendes Pferd sichtbar; ein Mann stand daneben. Vier Männer ruderten, ein fünfter saß am Steuer und schien zugleich Alles zu beobachten, was hinter ihm lag. Auf einmal wurde ein Segel aufgezogen und das Boot schwamm in der Bai von Cadir. Als es sich dem Hafendamm näherte, wurde es von den Schiffern und andern hier Versammelten mit Begeisterung begrüßt. Die Männer im Schiffe waren, wie die spanischen Bootsleute im Allgemeinen, in Jacken und Hosen von grobem braunem Tuch gekleidet; breite rothe wollene Schärpen umgaben ihre Lenden und ihre Häupter waren mit wollenen Mützen von derselben Farbe bedeckt. Ihre Barke glich der größeren Art von Passagierbooten, die zwischen Cadir und Isla de Leon hin- und hergehen.

Der Mann, welcher der Eigenthümer des Pferdes zu sein schien, war mittlerer Größe und gut gebaut, von sehr dunkler Farbe und regelmäßigen Zügen; er hatte glänzendschwarze durchdringende Augen und einen ungeheuren Backenbart. Unter einem weiten braunen Tuchmantel, der ihm zierlich auf einer Schulter hing, konnte man seinen gewöhnlichen Anzug bemerken, bestehend aus einer auf der Brust offenen Jacke, die sich fest an seine athletischen Arme anlegte und an den Seiten und dem Handgelenk verschiedene Reihen von silbernen Knöpfen hatte. Darunter war eine tuchene Weste, und um den Leib hatte er eine Patrontasche von biegsamen Leder befestigt. Er trug Sammetbeinkleider von dunkler Farbe, an den äußern Nähten mit sonderbar gearbeiteten silbernen Knöpfen verziert. An seinen Beinen befanden sich lederne Kamaschen, die bis zu den Knieen reichten, aber an den Waden offen waren. Sein Hut oder sombrero war von grobem Biber, sehr niedrig und mit breiter Krempe versehen. Ein schwarzes silbernes Netz mit kleinen Quasten am Ende fiel von diesem Hut auf seine Schultern, und er trug eine lange Lanze in der rechten Hand.

Das Pferd war volle sechzehn Faust hoch und von ächt arabischer Abstammung; seine kleinen Ohren, feurigen Augen und glühenden Nasenlöcher waren sichere Zeichen von Stärke und Muth.

Der Guerillero — denn das war er — stützte seinen Ellbogen auf den Sattel und blickte ängstlich nach dem Landungsplatze, dann sagte er zum Steuermann gewendet mit unterdrückter Stimme: Denkt an Euer Amt, seid fest und gesammelt!

In diesem Augenblick erreichte das Vordertheil des Boots den Hafendamm; diesem folgte ein Schrei und der Kopf eines alten Mannes erhob sich aus dem Bündel zu des Steuermannes Füßen. Erbarmen! Erbarmen! schrie der unglückliche Gefangene; der Seemann legte seine Hand auf des alten Mannes Mund, zwang ihn, sich wieder hinzulegen, und warf eine lumpige Decke auf ihn.

Der Guerillero landete mit dem Zügel des Pferdes auf dem Arm. Das kluge Thier beobachtete seinen Herrn, und als er sagte: venga, amiga, venga! (Komm Freund, komm!) sprang es an's Ufer, schüttelte sich, wieherte, rieb sein Maul an seines Herrn Gesicht und hob den Kopf in die Höhe, wie um den Guerillero zum Aufsitzen einzuladen.

Mittlerweile hatte sich ein Haufen Leute am Landungsplatze versammelt, und einige von ihnen suchten in das Boot zu gelangen, um mit den an Bord Befindlichen ein Gespräch anzuknüpfen; aber der Guerillero verbot es bestimmt und gab zugleich einem vom Schiffsvolk ein Zeichen. Dieser trat an's Ufer und auf das Wachthaus zu, welches an der Puerto del Mar, dem Seethore steht.

Ho, Diego! schrie ein roh aussehender Kerl einem der Bootsleute zu, was habt ihr für eine Fracht von Rota gebracht?

Nicht der Rede werth, war die Antwort.

Aber ihr habt doch einen kleinen Viehstand, denn wir haben ein Schwein grunzen gehört.

Ja, ja, brüllten mehrere Stimmen; ein französisches Schwein! ein französisches Schwein! wir haben seinen Rüssel gesehen.

Der Guerillero rüstete sich hier eben, seine Cigarre anzuzünden, wandte sich gegen die Umstehenden und sagte ruhig: Ist es ein Verbrechen, ein französisches Schwein aufzubringen?

Kein Verbrechen, kein Verbrechen; aber wir wissen, daß Ihr nicht nach Sevilla gegangen seid, blos um ein Schwein zu holen.

Diego, schrie der Mann, der zuerst gesprochen, ist der puerco von ächt französischer Brut oder blos ein Afrancesado? Wäre das letztere, so ist hier etwas womit man ihm den Hals abschneiden kann. Dabei zog er ein Messer heraus, das etwa einen Fuß lang, sehr spitzig u. auf beiden Seiten geschliffen war.

Der Guerillero zog eine Pistole aus dem Gürtel und sagte: Meine Freunde, was auch in dem Boote sein mag, Mensch oder Thier, es steht unter meinem Schutze, und der Erste, der versucht, sich darein zu mischen, ist ein todter Mann.

Das Geräusch von Soldatenschritten unterbrach dies Gespräch. Es waren jedoch blos sechs Mann, von einem Korporal befehligt. — Die kleine Wache stellte sich auf beiden Seiten der Stufen auf, und auf ein Zeichen des Guerillero haben zwei von den Bootsleuten das unglückliche Wesen, das zu ihren Füßen lag, auf und brachten es an das Ufer. Kaum waren sie auf dem Damm, als ein furchtbares Geheul unter der Menge losbrach und fünfzig lange Messer in der Luft geschwungen wurden.

Nieder mit dem französischen Schwein! Tod dem Afrancesado! schrie der Pöbel.

Sogleich wurde der alte Mann von den Soldaten, die vorwärts schritten, in die Mitte genommen. Der Guerillero sprang auf sein Pferd und bildete den Nachtrab. Er war häufig genöthigt, auf den Haufen eine Art von Angriff zu machen, der vor Wuth brannte und ohne Weiteres an dem Afrancesado Rache zu nehmen strebte; denn als solchen erkannten sie jetzt den Verbrecher. Er ward jedoch in dem Wachthause in Sicherheit gebracht. Auch der Guerillero trat hinein und überließ sein Pferd der Sorge eines Soldaten.

Das Aussehen des Gefangenen war sehr sonderbar. Er war etwas unter mittlerer Größe und schien ungefähr sechszig Jahre alt zu sein. Er war ganz schwarz gekleidet und trug seidene Strümpfe mit reichen Schnallen; aber sein ganzer Anzug war so mit Staub und Koth bedeckt, daß er einigermaßen das Aussehen eines der herumziehenden Gaukler hatte, die man in Frankreich auf Dorfjahrmärkten sieht. Die Spitzenkrause war zerrissen und schmutzig; sein langes Haar fiel ihm in sparsamen Löckchen um die Ohren, und er bemühte sich, sein Gesicht mit der rechten Hand zu verbergen, an welcher ein werthvoller Diamantenring glänzte.

Der Offizier von der Wache war durch den Bootsmann im Voraus davon benachrichtigt worden, wer der Gefangene wäre, und besprach sich jetzt bei Seite mit dem Guerillero über die annehmlichste Art, ihn unter Bedeckung in das Gefängniß zu bringen, welches in beträchtlicher Entfernung von dem Seethor liegt. Es war nunmehr ganz dunkel geworden, und der Offi-

zier drückte seine Besorgniß aus, das Volk möchte sich des Gefangenen bemächtigen und ihn opfern. Sennor, sagte der Guerillero, ich habe den alten Sünder ganz allein von Sevilla hiehergebracht und mit Hilfe eines halben Dutzends Soldaten mache ich mich verbindlich, ihn sicher in's Gefängniß zu schaffen.

Sei es, versetzte der Offizier: Sergeant, nehmet sechs von euren besten Leuten und begleitet diesen braven Kerl und seinen Gefangenen; laßt niemand ihm nahe kommen!

Jetzt fiel der alte Mann auf die Knie vor dem Offizier: Erbarmen! Erbarmen! rief er: um Gottes und der heiligen Jungfrau willen, retten Sie mich vor der Wuth des Pöpels! Lassen Sie mich hier bleiben!

Die Bitte war umsonst; der Offizier befahl ihm, aufzustehen, aber das arme Geschöpf schien unfähig dazu. Der Guerillero hob ihn auf und führte den halb Bewustlosen in die Thüre des Wachthauses; die Bedeckung war in Bereitschaft, der kräftige Reiter setzte den kleinen alten Mann in einem Nu auf den Sattelbogen und stieg darnach selbst zu Pferde. Er umschloß seinen Gefangenen mit dem linken Arme so, daß er noch im Stande war, den Zügel zu halten, und faßte mit der Rechten die Lanze. Der Sergeant und zwei Mann wurden vor dem Pferde aufgestellt, ein Soldat auf jeder Seite und zwei andere hinten.

Kaum zeigte sich dieser sonderbare Zug, als ein furchtbares Murren sich auf dem Platze erhob, der am Seethor endigt und auf welchem eine bedeutende Menschenmenge sich versammelt hatte. Als die Abtheilung sich vorwärts bewegte, wurde sie von dem rasenden Pöbel so sehr bedrängt, daß die Soldaten viel Mühe hatten, sich Bahn zu brechen.

Der Kopf des alten Mannes fiel auf die Brust, und er zitterte so heftig unter dem muskulösen Arm des Guerillero, daß dieser gezwungen war, ihn noch mehr an sich zu drücken, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Verfluchter Afrancesado! schrie die Menge.

Ja, verwünscht sei die alte Mißgeburt! rief ein athletischer Metzger und und schwang ein Beil mit kurzem eisernen Stiel: nieder mit ihm! Hört, Sennor Guerillero, laßt Euern Gefangenen los, oder wir nehmen ihn Euch mit Gewalt.

Nein, versetzte der tapfere Reitersmann.— Sergeant, ich verlasse mich darauf, daß Ihr und Eure Leute den Pöbel aufhaltet.

In diesem Augenblick wurde von mehreren, mit großen Messern bewaffneten Leuten ein Angriff gemacht. Umsonst leisteten die Soldaten Widerstand; ihre Flinten wurden ihnen aus den Händen gerissen, bevor sie Zeit hatten, Gebrauch davon zu machen.

Jetzt machte der Guerillero eine Schwenkung rundum, zwang sein Pferd zum Bäumen und Ausschlagen, und indem er seine Lanze wie ein Ritter der alten Zeit schwang, gelang es ihm, vor sich Platz zu machen. Er galoppirte über den Markt und erreichte die enge Straße die zum Gefängniß führt. Dieses liegt einen Steinwurf von den Kasernen; aber er war noch nicht weit gekommen, als sein Weg von einem andern Haufen versperrt ward, während seine früheren Gegner ihn wieder von hinten einschlossen.

Freunde, rief der Guerillero, ich möchte nicht gern einem von euch etwas zu Leide thun, und glaube auch nicht, daß ihr mich beleidigen wollet; indessen soll meinem Gefangenen nicht ein Haar von euch berührt werden, so lange ich lebe, Ich habe diesen ehrlosen Verbrecher gerade aus dem Hauptquartier der Feinde geholt; er wird nach den Landesgesetzen verhört werden und gewiß der Strafe nicht entrinnen, die seine Verbrechen verdient haben; aber Er soll nicht durch Meuchelmord umkommen.

Nach dieser Anrede entstand ein kleiner Stillstand. Während der augenblicklichen Ruhe kam der Reiter ein paar schritte vorwärts und hatte die Ecke einer kurzen Straße erreicht, die auf einen freien Platz nahe am Gefängniß führte, als das Geschrei: Rache! Rache! aus dem Haufen ertönte und eine Frau herabstürzte.

Das ist Antonio's Mutter, sagte ein wild aussehender Kerl, Antonio's, der von diesem ehrlosen Afrancesado zum Tode verurtheilt und in Sevilla hingerichtet worden ist. Blut um Blut! Kommen Sie, Senor Guerillero, geben Sie uns ruhig ihren Gefangenen, wir sind entschlossen, ihn haben zu wollen.

(Schluß folgt.)

Poetisches.

Der Brunnen zu Heilbronn.

I.

Horch! schrilles Jagdhornrufen
Dringt laut zum Himmel auf;
Das Wild, verfolgt von Rüden,
Entflieht in schnellem Lauf.

Der Kaiser hoch zu Rosse,
Den Schranzen all voran,
Folgt einem flinken Hirsche
Ohn' Rast zum fernen Tann.

Durch Schluchten, über Berge
Folgt er der blut'gen Spur,
Erschöpfet endlich stürzet
Das Thier auf grüner Flur.

Der Kaiser steigt vom Rosse
Erfreut ob seinem Fang.
Es rufet die Genossen
Des Hüfthorns heller Klang.

Im bergumgränzten Thale,
Auf einem kühlen Plan,
Springt sprudelnd eine Quelle
Hinmurmelnd ihre Bahn.

Da lagern sich die Müden
Zum frohen Mittagsschmaus;
Die dichtbelaubte Eiche
Wölbt drüber sich zum Haus.

Ermüdet von dem Ritte
Der Kaiser sinkt in's Gras,
Und trinkt in durstigen Zügen
Vom strahlendhellen Naß.

Zu Weine wird das Wasser,
Das Hüfthorn zum Pokal.
Nur Eines stört die Freude
Des Kaisers bei dem Mahl:

Am Springquell steht geweihet
Dem Odin ein Altar,
Dort bringen Alemannen
Noch ihre Opfer dar.

Das macht ihm große Sorgen:
Der alte deutsche Gott
Der hasset ja die Knechte,
Will Freiheit oder Tod.

Doch Christi Priester lehren:
„Laßt ab vom ird'schen Reich,
Wir Priester und der Kaiser,
Wir sorgen schon für euch!

„Laßt uns die Herrschersorgen,
Thut Buße und seyd gut,
Zum Heile eurer Seelen,
Gebt uns nur Hab und Gut.

„Dann geht ihr ein zum Himmel
Entblößt vom ird'schen Land,
Dort kommt ihr zu den Schafen,
Zu Gottes rechter Hand!

Drum lobt, zum Wohl der Heiden,
Zu Christi Preis und Ehr,
Der Kaiser hier zu bauen
Ein Münster hoch und hehr.

II.

Die Thäler und die Auen
Von Blüthen sind beschneit,
Es prangen weit die Gauen,
Im grünem Frühlingskleid.

Der Wolken dichte Fülle
Durchbricht der Sonne Strahl
Und malt mit rosigen Farben
Feld, Wälder, Berg und Thal.

Das ist ein Treiben und Schaffen
Ringsum im grünen Wald:
Zum hellen Sang der Vögel
Der Aexte Klang erschallt.

Und sieh! der Hain wird lichter,
Und wo der Altar stand,
Da schaut ein heilig Münster
Mit Pracht weit in das Land.

Die deutschen Götter stürzten,
Es siegt der Christen Gott;
Vergessen sind die Alten,
Vergessen — doch nicht todt?

Ein leises Rauschen stöhnet
Noch aus des Altars Grund,
Dort sitzen sie gebannet,
Die Götter noch zur Stund.

Doch wenn dem deutschen Reiche
Gefahren drohn und Nacht,
Da wächst das leise Rauschen
Zu grauser Stürme Macht.

Und naht dereinst dem Reiche
Der erste Freiheitstag,
Dann werden die alten Götter
Von ihrem Schlummer wach.

Sie brechen ihre Bande,
Und wandeln frei einher,
Thor schwinget seinen Hammer
Und Odin hoch den Speer.

Sie schmettern die Tyrannen
Tief in des Abgrund's Schooß,
Und frei wird nochmals Deutschland
Frei, einig, stark und groß!



Buntes und Allerlei.

Geistesgegenwart.

Wenn Lord C. seine Renten empfing, pflegte er sich mit seinem Haushofmeister in sein Studierzimmer zurückzuziehen u. dort das Geld in eine eiserne Kiste, zu legen, von wo es dann der Haushofmeister am nächsten Tage in die Bank brachte.—Dieser Mann hatte schon dem Vater seiner Herrlichkeit gedient, u. war in der Familie so beliebt, daß sie unbegrenztes Vertrauen in seine Ehrlichkeit u. seinen Charakter setzte.

Seit einiger Zeit hatte der Lord beim Vergleich seiner eigenen Notizen mit den Büchern seines Bankiers bemerkte, daß letzterer immer weniger Summen aufführte, als abgeschickt waren. Da sich dies öfters ereignete leitete es natürlich zu einer genaueren Aufsicht, allein es kam kein genügendes Resultat heraus. Verschiedene Diener wurden als verdächtig entlassen. An einem besondern Empfangstage brachte der Lord das Geld in ein anderes Zimmer, immer den alten Haushofmeister als seinen Vertrauten gebrauchend, welcher dabei seines Herrn Verlust beklagte. An demselben Abend ging ein Hausmädchen in dieses Zimmer, um zu sehen ob die Laden geschlossen wären, und da sie bedachte, daß sie es früh rein machen sollte, hielt sie es für das Beste, sich darin auf dem Sopha niederzulegen. Dies that sie und löschte das Licht aus.—Eben halb im Schlafe wurde sie durch ein Geräusch an der Thüre erweckt, und sie wollte eben aufspringen und die Klingel ziehen, weil sie glaubte, es seien Diebe, als die Thür sich langsam öffnete und der alte Haushofmeister hereintrat. Er schaute sich sorgfältig um und stand wie im Zweifel? aber da er Niemanden erblickte, ging er an den Schreibtisch, in welchen der Lord seine Renten verschlossen hatte, öffnete das Schloß, und nahm heraus, was ihm gefiel. Dann schloß er wieder zu, und wollte eben wieder weggehn, als der Wiederschein des Mädchens Gewand sein Auge traf. Er stutzte, doch sie mochte schlafen und seine That nicht gesehen haben. Um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, trat er zu dem Sopha und bewegte das Licht hin und her vor ihre Augen. Das Mädchen rührte sich nicht. Dann setzte er ein Messer an ihre Kehle, zog es herüber, bis die Schärfe beinahe die Haut ritzte. Ueberzeugt daß blos Stille sie retten könne, denn bei der leisesten Bewegung hätte er sie gewiß ermordet, hatte sie Geistesgegenwart ganz ruhig zu liegen gleich einer Todten. Nach einer furchtbaren Probe glaubte der

Alte das sie gewiß schliefe, klappte sein Messer zu und verließ das Zimmer.

Das erschrockene Mädchen wartete, bis sie die Fußtritte in der Ferne verhallen hörte; dann aber sprang sie auf und eilte nach dem Schlafzimmer des Lords, weckte ihn, und erzählte die ganze gräßliche Szene, indem sie den Lord bat sich selbst von der Wahrheit zu überzeugen. Kaum hatte sie ihre Erzählung beendet, als sie in Ohmacht fiel.—Dem Lord C. schien die Sache ganz unglaublich, jedoch stand er auf, überließ der Gattin die Sorge für das Mädchen, und nachdem er die übrige Dienerschaft geweckt hatte, ging er nach dem Zimmer seines Haushofmeisters, um die Sache zu untersuchen. Da dessen Zimmer in einem besondern Flügel des Hauses lagen gingen sie vorsichtig vorwärts. Einer der Diener kletterte nach dem Fenster empor, und sah den alten Mann Geld zählen. Nachdem er herabgestiegen war und erzählt hatte, was er gesehen, stürmten Alle in das Zimmer herein und faßten den Spitzbuben, ehe er seinen Raub verbergen konnte.

Der Lord erkannte die Banknoten, und nach genauer Untersuchung wurde der Dieb in das Gefängniß gebracht. Aus Furcht vor dem Schaffotte und seinem Herrn, und aus Scham, die wieder zu sehen, die ihm soviel Vertrauen geschenkt hätten, endigte er sein Leben, indem er sich die Kehle durchschnitt. Vor dieser That schrieb er noch einen Brief, worin er die gestohlenen Summen und den Ort angab, wo sein Herr sie wieder finden könne. Das arme Mädchen, das den Verbrecher entdeckt hatte, erholte sich erst nach vieler Hülfsleistung. Sie trat als Zeugin gegen den Haushofmeister auf; als sie aber in ihrem Zeugniß bis zu der Stelle kam wo des Haushofmeisters Messer ihre Kehle berührte, fiel sie, von der schrecklichen Erinnerung ergriffen, in Zuckungen, und wurde wahnsinnig.

Geeigneter Ort zum Spazierengehn.

Ein Wiener stand in Verbindung mit einem sehr liebenswürdigen Mädchen; allein die Eltern desselben waren entschieden gegen diese Verbindung.

Eines Tages machten die Eltern einen Spaziergang in den Prater, den das Töchterlein, weil sie Zahnweh vorgab, nicht mitmachen konnte. Der Geliebte wußte indessen warum, und erschien bald nach dem Entfernen der Eltern.

Ein einfallender Regenschauer, den die beiden jungen Leute nicht bemerkten, trieb die Eltern zurück und das Mädchen bemerkte ihre Rückkehr erst, als sie schon an der Hausthüre waren.

Da die Stube nur einen Ausgang hatte, welcher auf die Flur ging, so geriethen die Liebenden in eine entsetzliche Angst.

In der Stube befand sich indessen eine große Wanduhr. Sie hing in einem Kasten, welcher eine Stubenecke quer abschnitt, und der zugleich dazu diente, Kleider und dergleichen aufzuhängen.

Schnell hier hinein! rief das Mädchen ihrem schlanken Liebhaber zu, und dieser säumte nicht, den engen Behälter sofort eiligst zu betreten. Durch das Ausfüllen des Raums blieb die Uhr stehen.

Als der Vater hereintrat, bemerkte er dieß sogleich, und, an Regelmäßigkeit gewöhnt, schloß er auf, um sie wieder in Gang zu bringen.

Erschrocken prallte er zurück, als er den jungen Mann erblickte und fragte in den höchsten Zorn übergehend:

Wos wollen's hier?

A Bissel spazieren gehen! sagte der Ertappte in höchster Seelenangst.

Krieg und Frieden.— Der Krieg ist ohne Zweifel ein großes Uebel; aber ein noch größeres ist der Friede, welcher zur Unterdrückung der Völker gemißbraucht wird. Dort sind Güter und Leben gefährdet; hier steht dasjenige auf dem Spiel, ohne was Güter und Leben keinen Werth haben. Die Gefahren des Krieges sind vorübergehend, u. streifen nur einzelne Blüthen ab; die Uebel eines servilen Friedens greifen die Wurzel an.

KOSCIUSCO.

Walhalla:

Eine Monatsschrift zur Belehrung und Erheiterung.

2. Band. Philadelphia, August 1846. 2. Heft.

Der Afrancesado.

(Schluß.)

Nun ließ der Guerillero seine Lanze lose an dem Riemen hängen, mit dem sie an seinen Arm befestigt war, und zog eine Pistole aus dem Busen. Eine Lampe, die vor dem Bilde eines Heiligen an der Straßenecke brannte, warf ein schwaches Licht auf seine Gestalt und machte es der Menge möglich, seine Bewegungen zu sehen. Indem er mit der Pistole auf die ihm zunächst stehende Person zielte, wiederholte er sein früheres Verfahren, machte den Weg mittelst seines Pferdes frei und gelangte, wenn gleich noch von der Menge fest umdrängt, gegen einen freien Platz hin, wurde aber nochmals aufgehalten. In diesem entscheidenden Augenblick kroch ein Knabe von etwa zwölf Jahren unter das Pferd und durchschnitt den Sattelgurt; dies machte das edle Thier stutzig, es sprang vorwärts; die Bewegung verursachte eine Drehung des Sattels und der Reiter fiel mit seiner zitternden Last auf den Boden.

Im Beginn des Getümmels eilte ein achtbarer Mann, der sich zufällig auf dem Platze befand, zu den nahen Kasernen und beschrieb die gefährliche Lage des Guerillero dem dienstthuenden Offizier. Dieser eilte an der Spitze einiger Soldaten zu dem von dem Fremden angezeigten Punkt und langte gerade an, als der Guerillero vom Pferde fiel. Sie erzwangen sich einen Weg durch die Menge, befreien glücklich ihn und seinen Gefangenen, und geleiteten sie zum Gefängniß, wo der Letztere in Sicherheit gebracht wurde. —

Don Cajetano, der Sohn eines reichen Kaufmanns in Cadix, war für die Rechte erzogen worden und stieg bis zur Würde eines Richters. Diese Stellung bekleidete er mit großem Ruhm, als die königliche Familie von Spanien durch die Ränke und Kühnheit Napoleons aus dem Lande entführt und ein Puppenkönig, in der Person des Bruders des französischen Kaisers, abgeschickt wurde, ihren Platz in Madrid einzunehmen. Als diese Umwälzung bewerkstelligt war, erklärten sich einige Spanier, theils aus irrigen politischen Ansichten, theils aus Rücksicht auf ihren eigenen Vortheil, für Anhänger der französischen Sache oder wurden — in der Sprache des Landes — Afrancesados. Die Masse der Nation betrachtete, wie ich kaum zu sagen brauche, die Franzosen und den König mit eingewurzeltem Widerwillen, so daß es selbst in Cadix, unter dem Schutze einer brittischen Besatzung, für Jeden gefährlich gewesen wäre, ein französisches Wort hören zu lassen.

Unter den Militärbeamten und Höflingen, die mit Joseph nach Madrid kamen, waren zwei, welche Don Cajetano viele Jahre zuvor kennen gelernt hatte, als er Paris besuchte und am Hofe Ludwigs des XVI. erschien.

Die alten Kameraden begegneten sich, und nach den gebräuchlichen Bemerkungen über die Veränderungen, welche in ihrem persönlichen Aussehen stattgefunden, seitdem sie einander verlassen, fingen sie natürlicherweise an, von

Politik zu reden. Don Cajetano trug kein Bedenken, seinen Abscheu an der nicht zu rechtfertigenden Rolle, die Napoleon gespielt, und seine Ueberzeugung auszudrücken, daß sein Einfluß zuletzt in Spanien vertilgt werden würde. Die zwei französischen Beamten lächelten über seine „Vorurtheile," und bemühten sich, ihm dieselben auf eine sanfte Weise auszureden. — Andere Zusammenkünfte fanden statt, und der Ex-Richter — denn das war er seit Josephs Ankunft gewesen — lebte zwar entfernt vom Hofe, hielt aber nicht für nöthig, die Gesellschaft seiner alten Freunde zu vermeiden. Nach und nach fanden sie seine schwache Seite, den Wunsch nach einer Reform der Gesetze, heraus; auch entdeckten sie, daß es ihm nicht an einiger Eitelkeit fehle. So wurde er, den sein unermeßlicher Reichthum nicht zu einer unehrenhaften Handlung verführen konnte, überwältigt, als man ihm die Aussicht zeigte, sich bei der Wiedergeburt der Civil- und Criminal-Justiz einen Namen zu erwerben. Er willigte in die Annahme einer Stelle auf der Richterbank unter Joseph ein, und kam so zu dem verhängnißvollen Namen eines Afrancesado.

Das Hauptquartier der französischen Armee in Andalusien war zu dieser Zeit Sevilla, und ein starkes Heer unter Marschall Victor belagerte Cadix. Die Unternehmungen der Franzosen erlitten beständig bedeutende Unterbrechungen durch die Guerilla's, und Verschwörungen verschiedener Art waren in Sevilla und in seiner Nachbarschaft im Gang, um das Land von dem eisernen Joche der eingedrungenen zu befreien. Die strengsten Maßregeln wurden ergriffen, um die Complotte zu verhindern, und Don Cajetano, der dem König Joseph Treue geschworen hatte, erhielt Befehl, in Sevilla in seiner Eigenschaft als Richter einzuschreiten.

Seine wohlbekannte Thätigkeit und Einsicht flößte Vertrauen ein; und, wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist, so machte sich der Ueberläufer durch seine Strenge bemerkbar. Eine Menge Spanier wurden von dem Afrancesado-Richter zum Tode verurtheilt, und ganz Andalusien fluchte seinem Namen. Er wurde völlig französisch gesinnt, wahrscheinlich weil er wußte, daß sein Dasein von ihren Fortschritten abhing, und es schien, als wolle er die Gewissensbisse dadurch einlullen, daß er sich in den Strudel der geselligen Freuden stürzte. Er besuchte alle großen Gesellschaften, die von den französischen Machthabern gegeben wurden, und lud sie seinerseits zu glänzenden Gastmählern ein. — Indessen würde ein aufmerksames Auge in dem Gesichte des Afrancesado deutliche Zeichen einer großen Aengstlichkeit und die schwächenden Wirkungen des strafenden Gewissens gewahrt haben.

Kurze Zeit vor den Auftritten, die wir im Anfange dieser Erzählung zu beschreiben versucht haben, hatte er einen Bruder unseres Guerillero zum Tode verurtheilt. Das einzige Vergehen desselben war, daß er in einem Streit mit einem untergeordneten französischen Civilbeamten in der Hitze der Leidenschaft ausgerufen hatte: „Es lebe Ferdinand der Siebente! es sterbe Joseph!" Darüber verhaftete ihn die Polizei und schleppte ihn vor den Richter; dieser sprach das Todesurtheil wegen Verraths, und der unglückliche junge Mann wurde alsbald hingerichtet.

Als die traurige Kunde davon seinen Bruder erreichte, gelobte der dem Afrancesado-Richter Rache. Sein Verfahren bei Verfolgung dieses Zwecks war sonderbar und eigenthümlich. Ich will, sagte er, meine Hände nicht mit dem Blute des elenden Mörders besudeln, sondern ihn im vollen Licht seines schändlichen Glanzes entführen und nach Cadix, seinem Geburtsort, schaffen, wo die im Namen Ferdinand's des Siebenten herrschende Regierung ihren Sitz hat. Dort kann es nicht fehlen, daß er zum Tode verurtheilt wird; aber er soll so gerecht gerichtet werden, als er andere ungerecht richtete.

Der Guerillero befand sich zu dieser Zeit in den Gebirgen von Ronda und beschäftigte sich, in Verbindung mit Andern damit, die Franzosen zu necken. Er besaß eine genaue Kenntniß aller Nebenwege in Andalusien, und war oft mit Depeschen von den Guerillaführern an die spanische Regierung nach Cadix gegangen, auch kannte er einige Fischer, die an einer kleinen Bucht in der Nähe von Rota wohnten, ihn mehr als einmal aufgenommen und sein Pferd

bis zu seiner Rückkehr in Verwahr gehalten hatten. Er schlug jetzt den kürzesten Weg zu ihrer niedrigen Wohnung ein, und begab sich dann auf die Straße von Cadix, wo er einige Bekanntschaften unter den Handelsschiffern hatte, als deren muthigen Beistand er, wie er wohl wußte, bei der für seinen Bruder zu nehmenden Rache zählen konnte.

Sie kamen bald über den Plan überein.— Seine drei Bekannten und zwei andere sollten in der folgenden Nacht in ihrem großen Marktboot in die kleine Bucht bei Rota fahren und dort die Ankunft des Guerillero erwarten, der unmittelbar nach dieser Uebereinkunft mit den Fischern auf die andere Seite der Bai zurückkehrte. Sodann bestieg er seine schöne Stute und machte sich nach Sevilla auf, wo er am Abend desselben Tages ankam. Er hätte die Stadt in kürzerer Zeit erreichen können, aber er war besorgt, sein Pferd frisch zu halten, da er wohl wußte, daß er die Kräfte desselben bald auf's Aeußerste würde in Anspruch nehmen müssen. Nachdem er sorgfältig seine Pistole untersucht, betrat er nach eingetretener Dunkelheit die Stadt und ritt vor des Richters Haus. Dieses war prächtig erleuchtet, denn Don Cajetano gab diesen Abend dem französischen Obergeneral, seinem Stab und einer bedeutenden Menge von Afrancesado's ein großes Gastmahl.

Der Guerillero hielt etwas in der Hand, was was wie eine amtliche Depesche aussah, mit den gebräuchlichen Siegeln und in einem Umschlag von beträchtlicher Größe. Er stieg ab und klopfte laut an dem schönen Thorwege.— Ein Diener in reicher Livree erschien sogleich und fragte nach seinem Begehren.

Ich habe eine Depesche für Seine Excellenz den Richter.

Ganz gut, gebt sie mir, ich will sie ihm augenblicklich einhändigen.

Ich habe Befehl, das Paket in des Richters eigene Hände abzuliefern.

Er hat jetzt eben große Gesellschaft, und ich wage Seine Excellenz nicht zu stören.

Dann wage ich es, sagte der Guerillero: denn die Depesche ist mit der größten Eile von Madrid hergeschickt worden, und als der Gouverneur von Carmona sie mir einhändigte, befahl er mir, sie Niemand, als dem Richter selbst zu übergeben.

Hier machte der Guerillero eine Bewegung, um in den Hof einzudringen; aber der Diener, den der Ernst seines Benehmens überwältigte, versprach bei der Erwähnung des Gouverneurs von Carmona, mit seinem Herrn zu sprechen.

Macht schnell, rief der Guerillero, denn ich bin müde und mein Pferd auch. Sagt Seiner Excellenz, das wenn er herauskommen wolle, das Geschäft in einem Augenblick abgemacht sein werde. Ich habe blos meine Sendung zu erfüllen und mich schnell wieder auf den Weg zu machen.

Während dieser Auftritt außerhalb des Hauses stattfand, unterhielten sich die Gäste, welche in seinen prächtigen Gemächern versammelt waren, auf verschiedene Art. In einem Saal ward der Tanz mit Eifer betrieben; die französischen Offiziere entwickelten ihre gewohnte Zierlichkeit im Ballzimmer, und die spanischen Senoritas, schön und bezaubernd, wie immer, zeigten besondere Munterkeit. Manche zärtliche Unterhaltung fand zwischen den artigen jungen Franzosen und den liebenswürdigen spanischen Damen statt. In einem andern Zimmer wurde mit großer Hitze gespielt. Um den grünen Tisch saßen mehrere ernstblickende spanische Edelleute und Frauenzimmer jenseits der Mittagshöhe des Lebens, alle mit den Karten beschäftigt. Hinter ihnen befand sich eine Anzahl französischer Offiziere, unter die sich mehrere von den schönen Mädchen aus dem Ballzimmer gemischt hatten. Es war peinlich, die Spannung zu beobachten, mit welcher diese schönen Geschöpfe den Ausgang erwarteten, beim Gewinnen prahlten und beim Verluste jammerten.

In einem weitläufigen und glänzenden Salon war der französische Obergeneral und eine Anzahl seiner höhern Stabsoffiziere, die spanischen, unter französischem Regiment dienenden Beamten, verschiedene andre Spanier und ihr gastfreier Wirth, der Afrancesado Richter, versammelt. Sie befanden sich mitten im Gespräch, als der Diener eintrat und seinem

Herrn leise mittheilte, daß ein Reiter am Thore halte, der eine Depesche von dem Gouverneur von Carmona überbringe, und Befehl habe, sie nur in des Richters eigene Hände abzugeben. Der alte Mann wünschte zuerst, daß man den Boten heraufschicke; als ihm aber der Bediente sagte, daß es ihm scheine, derselbe trenne sich nicht gern von seinem Pferde, so verließ der Richter den Salon, ging die große Treppe hinunter durch den Hof und trat an's Thor. Hier stand der Guerillero mit seinem Paket in der Hand; als der alte Mann die seinige ausstreckte, um es in Empfang zu nehmen erfaßt ihn der Guerillero am Arm, zieht ihn über die Schwelle, hebt ihn in einer Sekunde auf seinen Sattelknopf, schwingt sich selbst hinauf und jagt in voller Eile davon, indem er mit einer Hand dem Richter den Mund zuhält, um ihn am Schreien zu verhindern. Ehe Lärm gemacht werden konnte, war er aus der Stadt hinaus, denn der Diener der seinen Herrn begleitet hatte, war so erstaunt über das, was er sah, daß er erst nach einigen Minuten seine Fassung wieder gewann.

Sobald der französische General erfuhr, was vorgefallen war, wurden Reiterabtheilungen zur Verfolgung des Guerillero abgeschickt, aber ohne Erfolg; er hatte sein edles Roß über eine zerfallene Mauer, ferne von den Schildwachen, gespornt, dann plötzlich in Pfade eingelenkt, die der französischen Reiterei unbekannt waren, und auf denen es ihnen, auch wenn sie ihn gesehen hätten, schwer gefallen wäre, ihn zu verfolgen. Eilig und ohne Hinderniß kehrte der Guerillero in die kleine Bucht am Guadalquivir zurück; er fand seine treuen Genossen, seiner harrend, bestieg das lange Marktboot, in dessen Hintertheil er zuerst seine zitternde Last niederlegte, und führte sein Pferd in die Mitte des Schiffs. Seine Ankunft in Cadix ist bereits beschrieben.

Die Beweise von Don Cajetano's Schuld waren zu zahlreich und zu offenkundig, um einen langen Proceß zu erfordern; er wurde zur Erdrosselung verurtheilt.

In dieser Zeit besaßen die Mönche noch großen Einfluß in Spanien, und die Verwandten Don Cajetano's in Cadix wandten alle Mühe an, um eine Verlängerung der gewöhnlichen Frist zwischen dem Urtheil und seiner Vollziehung zu bewerkstelligen. Sie hofften ihn mittelst großer Geldopfer und durch Vermittelung der Priesterschaft entweichen lassen zu können. Der Superior eines der Klöster wurde also zuerst unter dem Vorwande angegangen, er möchte die geistlichen Verrichtungen bei dem verurtheilten Richter für einen oder mehrere seiner Untergebenen zu erlangen suchen. Nach und nach und mit Vorsicht wurde hierauf dem Superior zu verstehen gegeben, daß Jeder sicher auf eine außerordentliche Belohnung rechnen könne, der sein Entweichen sichere. Der Wink wurde zuerst kaum beachtet; aber bald darnach erhielten Don Cajetano's Freunde die Nachricht, daß für den Augenblick nichts weiter geschehen könne, als die Vollziehung des Urtheils zu verzögern, und das darauf hin, daß des schuldigen Mannes Gemüth eine lange fromme Vorbereitung und Reue bedürfe, ehe man ihm die Absolution gewähren könne, welche für das künftige Heil seiner unsterblichen Seele erforderlich sei. Diesen Aufschub zu erlangen, wurde eine große Summe verlangt und augenblicklich bezahlt.

Fast zwei Monate gingen auf Seiten des Gefangenen und seiner Freunde in Angst, in Versprechungen und weiteren Geldforderungen auf Seiten des Klostersuperiors hin. Wie er es angriff, um die Beamten zu Genehmigung des Aufschubs zu bringen, ist uns nicht bekannt. Gewiß ist, daß zuletzt jede Geldquelle im Bereich der Freunde Don Cajetano's erschöpft war, und daß die Mönche zu gleicher Zeit eine geheimnißvolle Ungewißheit über den Ausgang ihrer Unterhandlungen an den Tag legten. Wenn sie den Gefangenen besuchten, erörterten sie blos religiöse Gegenstände, ermahnten ihn, sich vor Allem auf das Schlimmste gefaßt zu halten, und gaben ausweichende Antworten auf seine ängstlichen Fragen in Bezug auf Flucht oder Begnadigung; dasselbe Betragen, hielten die heiligen Väter in Unterredungen mit seinen Freunden ein, seit diese mit leeren Händen kamen.

Um dieselbe Zeit erhob sich unter den unteren Klassen ein schwaches Murren, gleich dem ent-

fernten Grollen des Oceans, das einem heftigen Sturme vorangeht. Finstere und rauhe Männer und furchtbar aussehende Weiber trieben sich unter den Fischern herum, wenn diese des Abends ihre Boote vor Anker gelegt hatten, und der Name Cajetano's, des französischen Schweins, wie sie ihn hießen, ward mit Rachsucht in Ton und Geberde ausgesprochen. Nacht um Nacht ließen sich diese Zeichen der Volkswuth bemerken, und sie nahmen stündlich an Heftigkeit zu. Auf welche Art die Aufregung der unteren Klassen, wie wir sie im Beginn unserer Erzählung beschrieben, so lange zurückgehalten worden waren, war ein Gegenstand der Bewunderung für Alle, die über den Umstand nachdachten; die Mutter und der Bruder des verstorbenen Antonio waren noch in Cadix, und es ließ sich nicht bezweifeln, daß sie noch immer von der brennendsten Begierde nach Rache an dem Richter entflammt waren.

Die Sache war jedoch die, daß die Mönche um diese Zeit ihren mächtigen Einfluß auf die Gemüther des Volks ausübten, welches auf ihren Befehl ruhig geblieben war; aber da nunmehr der Zweck erreicht war, — der Besitz des Eigenthums des alten Verbrechers nämlich und aller Hilfsquellen seiner Freunde, aus denen sich Nutzen ziehen ließ, — so hatten sie weiter keinen Grund, Schonung einzuschärfen; zuletzt wenigstens entstand starker Verdacht, dies möchte der Fall sein. So wurde den verhaltenen Leidenschaften der Menge gestattet, mit verdoppelter Heftigkeit auszubrechen und alle Schranken niederzureißen. Vor dem Gefängniß und den Häusern der Beamten, an den Kasernen sammelten sich beständig Volkshaufen und verlangten den Vollzug des gegen den verhaßten Cajetano ergangenen Urtheils. Die spanischen Soldaten stimmten in diesen heftigen Groll gegen einen Afrancesado mit jenen überein, und seine Hinrichtung wurde daher unvermeidlich.

Die Civilbeamten forderten nun den Superior des Klosters auf, über den Seelenzustand des Gefangenen Bericht zu erstatten. Er zögerte nicht länger, sondern erklärte, daß er in einer erbaulichen und reuevollen Gemüthsverfassung, zur Lossprechung tauglich, und daß gegenwärtig ein günstiger Zeitpunkt sei, um den verurtheilten Richter die Strafe für seine weltlichen Vergehungen bezahlen zu lassen.— Der Befehl zu Vollziehung des Spruchs innerhalb sechs und dreißig Stunden ward also gegeben.

Der unglückliche Cajetano saß in einer Ecke seiner Zelle, erwog seine schreckliche Lage und überließ sich den traurigen und niederdrückenden Gefühlen, welche in ihm das veränderte Betragen seiner ehrwürdigen Pfleger verursachte, als die schweren Riegel langsam zurückgeschoben wurden und der Diener des Criminalgerichts eintrat, eine ziemlich stattliche, ganz in Schwarz gekleidete Person. In der Linken hielt er eine Pergamentrolle. Er trat mit geräuschlosem Schritt zu dem Gefangenen, der ihn mit durchbohrenden Augen betrachtete, verneigte sich förmlich und sagte: Gott schütze Euch, Sennor! — Dann entrollte er langsam das Pergament und redete den sorgenschweren Verbrecher also an: Zufolge des Erlasses der zuständigen Behörden bin ich hier, um die peinliche Pflicht zu erfüllen, Euch den Befehl zu Vollziehung des Todesurtheils vorzulesen, das gegen Euch gefällt ist.

Der Gefangene gab weder einen Laut noch eine Bewegung von sich.

Als der Gerichtsdiener den Befehl gelesen, entfernte er sich. In wenigen Minuten trat der Kerkermeister mit zwei Gehilfen ein und führte den Gefangenen an den Ort, wo er die wenigen ihm übrigen Stunden seines Daseins verbringen sollte.

Während der Zeit, in welcher ein verurtheilter Verbrecher, wie man sich ausdrückt, in capilla ist, wird er nicht blos von einem oder mehreren Priestern besucht, die ihm geistlichen Trost bringen sollen, sondern jede leibliche Bequemlichkeit wird zu seiner Verfügung gestellt. Der alte Richter konnte aber nicht dazu gebracht werden, einen dieser Vortheile zu benützen. Er blieb auf dem kleinen Bette sitzen, das Haupt auf die Brust gesenkt und völlig achtlos auf die Gebete und Ermahnungen der zwei Mönche, von denen er stets besucht wurde. In

diesem Zustand blieb er bis auf die zu seiner Hinrichtung bestimmten Stunde.

Es war ein schöner Frühlingsmorgen; die belebenden Strahlen der Sonne gaben der Natur ein heiteres und schönes Aussehen; aber gerade dieser Glanz erweckte traurige Gefühle, denn es war auch ein Morgen, an welchen ein menschliches Wesen auf dem Schaffot umkommen sollte. Bei Tagesanbruch war ein kleiner Tisch mit schwarzem Tuche bedeckt an der Thüre einer jeden Kirche in Cadir zu sehen. Auf diesem Tische lag ein Crucifir und eine hölzerne Schachtel mit einer Spalte im Deckel. An jedem Ende des Tisches stand ein Mitglied einer der Hermandaden oder religiösen Brüderschaften, mit einem seidenen Mantel bedeckt, dessen Farbe die Hermandad bezeichnete, zu welcher ein Jeder gehörte. Sie baten die Vorübergehenden um Almosen. Und dieser Ansprache wurde selbst von den geringsten Leuten Genüge gethan; denn der Ertrag war zu Bezahlung von Messen bestimmt, die für die Ruhe der Seele des Uebelthäters gelesen werden sollten.

Die Hinrichtung war auf die Mittagsstunde bestimmt, — der Ort ein erhöhter Platz auf dem campo, nicht weit vom Gefängniß. Eine Plattform war etwa sechs Fuß vom Boden aufgerichtet, und zu ihr führten ein Paar von rohen Brettern gemachte Treppen. In der Mitte des Pfostens bemerkte man eine Grube oder Vertiefung. Von den frühesten Stunden an strömten Personen aus jeder Straße und eilten zu diesem Pfosten, der von einer Truppenabtheilung bewacht wurde; die Leute ordneten sich auf dem ansteigenden Boden wie in einem Amphitheater. Zwischen den Zuschauern und der Plattform wurde von den Soldaten ein Raum frei gehalten, so wie auch ein Weg von dieser zum Gefängniß. Als die bestimmte Stunde herankam, wurde die Menge fürchterlich; denn ausser der in jedem Theile der Welt gewöhnlichen Begierde, gute Plätze bei den Schauspielen zu bekommen, welche die Gerechtigkeit dem Volke gratis gibt, waren die Bewohner von Cadir bei dieser Gelegenheit von der wildesten Schaulust und von dem Drange belebt, sich von dem schmählichen Tode des Afrancesados Richters durch die eigenen Augen zu überzeugen; sie würden sich sogar gegen die Regierung empört haben, wenn man einen Versuch gemacht hätte, ihnen ihre Beute zu entziehen. Es war traurig und schrecklich, die dichte Masse des wüthenden Volks anzusehen, welches ungeduldig auf den Anblick der moralischen und physischen Marter eines Mitgeschöpfs wartete.

Mitten in der schrecklichen Aufregung, während Alles durch einander sprach und in der ausdrucksvollen und nachdrücklichen Weise gestikulirte, welche den Spaniern eigenthümlich ist, begann das Geläute der Glocken auf allen Kirchen; die Wirkung davon war außerordentlich. Plötzlich entstand eine Grabesstille; Jedermann entblößte das Haupt und die ganze Menge schien geräuschlos, aber mit sich bewegenden Lippen und niedergeschlagenen Augen in's Gebet versunken. Dies dauerte eine oder zwei Minuten, und dann wurde das Rufen und Schreien und Gestikuliren heftiger als je.

Genau um zwölf Uhr öffneten sich die Thore des Gefängnisses; man läutete die Glocke der Gefängnißkapelle, und die wehklagenden Töne wurden von allen Kirchthürmen beantwortet. Der traurige Zug bewegte sich jetzt aus dem Thore des Gefängnisses. Zuerst kam ein verhüllter Büßender, der ein langes weites Gewand von grobem braunem Tuche trug, welches am Unterleib durch einen breiten ledernen Gürtel zusammengehalten wurde.— Sein Kopf war von einer Mönchskappe überschattet: er hatte eine Glocke von mäßiger Größe in der rechten Hand und setzte sie alle zehn Schritte dreimal in Bewegung; sie gab einen gebrochenen und schwachen Ton. Ihm folgte ein anderer in ähnlicher Tracht, der ein großes silbernes Kreuz trug; ihn begleitete auf jeder Seite ein Meßner mit einer gelben Fakel; hernach kamen sechs verhüllende Büßende, zu zwei und zwei. Jetzt erschien der Richter, und ein Geheul dessen furchtbaren Eindruck wir vergebens zu beschreiben suchen würden, erhob sich aus der erregenden Menge.— Das arme Geschöpf war baarhäuptig und trug ein langes, weites, braunes Obergewand; seine Hände waren mit Stricken gebunden;

sein Kopf senkte sich auf den Boden, und nur mit Mühe bewahrte man ihn vor dem Umsinken. An seiner Seite ging ein Priester, der ihm häufig ein Crucifix genau vor das eingeschrumpfte Gesicht hielt und ihn zur Reue zu ermahnen schien; ein anderer Priester sagte die Gebete für den Sterbenden her. Der Zug wurde von mehreren Mitgliedern der verschiedenen Hermandaden, von berittenen Alguazils und einer militärischen Bedeckung geschlossen.

Der Henker war eine kleine Weile mit einem Gehilfen auf der Plattform gewesen. Es war ein langer, magerer Mann, der ein enge anliegendes schwarzes Wamms, Hosen von derselben Farbe, wollene Strümpfe und Schnallenschuhe anhatte; die Aufschläge an seinem Wamms waren zurückgeschlagen. Er hatte ein eisernes Halsband an den Pfosten hinten am Sitze befestigt und hinter demselben eine Spindel von polirtem Eisen, wie an einem Schraubstock. Ein paar Stricke lagen zu seinen Füßen, und während der Zug herankam, beschäftigte er sich damit, die glänzende Spindel herumzudrehen, um sich zu überzeugen, ob sie beweglich genug wäre.

Als der alte zusammensinkende Verbrecher den Fuß der Plattform erreicht, stand er einige Minuten unten an den Stufen still; der Priester schien ihn ernstlich aufzumuntern, aber der arme Mann gab nicht darauf Acht. Der Gehülfe des Scharfrichters half ihm dann rückwärts die Treppe herauf, die Priester folgten und hielten ihm das Crusifix fest vor das Gesicht. Bald saß er kreuzweise auf dem Stuhl; das eiserne Halsband ward ihm über den Kopf heruntergelassen; der Henker faßte die Spindel, drehte zweimal, und Alles war vorbei.

Die Menge zerstreute sich eilig, ein paar Soldaten blieben zurück, um die Leiche zu bewachen, welche in der sitzenden eben beschriebenen Stellung bis gegen Sonnenuntergang blieb. Um diese Zeit erfüllten die Mitglieder einer Hermandad, von Priestern begleitet, wie gebräuchlich, die fromme Pflicht, sie in einen Sarg zu legen, während die Priester die Gebete für den Todten wiederholten. Der Sarg wurde auf einen schwarzbedeckten Karren gestellt und von einem elenden Maulthier langsam auf den campo santo, den öffentlichen Kirchhof, in geringer Entfernung nach außen von den Mauern von Cadix, gezogen; hier sind die Ueberreste des Afrancesado-Richters in einem schlechten Grabe niedergelegt.

Die Kettenbrücke.

Erzählung von Georg Döring.

In einer durch die Ergiebigkeit des Bodens, wie durch die Thätigkeit ihrer Bewohner gleich gesegneten Gegend Deutschlands findet sich eine Stelle, welche an großartiger Romantik und zartem, idyllischem Reize manchem vielgerühmten Punkte Italiens und der Schweiz nicht nachsteht. Zwischen waldgekrönten Bergen, von deren höchstem die Trümmer eines alten Raubschlosses, als ernste Deuter einer vergangenen Zeit der Willkühr und der Selbsthülfe, mahnend herabsehen, strömt, durch blumenreiche Wiesen und fruchttragende Felder von dem Fuße des Gebirges geschieden, ein ansehnlicher Fluß dahin, der, indem seine Wogen über den abschüssigen Grund rauschen, ein rastloses Spiel mit aufschäumenden Silberblasen und emportauchenden Wellen treibt. Ungefähr in der Mitte des Thalgrundes, welchen hier der Blick übersieht, liegt da, wo der Strom sich in einem Bogen dem Lande andrängt, und die Gebirge, als scheuten sie die Nähe des Gewaltigen, weit ab zurücktreten, hart am Ufer ein freundliches Städtchen: ein Sitz der Betriebsamkeit und geselligen Friedens.

Die Einwohner dieses Städtchens sind wenig erfahren in Welthändeln, und kümmern sich um das, was ausserhalb ihres Thales vorgeht, nur dann, wenn sie es der Nachahmung würdig, sich und den Nachkommen nützlich oder der weitern Geistes- und Gemüthsbildung förderlich erachten. Auch die Verschiedenheit der Religionen, welche in dem Städtchen herrscht veranlaßt keine Spaltung im geselligen Verkehr, und daß die Katholiken, als die Mehrzahl beide Kirchen des Ortes inne haben, die Protestanten aber ein außerhalb des Städtchens, am jenseitigen Ufer gelegenes Gotteshaus besuchen müssen, ist Niemanden auffallend; da es seit Menschengedenken so war, und die erste Unfreundlichkeit dieser Einrichtung durch lange Gewohnheit ihre Bedeutung verloren hat.

Eins der ansehnlichsten Häuser in der Hauptstraße des Städtchens gehörte dem wohlhabenden Schlossermeister Kurt, der, nachdem er als Geselle weit herum gefahren in der Welt, und als Meister in der hochberühmten Stadt London viel und mancherlei kunstreiche Arbeit gefördert, sich auch hierdurch ein schönes Geld erworben, nun schon seit beinahe zwanzig Jahren sich in seinem Vaterstädtchen niedergelassen hatte, und hier das ehrsame Handwerk in tüchtiger Weise forttrieb. Gleich damals war ihm der Hausstand ohne Hausfrau gar einsam vorgekommen, und er hatte es daher für eben so angenehm als nützlich gehalten, sich unter den Töchtern des Landes nach einem lieben Kinde umzusehen, das wohl die Freuden und Sorgen seines Lebens theilend mit ihm tragen möchte. Und siehe da! er fand in der Tochter des evangelischen Geistlichen, zu dessen Gemeinde er auch gehörte, das, was er suchte: eine freundlich liebevolle Jungfrau, der es nicht in den Sinn kam, etwas Besonderes darin zu suchen, daß sie aus dem Studirzimmer des vielgelehrten Vaters in die Handwerkstätte des, wenn auch noch so tüchtigen und vermögenden Schlossermeisters doch eigentlich einen Schritt nach unten machte. Aber bei Meister Kurt war das auch leicht zu vergessen; denn seine Verständigkeit und Welterfahrung zeichneten ihn vor seinen Zunftgenossen aus, und machten ihn beliebt und gern gesehen bei Jedermann,

so wie denn sein männliches und sittliches [illegible] bewirkte, daß die Pfarrerstochter von den Töchtern der übrigen Honorationen mehr beneidet als bemitleidet wurde. — In einer glücklichen Ehe bleibt der Segen des Himmels nicht aus, wenn er auch oft nicht in so reichem Maße sich herniedersenkt, wie das ersehnt und gehofft wird. Ein liebes Töchterlein machte das Glück der beiden Eheleute vollständig — Vater und Mutter widmeten diesem, das die einzige Frucht einer innigen Verbindung blieb, alle Liebe und Sorgfalt, welche gute Aeltern nur zu erdenken vermögen. Als Marie, so hieß die Tochter Kurts und seiner Liebsten — das siebzehnte Jahr erreicht hatte, und nun aus dem frohen unbefangenen Kinde eine sinnige sittige Jungfrau geworden war, schlummerte ihre Mutter, welche lange die Qualen eines tödtlichen Brustleidens geduldig ertragen hatte, hinüber in ein Leben ohne Leid und ohne Klage. Kurt und Maria beweinten die Hingeschiedene sehr, allein sie verloren das Vertrauen auf das irdische Leben nicht an diesem Kummer; denn der Glaube eines künftigen Wiedersehens, einer seligen Wiedervereinigung die dann keine Trennung mehr stören werde, wurzelte fest in ihren Gemüthern.

Marie mußte nun die Sorgen der Haushaltung übernehmen, und that dieses mit einer Treue und Einsicht, welche, wenigstens in dieser Beziehung, dem Vater den Verlust der verständigen Hausfrau nicht empfinden ließen. — Das Mägdlein selbst blühete bei diesem thätigen Leben an Geist und Körper so herrlich empor, daß Meister Kurt seine Herzensfreude an ihr hatte, und Sonntags, wenn sie im zierlichen, aber bescheidenen Putze zum jenseit des Flusses liegenden Gotteshause überschiffte, die andern Jungfrauen des Ortes sich gestehen mußten: Kurts Marie sei doch die schönste unter ihnen.

Um diese Zeit kam ein neuer Gesell in des Schlossermeisters Haus. Er nannte sich Joseph und war fern aus dem Schweizerlande, da, wo im mächtigen Fallen die Ströme vom Felsengebirge herniederrauschen, wo der Bergriesen ungeheure Mauern es von den Fluren des lachenden Welschlands scheiden. Joseph war ungefähr fünf und zwanzig Jahre alt; seine Gestalt war schlank und sein Antlitz wohlgebildet aber die ursprünglich regelmäßigen Züge waren von tiefen Furchen, den Spuren ungezügelter Leidenschaftlichkeit, durchschnitten; in den dunkeln Augen braunte eine unheimliche Glut, und eine große, mächtig hervortretende Falte auf der Stirn verschwand nur dann, wenn der Gesell sich zu einem freundlichen Lächeln zwang, das er aber nie von einer widerwilligen Beimischung reinigen konnte. Meister Kurt hatte in dem neuen Gehülfen bald einen so tüchtigen und geschickten Arbeiter erkannt, wie er noch nie in seiner Werkstätte gehabt; dabei entging es ihm aber auch nicht, daß Joseph eines störrischen und eigenwilligen Charakters war, daß ein unbändiger Ehrgeiz ihn beherrschte, und daß seine Religiosität — er war Katholik — in Bigotterie ausartete. Ungern nahm Joseph eine gewöhnliche Arbeit, die keine sonderliche Geschicklichkeit verlangte, zur Hand; er that sie dann so schnell als möglich ab, oder förderte sie ohne des Meisters ernste Zurechtweisung groß zu achten, auch wohl mit auffallender Nachlässigkeit. Wurde ihm aber irgend ein recht mühsames und künstliches Werk aufgegeben, ein Stück, das, wie er meinte, keiner seiner Mitgesellen zu verfertigen im Stande sei; dann hatte er Tag und Nacht keine Ruhe, bis es vollendet war, und ihm in allen, selbst den kleinsten Theilen gelungen schien. Dann stand er mit blitzenden Augen vor dem Meister, dessen Kenntnisse und Geschicklichkeit er sehr hoch schätzte, und seine Blicke hingen erwartungsvoll an den Lippen, von denen er Lob und Würdigung seines Werks erwartete. Kurt aber, der dem Ehrgeize des Gesellen nicht fröhnen mochte und ihn von seinem Fehler bessern wollte, war dann einsilbiger und karger mit seinen Lobsprüchen, als gegen die Uebrigen, wenn diese auch eine weit unbedeutendere Arbeit zu Stande gebracht hatten. Tief im Innersten ergrimmt über diese anscheinende Härte des Meisters, welche nur ihn traf, und die er einem persönlichen Haß, oder gar der niedrigen Leidenschaft des Neides Schuld gab, suchte Joseph dann seinen Unmuth im Taumel der sinnlichen Lust zu vergessen.

Er blieb bis spät in die Nacht aus dem Hau-

te, und kehrte oft erst gegen Morgen wildlärmend und berauscht wieder heim. Am nächsten Tage aber erfüllte ihn Reue über sein Betragen; er ging finster und in sich gekehrt im Hause umher, und hütete sich, den ernst mahnenden Blicken des Meisters, welche auf ihm ruhten, zu begegnen. Sobald es seine Zeit erlaubte, eilte er zu seinem Beichtiger, einem einsam in einem Städtchen lebenden ehem. Klostergeistlichen welcher die Religion als eine strenge Richterin, aber nicht als eine gütige Mutter betrachtend, die den Gefallenen versöhnend wieder erhebt, ihm eine harte und schmerzhafte Buße auferlegt, der sich Joseph auf das Gewissenhafteste unterwarf. War das nun geschehen und nach des Gesellen Meinung der Himmel befriedigt, so trieb er es wieder ganz wie früher und fiel bei der ersten Gelegenheit abermals in den vorigen Fehler. — Daher kam es, daß Meister Kurt durch ein gleichmäßiges kaltes Benehmen eine Scheidewand zwischen sich und dem wüsten Menschen, den er doch seiner Geschicklichkeit wegen nicht entlassen mochte, aufstellte, und ihm zwar im Lohne höher setzte, als seine andern Gehülfen, sonst aber, außer bei der Arbeit, nicht mit ihm verkehrte.

Maria hatte sich wenig um den fremden Gesellen bekümmert. Nur war ihr, wenn sie Mittags und Abends am Eßtische mit ihm zusammentraf, sein düsteres und schweigsames Wesen aufgefallen, das um so bemerkbarer hervortrat, da die andern Gesellen, von ihrem Vater zu fröhlicher Unterhaltung aufgefordert, sich diese Erlaubniß gern zu Nutze machten. Aber noch mehr wunderte sie es, daß Meister Kurt nie eine solche Aufforderung an Joseph richtete, da ein Uebersehen eines oder des andern, oder eine Feindseligkeit gegen irgend Jemand, gar nicht in dem Charakter ihres Vaters lag. Maria schlief den Schlaf der Jugendkraft und eines guten Gewissens. Deshalb war sie durch Josephs oftmaliges Nachtschwärmen noch nicht gestört worden, und des jungen Mannes ungeregeltes Leben war ihr unbekannt geblieben.

Als sie aber, auf näheres Befragen bei ihrem Vater: warum er gerade diesen Gesellen so gar kaltsinnig und ernst behandele? die Wahrheit erfahren hatte, da wich sie von nun an dem Joseph absichtlich aus, wo er ihr etwa begegnen mochte, und bei Tische betrachtete sie ihn oft mit scheuen, forschenden Blicken, die gleichsam durch die körperliche Hülle hindurch eines sündhaften Menschen zerrissenes Gemüth, von welchem die Jungfrau keinen Begriff hatte, ergründen sollten.

Von dem jungen Schweizer wurden jedoch diese Blicke bemerkt und anders ausgelegt, wie Marie sie verstand. Er glaubte in ihnen den Ausdruck eines Wohlgefallens an seiner Person, und in der Scheu, welche sie begleitete, jungfräuliche Blödigkeit und Furcht vor dem ihm ungeneigten Vater zu erkennen. Schon oft hatte er bei sich gedacht: es ist doch ein herrliches Mädel, die Marie, wie sie so schlank und zierlich daher schreitet, wie ihre Wangen blühen gleich den Rosen auf dem Felde, wie ihr Aeuglein glänzt, gleich einem Thautropfen am Morgenlicht, und ihr Alles, was sie unternimmt, so gar wohl ansteht! Mit der gänzlichen Lüsternheit eines Vertrauten der Sünde, hielt er in seiner Einbildungskraft das Bild der reizenden Jungfrau fest, und wenn er auch oft zu sich selbst sprach: „Schlag' dir sie aus dem Sinne Joseph, des stolzen Meisters Töchterlein ist nichts für dich!“ so war diese Mahnung vergebens, und seine Gedanken kehrten immer voll lüsterner Begehrlichkeit zu Marien zurück. Jetzt aber, da er in des Mägdleins Betragen die Spuren einer erwachenden Neigung zu ihm zu entdecken vermeinte, hielt er es für unnöthig, die wilden Ausschweifungen seiner Phantasie noch ferner durch eine Betrachtung über Meister Kurts ihn treffenden Mißmuth zu bekämpfen, und er sagte bei sich:

„Ho! ho! wenn die Sache so steht und sie mich gern sieht, so wäre ich wohl ein großer Thor, noch länger den Zurückhaltenden zu machen. Was kümmere ich mich viel um die Widerwilligkeit des Alten? er thut dem Mädel Alles zu Gefallen, und wenn sie will, muß er schon ja sagen! Wo könnt' er auch einen besseren Eidam in's Handwerk bekommen, als mich, der ihm in seiner Geschicklichkeit nachsteht? Freilich käme ich dann in den Zwang

des Ehestandes, aber Geld und Gut ist auch dann nicht zu verachten, und wer das hat, kann auch damit noch jede Lust und Freude des Lebens in Hülle und Fülle genießen."

Da fiel es ihm mit einem Male schwer auf's Herz, daß Maria eine Ketzerin sey. Die Jungfrau um das Glück ihres Lebens zu betrügen, und ihre Habe, die mit ihr in seine Hände kommen mußte, im Dienste des sinnlichen Gelüstes zu verschleudern, machte ihm kein Bedenken; aber eine Ketzerin zu ehelichen, eine Irrgläubige, welche nicht der allein seligmachenden Kirche angehörte: das war eine nicht so leicht zu beseitigende Gewissenssache.

„Das mag Pater Anselm entscheiden!" beruhigte er sich endlich und eilte, sobald er einen freien Augenblick fand, zu seinem Beichtiger.

Pater Anselm hatte früher einer geistlichen Ordensbrüderschaft angehört, welche eben so sehr auf strenge Grundsätze, wie auf einen abgeschlossenen, jeder Lebenslust fremden Lebenswandel und schweren Bußübungen hielt. Als ein armer, älternloser Knabe war Anselm in das Kloster aufgenommen worden. Dieses war seine Welt, die ernste Regel das Gesetz, dem sich Geist und Gemüth unterwarfen. Der Jüngling begehrte kein anderes Glück, als in der Reihe der Klostergeistlichen sein Leben in ernsten Betrachtungen hinzubringen, und alle seine geistigen und leiblichen Kräfte dem Dienste des Himmels zu widmen. Schon im neunzehnten Jahre that er Profeß. Als Mann bereute er nie diesen Schritt, und, da er ein Greis geworden, und nun bei der Aufhebung seines Klosters die altgewohnte Zelle, und so Vieles, was ihm lieb und ehrwürdig gewesen, verlassen mußte, beschloß er, auch in der Welt, in die er hinausgestoßen worden war, als ein Einsamer zu leben, und die strenge Regel seines Ordens auch zur fernern Richtschnur seiner Handlungen für die noch wenigen übrigen Tage seines Lebens sich dienen zu lassen. Er verließ nie das kleine Haus, welches er bewohnte, und das daranstoßende Gärtchen.

Ein Laienbruder, der ihm aus dem Kloster gefolgt war, sorgte für seine unbedeutenden Bedürfnisse. Niemanden gelang es, Eingang bei ihm zu finden; nur Joseph, den eine in sein Handwerk einschlagende Arbeit zu ihm geführt hatte, und der dem Pater, als dieser ihn über seine religiösen Grundsätze befragt, und in ihm einen strenggläubigen Anhänger seiner Kirche gefunden hatte, als Beichtkind willkommen war, durfte ihn zum öftern besuchen.

Nicht ohne Zagen trat Joseph vor den ernsten Mann, der, als ahne er, was dem Gesellen auf dem Herzen lag, die finstern Blicke durchbohrend auf ihm ruhen ließ.

„Was bringst du?" redete nach einer Pause, welche Joseph nicht zu unterbrechen wagte, diesen der Pater an; „Dein Antlitz trägt den Ausdruck eines sündigen Gedankens, den dein Inneres nährt. Dein Blick, der den Boden sucht, verkündet, daß deine S e e l e einem Abwege von der einzigen Bahn des Heils zuschwankt. Thue Buße, du Sklav der irdischen Schwäche! Züchtige den Leib, daß du die Seele rettest für das himmlische Erbtheil, welches nur denen wird, die sich geläutert haben von den Schlacken des diesseits! — Doch sprich zuvor, daß ich die Größe deiner Schuld erkenne und nach ihr das Maß deiner Strafbarkeit bestimme."

Da begann stammelnd und verwirrt Joseph eine Angelegenheit vorzutragen. Er hatte noch nicht gänzlich geendet, als Pater Anselm plötzlich mit zornglühendem Antlitze und funkelnden Augen von seinem Sitze aufsprang, und, indem er den Gesellen zu dem, vor einem Hausaltare aufgestellten Betschämel hindrängte, heftig ausrief:

„Zur Buße mit dir, du verruchter Sünder! Der Satan hält dich in seinen Ketten und zieht dich zu einer Ketzerin hin. Um schnöden Mammons willen willst du also deinen Glauben und deinen Gott verrathen. Kniee nieder und verscheuche den Versucher durch inbrünstiges Gebet und Züchtigung des Leibes. O daß ich von deinem Munde das Entsetzliche habe vernehmen müssen, von dir, den ich gerüstet glaubte gegen die Tücken der Welt und die Arglist des Erbfeindes der Menschheit! Nieder mit dir! Nur die härteste Buße kann dich reinigen von dieser Sünde."

Der Pater selbst drängte den jungen Mann auf den Schämel nieder und entblößte im heiligen Eifer Josephs Schultern. Dann drückte er diesem die knotige Geißel in die Hand und rief nochmals:

„Nun büße deine Schuld und züchtige den Leib: diesen häßlichen Pfleger und Nährer sündlicher Begierden!"

Da gehorchte Joseph dem strengen Gebote des Mannes, dessen Worte ihm für Befehle des Himmels galten und wüthete mit solchem Eifer gegen das eigene Fleisch, daß bald aus vielen offenen Wunden das Blut herniederrann. Aber wie er auch fort und fort mit wüthenden Geißelhieben sich selbst zerfleischte, und wie er in glühender Inbrunst sein Gebet an alle Heiligen richtete, sie möchten seine Seele reinigen von verdammungswerther Sünde, und ihm Verzeihung seiner Schuld vermitteln; so konnte er doch seine Gedanken nicht von dem lockenden Bilde Mariens abwenden, das seine erregte Phantasie in seine Gebete mischte, dessen liebliche Erscheinung seine Schmerzen linderte und den Eindruck der Ermahnungen Pater Anselms vernichtete. Erschöpft und von Blut überströmt, warf er sich endlich zu den Füßen des strengen Priesters nieder, und sagte mit verzweiflungsvoller Gebehrde:

„Es ist vergebens! Ich kann den Wunsch nach dem Besitze Mariens nicht bekämpfen, und die Heiligen versagen mir ihren Beistand in dieser Sache. Verlangt nicht das Unmögliche, ehrwürdiger Herr! Begehrt nicht, daß ich alle Hoffnung auf das Mädchen hingebe, denn je mehr ich den Leib geißele und je eifriger die Seele sich im inbrünstigen Gebete zu erheben strebt, desto heftiger regen sich die Wünsche nach Marien, und lassen mich in ihrem Besitze ein Glück ahnen, das alle anderen Freuden und Wonnen der Erde an Herrlichkeit übertrifft."

„Noch ist der Satan mächtig in dir, mein Sohn und kämpft siegreich gegen dein besseres Streben!" entgegnete grollend der Pater. — „Nur durch wiederholte Bußübungen kannst du ihn bannen und vermagst du ihm den Sieg zu entreißen. Morgen um diese Stunde finde dich wieder bei mir ein. Jeden Tag mußt du ihn auf's Neue bekämpfen, und an jedem Tage die Züchtigung des irdischen Leibes erneuern, in welchem der hartnäckige Erbfeind seine Wohnung aufgeschlagen hat."

Wie Pater Anselm es erheischte, so that Joseph. Täglich warf er sich vor dem Hausaltare seines Beichtigers nieder, und vollzog gehorsam die Buße, welche dieser ihm in einer stets steigenden Anzahl von Geißelhieben auferlegte. — Der aufgeregte Zustand, in den ihn nach und nach diese fortgesetzten Bußübungen versetzen mußten, ging auch auf seine Einbildungskraft über, die ihm Marien immer lockender und schöner zeigte, und seine Begehrlichkeit nach dem Glücke, welches ihm dereinst ihr Erbe gewähren konnte, vermehrte. Unter diesen selbstbereiteten Leiden des Körpers verschwand das Roth seiner Wangen und das Feuer seiner Augen. Die Furchen auf seinem Antlitze gruben sich immer tiefer ein, die Falten der Stirn wurden düsterer, sein Gang wurde unsicher, und das Haupt, welches er bisher stolz emporgetragen, senkte sich zur Brust hinab. Scheu ging er im Hause umher und an die Arbeit; immer grübelnd sann er auf einen Ausweg, auf dem er den Forderungen des strengen Paters genügen und auch seine eigenen Wünsche befriedigen könne. Marie bemerkte die Umwandlung in seinem Aeußern gar wohl und hielt ihn für krank. Sie zeigte ihm deshalb eine größere Theilnahme als bisher, und mitunter wohl eine gefällige Freundlichkeit, wie sie diese gegen die andern Gehülfen ihres Vaters nicht an den Tag legte. Joseph aber beharrte in seiner Verblendung, und vermeinte, in dem gütevollen Betragen der Jungfrau nur die Zeichen ihrer zunehmenden Neigung zu erkennen. Da ward der Zwiespalt in seinem Innern immer heftiger; des Paters ernste Ermahnungen fanden keinen Eingang in die Seele, welche von dem reizenden Bilde Mariens erfüllt war, und ob auch Joseph seine Selbstpeinigungen mit der Wuth eines Rasenden betrieb, so ließ sich doch der Gedanke, daß ihn das Mädchen liebe, und daß er, ohne die Verschiedenheit der Religionen, ein glücklicher Mann werden könne, dem dann alle bisher entbehrten Genüsse des Lebens frei ständen, nicht aus seiner Brust verbannen.

„Niemand ist so übel daran als ich!“ sprach er oft im trüben Nachsinnen verloren und von bittern Empfindungen gequält für sich hin: Entweder muß ich der Seligkeit im Himmel oder auf Erden entsagen. Sollte es denn aber kein Mittel geben, beide miteinander zu vereinigen? Sollte ich denn hier alle Herrlichkeit des Lebens, nach der ich nur zu greifen brauche, um mich ihrer zu versichern, von mir stoßen müssen, um mir das ewige Heil zu bewahren?“

Er wagte nicht, den Pater Anselmus hierüber zu befragen, aber er selbst überließ sich nur noch mehr einem stets erfolglosen Nachgrübeln über seine Lage und über die Mittel, diesem kaum mehr erträglichen Zustande ein Ende zu machen. Meister Kurt betrachtete den still brütenden Gesellen, dem er wenig Gutes zutraute, mit geschärfter Aufmerksamkeit. Er schrieb dessen übles Aussehen einer ausschweifenden Lebensart zu, und faßte insgemein den Entschluß, ihn bei der ersten Gelegenheit, welche sich darbieten würde, aus seinem Hause zu entfernen. Lieber wollte er einen geschickten Gehülfen entbehren, als einen solchen scheuen, unheimlichen Schleicher immer um sich sehen! Joseph aber betrug sich jetzt im Allgemeinen tadelloser als früherhin, und schien seinen ehemaligen Nachtschwärmereien völlig entsagt zu haben.

Um diese Zeit geschah es, daß die Regierung des Landes beschloß, die beiden Flußufer da, wo das Städtchen hart an einem derselben liegt, durch eine Kettenbrücke zu verbinden, und so den Verkehr, den eine schon belebte Landstraße dahin führte, noch zu erleichtern und zu vermehren. Zu diesem Zwecke traf der Architekt Willing aus der Residenz ein, ein junger Mann der mit vielen Kenntnissen ausgerüstet und in praktischen Erfahrungen gereift, die Achtung und das Vertrauen der Behörden genoß. August Willing hatte auf den Reisen, die ihm die Fundgrube für seine Kunst wurden, auch England besucht, und sich hier über den Bau der Kettenbrücken durch Augenschein und Untersuchung genau unterrichtet. Deßhalb stand man um so weniger an, ihm die Ausführung eines wichtigen Werks zu vertrauen, das nicht allein Nutzen gewähren, sondern auch durch seine Ungewöhnlichkeit in Deutschland allgemeines Aufsehen erregen mußte.

Unter den Stimmen, welche innerhalb des Städtchens zur Empfehlung des beabsichtigten Unternehmens laut wurden, sprach keine eindringlicher und eifriger, als die des wackern Schlossermeisters Kurt. Dieser sah wohl ein, welcher Vortheil hieraus seiner Vaterstadt erwachsen dürfte, und nebenbei hoffte er auch, durch tüchtige und geschickte Mitwirkung Ehre und Ruhm einzuernten. Er hatte schon früher in England an manchem großartigen und kunstreichen Werke mitgearbeitet, und war daher ganz geeignet, bei dieser Gelegenheit wichtige Dienste zu leisten.

Als er die Ankunft des Architekten vernahm eilte er sogleich zu diesem, um mit ihm über eine Sache, welche seine Vaterstadt, und folglich sein inneres Gefühl so nahe anging, bescheiden und wohlmeinend zu sprechen. Willing war nicht wenig verwundert, in dem Schlossermeister eines kleinen Städtchens einen Mann zu zu finden, dessen Ansichten auf eine gereifte Erfahrung gegründet waren, und der ihm durch verständigen Rath u. tüchtige That von großem Nutzen bei seinem Vorhaben sein konnte. Beide Männer stimmten in der Hauptsache überein, und fanden so großes Wohlgefallen an einander, daß Kurt am Schluße der Unterredung dem Architekten den Vorschlag machte, eine Wohnung in seinem geräumigen Hause zu beziehen, und dieser, ohne viele Einwendungen, die Einladung annahm.

So ward August Willing der Hausgenosse Mariens, die dem schönen und gebildeten jungen Manne bald den Vorzug vor ihren übrigen männlichen Bekannten aus dem Städtchen geben mußte. Sie konnte sich nicht verbergen daß der Architekt bei aller überwiegenden Bildung des Geistes und des Herzens, auch durch sein immer bescheidenes und zuvorkommendes Betragen, den jungen Leuten ihrer Bekanntschaft zum Muster dienen könne, und wer da weiß, wie leicht ein reiner jungfräulicher Sinn, wenn er erst einmal seine Aufmerksamkeit einem vorzüglichen Manne zugewendet hat, sich zur innigsten Liebe gegen den beachteten Gegen-

stand hinneigt, den wird es nicht wundern, daß August Willing sein Plätzchen im Herzen der Jungfrau fand, deren Liebreiz und anmuthige Kindlichkeit ihn schon längst entzückt und ihm den Besitz Mariens höchst wünschenswerth gemacht haben.

Aber keins von Beiden ahnete die Meinung des andern. Wenn Maria die schüchternen Blicke an dem ernst sinnigen Architekten haften ließ; wenn August Willing das Mägdlein mit strahlenden Augen, in denen sich Liebe und Sehnsucht malten, beobachtete: so geschah das so verstohlen und geheim, daß dasjenige, welchem die verrätherischen Blicke galten, sie nicht wahrnehmen konnte.

Was aber die schüchterne Erstlingsliebe in ihrer Befangenheit nicht bemerkt und nicht zu deuten wagt: das ahnt und erkennt gar bald die lauernde Schlange des Neides und der Eifersucht. Joseph, der dumpfhinbrütende Gesell, der nur auf Alles, was Marien betraf, eine heimliche, aber scharfe, Aufmerksamkeit richtete, hatte die in dem Herzen des Architekten erwachende Liebe errathen, noch ehe sie sich ausgesprochen. Daß auch Marie von einer gleichen Neigung zu Willing erfüllt sei, erkannte er nicht; denn noch immer hielt er fest an dem Wahne, die Jungfrau sei ihm in Liebe ergeben, und es bedürfe nur einer offenen Erklärung von seiner Seite, um ein trauliches Verhältniß zwischen ihm und der Tochter des Meisters herbeizuführen. Bei Marien also glaubte er nichts vor dem Architekten zu fürchten zu haben; desto mehr aber bei dem Meister, der ihn fortwährend herb und streng behandelte, und dem Nebenbuhler so offenbar zugethan war. In jedem Augenblicke konnte Willing seine Werbung bei Kurt anbringen, und wenn dieser einmal seine Einwilligung gegeben hatte, so war nicht daran zu denken, daß er ihm zu Liebe sein Wort zurücknehmen werde.

„Alles steht jetzt auf dem Spiele," sagte eines Abends Joseph für sich, als er sich auf seiner Kammer befand, und sich eben zur Ruhe begeben wollte: „Faßt sich der läppische Bursch aus der Residenz ein Herz und redet den Alten um das Mädchen an, so ist sie hin und mit ihr alle Hoffnung auf Geld und Gut, auf Glück und Lust der Zukunft! Du mußt handeln, Joseph! Es ist die höchste Zeit. Aber was soll ich thun, wie soll ich es machen, bei allen Hindernissen, die mir der Himmel selbst entgegenstellt, an das lockende Ziel zu gelangen? O, hat denn der Himmel selbst, der sich mir bisher feindlich gezeigt, nicht Güte und Gewährung für alle, die sich an ihn wenden? er wird mich erleuchten, er wird mir den Weg andeuten, auf dem ich Reichthum und alle Freuden der Welt erwerbe!"

Da warf er sich nieder vor dem Bilde des Gekreuzigten, und richtete unsinnige und verworrene Gebete an den menschgewordenen Sohn Gottes, daß er ihm beistehe in einer Sache der Sinnlichkeit und der Habsucht. Wie ein Wurm krümmte er sich vor dem Symbole der Gerechtigkeit, und wollte es durch den fast wüthenden Eifer seiner Gebete in sein verdammliches Begehren hinabziehen. Erst spät nach Mitternacht suchte er sein Lager; allein hier mied er den Schlaf und sann nur fort und fort auf irgend ein künstliches Mittel, die Schwierigkeit zu beseitigen, welche zwischen seinen Wünschen und deren Erfüllung standen. Er glaubte sich durch das anhaltende und glühende Gebet im Geiste mehr gestärkt und geeignet als jemals, den längst ersehnten Ausweg zu erdenken. Seine Unruhe, seine geistige Anstrengung versetzten ihn in einen fieberhaften Zustand, in eine Exaltation, welche ihm tausend bisher fremde Gedanken zuführte, die er aber bei näherer Erwägung sämmtlich verwerflich fand.

Als der Morgen hereinbrach und sein rothdämmerndes Licht das Erwachen eines jungen Tages verkündete, war es auch dem Gesellen plötzlich, als dringe ein neues Licht in seine Seele.

„Ich hab's!" rief er triumphirend, indem er aufsprang und sich rasch ankleidete: „So muß er sich fügen, so wird jedem sein Recht!"

In wilder Hast eilte er durch die menschenleeren Straßen nach der Wohnung des Pater Anselmus. Der Laienbruder, welcher auf des jungen Mannes heftiges Klopfen die Thüre öffnete, erschrak, als er Josephen erblickte, dessen glühendes Antlitz und funkelnde Augen eine ungewöhnliche Gemüthsbewegung an den Tag legten.

„Was wollt Ihr schon um diese Stunde?“ sagte der erstaunte Diener. „Noch schlummert der hochwürdige Pater und ich darf ihn nicht erwecken.“

„Führt mich nur zu ihm im Augenblicke!“ erwiederte stürmisch dringend der Gesell: „Er würde mich gern hören, und wär's auch um Mitternacht und hätte er gerade einen lieblichen Traum, in dem ihm die hohen Heiligen und die seligen Engelein freundlich erschienen wären; denn seine Rede kann ein tiefbekümmertes Herz von den Qualen schrecklicher Zweifel erlösen, sein Wort kann dem wildbewegten Gemüthe den Frieden geben, nach dem es in Angst und Bangniß ringt! Führt mich nur hin! Pater Anselm versagt den Trost der Religion seinem Beichtkinde zu keiner Stunde.“ —

Kopfschüttelnd geleitete der Laienbruder den Gesellen, welcher in der That in diesem Augenblicke eines geistlichen Zuspruchs zu bedürfen schien, nach dem Schlafgemache des Paters. Dieser, durch das Geräusch im Hause in seinem leichten Morgenschlummer gestört, hatte bereits seine Ruhestätte verlassen und trat dem hereinwankenden Joseph mit fragender Gebehrde entgegen.

„Verzeiht, hochwürdiger Herr, daß ich in ungewöhnlicher Stunde Euch mit meinem Anbringen zur Last falle,“ sagte der Gesell, indem er alle seine Besinnung zu einer gefaßtern und ruhigen Rede zu sammeln suchte: „aber es läßt mich nicht länger, und von Eurem Munde erwarte ich Entscheidung über mein zeitliches und mein ewiges Heil. Niemand weiß besser, als Ihr, wie ich gebetet, gerungen und gebüßt habe, um den Gedanken an Marien und an das Glück, das mich in ihrem Besitz erwartet, aus meiner Brust zu verbannen. Aber es gibt Dinge, denen des Menschen Wille nicht gewachsen ist, und zu diesen gehört, was Ihr im Namen des Himmels von mir erheischt. Ich kann Marien nicht entsagen, ich vermag nicht, das Glück von mir zu stoßen, das mir ungesucht entgegen [illegible].“

Anselmus hatte den Gesellen mit immer finsterer werdenden Blicken angehört. Jetzt konnte er nicht länger den Ausbruch seines Unwillens zurückgehalten, und fiel dem Beichtsohne mit dem Donnerrufe in die Rede:

„Verstockter Sünder du! Frevler am Herrn und seinen Heiligen! Du wagst es,“ fuhr er dann gemäßigter fort, „der allgewaltigen Kirche, welche Schlüssel hat zu binden und zu lösen die Zweifel und Unruhen der Seele, die Macht abzusprechen; dein elendes Gelüst nach sinnlichen Genüssen, nach Reichthum und Ansehen siegreich zu bekämpfen? Das kommt nicht aus deinem Sinne. Das spricht durch dich der höllische Widersacher, der sich deiner bemächtigt hat. Treib ihn aus, den bösen Geist! Kasteie den Leib, büße und leide, daß du aus deiner Verblendung erwachst!

Und wieder griff die Hand des strengen Priesters nach der knotigen Geißel, um diese dem jungen Manne zur wiederholten Selbstpeinigung darzureichen. — Joseph aber hatte den Muth, den Pater zurückzuweisen, und versetzte:

„Laßt mich erst aussprechen und vernehmt, welchen Mittelweg ich erdacht habe, um den Forderungen der heiligen Kirche in einem noch höhern Maße, als Ihr selbst wollt, zu genügen und zugleich auch den Gegenstand meiner Wünsche zu erlangen. Marie ist eine Ketzerin: das ist wahr. Aber muß sie es denn ewig bleiben? Hat der Mann, dem sie sich als gehorsame Hausfrau hingibt, nicht Mittel aller Art in Händen, sie in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen? Wird es nicht dem Himmel wohlgefällig seyn, wenn ich einst unsere Kinder im wahren Glauben erziehe und sie ihm zubringe, als treue Pflegerin der hohen Mutterkirche? Erwägt das wohl, hochwürdiger Herr, und seid gewiß, daß ich mich dann Eurem Ausspruche, wie er auch lauten möge, willig unterwerfe.“

Während Josephs Rede hatte Pater Anselm den mit der Geißel bewaffneten Arm langsam sinken lassen. Jetzt ging er einigemal mit großen Schritten in dem Gemache auf und nieder, blieb dann vor dem Gesellen stehen und sagte mit dem mildesten Tone der Stimme, dessen er fähig war:

„Ich kann dir nicht Unrecht geben, mein Sohn! Allerdings gibt es Fälle, in welchen der Zweck die Mittel heiligt, und der gegen-

wärtige Fall scheint mir von dieser Art. Ja!" fuhr er mit begeistertem Feuer fort: „es ist hochverdienstliches und heiliges Werk, die verirrten Lämmlein wieder zu der rechten Heerde zurückzubringen, und du magst dann mit diesem der heiligen Kirche wohlgefälligen Vorsatze in der Brust an die That gehen, zu welcher der Geist dich treibt. Mancher Rechtgläubige wird dir grollen bei diesem Schritte; wer aber deine Absicht kennt, der wird in ihm ein Opfer sehen, das du, selbst ein treues Kind der Kirche, ihr bringst, damit sie verherrlicht werde an den Verirrten, und mit ihrem Lichte erleuchte die Herzen der Getäuschten. Aber auch dir sei die Ueberzeugung, daß in dieser Sache der Zweck die Mittel heilige, die Richtschnur deiner Handlungen! Hast du dein junges Weib heimgeführt, so zeige ihr die Qualen der ewigen Verdammniß, welche ihrer harren in ihrem Irrwahne; male ihr die Seligkeit, die ewigen Himmelsfreuden derjenigen, die, von dem Segen unserer heiligen Kirche begleitet, hinüberschlummern! Suche sie mit Milde, mit aller liebevollen Gewalt, die du über sie zu üben vermagst, dem Irrthum abzuwenden, der Wahrheit geneigt zu machen! Bleibt sanftes Zureden ohne Erfolg; so sprich mit Ernst und Strenge. Ist auch auch diese Mahnung vergebens; so behandle sie mit Härte: laß sie Entbehrung und Züchtigung empfinden, schreite bis zum Zwange! Aber weiß sie auch diesem sich durch List, oder mit dem Beistande anderer Verworfenen zu entziehen; dann bleibt dir nur ein Mittel übrig, dir selbst das Heil der Seele zu bewahren; verstoße das ungehorsame und verstockte Weib aus deinem Herzen und deinem Hause! Hiezu bevollmächtige dich ich Namens der heil. Kirche; und dein Weib stellt sich diesem Verfahren bloß, indem sie bei dem Wahnglauben verharrt, der auch die Unauflöslichkeit des Ehebandes nicht anerkennt. Schwöre mir also so zu handeln, so wahr du selbst die Freuden der Seligkeit zu erlangen hoffst, und dann gehe hin und thue, was dir frommt, und was dir Freude und Glück auf Erden immer gewähren mag!"

Da warf sich Joseph mit wonnestrahlenden Blicken zur Erde, und leistete den entsetzlichen Eid: Marien, von der er wähnte geliebt zu sein, zum Lohne der Liebe und des hingebenden Vertrauens mit Qual und Zwang zu verfolgen, und wenn sie durch Bedrängung von ihren Grundsätzen loszureißen sei, die unglückliche Betrogene hinauszustoßen in die Welt, die vielleicht dann keinen Freund und Beschützer mehr für sie hatte.

Mit erleichtertem Herzen, voll freudiger Hoffnungen auf Glück und Lust der Zukunft, erhob er sich und drückte in dankbarer Aufwallung des Paters Hände stürmisch an seine Lippen.

„Ja, hochwürdiger Herr!" rief er mit Bestimmtheit: „es wird keine große Noth haben, ein so zartes Ding, wie Marien, zu dem zu bewegen, was ihrer Seele frommt. Laßt mich nur machen. Es soll Euch nimmer gereuen, meine Zweifel gelöst und mich von der schweren Verzichtleistung auf die Erfüllung meiner Wünsche entbunden zu haben!"

„Der Himmel segne dein Vorhaben," versetzte Anselmus, indem er den Gesellen verabschiedete, „und stärke dich in der Ausführung des Entschlusses, den du zum Heile der Mutterkirche gefaßt!"

Segnend breitete der Pater über Josephs Haupt die Hände und entließ ihn.

„Wie greife ich nun die Sache am gescheitesten an, und bei wem trete ich zuerst heraus mit meinem Begehren?" überlegte Joseph, während er sich nach Hause begab: „Bringe ich zuerst mein Wort bei Marien an, und offenbare ihr, daß auch mein Herz für sie empfindet, was das ihrige schon seit lange für mich fühlt und verhehlt? Nein, nein! das wäre überflüssig, das wäre ein Umweg zum Ziele! Ihrer bin ich doch versichert, und es kommt nur darauf an, den Alten zu kirren, daß er sein Jawort giebt. Frisch auf Joseph! Drauf und dran! Dem Alten geht sein Mädel über Alles, und wenn er hört, so thut er ihr den Willen ohne weitere Umstände. Zeit ist so nicht zu verlieren; der Mißling könnte mir in den Weg kommen!"

Es war gerade Sonntag; Joseph begegnete vielen Leuten, welche sich zur Frühmette begaben; er aber gedachte nicht der gottesdienstlichen Handlung, zu der auch ihn seine Religion verpflichtete, und eilte mit hastigen Schritten

und zerstörtem Wesen an den Bekannten vorüber, welche ihm erschrocken auswichen und erstaunt nachsahen. Sie konnten sich das Nachlässige seiner Kleidung, auf die er sonst mit musterhafter Ordnung u. fast kleinlicher Pünktlichkeit hielt, nicht erklären; sie wußten die Aeußerungen des fieberhaften und überspannten Zustandes, in dem er sich noch immer befand, nicht zu deuten. Die Außenwelt konnte jetzt weder seine Theilnahme, noch seine Aufmerksamkeit erregen; ein Gedanke hatte sich ganz seiner bemächtigt: der an den Besitz Mariens und der mit ihr zu erringenden Glücksgüter.

Als Meister Kurts Haus vor seinen Blicken lag, bemerkte er vor dem Fenster ihres Gemachs Marien, die den schönen Morgen mit freudiger Regung begrüßte, und deren Augen dann hinab auf die Straße sich senkten, wo sie den heraneilenden Gesellen wahrnahmen. Im Taumel eines Wahnes und im Vorgefühle der nahen Beglückung, nickte Joseph mit freundlichem und vertraulichem Lächeln hinauf. Da fuhr Marien betroffen zurück und schloß, von einer seltsamen Vermuthung ergriffen, das Fenster.

„Sie scheut die Nachbarn!" sagte der Gesell bei sich: „sie weiß noch nicht, wie ich's meine und wird sich schon anders gebehrden, ehe wir zu Mittag uns am Haustische versammeln. — Dann wird das Wohl von Braut und Bräutigam ausgebracht, und der Laffe, der da meint, Wunder wie hoch er über einem ehrbaren Gesellen stehe, hat mit langer Nase das Nachsehen!"

Joseph eilte sogleich auf seine Kammer. Hier suchte er seinen besten Staat zusammen, in den er sich so sorgfältig als möglich kleidete. In seiner großen Gemüthsbewegung aber konnte er nicht so leicht damit zu Stande kommen, wie wohl sonst, und als er nun endlich zu seiner Zufriedenheit sich geputzt hatte: da läutete bereits das Glöcklein, welches alle Hausbewohner zum gemeinen Frühstücke berief. Unmuthig darüber daß er nun seine Erklärung aufschieben mußte, ging der Gesell hinab. Mariens Anblick aber und der Gedanke, nach so langer Seelenpein u. Liebesqual doch nun bald am Ziele seiner Hoffnungen zu stehen, gaben ihm seine Heiterkeit zurück, und versetzten ihn auf's Neue in die leidenschaftliche Wallung. Seine Blicke ruhten oft so kühn und begehrlich auf der Jungfrau, daß diese, von einem innern Grauen ergriffen, nur mit Aengstlichkeit ausharren konnte, und, sobald es sich thun ließ, aus dem Zimmer eilte. Josephs Aussehen konnte in der That auch am heutigen Morgen ein furchtsames Mädchen, das kaum den ersten Schritt in das jungfräuliche Alter gethan hatte, in Schrecken setzen. Seine Augen schweiften wild und unstät umher, und fanden nur auf der geängsteten Marie einen Ruhepunkt; auf den tiefgefurchten Wangen brannte eine dunkle Röthe, und die Adern der Stirn traten hochangeschwollen hervor. Dabei waren alle seine Bewegungen heftig, seine Glieder bebten, und die Unruhe des Gemüths theilt sich dem Körper mit.

Joseph harrte bis sich die übrigen, außer Meister Kurt, der gewöhnlich Sonntags nach dem Frühstück sich im Wohnzimmer durch Erbauung in einem geistlichen Buche zum Kirchgange vorbereitete, entfernt hatten. — Nun schritt er auf den Meister zu, dessen ernster Blick ihn nicht zu entmuthigen vermochte, und sagte:

„Ich glaube, Meister, Ihr könnt Euch nicht über meine bisherigen Dienste beschweren, und habt mich wohl als einen tüchtigen Gesellen in unserm Gewerk erkannt. Da, meine ich nun, möchte es uns beiden zum Nutzen gereichen, wenn wir uns für die Zukunft durch ein recht festes Band mit einander verbinden, und in dieser Absicht wollte ich eine Bitte an Euch wagen, so ihr es gestattet."

Verwundert über diese Anrede des Gesellen, dessen baldige Entlassung der Meister im Sinne trug erwiederte dieser:

„Bring' dein Gewerbe vor; aber mache es kurz; denn die Stunde des Gottesdienstes, den ich nie versäume, ist nahe."

„Gerade heraus und ohne Umschweife, Meister! sprach nun Joseph, und griff mit der bebenden und glühenden Rechten nach Kurts Hand, welche dieser aber ernst zurückzog: „Gebt mir Marien zum Weibe! Ich liebe sie über Alles, und ihr sollt gewiß einen treuen Sohn an mir haben, der Eure Kundschaft nun und immerdar im besten Zustande erhalten wird."

Meister Kurt traute kaum seinen Ohren, als er Josephs Begehren vernahm. Im ersten Augenblicke sah er ihn voll starren Erstaunens an; bald aber hatte er sich gefaßt und versetzte mit ruhiger Kälte:

„Wie, Joseph, du, der hartgläubige und strenge Katholik willst eine Protestantin heirathen? Das kann ich dir nicht zusammenreimen, und ich würde es nicht glauben, wenn du selbst es nicht sagtest!"

„Was kümmert mich die Glaubensverschiedenheit?" entgegnete mit angenommener Gleichgültigkeit der Heuchler: „Marie mag ungestört der Ausübung ihrer Religion nachgehen, so wie ich den Pflichten der meinigen. — Wenn nur sonst die Herzen einig sind; so macht sich Alles wohl.

„Ganz recht," sagte Kurt, und warf einen forschenden Blick auf den Gesellen: „Eine solche Herzenseinigkeit ist die Hauptsache, und nur, wo sie sich findet, kann es eine glückliche Ehe geben. Aber bist du denn auch fest versichert, daß Marie in diese Herzenseinigkeit einstimmt? — Bist du von ihrer Liebe überzeugt, auf die denn doch Alles ankommt, und die nur allein meinen Willen in dieser Angelegenheit bestimmen kann?"

„Gewiß, Meister!" antwortete Joseph mit dem festen Tone einer vollkommenen Ueberzeugung: „wenn Ihr meint, ich würde um ein Mädchen anhalten, von der ich fürchten müßte, eine abschlägliche Antwort zu empfangen, so kennt Ihr den Joseph schlecht. Das wäre ein Schimpf, den ich nicht ertrüge, und der mir das Herz abstoßen würde! Liegt's also nur daran, so könnt Ihr getrost Ja sagen, und mir als Eurem künftigen Eidam die Hand reichen."

Noch immer ungläublich schüttelte der Meister das graue Haupt nud sprach:

„Joseph, dein Lebenswandel ist nicht in der Art gewesen, daß du dir meine Achtung und die Liebe eines Mädchens, wie Marie, hättest erwerben können. Deshalb kann ich noch immer nicht an die Wahrheit deiner Behauptung glauben, und ich muß Marien selbst darüber befragen. Das soll sogleich geschehen und in deiner Gegenwart, damit du nicht denkst, ich hätte auf Mariens Entscheidung, sie sei auch, welche sie wolle, irgend einen Einfluß gehabt. Liebt sie dich wirklich, so will ich deinen Wünschen nicht entgegen sein, und ich hoffe dann, daß auch dich die Verbindung mit einem braven Weibe von deinen Fehlern bessern wird!"

Mit einem Seufzer ging Meister Kurt zur Thüre, und rief die in einem benachbarten Zimmer beschäftigte Tochter herbei. Josephs Zustand war der eines Entzückten; er wähnte am Ziele der so lang genährten Wünsche zu stehen: noch wenige Augenblicke und das Mädchen, welches seine Leidenschaft in so hohem Grade gereizt hatte, daß er sie durch keine Buße und kein Gebet bekämpfen können, sollte die Seinige werden mit allen Ansprüchen auf Reichthum und irdisches Wohlergehen. Von ihr hatte er keine Zurückweisung zu befürchten! Sie sah ja in seinen Wünschen auch die ihrigen erfüllt die sie heimlich bewahrt und nur ihm durch manchen bedeutungsvollen Blick verrathen hatte! Mit welcher Freude wird sie in meine Arme eilen, wie wird sie, wenn jetzt der Vater ihr die Sache offenbart, das ersehnte nun eingetroffene Glück kaum für wahr halten, wie von meinen Lippen die Bestätigung des Gehörten verlangen!" So dachte Joseph bei sich. Wonnetrunken sah er dem nächsten Augenblicke entgegen; sein Gemüth befand sich in einer Ueberspannung, die keiner höhern Steigerung fähig war.

Da trat im Glanze der Unschuld und Seelenreinheit Marie herein. Befremdet über die Anwesenheit Josephs, den sie nicht erwartet hatte, schlug sie voll Verlegenheit die Augen zu Boden; gleich aber erhob sie diese wieder und blickte fragend ihren Vater an. Meister Kurt mißdeutete der Tochter Betroffenheit, indem er sie zu Josephs Gunsten auslegte. Mit einem wiederholten Seufzer ergriff er Mariens Hand und fragte das Mädchen:

„Sprich, Marie, offen und unverhohlen: bist du diesem Manne in Liebe geneigt, und möchtest du wohl als eheliche Genossen ihm angehören, so er dein begehrte!

Alle Röthe wich von Mariens Wangen. Gleich wie eine Leiche starrte sie den Vater an;

dann fiel ihr Auge auf Joseph, der, mit dem lebendigsten Ausdrucke glühender und wilder Leidenschaftlichkeit bezeichnet, der schüchternen Jungfrau wie ihr böser Engel erschien. Heftig zurückschaudernd warf sie sich an die Brust — ihres Vaters und rief mit bebender Stimme:

„Nimmermehr, mein Vater, nimmermehr! O stoßt mich nicht von Euch, behaltet mich ferner in Eurer Nähe, in der ich immer so glücklich gewesen, und seht mich fort und fort als Euer liebes Kind an! Ist es aber bei Euch beschlossen, und Ihr wollt mich durchaus entfernen aus euerm Hause und von Eurem Herzen, so gebt mich lieber zu ganz fremden, unbekannten Menschen, als diesem Manne hin, den ich fürchte, und vor dem ich mich entsetze!"

Ein Strom von Thränen erstickte ihre Stimme. Meister Kurt, aber, dessen Brust wieder freier athmete, schloß die Tochter gerührt in seine Arme, und sagte mit väterlicher Milde:

„Beruhige dich, mein gutes Kind! Am Vaterherzen bleibt dir immerdar eine sichere Heimath, und in einer Angelegenheit wie diese, entscheidet kein andrer Wille als der deinige.— Ich wußte wohl, daß du dich so nicht verirren konntest! „Du aber, wandte er sich mit finstern Blicken an Joseph—„hast jetzt von Mariens eigenen Lippen die Antwort auf deine Werbung vernommen. Auch passen wir fernerhin nicht für einander, und ich rathe dir, noch in dieser Stunde dein Bündel zu schnüren und mein Haus zu verlassen. Mit einem Lügner, der sich nicht scheut, mir Unwahrheiten über mein eignes Kind zu berichten, mag ich nicht länger unter einem Dache weilen."

Ein Bild des Entsetzens und der geistigen Vernichtung, starrte Joseph, lange nachdem Marie und ihr Vater sich entfernt hatten, noch immer auf die Stelle hin, wo die Jungfrau, in der er sich so grausam getäuscht, jene schrecklichen Worte gesagt hatte. Weder Zorn noch Schmerz, weder Grimm noch Wuth sprachen aus den Zügen seines Antlitzes, dieses trug nur einen Ausdruck, den der plötzlichen Erstarrung aller innern Gefühle, eines völligen Stillstandes der Gedanken. Auf seiner Stirn zeigte sich nur die eine dräuende Falte, welche auch im Zustande der ruhigsten Besonnenheit immer dort weilte; matt und glanzlos traten die dunkeln Augen weit aus den Liedern hervor; das eben noch so glühende Antlitz war von Todtenblässe bedeckt, und der halbgeöffnete Mund schien sprechen zu wollen, aber die Kraft dazu verloren zu haben. Die Hände hielt er erhoben und von sich hinweggestreckt, und suchten irgend etwas Furchtbares, Grauenerregendes von sich abzuwehren. Endlich löste eine eintretende allgemeine Ermattung diesen Zauber, in den ihn Mariens Ausspruch gebannt. Indem er kraftlos auf einen Sitz niedersank, gewann er seine Besinnung wieder, und nun kamen auch alle Furien der getäuschten Hoffnung, der gekränkten Eigenliebe und des Bewußtseins der schmählichsten Erniedrigung über ihn.

„Verhöhnt! betrogen! genarrt!" das waren die ersten Worte, die er mit bebenden Lippen leise und klanglos vor sich hinsprach: „Darum also," fuhr er mit steigender Stimme und mit immer wilder werdenden Blicken fort, „darum also habe ich Tag und Nacht gebrütet und geforscht, wie ich das Mädchen, das mich so listig angelockt, mir gewönne; darum habe ich mit schmerzhafter Geißelung die von ihr selbst erweckte Begierde zu bekämpfen gestrebt, darum glühende Gebete dem Himmel selbst die Einwilligung zu einer Sünde abringen wollen, die ich ohne ihre aufmunternden Blicke nicht gedacht haben würde! Darum — daß ich jetzt dastehe als ein kindlicher Narr, als ein Lügner und Betrüger, und ich vermeinte sie so fest zu halten an einem unzerreißbaren Bande! Im Wohlleben des Reichthums, als einen geehrten Mann und Meister sah ich mich schon im Geiste. Wie ein Kind sollte sie meinem Willen folgen und durch sie der schwache Vater gelenkt werden; ihre Seele wollte ich retten von der ewigen Verdammniß mit Güte oder Gewalt, mit List oder Zwang!

Das Alles ist nun nichts, und ich bin am Gängelbande geführt worden, und die künftige Herrlichkeit von Reichthum und Lust ist verstorben, wie ein Traum! Pater Anselm! Pater Anselm! warum folgt ich nicht deiner ersten Warnung? Aber" — lachte er tückisch in sich

hinein — „so ganz ungestraft soll mir das nicht geschehen seyn, und wenn ich auch die Aussicht auf Mariens Besitz, auf Geld und Gut und Weltfreuden verloren habe, so bleibt mir doch noch eine süßere Lust — in der Rache!“

Ganz von diesen Gedanken erfüllt, schleppte er sich mühsam auf sein Gemach. Nur mit der größten Anstrengung vermochte er sich aufrecht zu halten; seine Glieder bebten im Fieberfroste Daß Meister Kurt ihm seine Entlassung gegeben habe, konnte er sich nicht erinnern; aber hell und deutlich stand es vor seiner Seele, daß er sich aus dem Hause, wo er so entsetzlichen Schimpf erlitten, im Augenblicke entfernen müsse. Sein weniges Eigenthum war bald zusammengepackt, er hüllte sich in den schlechtesten Ueberrock, den er besaß, und schlich dann langsam hinab, aus dem Hause und durch abgelegene Gäßchen zur Herberge, wo er zu dem letzten Mittel aller Verworfenen, zu berauschenden Getränken seine Zuflucht nahm.

Die Wirthin, welche ihn bediente, konnte sich bei seinem Anblicke eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren. Seine Augen fuhren wild und unstät umher, die geballte Faust hielt er fest und krampfhaft an die Stirne gedrückt. — Nachdem er eine Weile in der Schenkstube gesessen hatte, in der sich außer ihm noch keine andern Gäste befanden, schien ein regeres Leben in ihm zu erwachen. Er veränderte keine Geberde und gestikulirte seltsam vor sich hin, wie ein Planmachender, der über seine Entwürfe nicht mit sich selbst einig werden kann. Dann lehnte er sich zurück, und heftete, während er reichlich des starken Getränks genoß, seine funkelnden Augen an die Decke des Zimmers.

So saß er noch, als sich das Gemach bereits nach und nach mit Gästen angefüllt hatte, die jedoch sämmtlich keine Kunde von dem träumerischen Gesellen nahmen. Endlich trat einer seiner Bekannten, der ihn gewahrte, aber nichts von seiner gegenwärtigen Gemüthsbewegung ahnte, auf ihn zu, und sagte:

„Nun Joseph, in Euerm Hause giebt's wohl bald Hochzeit, und du machst dann auch einen lustigen Tanz mit der schönen Meisters-Tochter?“

Dieses Donnerwort drang wie gräßlicher, schneidender Hohn in Josephs Seele, und riß ihn aus seinem Hinstarren empor. Er raffte seine letzte Kraft zusammen, und, indem er auf den Sprechenden losstürzte und diesen bei der Gurgel faßte, rief er mit heiserer Stimme:

„Bube! Was spottest du mein? Das soll dir übel bekommen! Ich erwürge dich auf der Stelle für diesen schmählichen Hohn.“

Erstaunt und lachend warf der Angegriffene den Machtlosen auf seinen Sitz zurück und entgegnete:

„Wer spricht von dir, du Narr? Den blondhaarigen Baumeister aus der Residenz meine ich. Der ist mit der schönen Marie so freundlich und einträchtig heute zur Kirche gegangen, daß Jedermann in den Beiden ein Brautpaar erkannt hat. Auf dessen Hochzeit sollst du tanzen und guter Dinge seyn! Wenn du aber nicht magst, so kannst du es meinetwegen auch bleiben lassen!“

Ein furchtbares Licht dämmerte vor Joseph auf. Es war das letzte, das ihm auf lange hin leuchten sollte. „Er ist es, den sie liebt; er ist es, der dich aus ihrem Herzen verdrängt hat!“ Dieser Gedanke wurde noch klar in seinem Innern. Dann mischten sich plötzlich alle Ideen wild durch einander, verwirrende Bilder umgaukelten ihn, Feuerflammen schlugen vor seinen Augen empor! Er hätte aufschreien mögen, um seiner gedrückten Brust Luft zu machen, allein seine Stimme versagte ihm den Dienst. Da war es ihm, als griffe plötzlich eine glühende Faust in sein Gehirn; ein gräßlicher Schmerz zuckte schmetternd durch seinen ganzen Körper, und indem es vor seinen Blicken schwarze Nacht ward, stürzte er mit schwerem Falle wortlos zur Erde.

Schon früher hatte der Streit mit seinem Bekannten die Aufmerksamkeit der Trinkgäste auf Joseph gerichtet. Jetzt versammelten sich Alle um ihn. Man hob ihn vom Boden auf und suchte ihn wieder zu sich selbst zu bringen; allein jede Mühe blieb vergebens, und ein Wundarzt, der sich unter den Gästen befand, erklärte: hier sei ein arges Nervenfieber im Anzuge, und der Ohnmächtige mußte auf das

schleunigste nach Hause oder in das Spital gebracht werden. Man fand das Bündel mit seinen Kleidungsstückenbei ihm. — Hieraus zog man den richtigen Schluß, daß er seinen Meister verlassen habe, und in diesem Augenblicke herrenlos sei. Er wurde also in das öffentliche Krankenhaus getragen, wo noch am nämlichen Tage die von dem Wundarzte angedeutete Krankheit unter den furchtbarsten Symptomen ausbrach.

Marie ahnete nichts von dem schrecklichen Eindrucke, den ihre Zurückweisung auf Joseph gemacht hatte. Sie war froh, den finstern Gesellen, der sie mit seinen begehrlichen Blicken so sehr beängstigt und dann mit seinem Antrage so sehr erschreckt hatte, nicht mehr in ihrer Nähe zu wissen. Sie dachte gar nicht daran, daß es ihm darum übler gehen könne.— Hatte er hier seinen Platz verloren, so stand ihm wohl im nächsten Städtchen ein anderer offen. Dabei schlug ihr Herz jetzt freudiger in der schön aufgegangenen Ahnung eines süßeren Glücks der ihrer still gehegten Neigung engegenkommenden Liebe August Willings.

Ihrem Vater blieb nicht unbekannt, was sich mit Joseph begeben, und wie er todtkrank und ohne Geld im Spitale darnieder liege. Wohl hielt Meister Kurt für gerathen, der Tochter hievon nichts zu entdecken. Insgeheim aber übernahm er alle Kosten der Heilung und Verpflegung des Kranken, und empfahl noch überdieß dem Spitalmeister, daß weder an kostbaren Arzneimitteln noch sonstigen Bedürfnissen auch nur das Mindeste gespart würde. Er selbst mochte den Gesellen nicht besuchen. Er fürchtete eben so sehr, auf diesen durch seine Gegenwart nachtheilig zu wirken, wie auch selbst mit unangenehmen Empfindungen heimzukehren.

Mochte nun der Architekt an jenem Sonntagsmorgen in Mariens Herz geschaut, und sich das Sprüchlein: „ich liebe dich! herausgelesen haben, oder war auf andere Weise eine freudige Sonne der Hoffnung auf Gegenliebe des theuren Mädchens an seinem innern Himmel emporgestiegen: genug, seine bisherige Zurückhaltung verminderte sich um Vieles, und er hielt nun jeden Augenblick, den er nicht in ihrer Nähe zubrachte, für verloren. Freilich nahm er hiervon die Stunden aus, die er der Erfüllung seiner Pflicht widmete. Wie hätte es ihn, den wackeren Mann, den die Liebe zu seiner Kunst mit Begeisterung erfüllte, und der in ihr einen segenreichen Engel ehrte, nicht freudig erheben sollen, wenn er sah: wie sein kühn gedachtes und wohl angelegtes Werk sich mit jedem Tage herrlicher gestaltete und immer näher der Vollendung kam, in der es dann der Menschheit nutzen und dienen konnte, in der ein Denkmal seiner eigenen Tüchtigkeit dastehen würde! Schon erhoben sich an beiden Ufern die hochanstrebenden, im Style alterthümlicher Triumphbögen aufgebauten Mauerpfeiler, von denen, wie lang ausreichende Arme, die stark geschmiedeten Ketten hinabgriffen; schon waren viele mächtige Eichenstämme, zu Balken gehauen, über den Strom hin in ein enges Gefüge gebracht, das die riesigen Kettenarme gewaltig hielten, und es fehlte nur noch an Wenigem, so war der brausende Strom besiegt und jedermänniglich konnte auf festem Grunde dahin schreiten über ihn, der bis jetzt immer mit Gefahren gedräut und so manches Opfer niedergezogen hatte in sein feuchtes Todtenbett.

Mit der freudigsten Theilnahme sah Meister Kurt das schöne Gelingen der kunstreichen Unternehmung. Er selbst hatte so wacker dabei mitgewirkt, daß Willing ihm wahren und innigen Dank dafür wußte, und diesen Gefühlen gar oft Worte lieh.

„Schweigt davon!“ entgegnete dann der ernste Meister: „was wir gethan haben, wird andern frommen, und darin liegt für uns der beste Segen. Das Bedürfniß ist das große Band, welches die Menschheit zusammenhält, und einer wie der andere muß dazu thun, daß dieses Band nicht locker werde oder gar zerreiße!“

Josephs Bewerbung um die Tochter und dessen Vorgeben, Marie liebe ihn, war dem Alten ein Stich in's Herz gewesen. Als er aber jetzt des Architekten und Mariens gegenseitige Neigung, welche, ohne daß schon ein Geständniß erfolgt wäre mit jedem Tage bemerklicher wurde, wahrnahm: da sah er seinen seit lange im stillen Herzenskämmerlein genährten und gehegten Lieblingswunsch verwirklicht, und ge-

dachte nun, daß er ruhig scheiden könne von der Welt, wenn sein letztes Stündlein käme, indem er seine Tochter wohl aufgehoben wisse unter Obhut und Liebe des tüchtigen und redlichen jungen Mannes.

Noch immer konnte es Willing nicht über sich gewinnen, Marien die Gefühle seines Herzens zu offenbaren. Zum Theil hielt ihn eine gewisse Schüchternheit, über welche er in ihrer Gegenwart noch immer nicht ganz Herr zu werden vermochte, davon ab; zum Theil aber auch die zarte Berücksichtigung, daß seine amtliche Stellung noch nicht so gesichert war, daß er seiner Hausfrau ein seinen eigenen Forderungen entsprechendes Loos bieten konnte.— Dieser Gedanke machte ihn oft trübe, so daß dann selbst Mariens erheiternde Nähe ihren Einfluß auf ihn verlor. Das liebe Mädchen grübelte vergebens nach den Ursachen, welche diesen Kummer veranlassen konnten; aber ihr Herz empfand die Leiden des geliebten Freundes mit, ohne sie zu kennen. Als nun aber das kunstvolle Werk vollendet war, das den Architekten in das Städtchen geführt hatte; als der Tag immer näher kam, an welchem eine Deputation aus der Residenz eintreffen sollte, um den stattlichen Brückenbau zu besichtigen, und die Verbindung zwischen den beiden Ufern zu eröffnen, da wurden Willings Blicke immer trüber, seine Wangen erbleichten mehr und mehr, und seiner gepreßten Brust entstiegen, wenn er schweigend neben der mitfühlenden Marie saß, oft schwere Seufzer. War es doch nur zu gewiß zu erwarten, daß diese Deputation ihn von dem Liebsten, was er auf Erden hatte, trennen und mit in die Residenz zurücknehmen würde, um ihn auf's Neue zu anderweitigen, wer konnte wissen, in welchem entlegenen Landtheile, vorzunehmenden Arbeiten zu verwenden!

Am Vorabende des verhängnißvollen Tages, dem Augusts Sorgen u. Befürchtungen galten, war er von Marien zu einem Spaziergange am Flußufer hinab veranlaßt worden. Die beiden still Liebenden wandelten schweigend neben einander. Ein ruhiger, feierlicher Abend war dem heißen Sommertage gefolgt, und die ganze Natur strahlte von der friedlichen Herrlichkeit der niedergehenden Abendsonne wieder, die mit ihren zarten Strahlen Berg und Wald sanft vergoldete und die kräuselnden Wellen des Flusses in schön mildem Silberlichte erglänzen ließ. Marie hatte ihren Freund zu einem höchst reizenden Punkte, den er noch nicht kannte, geführt. Sie standen auf einem weit in den Fluß greifenden Felsenvorsprunge, wo sie hinauf- und hinabwärts jede liebliche Stelle des anmuthigen Thalgrundes im Auge hatten, Waldungen ein grünes Amphitheater bildeten, und über den Häuptern der Schauenden die Trümmer der alten Burg von einer überhangenden Klippe dreist hernieder blickten.

Als Marie den in träumerischen Nachdenken verlornen Willing auf den herrlichen Anblick aufmerksam machte, der sich ihnen nach allen Seiten hin zeigte, erhob er wohl die trüben Augen, um den Andeutungen der Geliebten zu folgen; aber sein Herz wurde nicht von der frohen Begeisterung ergriffen, die ihm sonst, wo die Natur so hehr und anmuthig erschien, wie hier, nicht fremd geblieben war. Tiefe Schwermuth lag in seinen Blicken, und auf seinem Angesichte offenbarte sich ein Zug des Schmerzes, der Marien in die Seele schnitt. Ohne daß er es wahrnahm, sah sie ihn lange sinnend und forschend an, als wolle und müsse sie den Grund seines Kummers aus dessen Aeußerungen enträthseln. Plötzlich füllten sich ihre Augen mit Thränen, sie ergriff mit bebender Hand des Architekten schlaff herabhängende Rechte und sagte:

„Warum trauern Sie, Willing? Ein schwerer Gram lastet auf ihrem Herzen, und Sie verschweigen ihn mir. Wozu diese Verschlossenheit? Ach! soll ich denn neben dem Schmerze, Sie leiden zu sehen, auch noch die bittere Empfindung tragen müssen, daß Sie sich mit Mißtrauen von mir abwenden?

Sie sprach diese Worte mit tief gerührter Stimme, aber zugleich mit aller Unbefangenheit der arglosen Unschuld.

„Welcher schreckliche Verdacht!" entgegnete Willing. Eine hohe Röthe schoß auf seinen Wangen empor, und seine Hand drückte zärtlich die des Mädchens, welche ihm nicht entzogen wurde. „O Marie," fuhr er inniger fort,

„Sie wissen nicht, wie Sie mit dieser Frage meine Pein vermehren, aber ich muß jetzt offen reden zu Ihnen und muß von Ihrem Munde das Loos meiner Zukunft vernehmen, denn die Stunde der Entscheidung ist gekommen, und laß ich sie ungenutzt vorüberstreichen, so dürfte ich mir einst schreckliche Vorwürfe darüber machen! Ahnen Sie denn gar nicht, was mich quält? Denken Sie denn nicht der Bedeutung des morgenden Tages, der uns trennt--vielleicht auf immer?"

Da blickte die weinende Jungfrau erschrocken auf. Sie erbleichte und wollte langsam ihre Hand aus der des Architekten zurückziehen. Dieser aber hielt sie fest und sprach in dem Tone der innigsten Liebe:

„O lassen sie mir diese Hand! Dürfte ich sie doch für mein ganzes Leben halten, auf daß sie es beglücke und verschönere! Ich wollte schweigend scheiden, ich wollte den Schmerz in meine Brust begraben und ihn still mit mir hinweg nehmen in die öde Ferne, wo er dann der einzige treue Gefährte meiner Zukunft geblieben wäre; aber die Macht dieses Augenblicks, die süße Gewalt Ihrer Rede ist zu groß, als daß ich zu widerstehen vermöchte. Ach! es kommt ja auch nur auf eins an, und war dieses Eine kein Wahn, war meine Ahnung nicht zu kühn, meine Hoffnung nicht zu vermessen, so sind ja die übrigen Bedenklichkeiten nur tückische Traumbilder, die vor dem Zauberspruch aus ihrem Munde entschwinden. Ja, Marie, es gilt jetzt Wahrheit, um Wahrheit! Sprechen Sie: habe ich mich getäuscht, wenn ich von inniger Liebe erfüllt in Ihr Auge sah und dort Gegenliebe erkannte? habe ich mich getäuscht, wenn ich in dem süßen Tone Ihrer Stimme die Erwiederung meiner Herzensneigung wahrnahm? habe ich mich getäuscht, wenn Ihr ganzes Wesen mir sagte, daß Sie wohl an meiner Hand ein häusliches und friedliches Glück hoffen könnten? Sprechen Sie, Marie: habe ich mich getäuscht?"

Der Architekt schwieg; allein mit dem Ausdrucke der höchsten Spannung hingen seine Augen an dem Munde der Jungfrau. In Mariens Innerm erhob sich ein kurzer Kampf der jungfräulichen Scham mit der mächtig erregten Liebe. Bald aber siegte die letztere, und ihre schüchternen Blicke in den bewegten Spiegel des Stromes tauchend, sagte sie mit halblauter, bebender Stimme:

„Sie haben sich nicht getäuscht, Willing: bald nach Ihrer Ankunft war ich Ihnen schon gut, und seitdem sind Sie mir unaussprechlich theuer geworden."

„O ich glücklicher!" jauchzte der Architekt und drückte einen heißen Kuß auf die Hand des zagenden Mädchens: „welcher Thor war ich doch, vor den Pforten des Paradieses voll kleinlicher Bedenklichkeiten zu stehen: ob ich auch öffnen dürfe mit dem magischen Schlüssel, den Mariens Liebe selbst geweiht? Nun fallen alle Hindernisse, die ich so groß geachtet, mit einem Male in ihr nichts zurück, und ich fühle mich stark genug, dem Leben seine herrlichsten Gaben abzutragen, um Marien abzuringen, um Marien zu beglücken! O, mein angebetetes Mädchen, wie war ich noch vor wenigen Augenblicken so tief betrübt und unglücklich, und wie bin ich jetzt wonnebewegt und selig in dem Bewußtsein deiner Liebe! Ich bin keiner der Reichen und Mächtigen auf Erden, daß ich Schätze zu deinen Füßen aufthürmen und Ansehen um dein Haupt sammeln könnte; aber was ein treues Herz zu erdenken vermag, um den Lebenspfad der Geliebten auszuschmücken und zu erheitern: das gelobe ich mit heiligem Eide."

„Halten Sie ein!" unterbrach plötzlich erbebend und zusammenschaudernd Marie den begeisterten Sprecher, indem sie ihn von der Stelle hinwegzog, wo sie sich befanden: „Nicht hier, nicht an diesem Orte, der eine unheilvolle Bedeutung trägt, lassen Sie uns den Bund der Herzen beschwören! Wozu auch das, wo ein Herz für das andere lebt und in ihm und mit ihm empfindet? Aber kommen Sie fort von hier! Dieser Platz, so reizend auch die Natur ihn umgiebt, ist von einem Ereigniß bezeichnet, dessen Andenken mich in diesem Augenblicke mit Grauen erfüllt. Ueber dem Steine der weinenden Braut schwebt kein guter Engel, und wir wollen schnell entweichen, daß seine unheilbringende Macht uns nicht erreicht.

Erstaunt und schweigend folgte Willing Marien, die ihn rasch von dem Felsenvorsprunge auf die Wiese zurückführte, welche sich längs dem Ufer bis zum Städchen hinzog. Hier mäßigte die Jungfrau ihre Schritte, und hob nach wenigen Augenblicken, in denen sie ihre Gemüthsruhe wieder gewann, zu dem Architekten gewendet an:

„Ich bin Ihnen die Erklärung eines Benehmens schuldig, das Ihnen seltsam erscheinen muß, da Sie die Geschichte, von der jene Stelle ihren Namen und ihre trübe Bedeutung erhalten hat, ohne Zweifel nicht kennen. In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als aus Deutschland viele Kriegerhaufen nach Amerika übergeschifft wurden, um dort die Sache der Engländer zu verfechten, gab es gerade zu dieser Zeit in unserm Städtchen ein glückliches Brautpaar: Wilhelm und Anna. Wenige Tage vor der Hochzeit ging der Bräutigam über Land, um einige Verwandte einzuladen Unterwegs wurde er von fremden Werbern ergriffen, die ihn, ohne seine Vorstellungen zu achten, unter ein nach der neuen Welt bestimmtes Regiment steckten. Die Soldaten wurden bei unserm Städtchen eingeschifft.

Hier sah Anna ihren Wilhelm, der mit einem Male spurlos verschunden gewesen, wieder. Sie ließ kein Mittel unversucht, die Freiheit ihres Bräutigams zu erlangen; aber ihre Bitten, ihre Thränen, ihre Verzweiflung machten keinen Eindruck auf den hartherzigen Befehlshaber. Als die Schiffe mit den Truppen den Fluß hinabfuhren, harrte Anna an jener Stelle und rief von dort dem Bräutigam, der ihr so schrecklich entrissen wurde, endlich das letzte Lebewohl zu. Er rief ihr mit lauter Stimme den Schwur der ewigen Treue zurück, den sie niedersinkend mit gerungenen Händen erwiederte. Ihr Herz brach nicht in dieser Stunde. Von nun an fand sich Anna an dem Orte ein, von welchem sie den Bräutigam zum letzten Male erblickt hatte. Ihre thränenvolle Blicke waren nach der Himmelsgegend gerichtet wo das Schiff mit ihrem Theuersten verschwunden war. Viele Jahre waren vergangen: Anna alterte aber ihre Liebe blieb jung. Da kam die Nachricht des geschlossenen Friedens über das Weltmeer herüber, und in Annens Auge, die bisher nur Thränen getrübt, erglänzte ein neuer Strahl von Hoffnung. Jetzt brachte sie ganze Tage auf jenem Felsen zu; ihre Seele schwamm in Sehnsucht und süßen Träumen der Zukunft. Da zogen an einem Sommerabende, wie dieser, die Schiffe, welche die jauchzenden Krieger in's Vaterland zurückbrachten, den Strom herauf. Anna war auf ihrem Steine und breitete, von Furcht und Hoffnung bewegt, den Zurückkehrenden die Arme entgegen. Viele Mütter fanden ihre Söhne, manche Schwester den Bruder, manche Braut den Geliebten wieder; aber Anna ihren Wilhelm nicht. Er war als Gefangener in die Hände der Wilden gerathen und von diesen unter grausamen Martern hingerichtet worden. Diese entsetzliche Kunde wurde Annen durch einen Freund des Getödteten von einem der Schiffe herübergerufen. Von diesem Augenblicke an sprach sie kein Wort mehr, allein ihre Thränen flossen unaufhaltsam. Weder durch Bitten noch durch Gewalt war sie von dem Felsen hinwegzubringen. — Wurde die letzte versucht, so gerieth sie in den entsetzlichen Zustand und man mußte fürchten, sie auf der Stelle zu tödten. Sie verschmähte jede Nahrung, jede Pflege; am Morgen des dritten Tages fand man sie als eine starre Leiche: jetzt war ihr Herz gebrochen. Diese traurige Geschichte hat jenem Platz den Namen gegeben und in ihrer Erinnerung wandelte mich ein unwillkührliches Grauen auf dem Steine der weinenden Braut an.

Marie schwieg; sie war sichtbar erschüttert. Willing aber redetete ihr freundlich jede trübe Ahnung aus, und sprach dann so schön und herzlich über die Zukunft, welcher ihrer warte, daß bald alle frühere Unbefangenheit wieder in Mariens Seele zurückkehrte und diese nur von frohen Bildern erfüllt wurde. Der Architekt wollte noch am heutigen Abende seine Werbung bei Meister Kurt anbringen; unter den Commissarien, die morgen eintreffen mußten, zählte er Gönner und Freunde, deren Empfehlung für eine baldige feste Anstellung er zu erbitten gedachte. Die beiden Liebenden lebten jetzt in dem schönen Taumel seliger Gefühle, der die ersten Erörterungen über eine gemeinsame häusliche Zukunft zu begleiten pflegt. Ein trübes Wölkchen schwebte an Mariens innerem Him-

mel: es war der Gedanke, daß sie dann wohl den guten Vater und den lieben Heimathsort verlassen müsse, um dem Manne ihrer Wahl und seiner Bestimmung zu folgen.

Willing konnte seinen Vorsatz dem wackern Meister sogleich alles zu entdecken, nicht ausführen; denn als er mit Marien zu Hause anlangte, traf er einen Boten, welcher ihm anzeigte, daß die Deputation aus der Residenz bereits im vornehmsten Gasthofe des Städtchens angekommen sey und dort seinen augenblicklichen Besuch erwarte. Dieser Einladung mußte er nothwendig entsprechen und als er, von den wohlwollenden Freunden aus der Residenz bis spät in die Nacht zurückgehalten, in seine Wohnung heimkehrte, lag Vater Kurt, schon im tiefen Schlummer, und Marie, ebenfalls von dem ruhigen Schlafe eines reinen Gewissens und heitern Gemüths heimgesucht, träumte von glücklichen Tagen der Zukunft im schönen Vereine mit dem Geliebten. Auf Morgen also mußte Willing die Offenbarungen seiner heißesten Wünsche verschieben, bis morgen in bangen Zweifeln schweben über die Entscheidung, welche Meister Kurt aussprechen werde! Dem wichtigsten Tage seines Lebens sah er entgegen: der Prüfung des großen Werkes, dem er seine besten Kräfte gewidmet, der Bestimmung seiner häuslichen Zukunft durch Mariens Vater.

Er brachte eine schlaflose Nacht zu. Als die freundliche Morgensonne ihn mit strahlendem Antlitze durch die Scheiben seines Gemachs begrüßte, erhob er sich in großer Spannung von seinem Lager, und begab sich, der gestrigen Abrede gemäß, zu der Kettenbrücke, wo auch bald nach ihm sich die kunstverständigen Mitglieder der Commission einfanden. Man wollte ganz im Stillen das Werk besichtigen, und hatte, um ungestört zu bleiben, eine so frühe Stunde dazu gewählt. Alles wurde gut und tüchtig erfunden und Willing von den achtbaren Kunstgenossen mit Lob überhäuft, mit freudiger Anerkennung begrüßt. Da regte sich neben der schönen Zufriedenheit, seinen Werth von Männern, die wohl eines Urtheils fähig, ehrend anerkannt zu sehen, ein süßes Vorgefühl in seinem Herzen, daß der heutige Tag noch größere Freuden ihm vorbehalte, und daß, ehe noch der Abend einbreche, er als Mariens glücklicher Verlobter den Scheidepunkt seines Lebens überschritten haben könne.

Und die freudige Ahnung, welche den Architekten erfüllte, war keine Lüge, und sie verwirklichte sich im Laufe des Tages noch weit herrlicher, als er es hoffen und erwarten durfte! Der Morgen ging unter allerlei Versprechungen mit den Deputirten vorüber, denen Willing, so viel es seine eigene Bescheidenheit erlaubte, sich von der besten Seite zu zeigen bemüht war. Er gedachte wohl auch gegen diejenigen unter ihnen, von deren freundschaftlichen Gesinnungen er überzeugt war, seiner Wünsche nach einer festen Bestimmung seines Berufskreises; aber dann mußte er mit Befremdung bemerken, wie man geflissentlich jeder deutlichen Eröffnung auszuweichen suchte, und über diesen Punkt eine räthselhafte Zurückhaltung beobachtete. Das beunruhigte ihn in der That. Sonst waren ihm diese Männer doch gewogen gewesen, und er konnte sich gar nicht erklären, weshalb sie ihm ihre Güte entzogen haben möchten! Auch auf die Frage: welche Arbeit ihm nun wohl, nachdem er den Brückenbau vollendet, übertragen werden dürfte, und wohin ihn diese neue Beschäftigung führen werde? erhielt er unbestimmte und nichtssagende Antworten, welche seine Unruhe nur vermehrten.

Gegen Mittag wurde mit den, bei solcher Gelegenheit üblichen Feierlichkeiten die Brücke eingeweiht und eröffnet. Alt und Jung aus dem Städtchen und dessen Umgebung strömte herbei, um das neue Wunderwerk zu beschauen. Eine bunte, fröhliche Menge trieb sich auf der Brücke und am Ufer hin und her. Der Architekt, den sein Beruf in der Nähe der Deputation festhielt, ließ die sehnsüchtigen Blicke nach den Töchtern des Landes ausschweifen, bis er endlich das Blondköpfchen mit den liebevollen blauen Augen gewahrte, das schon längst mit zu ihm gewendetem, freundlichem Antlitze seine Beachtung zu erwarten schien. Da lächelte, nur ihnen beiden bemerkbar, der Architekt hin, Marie lächelte her, und in dieser flüchtigen Gebehrdensprache fand er eine tröstende Zuversicht

auf sein künftiges Geschick, und ihr offenbarte sich auf's Neue die süß willkommene Neigung des Geliebten. Zu einem lauten Wort aber, zu einer vernehmlichen Begrüßung, gab es keine Gelegenheit, und die beiden Liebenden mußten sich mit dieser kurzen und stummen Begegnung zufrieden stellen.

Aber Willings Glücksstern sollte noch groß und herrlich aufgehen am heutigen Tage, und wenn Mariens Anblick schon seine bewegte Seele beruhigt hatte, so sollte diese auch noch mit aller ersehnten Wonne, und so nahe nimmer gehofften Liebesfreudigkeit erfüllt werden. Freulich war es schon ehrenvoll für ihn, daß er bei der, nach der Brückenweihe veranstalteten, festlichen Mahlzeit auf dem Rathhause, den ausgezeichneten Platz zwischen dem Minister des Innern und dem Landesoberbaudirektor erhielt; freilich tönten die Lobeserhebungen und freundlichen Reden des einen und des andern gar lieblich in sein Ohr; freilich rührte und erbaute es ihn gar sehr, als, nachdem des Landesherrn Gesundheit bei Pauken- und Trompetenschall ausgebracht worden, der Bürgermeister des Städtchens den Dank der Einwohner in einer wohlgedachten Rede den Staatsbehörden darbrachte, und in dieser auch seiner auf ehrende Weise gedachte: wie aber ward ihm, da plötzlich der Minister an seiner Seite sich erhob, und mit lauter Stimme die Anwesenden alle ermahnte, sich mit ihm zu vereinigen, um auf das W o h l des f ü r s t l i c h e n Bauraths August Willing einen Becher zu leeren, und zugleich der Oberbaudirektor dem freudig Bestürzten das mit landesherrlichem Siegel und eigenhändiger Unterschrift Serenissimi versehene Dekret überreichte? Hören und Sehen verging ihm. Der frohe Zuruf der jubelnden Gäste, die Glückwünsche der herbeidrängenden Freunde, das Wirbeln der Pauken das Schmettern der Trompeten; alles drang nur in dumpfer Verwirrung an sein Gehör; dabei aber war es ihm, als begrüße ihn Mariens s ü ß tönende Stimme, selbst unter dem unverständlichen Getöse freundlich und vernehmlich, mit dem holdseligen Bräutigamsnamen. Und noch sollte er einen höhern Gipfel der Wonne, von dem die Aussicht auf eine Zukunft immer herrlicher und glänzender wurde, ersteigen; denn, als er nun einen Blick auf das fürstliche Dekret warf, erkannte er, daß ihm sein künftiger Aufenthalt in Mariens Heimathsstädtchen angewiesen sei, damit er von hieraus die Arbeiten seines Fachs in dem Distrikte, dessen Hauptort das Städtchen war, besorge, und nebenbei die Inspektion über die Unterhaltung der von ihm angelegten Kettenbrücke führe. Konnte er mehr wünschen? Hätten sich seine kühnsten Hoffnungen so weit erheben können? Nun waren ihm die zweideutigsten Antworten der Commissarien erklärlich, nun konnte er das ihm räthselhafte Betragen seiner Freunde deuten. Man hatte ihn mit dem Glücke überraschen wollen, das seiner harrte; man hatte die Freude erhöhen wollen, indem man sie plötzlich und unerwartet eintreten ließ.

Endlich konnte er die Bewegung seines Innern bezwingen, so daß er Worte fand, den freundlichen Gönnern einen Dank an den Tag zu legen. Dann aber hielt ihn keine Macht länger im glänzenden Saale zurück: unwiderstehlich trieb es ihn zu Marien und zu Vater Kurt, um diesen sein Glück zu verkünden, und nun als stattlicher Freier um die Hand der Geliebten zu werben. Jetzt kam die Reihe zu erstaunen an den achtbaren Meister: nicht über Willings Antrag, den er vorausgesehen hatte, wohl aber über dessen bedeutende Beförderung und über den glücklichen Umstand, daß der willkommene Eidam auch sein Mitbürger geworden. Jetzt war Marien die schönste Feierstunde ihres Lebens bereitet, in der sie mit Freudenthränen an der Brust des ihr von dem Vater zugeführten geliebten Mannes sank, und nun auch bei der Mittheilung, daß sie um Willing anzugehören, nicht den lieben Vater verlassen müsse, das letzte trübe Wölkchen von ihrem innern Himmel verschwinden sah. Alle schönen Gefühle, welche in den Herzen der zwei still Liebenden bis dahin geschlummert hatten, wurden nun wach und begegneten einander in den traulichen Ergüssen der von dem würdigen Meister gesegneten Stunde. Als der Baurath sich am Abende von der nach der Residenz zurückkehrenden Commission verabschiedete, ver-

fehlte er nicht, sich dieser als einen frohen und glücklichen Bräutigam vorzustellen.

Am folgenden Tage war die Ernennung des neuen Bauraths und dessen Verlöbniß mit Marien der Gegenstand aller Unterhaltungen im Städtchen. Auch in Josephs Krankenzimmer drang diese Kunde. Der Unglückliche hatte die ganze Zeit über in den schrecklichsten Fieberphantasien zugebracht, denen nur völlige Abspannungen aller geistigen und körperlichen Kräfte, aber keine lichten Augenblicke gefolgt waren. Heute erwachte er zum ersten Male wieder zu einem klaren Bewußtsein, während gerade die sorglosen Wächter, in einiger Entfernung von dem Krankenlager, sich über die Ereignisse des gestrigen Tages besprachen. Als Joseph gewahrte, daß eine ihm so wichtige Sache verhandelt wurde, schloß er schnell wieder die Augen, und lauschte aufmerksam auf die Reden der Wächter. Das bittere Gefühl, so grausam von einem Mädchen, das ihm, wie er vermeinte, deutliche Liebeszeichen gegeben, verhöhnt worden zu sein; die Reue, um dieses Hohnes willen so viele Seelenkämpfe bestanden, so viele körperlichen Peinigungen ertragen zu haben; der nagende Schmerz, vor Meister Kurt als ein thörichter Prahler, als ein Lügner erschienen zu sein; das waren die innern Regungen, welche mit der zurückkehrenden Besinnung des Gesellen Herz quälend durchschnitten.

Aber schrecklich und langsam wurde jetzt ein noch glühenderes Gift in seine Seele geträufelt! Da mußte er vernehmen, wie der gehaßte und verachtete Nebenbuhler mit Ehren überhäuft, wie ihm eine angesehene und vortheilhafte Stellung im Staate angewiesen worden, wie dann endlich Meister Kurt einen solchen Eidam freudig angenommen habe, und Marie, die mit dem Architekten schon längst heimlich einverstanden gewesen, ihm als eine beglückte Braut, deren Loos von Jedermann beneidenswerth gefunden sey! Joseph war bisher ein schwacher und leidenschaftlicher Mensch gewesen. In diesem Augenblicke aber ging eine furchtbare Umwandlung mit ihm vor: aus dem leidenschaftlichen Schwächling wurde ein Bösewicht.

„Sie sollen nimmer sich ihres Glücks erfreuen!“ schwur er bei sich: sie sollen nimmer in das Leben voll Lust und Herrlichkeit eingehen, auf das ich mir Rechnung gemacht, und müßte ich den frohen Bräutigam und die glückliche Braut mit meinen eigenen Händen erwürgen! Genarrt hat sie mich, und dann wie einen verächtlichen Wurm in den Staub getreten, aber ich will mich erheben aus dieser Erniedrigung zu ihrem und ihres Buhlen Entsetzen und Verderben. Was Gewissen! was Religion! das Gewissen bleibt doch immer unserm eigenen Willen untergeordnet, und wenn der in eines Menschen Brust so stark und fest ist, wie in der meinigen, so muß jenes wohl schweigen und kann ihm nichts anhaben. Mit der Religion bin ich fertig: die hat mich auch getäuscht und genarrt, wie die falsche Marie, und ich kümmere mich nun nichts mehr um sie und ihre Gebote.“

Gewaltig trieb es ihn zur Ausführung des schrecklichen Vorsatzes, welchen er gefaßt hatte. Er glaubte sich stark genug, im Augenblicke das Lager verlassen zu können, und wagte den Versuch. Da aber eilten die Wächter herbei, welche vermeinten, ein neuer Fieberparoxysmus habe sich bei dem Kranken eingestellt, und hielten ihn zurück. Bald aber sahen sie ein, daß sein Zustand in der That eine plötzliche und glückliche Wendung zur Besserung genommen habe, und waren nur noch bemüht, ihn durch gütliche Ueberredung zur heilsamen Ruhe zu bewegen. Auch der Arzt, der nach kurzer Zeit erschien, erklärte den Patienten außer aller Gefahr, und war nicht wenig erstaunt, ihn so auffallend besser und gestärkt zu finden. Auf Josephs Verlangen, man möge ihm erlauben, aufzustehen, erwiederte er jedoch, daß dieses noch keineswegs geschehen könne, und man erst den ferneren Gang der Genesung abwarten müsse. Joseph selbst fühlte bald, daß er doch seine Kräfte überschätzt habe, und schickte sich nun an, in Geduld zu verharren, bis ihm seine Freiheit wiedergegeben werde. Tausend Pläne zum Untergange des ihm verhaßten Paares keimten in seiner Seele auf, aber sein Inneres befand sich noch nicht in einer so ruhigen Verfassung, daß er sich über irgend eine Art der Ausführung seiner Entwürfe hätte entscheiden können.

Pater Anselmus, der den Kranken täglich besuchte, und ihm, freilich ohne daß er vernommen wurde, in seinen bösen Stunden geistlichen Trost gespendet und für ihn gebetet hatte, fand sich auch am nächsten Tage bei ihm ein, und war sehr erfreut, ihn bei vollem Bewußtsein und auf einem sichern Wege der Besserung anzutreffen. Wie aber zeigte sich jetzt das Betragen seines Beichtsohnes gegen die Verehrung welche dieser ihm früher erwiesen, verändert! Gleichgültig, fast widerwillig beantwortete ihm Joseph alle theilnehmenden Fragen des Priesters, bis er endlich ihrer müde, ihm den Rücken zukehrte und in einem trotzigen Stillschweigen verharrte. Erstaunt sah Anselmus den Gesellen an; dann verfinsterten sich plötzlich seine Blicke, sein Antlitz sprach Unwillen und tiefe Betrübniß aus: auf einen Wink von ihm entfernten sich die Wächter aus seinem Gemache, und ließen ihn mit Joseph allein.

„Dein Leib wird genesen," begann er jetzt mit ernster und strenger Stimme, „aber deine Seele ist von einer schlimmern Krankheit befallen, als die deines Körpers war, und du bemühst dich vergebens, diese mir mit hartnäckigem Trotze zu verbergen, und deinen Beichtvater, jetzt, da du ihn am Nöthigsten brauchst, durch Geringschätzung von dir zu entfernen. Ich stehe hier im Namen der Kirche, der du angehörst, und als ihr geweihter Vertreter bin ich über jede irdische Kränkung erhaben. Glaubst du, ich wüßte nicht, was in dir vorgeht, und welche höllische Geister sich in diesem Augenblicke um deine Seele streiten? O, ich durchschaue dich! Ich sehe in den schwarzen Abgrund deines Herzens, und erblicke dort die Teufel des Hasses, des Neides und der Bosheit. Ich erkenne die sündhaften Gedanken, die sie dort eingesäet in den gedeihlichen Boden, daß sie keimen und reifen zu entsetzlichen Verbrechen, für welche selbst die heilige Kirche keine Sühnung, keine Buße hat. — Ich könnte dir Alles haarklein erzählen, was in deinem Innern vorgeht, aber ich will, daß du das Alles selbst bekennst und durch ein reuiges Geständniß deine Schuld milderst."

Die Rede des Priesters machte keinen Eindruck auf Joseph. Er blieb in der Lage, die er einmal angenommen hatte, und erwiederte kein Wort.

„Du beharrst in deinem Trotze, verstockter Sünder!" donnerte nun Anselmus. „Aber du sollst mein Antlitz schauen, wie du dich auch sträubest, und der Anblick eines heiligen Dieners des göttlichen Wortes soll deine Seele mit Furcht und Grausen ergreifen, daß sie schwach und demüthig werde in dem Bewußtseyn ihrer Verworfenheit." Indem er so sprach, packte er den noch matten Gesellen mit kräftigem Arme bei den Schultern, und richtete ihn auf, daß dieser ihm gerade in das zörnige Angesicht schauen mußte. Josephs Trotz aber war noch nicht gebrochen, und der finstere Blick, den er auf den Priester richtete, zeigte deutlich, daß die ehrfurchtsvolle Unterwürfigkeit, mit der er sonst jedem Gebote seines Beichtvaters gehorcht hatte, noch nicht wieder zurückgekehrt sey. „Elender," fuhr nun Anselmus in demselben Tone der Entrüstung fort: „in welcher schrecklichen Verblendung lebst du? Gedenkst du nicht der gräßlichen und endlosen Höllenstrafen, die dessen harren, der sich der Macht der heiligen Kirche entziehen will? Fühlst du nicht, daß du selbst, indem du mir eine offene Beichte deiner frevelhaften Gedanken verweigerst, ein solcher Unglücklicher bist? Aus der Hölle giebt es keine Erlösung. Alle Pein, welche für das irdische Leben ersonnen werden kann, ist nur Wonnegefühl gegen die Qualen, welche dich dort erwarten. Jeder Schmerz, der dich hier durchzucken kann, ist kühlendes Labsal gegen die höllische Feuerglut, welche nicht den Leib, welche die Seele ergreift und nimmer läßt. Jedes Leiden des Innern, das hier empfunden, wird dich dort weit entsetzlicher und ohne Aufhören foltern: verfehlte Hoffnungen, unerfüllte Wünsche, verhöhnte Liebe, das schreckliche Gefühl der Unterdrückung durch deine Gegner, Alles, was auf Erden dich tief gebeugt und dein Gemüth zerrissen, stürmt dort in einer Furchtbarkeit auf dich ein, von der du hier keine Ahnung hast. Darum gehe in dich! Rette deine Seele vor dem Entsetzlichen, indem du ihre geheimen Regungen dem geweihten Diener der Kirche anvertraust und mit reuevoller Buße den Himmel versöhnst!"

Da konnte Joseph nicht länger widerstehen. Der überspannte Zustand, in den ihn bei der ersten Wiedererlangung seines Bewußtseyns, die Kunde von dem Glücke des Nebenbuhlers versetzt hatte, war vorüber, und mit ihm hatte auch die Kraft der Störrigkeit, die selbst dem Einflusse der Religion sich feindlich entgegensetzte, gar sehr nachgelassen. Des Paters letzte Mahnung, so glücklich auf Josephs Gemüthsstimmung berechnet, hatte ihren Zweck nicht verfehlt. An dem Ausdruck des Trotzes auf seinem Antlitze mischte sich jetzt eine scheue Demuth, aus der Pater Anselmus seinen Sieg erkannte. Er ließ den Gesellen wieder in die Kissen zurücksinken. Dann sprach er, indem er sich über ihn hinbeugte, weit milder als zuvor:

„Fasse Muth mein Sohn, und lege ein unumwundenes Geständniß ab. Es gibt keinen Gedanken noch so sündiger Art, für welchen dies hohe Kirche nicht Absolution und Verzeihung hätte.“

Bei aller wiederkehrenden Unterwürfigkeit vor dem Geistlichen erhob sich ein arger Zwiespalt in Josephs Innerm. Er konnte voraussehen, daß der Pater seine Absichten verdammungswürdig finden würde, und doch — das stand fest eingegraben in seiner Seele — vermochte er nicht von ihnen zu lassen. Der Gedanke, Willing und Marien verderben zu müssen, hatte sich einmal so stark und gewaltig seines Geistes bemächtigt, daß jede Bemühung, ihn zu bekämpfen, selbst mit Hülfe der Religion, scheitern, und den unglücklichen Joseph über die schmale Linie, welche ihn noch vom Wahnsinne trennte, führen mußte.

Wer kennt nicht die schreckliche Macht der fixen Idee, die einmal zur Herrin eines bisher ungeregelten Gemüths geworden, durch jede Einrede vermehrt, durch jeden Widerstand verstärkt wird? Das war die furchtbare Feindin, welche jetzt verderblich und jeden Keim der bessern Erkenntniß vernichtend, in Josephs geistiges Leben einschritt und in seinem Herzen ihren unerschütterlichen Thron errichtete.— Und dennoch mußte er dem Pater beichten.— So viel Gewalt behauptete jetzt noch die lang gepflegte Gewohnheit, die einigermaßen wieder erweckte Ehrfurcht vor der Religion, über ihn. Aber auch eine leise und ferne Hoffnung, der Priester könne vielleicht in einer Hinsicht sein Unternehmen billigen, regte sich bei näherer Ueberlegung in seiner Seele, und diese Aussicht war es hauptsächlich, welche ihn bewog, Alles zu offenbaren. Anselmus hörte ihn ruhig an. Wie er sich von Marien betrogen wähnte, wie er von dem Meister mit stolzem Uebermuthe behandelt, wie er bei der Entdeckung von Willings und Mariens Bündniß von entsetzlicher Verzweiflung ergriffen worden sei und nun nicht leben könne, ohne in dem Verderben der Beiden seine Rache befriedigt zu haben, sprach er mit immer steigender Leidenschaftlichkeit unverhohlen gegen den Beichtiger aus.

„Und da vermeine ich keine Sünde zu begehen, hochwürdiger Herr!“ so schloß er sein Bekenntniß: „denn die, welche ich als meine Feinde ansehe, sind ja auch zugleich Ketzer: abgefallen von der heiligen Kirche, und schon im Voraus der ewigen Verdammniß hingegeben. Ja! es scheint mir ein verdienstvolles Werk, sie schon zu bestrafen auf Erden, und derjenige, der dieses unternimmt, ist wohl eher als ein wackeres Rüstzeug der Mutterkirche anzusehen, das ihren Dank verdient, denn als ein Verbrecher, den sie zur irdischen Strafe und höllischen Verdammniß verurtheilen möchte.“

„Entsetzlicher Irrthum!“ rief Anselmus, indem eine dunkle Röthe auf seinen Wangen emporflammte, und seine Augen Blitze des Zorns und der Entrüstung auf Joseph sandten. „Du, erbärmlicher Wurm des Staubes, willst es wagen, dem Ewigen vorzugreifen, und hälst dich berufen, sein Richteramt auszuüben auf Erden? Du, selbst ein Irrender im Glauben, ein unglückseliger Spielball irdischer Leidenschaften, du mit dem zerstörten Frieden der Seele, du ein giftiges Gefäß der Tücke und des Verbrechens, willst wägen und entscheiden, verdammen und tödten? In andern Ländern, wo die alleinseligmachende Kirche noch in aller ihrer unbeschränkten Herrlichkeit waltet, sind ihre geweihten Diener berechtigt, über die Abgefallenen zu richten und sie zu läutern durch den Tod des Leibes, daß auch ihre Seelen gesammelt werden zur himmlischen Wonne und Freu-

digkeit. Hier aber, wo die heilige Mutterkirche in der Ausübung ihrer Gerechtsame unübersteigliche Hindernisse findet, hier bleibt es dem höchsten Richter über Alles auf Erden allein vorbehalten, die Abtrünnigen zu richten und zu verdammen. Der Gedanke, ihn hierin zu vertreten, ist frevelhafter, als der an Raub und Mord, und nur die tiefste Reue, die schwerste Buße, die ich dir, sobald du völlig genesen bist, auferlegen werde, kann dich reinigen von dieser schrecklichen Sünde. Bis dahin suche allen Verlockungen der Höllengeister, die ihren Sitz in dir gewonnen haben, durch anhaltendes Gebet zu widerstehen. — Was ich dir gesagt, bleibe dir immer in Gedanken; das Gefühl deiner Nichtigkeit bezwinge deinen Uebermuth.

Der Pater entfernte sich; Joseph aber hatte, in seinen rachsüchtigen Entschluß vertieft, nur eine Stelle aus den Ermahnungen seines Beichtvaters aufgefaßt und wandte die se in einem verkehrten Sinne auf sich selbst und seine Entwürfe an.

„Ein Mord ist also keine so arge Sünde!“ sprach er bei sich. „Der läßt sich eher abbüßen, wenn man ihn schlechtweg begeht, als wenn man zugleich das Recht der Kirche und des Glaubens zu üben denkt, nun das ist gleich viel, und darum war es mir auch nicht so besonders zu thun. Das Verderben der Dirne und ihres Buhlen ist mir die Hauptsache. Das übrige kümmert mich nicht.“

Von nun an ging des Gesellen Genesung mit raschen Schritten vorwärts. Er fühlte die alten Kräfte wiederkehren, und freute sich dieser Erkenntniß, da sie ihn der Ausführung seiner verderblichen Anschläge näher brachte. Im Uebrigen aber beobachtete er gegen Jedermann eine hartnäckige Wortkargheit. Den Pater, der ihn ferner besuchte, hörte er ruhig und schweigend an, und, indem er in dessen Gegenwart sonst ein sehr demüthiges Benehmen zeigte, glaubte Anselmus in dieser Schweigsamkeit den Ausdruck der innern Zerknirschung, wahrhafter Reue und unbedingter Unterwerfung zu erkennen. Joseph aber konnte nur sich von dem fortwährenden Brüten über seinem Racheplan nicht mehr losreißen, und schon wandte er, was bei Geisteszerrütteten, zu denen er jetzt wirklich gehörte, so oft der Fall ist, List und Verstellung an, um seine Umgebungen zu täuschen.

Endlich erklärte ihn der Arzt für gänzlich geheilt, doch, meinte er, möchte Joseph irgend einen tiefen Kummer haben, der diese Zurückgezogenheit in sich selbst veranlasse, und sich wohl erst völlig verlieren werde, wenn der Gesell wieder seinen früheren Lebensverhältnissen und seiner gewöhnlichen Thätigkeit zurückgegeben sey. Als Joseph das Krankenhaus verließ, bedeutete ihn der Spitalmeister, er möge nun auch zu seinem vorigen Brodherrn, Meister Kurt, gehen, und diesem, der alle Kosten seiner Heilung getragen, und überdies väterlich für ihn gesorgt, für so große Güte geziemend danken. Wie aus einem Traume erwachend, blickte der Gesell den Spitalmeister starr und zweifelhaft an. Dann ließ er sich das Gesagte wiederholen, und nachdem er endlich mit sichtbarer Mühe dessen Sinn begriffen zu haben schien, rief er bitter und heftig aus:

„Freilich hat er als ein Vater an mir gethan, aber ich will's ihm auch vergelten an seinem Kinde! Doch sagt mir gleich: wie viel ist's, was er für mich gezahlt? Geld mag ich ihm nicht schuldig bleiben und müßte ich auch betteln gehen, um ihn zu befriedigen!“

Ohne auf die Einwendungen des Spitalmeisters zu achten, bestand Joseph darauf, den Belauf der von Meister Kurt getragenen Kosten zu wissen. Als er diesen endlich erfahren hatte, eilte er sogleich zu einem ihm bekannten Trödeljuden, verkaufte diesem seine Uhr, einige andere Kleinigkeiten von Werth, und kehrte dann schnell in's Spital zurück, wo er die unbedeutende Summe hinterlegte, mit dem Auftrage, selbige auf das baldigste Meister Kurt zu übermachen. Ihm blieb wenig übrig, aber das war ihm gleichgültig.

„Habe ich doch meine Seele wieder frei gekauft von dem Alten!“ sagte er bei sich, indem er dem nächstgelegenen Thore des Städtchens zuschritt. „Er hatte es klug angefangen, aber ich habe ihn doch überlistet, und er kann mir nun nichts anhaben. Frisch auf, Joseph! Du bist los und ledig, wie der Vogel in der Luft,

und deine Beute wird dir nun nimmer entgehn!"

Er lachte grimmig in sich hin hinein. Aus seinen Augen blickte der Wahnsinn; sein verzerrtes Antlitz trug den Ausdruck der wildesten Bosheit, wer ihm begegnete, wich scheu und furchtsam aus. Das Gefühl der wiedererlangten Freiheit belebte ihn: er glaubte nun des Zwanges, den er sich früher im Krankenhause angethan, g ä n z l i c h überhoben zu sein.

Als er außerhalb des Stadthors angelangt war, blieb er stehen und sah sich nach allen Seiten um.

„Wohin nun?" fragte er sich laut, so daß einige in der Nähe spielende Knaben aufmerksam wurden, und sich um ihn versammelten. „Stromaufwärts oder stromabwärts? Es ist Alles eins: der Strom bringt mich wieder, wenn's Zeit ist, und müßte er sich in seinem Laufe umwenden, und müßten seine Wellen das Ufer wieder begrüßen, das sie schon längst verlassen.

Aber es ist jetzt aus mit dem Gesellenleben und ich bin nun selbst Herr. Da muß ich auch mein eignes Haus haben, wo ich als Meister schalte und walte, und wo mir Niemand etwas zu befehlen hat. Dort glänzt es ja schon herüber vom Berge," rief er mit einem Male heftiger, indem seine irren Blicke auf die Trümmer der alten Burg fielen, „dort leuchtet es im blutrothen Abendscheine, und das ist ein gutes Zeichen; denn Blut ist ja nun meine Leibfarbe geworden. Aber was ist das," unterbrach er sich plötzlich, da er die ihn umringenden Kinder bemerkte. „Ich bin zum Kinderspott geworden!" schrie er dann mit schrecklich schneidender Stimme, so daß die Knaben erschreckt und entsetzt hinwegflohen: Fluch ihr, die mich dazu gemacht!"

Mit diesem Ausrufe rannte er in wilder Hast vorwärts, über die Kettenbrücke hin, an das jenseitige Ufer. Dort blieb er einige Augenblicke lang stehen und betrachtete Willings kunstvolles Werk. Sein Auge erglühte in einem furchtbaren Lichte, ein tückisches Lächeln trat auf sein Antlitz, und in seiner zerrissenen Seele bildete sich ein gräßlicher Gedanke. Sinnend lag sein Blick auf den gewaltigen Ketten; dann fiel er verdüstert auf die am Eingange der Brücke aufgestellte Schildwache:

„Es muß doch gehen!" sagte er versichernd zu sich selbst: „so kann es Niemand geradezu einen Mord nennen; sie sind dann der Gnade des Himmels preis gegeben, der ja, wie Pater Anselmus sagt, die Ketzer richtet und verurtheilt."

Er flog den Berg hinan. Bald hatte er sich in das wildeste Dickicht verloren, durch das er sich einen Weg nach dem Felsengipfel, auf welchem das verfallene Schloß stand, bahnte.—Hier sollte fortan seine Wohnung sein; hier nistete er sich ein, um sein Opfer zu bewahren.

Als Meister Kurt das von dem Gesellen zurückgelassene Geld empfing, zeigte er keine große Befremdung. Er schrieb diese Handlungsweise dem ungeheuern Dünkel Josephs zu, der ihm ja während ihres Zusammenlebens nur zu gut bekannt geworden war, um ihn jetzt noch zu überraschen. Uebrigens war er froh, den tückischen Burschen fern zu wissen. Seine Nähe und sein öfterer Anblick hätte doch wohl die zartfühlende Tochter betrüben und den heitern Frieden des bald mit Willing zu schließenden Bundes stören können.

Das glückliche Brautpaar lebte indessen Tage der reinsten Freude und der schönen Hoffnung auf die baldige Weihe seiner Verbindung durch den Segen der Kirche. Willings Geburtsort war weit entfernt. Seine Aeltern waren früh gestorben, und einige Bekannten, die er mit der Versorgung der zu seiner Verbindung nöthigen Papiere beauftragt hatte, schienen diese Angelegenheit mit großer Nachlässigkeit zu betreiben, so daß ein Tag der Erwartung nach dem andern verstrich, ohne daß die ersehnten Dokumente eintrafen. Von allen Bewohnern des Städtchens erhielt inzwischen der neue Ansiedler Beweise des Wohlwollens und der Hochachtung. Man empfand bereits den Nutzen und die Bequemlichkeit, welche die beständige Verbindung der beiden Flußufer gewährte, und fühlte die große Verpflichtung, welche man dem Mann hatte, der das Unternehmen mit Eifer und Verständigkeit begonnen

und mit Einsicht und Thätigkeit zur glücklichen Vollendung gebracht hatte. Jedermann freute sich, daß das Städtchen einen so wackern Mitbürger gewonnen hatte, und Mariens innere Seligkeit ward durch diese allgemeine Anerkenntniß der Verdienste ihres lieben Bräutigams gar sehr vermehrt. Täglich entfaltete sich auch seine Rechtlichkeit und sein edler Sinn immer mehr vor ihren Augen, und sie mußte sich gestehen, in dem Manne ihrer Wahl alle Vorzüge vereinigt zu finden, die ihre kühnsten Wünsche fordern konnten. Er erkannte dagegen in ihr einen unschätzbaren Reichthum an inniger Liebe, Seelenreinheit und häuslicher Verständigkeit. Das Glück ihres Lebens und ihrer Liebe schien für immerdar gegründet: die Seelen hatten einander wahr und treu erkannt, die Herzen schlugen in der vollständigen Uebereinstimmung. Vater Kurt konnte mit Ruhe auf die Zeit nach seinem Tode blicken, denn er ließ sein einziges geliebtes Kind unter dem Schutze eines Mannes zurück, dessen Rechtlichkeit und bewährte Tüchtigkeit, dessen Stellung im Lande und wahrhafte Liebe zu Marien, dieser ein dauerndes Glück zusicherten. Welche Freuden hatte nicht er selbst für die Tage, welche ihm noch übrig waren, in stetem, traulichem Zusammenleben mit den theuren Kindern zu erwarten? Wenn er nun gar daran dachte, daß er noch das Glück erleben könne, fröhliche Enkel um sich zu sehen, die Kinder seiner Marie, die ihn mit dem erfreulichen „Großvater" begrüßen würden: dann konnte der würdige Alte sich der Rührung nicht erwehren, und er war nahe daran, Freudenthränen zu vergießen.

Endlich langten die ersehnten Papiere aus Willings Heimath an. Da war großer Jubel in des Meisters Hause, und Marie hatte vollauf zu thun zur neuen häuslichen Einrichtung, deren Besorgung sie sich nicht nehmen ließ. Das dreimalige Aufgebot wurde von der Kanzel verlesen, und das Brautpaar fand sich, in steter Beschäftigung mit dem nahen Glück, so rasch am Vorabend des Hochzeittages, daß weder Marie noch ihr August begreifen konnten, wie die zurückgelegte Zwischenzeit so schnell verschwunden sey. Aber in Meister Kurts Innerm schien sich eine geheime Besorgniß angesiedelt zu haben, die oft in Blicken und Mienen hervortrat, von der er jedoch, wenn eines seiner Kinder ihn darum befragte, nichts wissen wollte. Die Wahrheit war, daß man ihm hinterbracht hatte, Joseph halte sich noch immer in der Nähe des Städtchens auf, er sey von mehreren Einwohnern mit allen Spuren der Geisteszerrütung im nahen Walde gesehen worden, und habe sogar vor einigen Tagen sich im Orte selbst gezeigt. Mariens Vater konnte die düstere Vermuthung, daß der Unglückliche irgend eine verderbliche Absicht gegen seine Kinder mit sich umher trage, nicht loswerden, und diese war es, welche seine innere Zufriedenheit störte und seine Theilnahme an dem Glücke der Tochter verminderte.

Die Nacht, welche dem Abende vor dem Hochzeitstage folgte, war finster und stürmisch. Der Himmel hatte sich in schwarze Wolken gehüllt, und kein Stern sandte sein freundliches Licht hernieder. Wild und brausend strömten die aufgeregten Wellen des Flusses zwischen den hohen Ufern hin, und ihr Getöse stritt mit dem Heulen des Sturmwindes, ohne daß eins von beiden gesiegt hätte. Alles verschwamm in einen furchtbaren Lärm, der den nächtlichen Wanderer mit Grauen erfüllte, und ihn unter ein freundliches und schützendes Obdach trieb.

Von den unangenehmen Eindrücken der wild bewegten Außenwelt ergriffen und verstimmt, hatte sich die Schildwache, welche den Eingang der Brücke am jenseitigen Ufer bewachte, in ihre kleine Bretterhütte zurückgezogen, als plötzlich, wie aus der Erde hervorgewachsen, eine dunkle Mannsgestalt vor ihr stand, deren Annährung sie nicht bemerkt hatte. Zugleich vernahm sie ein seltsames heißeres und abgebrochenes Lachen, das von dem räthselhaften Nachtwandrer auszugehen schien:

„Wer da!" rief der betroffene Soldat und trat mit drohender Gebehrde unter seinem Obdache hervor, der dunkeln Gestalt entgegen.

„Hey, kennst du mich denn nicht mehr, alter Kamerad?" versetzte kichernd der Angerufene: „Du bist ja der Rudi aus dem Schweizerlande, mit dem ich mich so oft, als ich bei Meister Kurt im Städtchen arbeitete, der Landsmannschaft

erfreut habe. Manchen guten Schluck haben wir miteinander genossen, und manches lustige Stündlein im brüderlichen Vereine verlebt. Erinnerst du dich wohl?"

„Freilich erinnere ich mich dessen, und nun erkenne ich auch dich wieder!" antwortete die Schildwache, indem sie sich beruhigt in ihre Hütte zurückbegab. „Ich habe dich lange nicht gesehen, Joseph, und wie hätte ich auch in dieser Stunde und an dieser Stelle deinen Besuch vermuthen können? Die Leute sagen, du wärst toll geworden um eines Mädchens willen; aber ich habe es immer nicht geglaubt, denn du warst zu gescheid dazu, und was das Frauenvolk angeht, so hast du mit dem dein Lebetag zu viel zu thun gehabt, um dich über eine zu betrüben, und dein Wahlspruch war ja sonst: ander Städtchen, ander Mädchen!"

„Das ist er noch," lachte Joseph, „und die Leute, welche dir so etwas weiß gemacht haben, mögen wohl selbst nicht ganz richtig im Kopf sein! Ich bin jetzt auf eiliger Wanderschaft begriffen. Erst spät traf ich im Städtchen ein, und suchte sogleich dich, den alten Freund und Landsmann auf, um dich zu fragen: ob du etwas zu bestellen hast, daheim im guten Schweizerlande, wohin ich zu gehen gedenke. Man sagte mir, du stehst hier auf Posten. Morgen mit dem Frühesten ziehe ich weiter, und da hatte ich denn freilich keine Zeit zu verlieren, wenn ich dir Gelegenheit geben wollte, mir einen Auftrag anzuvertrauen."

„Vieles hätte ich wohl daheim zu melden," sagte Rudi mit einem Seufzer: „an die Mutter und an die Geschwister, auch an meine Herzliebste, das Clevele im Emmenthale, die wohl schon längst auf den Gedanken gerathen ist, ich habe sie vergessen ganz und gar. Aber da müßtest du eine Stunde hier bei mir verweilen, daß ich dir Alles ausführlich mittheilen könnte, und dir berichten, wie du an das Clevele gelangen mußtest, dessen Vater mir gar abhold ist, und sie scharf und strenge bewacht."

„Sprich nur!" erwiederte der Gesell: „ich habe dich ja aufgesucht in der Absicht, dir einen Dienst zu leisten, und da kommt's auf ein halb Stündchen mehr oder weniger nicht an. Aber zuvor trink einmal! Wir haben eine stürmische und schaurige Nacht. — Da ist ein erwärmender Trunk und ein guter Bissen gar nicht zu verachten, und ich habe für Beides gesorgt."

Mit diesen Worten reichte Joseph seinem Freunde eine Flasche dar, die er bis dahin unter seinem Kleide verborgen gehalten hatte.— Rudi aber trat weigernd zurück und entgegnete:

„Was fällt dir ein, Joseph? So viel ist dir wohl bekannt vom Kamaschendienste, daß die Schildwache auf dem Posten bei schwerer Strafe von Niemanden weder Geld, noch Branntwein noch einen Mundbissen annehmen darf. Trink du nur auf meine Gesundheit und laß mir das Zusehen. Ein tüchtiger Schluck wäre wohl nicht zu verachten in dieser Nacht, aber die Lattenkammer ist ein gar böses Ding, und in der könnte ich einen gar schlechten Nachgeschmack finden!"

„Narr, wer erfährt's denn! fuhr ihn Joseph unwillig an: „Mich hälst du doch wohl für keinen Verräther, und sonst ist keine Kreatur gegenwärtig, die es ausplaudern könnte. Da nimm! Sonst kündige ich dir die Freundschaft auf, und gehe meines Weges, woher ich gekommen. Bin ich dann daheim im Schweizerlande, und deine Mutter und das Clevele aus dem Emmenthale begegnen wir irgendwo, so werde ich ihnen erzählen, wie du nicht einmal gewagt hättest, einem alten Kameraden Bescheid zu thun, der viele Stunden Weges gemacht, um eine Kunde von dir in die Heimath zu empfangen, und wie du den alten Kumpan für einen Judas gehalten, der nur deshalb in später Mitternachtsstunde dich aufgesucht, daß er dich verführe und nachher verrathe!"

„Meinetwegen denn!" sagte jetzt ärgerlich der Soldat. „Gieb her deine Flasche. Das müßte ein schlechter Schweizer sein, der seinem Landsmanne ein Schelmenstück zutrauen könnte, und, um dir den garstigen Verdacht ganz zu vertreiben, will ich dir mit einem tüchtigen Zuge es zubringen auf eine fröhliche Reise in die Heimath und ein fröhliches Zusammentreffen mit meiner Mutter und Clevele!"

Rudi ergriff nun die dargebrachte Flasche

und führte sie rasch zum Munde. Er that, wie er es versprochen, einen starken Zug, und als er nun einmal doch das gesetzliche Verbot überschritten hatte, und das in der Flasche enthaltene Getränk gar sehr nach seinem Geschmacke fand, wiederholte er noch einige Male auf gleiche Weise den Zuspruch, so daß die Flasche, welche er dem Gesellen zurückgab, wohl über die Hälfte geleert war. Mit Trinken beschäftigt, überhörte Rudi ganz das heimliche und höhnische Kichern, das während dessen von Joseph ausgestoßen wurde,

„Teufel! Das Zeug ist stark;" sprach mit lallender Stimme nach einigen Augenblicken der Soldat. Es nimmt mir den Kopf ein und drückt mir auf's Hirn. Wahrhaftig! Das Gewehr fällt mir aus der Hand, und wie Blei liegt mirs in den Gliedern. Da stehe ein anderer Schildwache—ich muß mich niederlegen! Gute Nacht, Joseph! Wenn du ein Spitzbube wärst, Kamerad —"

Das waren die letzten Worte, welche Rudi vorbrachte. Ein tiefer und schwerer Schlaf fesselte seine Glieder und raubte ihm alle Besinnung. Nachdem Joseph sich vorsichtig hiervon überzeugt hatte, jauchzte er wild und tückisch auf:

„Freilich bin ich ein Spitzbube, alter Kumpan, und der Schlaftrunk, den du für Branntwein hinuntergegossen hast, wird dich nun wohl zur Ruhe gebracht haben, bis du wieder abgelöst wirst, und Alles geschehen ist. Hey! Nun wird mir wieder wohl, und ich brauche nun nicht mehr zu reden, wie die übrigen thörichten Menschen, und die Worte bedächtig abzuwägen, was mir seit einiger Zeit sehr zuwider ist und mir immer Kopfweh verursacht. Nun ist's auch mit einem Male hell um mich geworden, und die Sonne scheint um Mitternacht, worauf ich längst gewartet, daß ich nun die Kette durchschneiden kann, an welcher der Satan die Marie und den Willing hält, daß ich ihnen nichts anhaben und nicht nahe kommen kann nach meinem Gelüst. Frisch, Joseph! Lustig drauf und dran! Du sollst heute dein Meisterstück machen und zeigen, was du gelernt hast. Du mußt berechnen, wie schwer eigentlich der Teufel und seine Ketzerbrut wiegt, daß du nicht zu viel oder zu wenig thust, und deine Schlinge nicht dem Unschuldigen stellst: Frisch, Joseph! die Stunde ist da, und ehe sie verrinnt, muß dein künstliches Werk vollbracht seyn."

In tollen Sprüngen eilte er nun auf die Brücke und kletterte mit der Gewandtheit eines Rasenden an dem einen Kettenarme in die Höhe. In der Luft schwebend, vom Sturm umbraust, unter sich die furchtbar rauschenden Wellen, mit dem heißen Durste der Rache in der Brust, und der glühenden Schlange des Wahnsinns im Haupte, ging Joseph an sein furchtbares und Verderben bringendes Unternehmen. Mit scharfer Feile durchschnitt er ein Glied der gewaltigen Kette, so daß es nur noch so viel zusammenhielt um dem Drucke einer nicht allzuschweren Last zu widerstehen. Kaum war ihm das an dem einen Kettenarme auf dieser Seite der Brücke gelungen, so sprang er hinab und schwang sich an dem andern empor, um auch hier mit gleicher Behendigkeit und im gleichen Maße ein Glied zu durchzufeilen.

„Jetzt wird's immer heller um mich," jubelte er, als er auch dieses vollbracht hatte, und nun wiederum den Boden der Brücke betrat. „Eins ist noch zu thun, und das wird bald geschehen seyn, und dann muß der Satan mit seinen Genossen hinab in die kalte und nasse Tiefe, er mag sich sträuben wie er will!"

Rasch ging Joseph eine Strecke auf der Brücke vorwärts. Dann legte er sich dicht am Rande auf den Leib nieder, und sägte den Hauptbalken, welcher auf dieser Seite den Boden der Brücke zusammenhielt, zur Hälfte durch. Das nämliche richtete er auch an dem gegenüberliegenden Balken in's Werk, und als nun Alles, was er er sich vorgesetzt hatte, vollendet und gethan war, als die Brücke nur noch den täuschenden Schein der Sicherheit, aber nicht diese selbst mehr besaß: da blickte er stolz und düster hinab in den schäumenden Strom und sprach für sich hin:

„Morgen um diese Stunde hat wohl schon in diesen Wellen die spröde Marie mit ihrem Herzliebsten ihr Grab gefunden, und mit ihnen mancher Andre, der mit ihnen drein geht in das losgelassene Verderben. Was kümmerts mich? Der Himmel mag den Gerechten scheiden von

dem Ungerechten, und retten, wenn er für gut erfindet!" Diese ruhige Betrachtung unterbrach er plötzlich selbst mit einem höllischen Gelächter, und fuhr dann knirschend fort: „Ho, ho! sie haben einen Sonntag gewählt zur Hochzeitslust und Ehebunde. Das kommt mir gerade gelegen; denn Sonntags ist's still auf der Brücke, und Abends, wenn sie dünkelvoll und hochmüthig in den schweren Kutschen hinüberfahren zur Kopulation, dann mag es krachen und brechen und hinunterstürzen in den Abgrund mit Freund und Feind: das Brautpaar und der Schwiegervater, der ketzerische Geistliche und lustigen Hochzeitsgäste!

Ich sitze dann hoch oben in meinem Adlerneste, und ergötze mich an dem Jammergeschrei der Untergehenden, und wenn der Sturm wüthet und die brausenden Wogen ihre Leiber am Felsengestein zerschmettern, und wenn sie im letzten Todeskampfe sich ängstlich umklammern, und nun keine Hoffnung mehr auf Hülfe ist: dann mögen sie ahnen, daß es Joseph, der verhöhnte, der verachtete Joseph war, der ihnen dieses Verderben bereitete. Hey! das gibt ein lustiges Stündlein, und ich möchte es nicht hingeben für das theuerste Gut der Erde."

In diesem Augenblicke schlug es zwei Uhr im Städtchen. Schnell raffte sich Joseph aus seiner liegenden Stellung empor und eilte von der Brücke hinweg. Vom andern Ufer herüber hörte er schon die Wache, welche um den Rudi abzulösen kam. Als er an der Schildwache vorübereilen wollte, bemerkte er, daß diese noch im tiefen Schlaf lag.

„So dürfen sie ihn nicht finden! sagte er mit dem Scharfblicke, der dem Wahnsinne oft eigen ist: „Das könnte mir mein ganzes Spiel verderben."

Er flog an den Strom zurück, füllte hier in ungemeiner Geschwindigkeit seinen Hut mit Wasser und goß dieses dem schlafenden Rudi in's Gesicht. Verwirrt fuhr dieser auf, indem Joseph, wie von Windesflügeln getragen, dem nahen Walde zueilte. Da vernahm Rudi, trotz seiner Verwirrung, das Heranschreiten der Ablösung. Ihm blieb nicht Zeit, über sein Abenteuer nachzudenken. — Mechanisch rief er: „Wer da?" und warf sich in die vorgeschriebene militärische Stellung, um vor seinen Kameraden ruhig und unverdächtig zu erscheinen. Als er sich mit der Ablösung nach der Wache am Thore begab, konnte er sich nicht bergen, daß Joseph wohl mit gutem Bedachte und durch irgend ein betäubendes Mittel ihn in einen so tiefen Schlaf gebracht haben möge; was war aber seine Absicht dabei gewesen, vermochte er nicht zu enträthseln. Am Gerathensten jedoch hielt er, Niemanden etwas von dem Ereignisse dieser Nacht zu entdecken, damit nicht seine Pflichtvergessenheit zur Sprache käme, und ihn die schwere Strafe, welche das Gesetz bestimmte, treffen möchte.

Der stürmerischen Nacht folgte ein trüber Morgen. Marie hatte sich bisher ihren künftigen Hochzeitstag nicht anders gedacht, als freundlich und heiter, von den Strahlen der Sonne begrüßt, von einem reinen und wolkenlosen Himmel erhellt. Das war nun ganz anders, und die freundliche Sonne war nirgends zu erblicken, und vom düstern Himmel neigten sich schwere Wolken dräuend zur Erde hinab. In der getäuschten Erwartung konnte sich die Braut eines Anflugs von Unmuth nicht erwehren, der jedoch in Willings Nähe und bei dessen liebevoller Aufmunterung gar bald wieder verschwand.

Auf dem Städtchen ruhte des Sonntags feierliche Stille. — Alle Gewerbe schwiegen; Ernst und Andacht herrschten in dem Aeußern der wenigen Einwohner, welche in den Straßen zu erblicken waren. Die Durchfuhr von schwerbeladenen Fruchtwagen, in den Wochentagen fast unausgesetzt das Städtchen und die Brücke belebend, war für den heutigen Feiertag ganz eingestellt. Wer etwa über Land sich hätte begeben mögen, wurde durch einen heftigen Regen, der sich Vormittags zu ergießen anfing, davon abgehalten. Als Nachmittags der Regen wieder aufhörte, erhob sich ein heftiger Sturmwind, welcher mit dem der vergangenen Nacht an Wuth und Getöse wetteiferte.

Es war ein altes Herkommen, daß die Copulationen der evangelischen Einwohner des Städtchens, welche in dem schon gedachten Got-

teshause am jenseitigen Ufer Statt fanden, erst Abends, nach eingetretener Dämmerung vollzogen wurden. Eine Trauung im Hause wäre wider die einfache Sitte des Orts gewesen, und Willing wollte, als ein neuer Ansiedler, durch keine Ungewöhnlichkeit sich auszeichnen und Anstoß geben. Freilich mochte jenes Herkommen noch aus frühern Zeiten der Unverträglichkeit unter den Bekennern verschiedener Confessionen herstammen; allein es war nun einmal so, und da Manchen die abendliche Stunde und der glänzende Fackelzug, der sich da veranstalten ließ, besonders feierlich erschienen, so hatte Niemand an eine Aenderung des alten Gebrauchs gedacht. Marie, deren Herz das Bedürfniß nach einer ganz friedlichen, nur durch die Gegenwart ihres Vaters verschönerten Feier dieser Stunde tief empfand, war mit dieser Sitte wohl zufrieden; denn sie durfte von ihr begünstigt hoffen, daß kein Gedräng von Neugierigen, kein Geräusch von überlästigen Zuschauern, die ernste Stimmung ihres Innern stören würde. Alle Vorbereitungen waren so geheim als möglich getroffen worden und Willing war gern mit dem Wunsche der Geliebten einverstanden, ihr Bündniß ohne alles Gepränge und ohne vorherige Mittheilung an die Freunde im Städtchen, bei denen er sich ja später entschuldigen konnte, heiligen zu lassen. Meister Kurt hatte ebenfalls nichts dagegen; auch er brachte diesen wichtigen Tag gern in einer ernsten und würdigen Seelenruhe zu.

Der Abend kam heran. Mariens Herz pochte in unruhigen Schlägen. Wie sehr sie auch ihr Inneres dem feierlichen Eindrucke, der ihr bevorstand, empfänglich zu erhalten bemüht war; so konnte sie doch ein seltsames und banges Gefühl, das mit der zunehmenden Nähe der wichtigsten Begebenheit ihres Lebens sich immer vermehrte, nicht überwältigen. Sie sagte ihrem Geliebten nichts davon, und dieser schrieb die ungewöhnliche Gemüthsbewegung, welche sich auch in Mariens Aeußern bemerkbar machte, der überwältigenden Macht des Augenblicks zu, die wohl an keiner jungfräulichen Seele spurlos vorübergeht.

Als die zur Trauung bestimmte Zeit da war, setzte man sich in zwei Kutschen, welche die theilnehmenden Personen nach dem Gotteshause bringen sollten. Das Brautpaar bestieg die erste; die andere wurde von Meister Kurt und dem evangelischen Geistlichen eingenommen. — Noch immer zeigte der Himmel eine schwarze Hülle, und der Sturm heulte schaurig durch den Thalgrund.

Marien war von Bangniß und spannender Erwartung die Brust wie zugeschnürt. Sie sprach nichts und hatte ihre Hand in die des Bräutigams gelegt, der sie zärtlich drückte und dem schüchternen Mädchen auf die liebevollste Weise Muth einzusprechen suchte. Sie hatten jetzt bereits das Stadtthor hinter sich und befanden sich in der Nähe der Kettenbrücke, unter welcher die vom Sturme wildbewegten Wellen des Flusses tobend hinbrausten. Da wurde mit einem Male die Wolkendecke über ihrem Haupte zerrissen und der Vollmond, mit seinem Silberlichte Alles erhellend, trat in ungetrübtem Glanze hervor; da erblickte Marie den furchtbar empörten Strom und, indem ihr seine hochaufschlagenden Wellen wie Arme des Todes erschienen, die nach ihr und dem Geliebten haschten, bemächtigte sich ihrer ein nie gekanntes Entsetzen.

„Laß uns aussteigen, August!" flehte sie mit bebender Stimme: „laß uns den übrigen Theil des Weges zurücklegen. Eine kindische Furcht, der ich aber nicht zu widerstehen vermag, läßt mich nicht länger hier im engen Raume. Gewiß wird mir im Freien besser. Komm, August: laß uns hinab!"

Schon hatten die Pferde des vordersten Wagens die Auffahrt an der Kettenbrücke betreten. Auf Mariens Verlangen ließ Willing sogleich halten und verließ mit ihr die Kutsche. Beide schritten jetzt auf der Brücke hin dem jenseitigen Ufer zu, während die Wagen, der erste leer, der zweite mit dem Pfarrer und dem Vater der Braut, langsam folgten.

Willing redete Marien, die heftig zitternd seinen Arm ergriffen hatte, freundlich zu, und war bemüht, ihre Brust von allen Besorgnissen zu befreien.

(Schluß folgt.)

Der alte Feldherr. *)

[Mit einer Abbildung.]

Fodere Niemand mein Schicksal zu hören,
Dem das Leben noch wonnevoll winkt;
Ja, wohl könnte ich Geister beschwö.en,
Die der Acheron besser verschlingt.
Aus dem Leben, mit Schlachten verkettet,
Aus dem Kampfe, mit Lorbeern umlaubt,
Hab' ich nichts, hab' ich gar nichts gerettet,
Als die Ehr' und dies alternde Haupt.

Keine Hoffnung ist Wahrheit geworden,
Selbst des Jünglings hochklopfende Brust
Hat im liebeblühenden Norden
Ihrer Liebe zu entsagen gewußt.
Zu des Vate.lands Rettung berufen,
Schwer verwundet, von Feinden umschnaubt,
Blieb mir unter den feindlichen Hufen
Nur die Ehr' und dies alternde Haupt.

In Amerika sollte ich steigen,
Und in Polen entsagt' ich der Welt,
Lasset mich meinen Namen verschweigen,
Ich bin nichts als ein sterbender Held.
O mein Vaterland, dich nur beklag' ich!
Ja, du bist deines Glanzes beraubt;
Dich beweinend, zum Grabe hin trag' ich
Meine Ehr' und mein sinkendes Haupt.

Die Tänzerin unter den Räubern.

(Stoff zu einen neuen Ballete.)

Marie Taglioni hatte in Stockholm elf Vorstellungen gegeben und verließ nun Schweden, um bald auch Rußland zu ihren Füßen zu sehen. Ihr schwerbepackter Reisewagen rollte langsam die Ufer des Mälar-Sees entlang. Marie, welche sich, um die wilde, winterliche, vom eisigen Wind durchwehte Gegend zu betrachten, an das Wagenfenster vorgebogen, zog sich bald zurück, nachdem sie ihren zwei Bedienten, die, mit Pelzen versehen, sich auf den hintern Wagensitz breit machten, anempfohlen, die Postillone anzutreiben und die Trinkgelder nicht zu sparen; Zizine, Mariens Kammerfrau, war eingeschlafen.

„Ich werde mich heute wohl ohne meinen Geheimsekretär behelfen müssen," sagte Marie lächelnd, und nahm aus einer der Wagentaschen ein elegantes Kästchen von Perlmutter, reich mit Gold eingelegt, hervor. Im Kästchen lagen Briefe, die sie am vorhergehenden Tage mit Blumensträußen zu ihren Füßen regnen gesehen, aber nicht erbrochen hatte. Sie that es jetzt. Es waren Liebeserklärungen russischer Großen und Geldanerbietungen.

Marie spöttelte darüber und legte sie weg, als sie jetzt einen Brief nahm, dessen Unterschrift ihr einen durchdringenden Schrei abnöthigte; es war die Unterschrift des berüchtigten Räubers Christian Wasa, und der Brief lautete also:

„Ich werde mich auf dem Wege, welchen die erste Tänzerin Europa's nehmen wird, morgen einfinden, um ihr meine Hochachtung zu bezeugen und sie um eine Gnade zu bitten, welche sie hoffentlich mir nicht verweigern wird."

Die vom Schrei ihrer Gebieterin erweckte Kammerfrau rief nun: „Zurück, denselben Weg zurück! Madame befiehlt es!..." Doppelte Trinkgelder, wenn wir in einer Stunde in Stockholm sind..." aber in demselben Augenblicke, als der Postillon dem Befehle folgen wollte, befahl ihm eine furchtbare Stimme, stillzuhalten, und aus dem nahen Gebüsche zielten 20 Flintenschüsse auf ihn.

Schon seit längerer Zeit fuhr der Wagen in einem Gebirgsweg dahin; ein dunkler Tannenwald säumte die Straße zu beiden Seiten; ein Waldbach, der sich tobend in eine tiefe Schlucht stürzte, übertäubte das Geschrei der Reisenden.

Ein Reiter von hoher, edler Gestalt, auf einem Fuchshengst, ritt jetzt an den Kutschenschlag heran und grüßte Taglioni verbindlichst. Es war Christian Wasa selbst, welchem die Polizei von Schweden schon seit zwei Jahren vergebens nachstellte.

„Sie sehen," sprach der Mann des Schreckens zur bestürzten Taglioni, „ich kam noch zur rechten Zeit zum Rendezvous, schöne Dame; ich bitte Sie mich mit ihrem Besuch in

*) Kosciusko, geboren im Jahre 1756 in Polen; focht für die amerikanische Unabhängigkeit und kehrte 1786 wieder in seine Heimath zurück. Seine Asche wird in Krakau aufbewahrt. A

meinem Gebiet zu beehren. Da indeß der Weg dorthin für Ihren Wagen unfahrbar ist, so habe ich Sorge getragen, Sie auf eine bequeme Art hinzubringen."

Hierbei deutete er auf eine Tragbahre, welche bereit war, Marie und ihre Kammerfrau aufzunehmen, was auch geschah; denn wie wollten sie sich dem Mächtigen widersetzen? Der Räuberhauptmann gab das Zeichen zum Aufbruch, zehn seiner Leute ließ er zur Bewachung der Kutsche zurück, mit dem Auftrag, beim geringsten Zeichen zur Flucht Postillon und Diener niederzuschießen. Die Tragbahre, von vier starken Räubern getragen, sammt dem Koffer des Fräuleins, verlor sich bald im finstern Dunkel des Waldes auf einem abschüssigen Fußpfade, hart an einem fast bodenlosen Abgrunde, in welchem eine tobende Wassermasse von Fels zu Fels hinabstürzte und Wurzeln und Fichtenzweige mit sich fortriß. Nach Langem kamen sie in eine große Höhle, eine festliche Halle bildend. Fackeln wurden angezündet.

„Wir sind am Ziel!" sprach der Hauptmañ, „Sie sehen, ich wohne nicht schlechter, als andere Leute."

Und wirklich! man war in eine zweite ungeheure Grotte getreten, deren Wände von Tropfstein und glänzendem Bergkrystall strahlten. Zwanzig hohe Armleuchter mit duftigen Wachskerzen erhellten das ungeheure, flimmernde Gewölbe und die phantastischen Säulen dieses Feenpalastes. Eine prächtige Mahlzeit war angerichtet, die edelsten Weine bedeckten die Tafel. Im Hintergrund der Höhle war ein geräumiges Theater mit Decoration und vollständigem Orchester, das mit einer prächtigen Ouverture die erste Tänzerin der Welt begrüßte, und Christian Wasa, der Gefürchtete, sprach, indem er das Knie bog, mit vor Gemüthsbewegung zitternder Stimme:

„In frühern Jahren hatte ich das Glück, Sie in Frankreich zu bewundern; ich wollte Sie noch einmal bewundern, — dies ist meine einzige Bitte."

Marie Taglioni, erfreut, so glücklich das Räthsel dieses Abenteurs gelöst zu sehen, öffnete die Koffer, trat in ein bereitetes Zelt und kleidete sich als Tänzerin an. Bald tanzte sie wie eine Sylphide so leicht, kunstreich und anmuthig, unter dem stürmischen Beifall der erfreuten Räuber und ihres Chefs. Nach dem darauf gehaltenen köstlichen Mittagsmahl bat Christian die Tänzerin, ein prächtiges Schmuckkästchen von ihm — ein Ueberrest seines frühern Vermögens, von damals, ehe unglückliche Umstände und die Undankbarkeit eines Königs ihn unter die Räuber verstoßen haben, gütig anzunehmen! Dann begleitete er Marie bis zu ihrem Wagen.

Beim Herausfahren aus dem Walde sagte Zizine zu ihrer Herrin: „Das Abenteuer wäre nun glücklich überstanden; aber ich bitte Sie, öffnen sie doch künftig die Briefe, sobald sie Ihnen zugekommen sind."

Ueber die neuentdeckten Diamantgruben in der brasilischen Provinz Bahia.

Seit einigen Monaten haben die commerciellen Verbindungen und Beziehungen mit der Provinz Bahia einen ganz außerordentlichen Aufschwung genommen. Eine große Anzahl von Leuten aller Art, Speculanten, Abenteurer, ja selbst Plantagenbesitzer mit ihren Sklaven wandern nach dieser Provinz aus, wo sich eine ungeheure Diamantgrube befindet, deren Ausbeute eine fast unglaubige ist. Sie wurde im October des vorigen Jahres durch einen Sklaven entdeckt, der innerhalb 20 Tagen an 700 Karat Diamanten gesammelt und auf weite Entfernung zum Verkauf gebracht hatte. Allein man nahm ihn darüber fest und sperrte ihn ein. Da er sich aber hartnäckig weigerte, zu gestehen, auf welche Weise er in den Besitz dieser edeln Steine gekommen, so ließ man ihn endlich entlaufen, schickte ihm aber einige vertraute Indianer nach. Diese folgten ihm mehre Tage und überraschten ihn endlich unfern Caroeira, einer Stadt der Provinz Bahia, über dem Ausgraben von Diamanten. Man stellte nun Nachforschungen in großartigerm Maßstabe entlang einer Bergkette, Sincura genannt, die auch diesen Gruben den Namen gab, und an den Ufern des sich in die Bai von Bahia ergießenden Flusses Paraguassu an.

Die ersten Ansiedler, welche sich in der Nähe der Gruben von Sincura niederließen, waren zumeist entlaufene Sträflinge und Mörder, die ihre Gegenwart auch alsbald durch Mord und Brand bemerkbar machten. Die Schwierigkeit, sich in diesem Lande den nöthigen Lebensunterhalt zu verschaffen, und die Gefahr, welcher sich Diejenigen aussetzten, die sich hieher begaben, um Diamanten gegen brasilisches Papiergeld einzutauschen, hielten die ehrenwerthen Kaufleute lange davon ab, sich an diesem Handel zu betheiligen. Wie aber die Bevölkerung nach und nach zunahm, richteten die Colonisten doch auch einige Gesetze unter sich auf, und nun wurde die Ausbeute großartiger betrieben. Die Bevölkerung, welche im Monat August 1844 nur aus 8000, in drei Ortschaften vertheilten Seelen bestand, war gegen Ende Juli 1845 auf 30,000 Menschen angewachsen und ist fortwährend noch im Zunehmen begriffen. Bewohnte Dörfer, in deren Umgebung sich zugleich Diamantengruben befinden, zählt man gegenwärtig sieben, nämlich: Paraguassu, Combucas, Chiqua-Chiqua, Causu-Boa, Andrahy, Nadecheh und Lancoes. Das letztere Dorf, welches 20 Meilen weit von Paraguassa entfernt liegt, enthält für sich allein 3000 Feuerstellen und 20,000 Einwohner. Der Mittelpunkt des Diamanthandels ist Paraguassu, das übrigens, obwol ziemlich bevölkert, doch nur 12 gemauerte Häuser aufzuweisen hat. Sonnabends und Sonntags versammeln sich hier fast alle Diamantgräber, um die während der Woche von ihnen gesammelten Steine zu verkaufeu. Dagegen tauschen sie Lebensmittel aller Art, Waffen und fertige Kleider ein, welche man mit großen Kosten von Bahia herschafft. Die in Paraguassu gewonnenen Diamanten sind gewöhnlich von brauner Farbe und sehr unregelmäßiger Gestaltung. Die von Lancoes zeichnen sich durch ihre Weiße, ihr leichtes Grün und die fast schon vollkommene Durchsichtigkeit beim Ausgraben aus. Sie sind meist achteckig und am meisten gesucht. Oft muß man drei bis vier Metres tief graben, ehe man auf die eigentliche Diamantlage stößt. Auch in dem steinichten und zerrissenen Bette des Paraguassu und seiner kleinen Nebenflüsse findet man Diamanten.

Der Preis der Diamanten aus diesen Gruben stellt sich in Bahia zwischen 250—300,000 Reis die Octave (670—1340 Franks), je nachdem sie groß und schön sind. Die Octave ist von 17½ Karat; allein der brasilische Karat ist um 7½ Procent schwächer als der französische.

Die beiden regelmäßig gehenden englischen Packetboote haben im Monat Mai und Juni für ungefähr 5½ Millionen Francs Diamanten aus diesen Gruben mitgenommen. In den Monateu Juni und Juli gewann man Tag für Tag beinahe 1450 Karat, und man schätzt den Werth der Ausbeute seit einem halben Jahre nahezu auf 400,000 portugiesische Karat (etwa 18,300,000 Francs), wovon drei Fünftel nach England, ein Fünftel nach Frankreich und Hamburg ging, das letzte Fünftel aber zu Rio Janeiro und Bahia verkauft wurde. Alle Juweliere von Europa zusammengenommen würden nicht hinreichen, um nur die Hälfte von den Steinen zu fassen, welche in den Gruben von Sincura zu Tage gefördert werden. Man erwartet deshalb auch ein Sinken des Werths derselben; allein dessenungeachtet werden noch die gewagtesten Speculationen darin gemacht.

Brasilien, welches das fast ausschließliche Vorrecht besitzt, Diamanten in den Handel zu bringen, lieferte vor der Entdeckung der Gruben von Sincura nur etwa sechs oder sieben Kilogramme, deren Ausbeutung mehr denn eine Million Francs kostet, deshalb standen sie auch immer hoch im Preise. Bis jetzt hat man zu Sincura nur kleine Diamanten gefuuden. Es gibt bekanntlich auf der gauzen Erde nur einige wenige, die mehr als 40 Grammen wiegen. Der größte Diamant ist in Agra: er wiegt 133 Gramme; der des Radscha von Matan auf Borneo 78 Gramme, der des Großmoguls 63 Gramme, und der französische, welcher bekanntlich der Regent heißt, 28 Gramme 89 Centigramme; allein dieser ist von sehr schöner Form und in jeder Beziehung untadelhaft. Bevor man ihn schliff, wog er 87 Gramme, und seine Herrichtung erforderte zwei Jahre Arbeit.

Die Gruben von Sincura bieten das Schauspiel einer unabhängigen Colonie inmitten des Mutterlandes dar. Bis jetzt hat die Regierung noch keine Maßregeln ergriffen, um sich die Leitung dieses Handelszweiges zu sichern, der eine so ergiebige Quelle des Reichthums für die Provinz Bahia zu werden verspricht, und sie wird sich am Ende genöthigt sehen, die von den Colonisten zur Sicherung der Ausbeute der jetzt schon einen Flächenraum von 30 Meilen einnehmenden Gruben von Sincura sich selbst gegebenen Gesetze anzuerkennen.

Poetisches.

Das Hündchen von Bretten.

Von Karl Simrock.

Zu Bretten über'm Stadtthor steht
Ein Hündchen ohne Schwanz,
Und über seinem Haupte weht
Ein hart verdienter Kranz.
Wer sich umsonst zu Tode zieht,
Vergnügt in schweren Ketten,
Dem sagt man: Wahrlich, dir geschieht
Noch wie dem Hund zu Bretten.

Dem Hündchen ward, dem treuen Thier,
Die Treue schlimm gelohnt,
Und sicher, so ergeht es dir,
Der sich im Dienst nicht schont.
Es war von seinem Herrn, wie du,
Zu Manchem abgerichtet,
Der ließ ihm keine Stunde Ruh,
Die Chronik hat's berichtet.

Wohl mochte kein geplagtrer Gaul
Im ganzen Städtchen sein:
Gab er ihm einen Korb ins Maul,
So liefs und kauft' ihm ein:
Beim Metzger Fleisch und Bratwurst gar
Und Weißbrod bei dem Bäcker;
Im Korbe sagt' ein Zettel klar,
Was nöthig war dem Schlecker.

Das Hündchen lief von Haus zu Haus
Und ließ sich nie verführen,
Nur einen Bissen von dem Schmaus
Dem Herren anzurühren.
Wenn es ihm treulich heimgebracht, —
Doch hört es Niemand klagen, —
Durft es von seiner schweren Fracht
Ein Knöchlein nur benagen.

Sein Herr, der evangelisch war,
Hielt wenig auf die Fasten,
Und ließ den Speisekommissar
Nicht einen Freitag rasten.

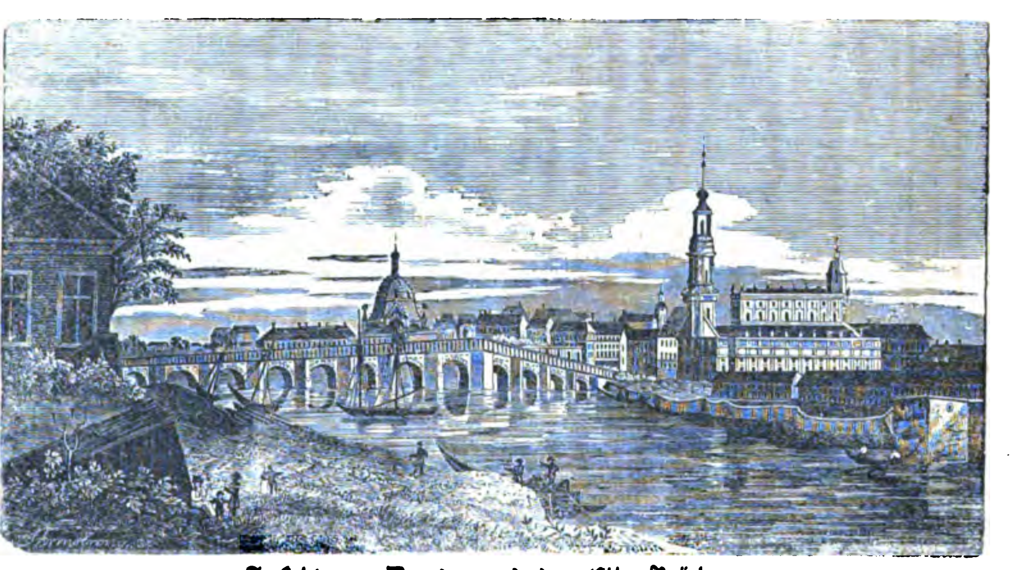
Der Hund, der täglich fasten muß,
Geht seines Wegs bescheiden,
Nicht kann er wie ein Klerikus
Den Fasttag unterscheiden.

Da führt' ihn einst sein Mißgeschick
Zu einem Fleischer hin,
Der als ein ächter Katholik
Streng hielt die Disciplin.
Wie der den Zettel nimmt und liest
Von einer Wurst geschrieben,
Ihn das Gelüste bald verdrießt,
Hätt' es ihm gern vertrieben.

Im frommen Eifer hat er gleich
Das arme Thier gepackt,
Ihm auf dem Block mit einem Streich
Das Schwänzlein abgehackt.
Das legt er in den Korb dem Hund:
„Da hast du Fleisch, nun trolle,
Und deinem Herrn mache kund,
Daß ich's ihm schenken wolle."

Das Hündchen wund bis auf den Tod
Lief doch, der Pflicht gedenk,
Und trug dem Herrn, der ihm gebot,
Sein Schwänzlein zum Geschenk.
Legt' ihm den Korb noch vor den Fuß
Und streckte sich daneben:
Das war sein letzter stummer Gruß,
Er mochte nicht mehr leben.

Hier steht das Bild des armen Wichts;
Den Lohn erwarb er doch,
Weil er sein Leben lang um Nichts
Im sauern Dienste kroch:
Du mühe dich nach seinem Brauch
Im Joch der Undankbaren,
So mag dir nach dem Tod wohl auch
Die Ehre widerfahren.



Ansicht von Dresden und der Elb-Brücke.

Walhalla:

Eine Monatsschrift zur Belehrung und Erheiterung.

2. Band. Philadelphia, September 1846. 3. Heft.

Die Kettenbrücke.

Erzählung von Georg Döring.

(Schluß.)

„Gewiß, August," versetzte sie, „strebe ich selber mit aller Kraft meines Willens diese Verwirrung meines Innern, zu der ich keinen Anlaß habe und kenne, zu bekämpfen. Aber wie ich auch darin beharre, so tritt mir immer übermächtig der furchtbare Gedanke entgegen, daß wir nie jenes Ufer betreten werden. Schilt mich eine Thörin, lache über meine wachen Träume — ich selbst erkenne sie als solche, und dennoch kann ich ihrem erschütternden Eindrucke nicht widerstehen."

„Sieh', Marie!" entgegnete Willing unbefangen und mit ermunternder Stimme: „schon hatten wir den größten Theil der Brücke überschritten, das Werk meines Fleißes steht fest unter unsern Füßen, und nahe vor uns liegt das ersehnte Ufer. Nun wird doch wohl deine grundlose Furcht verschwinden und deine trübe Ahnung sich in heitere Hoffnung verwandeln?"

Da dröhnte und knarrte es plötzlich seltsam unter ihnen: der erste Wagen war ihnen bereits nahe; die Pferde des andern hatten eben mit den Vorderfüßen die Stelle betreten, welche durch Josephs nächtliche Arbeit ihre frühere Haltbarkeit verloren hatte. Vom Entsetzen ergriffen bebte Marie an Willings Seite zusammen; eine heftige Schwäche bemächtigte sich ihrer, und sie mußte sich fest an den Geliebten halten, um nicht zu Boden zu sinken. Willing zugleich mit Marien beschäftigt sah sich befremdet um. Aber auch er ward in diesem Augenblicke von einer lähmenden Erstarrung ergriffen; denn jetzt zertrümmerte in furchtbarem Krachen das Brückengebälk an jener Stelle, der abgerissene Brückentheil neigte sich dort schräg hinab in die Flut, welche ihn sogleich mit sich hinwegführte, und der hinter ihnen befindliche Wagen rollte, unter dem vergeblichen Hülfegeschrei des Kutschers und dem von den widerkämpfenden Pferden verursachten Getöse, hinunter in die schäumende Tiefe. Ein Blick auf die zweite Kutsche zeigte dem entsetzten Bräutigam, daß diese außer aller Gefahr sei. Der Kutscher hatte, als er unter dem ersten Tritte seiner Pferde das verdächtige Geräusch wahrnahm, diese mit Geistesgegenwart und Kraft schnell zu einer rückführenden Bewegung genöthigt, so daß Wagen und Rosse den feststehenden Theil der Brücke wiedergewannen und hier in völliger Sicherheit waren. Willings unthätiges Entsetzen dauerte nur wenige Augenblicke. Die Gefahr der Lage, in welcher er sich mit Marien befand, gab ihm Muth und Besonnenheit zurück. Ein schreckliches Bubenstück mußte diesem Ereignisse zu Grunde liegen: so viel stand klar vor seiner Seele. Aber jetzt war nicht Zeit hierüber nachzudenken. Nur eine Möglichkeit der Rettung vor dem drohenden Verderben war vorhanden. Noch wurden die losgerissenen Trümmer der Brücke von den am Ufer befestigten Ketten gehalten, und

vergebens suchten noch immer die tobenden Wellen, sie gänzlich vom Lande abzudrängen. Rasch hob Willing die ohnmächtige Braut auf seine Schulter, und eilte, mit der schönen Bürde beladen, so schnell als es die Abschüssigkeit und die Beweglichkeit des mit dem hintern Ende in die Flut hinabhängenden und von dieser hin- und hergeschleuderten Brückentheils zuließ, dem schon nahen Ufer zu. Aber auch seine letzte Hoffnung sollte, da er sie in wenigen Augenblicken erfüllt glaubte, vernichtet werden! Mit einem schneidenden Schrillen sprangen plötzlich die Ketten, welche, ihrer ursprünglichen Festigkeit beraubt, der anstürmenden Gewalt der Wogen nicht länger Widerstand leisten konnten, auseinander, und die von allen ihren Haltpunkten ledig gemachten Trümmer waren nun dem Sturm und den Wellen ganz und gar preis gegeben.

In einem Nu trieben die Wellen ihre Beute vom Ufer hinweg in die Mitte des Stromes. Hier höpfte sie nun als ein schwankendes Fahrzeug, von den aufschäumenden Wellen bald an eine verborgene Klippe geschleudert, bald mit großer Gewalt überströmt, rastlos auf und nieder, so daß Willing, den Entsetzen ergriffen hatte und Fieberfrost schüttelte, sich und die in seinen Armen ruhende Marie kaum aufrecht zu halten vermochte. Durch die heftige Bewegung und durch das nässende Wasser wurde die Braut aus ihrer Ohnmacht erweckt. Schnell überblickte sie die gräßliche Lage, in der sie sich mit dem Geliebten befand; sie sah nun, auf welche Weise sich die früher bedeutungslose Ahnung erfüllt hatte. Es gibt Augenblicke, in denen selbst ein schwaches Mädchengemüth, wenn es der unbestimmten Furcht ledig geworden ist, dem Entsetzlichsten, das sich in einer bestimmten Gestalt zeigt, mit Fassung und Entschlossenheit entgegenzutreten im Stande ist. Ein solcher Moment war der gegenwärtige für Marien. Mit der Erkenntniß des unabwendbar scheinenden Verderbens kam ein Muth in ihre Seele, dessen sie sich nicht fähig geglaubt hätte. Sie umschlang ihren Bräutigam und sah zärtlich zu ihm hinauf. Als sie aber bemerkte, daß seine trostlosen Blicke auf dem wilden Wogenspiele hafteten, welches sie umtobte, daß sie dann wieder mit dem Ausdrucke der höchsten Angst auf den Breterboden gerichtet waren, der sie trug, als berechneten sie, wie lange die eisernen Klammern, welche die kurzen Querbalken unter der Dielenlage zusammenhielten, noch dem Drange der Wogen und den zerschellenden Klippen widerstehen möchten; als sie hierauf sein Auge verzweiflungsvoll in die Ferne blicken sah, ob kein rettender Kahn, keine menschliche Hülfe sich nähere: da faßte sie seine Hand, drückte sie liebevoll an das unruhiger schlagende Herz, und sagte mit fester aber sanfter Stimme:

„Was fürchtest du? Frühe wird uns ein Glück zu Theil, das wir nach Jahren ersehnt haben würden: wir werden zusammen sterben, und der Vater ist vorausgegangen und erwartet uns schon dort im Jenseits mit freundlicher Begrüßung!"

„O nein!" entgegnete Willing, indem er Marien fester an sich schloß. „Du wirst nicht sterben, du darfst nicht untergehen! Noch gibt es eine Gerechtigkeit über den Sternen; die wird, die muß dich retten. Auch der Vater ist nicht umgekommen wie du wähnst, ich selbst sah ihn sicher und außer Gefahr."

Da flammten plötzlich von der Uferseite, auf welcher das Städtchen gelegen war, viele Fackeln auf, und eine starke Stimme rief von dorther Mariens und Willings Namen.

„Das ist meines Vaters Stimme," sagte in froher Bewegung Marie: „das sind Freunde, die uns Hülfe bringen!"

„Sie werden uns nicht erreichen," versetzte August, indem sein Auge die ansehnliche Entfernung maß, in der sich die Nacheilenden noch befanden. Der Fluß ist schneller als sie; ehe sie zu uns herankommen, sind diese Trümmer gänzlich zerstückt, und wir haben unser Grab in den Wellen gefunden. Ach! ein schrecklicher Gedanke zerreißt meine Seele. Ich selbst mußte das Werk zu Stande bringen, das jetzt der Bosheit irgend eines entsetzlichen Frevlers Gelegenheit gegeben, in der Stunde, welche uns dem höchsten Glücke zuführen sollte, statt der Erfüllung aller Wünsche, statt der Befriedigung des liebevollsten Sehnens, Verderben auf unsere Häupter zu sammeln. Ja, nur die

Tücke eines verruchten Bösewichts konnte die Sicherheit meines Werks stören, die ich so wohl und fest begründet, daß ich auch in dieser furchtbaren Stunde deshalb mir nichts vorzuwerfen habe, und du, die du noch ein langes Leben mit Freude und Beglückung für den Vater und die Freunde hätt'st ausfüllen können, mußt nun frühe sterben in aller Blüthe und Jugendherrlichkeit, weil ich jenes Werk unternommen und vollbracht!"

Da fiel Marien der Gedanke an Joseph auf's Herz; aber sie mochte auf eine bloße Vermuthung hin die schreckliche Anklage nicht aussprechen.

Indessen trieb der losgerissene Brückentheil, der nun zu einem kleinen Floß geworden war, mit wilder Eile stromabwärts. Die Fackeln der Suchenden verschwanden in immer weiterer Ferne, und keine tröstende Stimme war mehr zu vernehmen. Noch immer heulte der Sturm, die empörten Wellen umschäumten das gebrechliche Fahrzeug, von dem sich nun nach und nach einzelne Balken und Bretter abzulösen begannen, und der helleuchtende Mond ließ das, von aller menschlichen Hülfe geschiedene, Brautpaar die ganze Gräßlichkeit seiner Lage überblicken. Der Raum auf welchem die Liebenden standen, wurde immer kleiner; jemehr er an Festigkeit und Gewicht verlor, desto weniger konnte er sich ohne Schwanken auf den Wellen, die ihn furchtbar hin und her warfen erhalten. Die Augenblicke, welche das unglückliche Paar noch zu leben hatte, schienen gezählt. Schon streckte der Tod seine gierige Hand aus, nach den jugendlichen Opfern. Da ward das widerstandlose Fahrzeug von der Strömung nach jenem Felsenvorsprunge hingerissen, auf welchem einst Willing seiner Braut zum ersten Male von Liebe gesprochen: nach dem Steine der weinenden Braut.

„Dort werden wir unser Grab finden!" — sagte Marie: „das ist eine Unglücksstelle für liebende Bräute."

„Oder unsere Rettung!" entgegnete Willing, dem mit einem Male der Gedanke an das mögliche Gelingen eines Versuchs seine ganze Fassung und Kraft zurückgab. Er führte Marien an das noch feststehende Geländer der Brückentrümmer, damit sie sich an diesem erhalte bei dem unaufhörlichen Schwanken des Fahrzeugs; dann riß er mit einer Gewalt, welche der Drang der Umstände übernatürlich steigerte, die Verbindungsstange des gegenüber befindlichen Geländers los, und bediente sich nun dieser als einer Fährstange, um sein kleines Floß an das Ufer zu drängen. Der Versuch schien zu glücken. Die Wellen, welche sich hier heftig brachen, wurden durchschnitten, und schon sahen sich die noch eben von der gräßlichsten Todesgefahr Bedroheten nahe am rettenden Hafen. Da erschien plötzlich auf dem Steine der weinenden Braut eine dunkle Mannsgestalt. Zusammenschaudernd erkannte Marie den wahnsinnigen Joseph; ein Schrei des Entsetzens fuhr aus ihrem Munde. In wilden Schwingungen tanzte Joseph auf dem Felsenvorsprunge. Als er die Herannahenden erblickte, stieß er ein gräßliches Hohngelächter aus, und mit der Donnerstimme eines Wüthenden rief er ihnen entgegen:

„Nun seyd Ihr mein und könnt nicht mehr entrinnen: Um Mitternacht habe ich das Werk beschworen, und es ist gelungen, und Ihr findet nun das Brautbett tief unten im kalten Strome!"

Auch Willing sah und vernahm den Entsetzlichen. Er ahnte wohl den gräßlichen Sinn seiner Rede, allein ganz erfüllt von der Noth des Augenblicks, war er nur bemüht, sein Fahrzeug an das Land zu treiben, was ihm in diesem Augenblick gelang. Aber auch Joseph war schon unten an der Landungsstelle, und mit gewaltigem Fußstoße schleuderte er, als eben Willing das zitternde Mädchen ergreifen wollte, um sie in Sicherheit zu bringen, die schwankenden Trümmer in die Brandung zurück, so daß von allen Seiten die Wellen über sie hinströmten und August sich und die Geliebte nur, indem er sich mit ihr fest an das noch übrige Geländer anklammerte, erhalten konnte. Da brach das Verderben, welches er Andern bereiten wollte, über Joseph selbst herein. In Folge der heftigen Bemühungen, wieder eine feste Stellung zu gewinnen, stürzte er von dem Felsenstrande hinab in den Strom, der ihn zugleich mit fortriß, und ihn, an den Felsenspitzen seine Glieder zer-

schellend, nur als eine gräßliche entstellte Leiche an einer weit unten befindlichen Uferstelle wieder auswarf.

Ohne helfen zu können waren Willing und Marie Zeugen des furchtbaren Schauspiels.— Aber sie selbst schwebten noch in zu großer Gefahr, um ihm ihre ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden. — Auf's Neue unternahm August, nachdem sein Floß wieder in eine ruhigere Bewegung gekommen war, mit aller Anstrengung seiner noch übrigen Kräfte den früher mißlungenen Rettungsversuch. Jetzt wirkte ihm keine feindliche Gewalt mehr entgegen: nach wenigen Augenblicken hatte das Paar festen Grund und Boden gewonnen.

Sie waren gerettet; allein Marie zitterte vor Frost und Nässe, und in der ungemeinen Erschöpfung, welche der übernatürlichen Spannung ihres ganzen Wesens folgte, versagten ihre Glieder ihr den Gebrauch. Willing beladete sich noch einmal mit der theuern Bürde und nahm, die schöne Last fest an sich drückend, seinen Weg dem Städtchen zu. Nun wurden auch an dieser Seite des Ufers viele umherirrende Fackeln sichtbar; froh bewegt vernahm Willing in der Nähe die Stimmen mehrerer Rufenden, und auf seine laute Anwort stand nach wenigen Augenblicken Meister Kurt vor ihm, dessen freudige Begrüßung die ermattete Tochter mit schwacher Stimme erwiederte. — Schnell wurde Marie nach dem Städtchen zurückgebracht. Ein wehmüthiger Blick Willings fiel auf sein zerstörtes Werk, als die Heimkehrenden auf der, oberhalb der Brücke befindlichen Fähre über den Strom setzten.

Die Hochzeitsfeier war durch ein furchtbares Ereigniß verhindert worden, das nicht ohne betrübende Folgen bleiben sollte. Marie fiel in eine schwere Krankheit. Nur ihre jugendliche Kraft, von ihres Brätigams treuer Pflege und der Sorgfalt geschickter Aerzte unterstützt, konnte sie retten. Indessen hatte des Soldaten Rudi Geständniß jeden Zweifel über den Urheber der Frevelthat gehoben, und den Architekten von jedem Vorwurfe gereinigt.

Als die Jungfrau genesen war und zum zweiten Male sich mit ihrem Bräutigam und ihrem Vater zum Hause des Herrn begab, damit nun das einst vereitelte Bündniß den Segen der Kirche erhielt, stand die Kettenbrücke bereits wieder in ihrer alten Kraft und Sicherheit, und keine böse Ahnung Mariens bewog das Brautpaar, seinen Sitz in der festlichen Kutsche zu verlassen. Auf der Stelle, wo damals das Unglück so unerwartet hereingebrochen, verfinsterte eine Wolke das heitere Antlitz des Bräutigams, und bei dem Gedanken an Joseph konnte er sich des Ausrufs nicht erwehren:

„Der Unmensch! Er hat den Lohn seines Verbrechens gefunden.“

Da ergriff Marie zärtlich seine Hand und sagte mit sanfter Stimme:

„Verzeihe ihm, mein August! Er wußte nicht, was er that.“ —

Seitdem gilt der Baurath Willing und seine junge Frau für das glücklichste Paar im Lande, und Meister Kurt sieht bereits die schöne Hoffnung, einen Enkel auf seinen Knieen zu schaukeln, erfüllt.

Josephs Leichnam war gleich am Tage nach jener Schreckensbegebenheit gefunden worden. Still und zur abendlichen Zeit bestattete man ihn auf dem Gottesacker des Städtchens. Nur ein Freund begleitete ihn dahin: Anselmus, der finstere Mönch.

Antonine.

Frei aus dem Französischen des Alfred des Essarts,
von Fr. Müller.

„Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu,
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei."

Heine.

Vor einigen Tagen besuchte ich einen meiner Freunde in der Rue de Quest, jener Republik von Künstler-Atelies in Paris, und nach einigen Stunden herzlicher Unterhaltung trennten wir uns. Der Freund begleitete mich nach Hause. Während wir aber langsam die genannte Straße hinabschleuderten, blieb derselbe plötzlich vor einem hübschen großen Hause stehen und sagte gesenkten Blickes zu mir: „Dieß Gebäude war unlängst der Schauplatz eines interessanten Drama's."

„Eines Drama's!" rief ich aus, „du scherzest; in unserem einförmigen Jahrhundert ein Drama! das möge wahrhaftig von guter Vorbedeutung sein!"

„Sprich nicht so leichtsinnig über ein ernstes Thema. Ein Drama in unserer Zeit gehört leider nicht zu den Seltenheiten; nur spielt dasselbe selten mehr, wie ehedem, auf dem öffentlichen Markte, sondern verschließt sich, nur von den darin Handelnden selbst geschaut, hinter vier kalte Wände, sich den häuslichen Herd zum alleinigen Schauspiel erkiesend. Die Zeit ist nicht mehr, wo die Schwerter sich in den Straßen begegneten, wo Edelleute stolz und jung auszogen und bleich und leblos zurück kehrten. Jene Trauerspiele auf den Straßen haben aufgehört und Tragödien in den Häusern Platz gemacht. Hebe die Dächer der Häuser, der Hütten ab, und blicke hinein in all' den Kummer und das Ungemach des Privatlebens; da wirst du die gepriesene Herrlichkeit dieser Welt sich die gegenseitige Langeweile vorwerfen hören, die Seufzer des Elends vernehmen und die Thränen der innern und äußern Zerrissenheit, der Armuth nicht zu zählen im Stande sein. Und jetzt frage noch einmal, ob ein Drama in unserer Zeit zu den Fabeln gehört."

„Ich begreife dich wohl, und wenn ich scherzte, so geschah es nur, um deine Erzählung des interessanten D r a m a ' s herauszufordern. Sieh', hier sind wir in dem Garten des Palastes Luxemburg angelangt. diesem auserlesenen Platze für vertrauliche Mittheilungen, dem blühenden Leichengefilde, in dessen blumenreicher Todesstille der Greis unter sonnenden Strahlen ruhig den Tod erwartet. Hier sind wir ungestört. Bitte, theile mir das folgenschwere Abenteuer der Rue de l'Oust mit.

„Recht gerne, mein Freund."

Es werden nun bald zwei Jahre her sein, daß in jenes Haus, das ich dir zeigte, ein junger Mann, der kaum dreißig Jahre zurückgelegt haben mochte, einzog. Da er ohne einen Schwarm von Bedienten um sich, ohne Pferde, ohne Meubels, kurz ohne jenes glänzende Flittergepränge kam, das gewöhnlich das Auge der gaffenden Menge auf sich zieht, so machte seine Erscheinung kein großes Aufsehen; überdieß schien er selbst jede Gelegenheit, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, ernstlich zu fliehen. Doch war trotz aller Einfachheit und Bescheidenheit seiner Toilette nicht zu verkennen, daß der neue Miethsmannn der höheren Gesellschaft angehöre und einen gewissen Grad von Wohlstand genieße. Seine ganze häusliche Einrichtung zeugte, wenn auch nicht gerade von Luxus und Ueppigkeit, doch von feinem Geschmack und verrieth den gewählten Anstand höherer Stände. Ein einziger Bediente genügte den bescheidenenen Ansprüchen an Bedienung des jungen Mannes. Niemand konnte sich rühmen, ihn zu kennen, und der anspruchs-

lose Name Lucian barg, wie es schien, ein strenges Incognito. Auch empfing er nie einen Besuch, der ein Geheimniß hätte verrathen können, das er geflissentlich zu wahren bemüht schien. Vergebens versuchte ein müßiger Nachbar, Namens Richard, ein Kaufmann, der sich vom Geschäft zurückgezogen hatte, seine geschwätzige Zunge, dasselbe zu durchdringen: nie und nirgends gelang es ihm, über die Angelegenheiten des Unbekannten, so nannte man den Fremden allgemein, ins Klare zu kommen. Oft rief derselbe verdrießlich aus: „Nimmermehr werde ich errathen, wer dieser Kobold von einem Fremden, dieser Lucian ... ist. Lucian! .. Kein Mensch heißt kurzweg Lucian ...;" oft zerbrach er sich wieder in geistreichen Combinationen auf Rechnung des Fremden das leere, unbeschäftigte Gehirn. Bald war es ein Verbannter, bald ein polnischer General, und kaum war er Abend's mit sich im Reinen, daß Lucian ein geheimer Polizeiagent sei, so tauchte ihm am andern Morgen die Idee auf, er könnte gar am Ende auch ein Jesuit sein. So quälte sich der arme Mann in Vermuthungen über den Stand des Unbekannten ab, um auf der schwankenden, zerbrechlichen Leiter wirrer Begriffsbildungen von Irrthum zu Irrthum, von Zweifel zu Zweifel zu steigen. — Lucian lebte unterdessen äusserst zurückgezogen und beschäftigtigte sich, unbekümmert um die neugierigen Nachstellungen seines Nachbars, mit Musik, Malerei und Lektüre; aber selbst diese Liebhabereien seines regelmäßigen Lebens beliebte er mit einem undurchdringlichen Schleier zu verhüllen. Nur wenigen Ohren wurde der Genuß der träumerischen Töne eines mit seltener Fertigkeit gehandhabten Violoncello's zu Theil, seine Gemälde verbarg er sorgfältig, und seine Lektüre nahm er in irgend einer abgesonderten Allee des Luxemburger Gartens vor. Nie floß vielleicht ein Leben ruhiger, zurückgezogener, geheimnißvoller dahin. Die äußere Erscheinung des Unbekannnten entsprach vollkommen seiner klösterlichen Lebensweise. Ein melancholischer Ernst umflorte seine schönen Gesichtszüge, ohne ihnen gerade den Ausdruck finsterer Düsterheit zu verleihen, stille und schweigsam, war er doch gerade nicht stumm und erwiederte wenigstens immer mit Anstand und Artigkeit die Fragen, die hie und da von Nachbarn an ihn gerichtet wurden.

Herr Richard gehörte unter diese Glücklichen, oder besser gesagt, unter die Unbescheidensten derselben. Nichts hielt diesen unbesonnenen Schwätzer von unnützen, neugierigen Fragen ab; weder die lakonische Antwort, noch die ernst sarkastische Bedeutung der Worte. — Jedes Wort, das er von den Lippen des Unbekannten vernommen, legte er auf die kritische Wagschaale seines schwachen Verstandes und knüpfte mit Hülfe seiner Haushälterin die kühnsten Combinationen daran, und wenn es ihm nicht gelang, den schweren Knoten zu lösen, die glückliche Entdeckung über Lucians Verhältnisse zu machen, so war es gewiß nicht die Schuld des Ehrenmannes.

Das war der Verlauf der Dinge, als ein unvorhergesehener Umstand die Verhältnisse der Hauptpersen unseres Drama's veränderte, und deren Lage verwickelte und mehr bloß stellte.

Es war Winter, ein kalter Winterabend.— Der Nordostwind blies und sandte, indem er die Linden-, Kastanien- und Akazienbäume des Luxemburger Gartens ihres letzten Blätterschmuckes entkleidete, seine traurigen Klagen und melancholischen Seufzer herüber in die benachbarten Viertel der Stadt. Ein Leichentuch von Schnee deckte die Erde und je trüber der düstere Einfluß dieser Jahreszeit auf den Geist ist, je heiterer muß die Seele gestimmt sein, um sich über den langsamen Gang der eintönig dahinschwindenden Stunden zu täuschen.

Auf einmal ertönte in dem vierten Stockwerke jenes Hauses der Rue de l'Ouest ein markdurchdringendes Geschrei. „Zu Hülfe, zu Hülfe! meine Mutter will sterben!" erscholl der Ruf einer Weiberstimme und plötzlich öffneten sich alle Thüren, die meisten, um sich nach einem kurzen „Was giebts?" theilnahmlos wieder zu schließen. Herr Richard war natürlich einer der ersten, der sich auf dem Platze befand, aber auch Lucian hatte den Hülferuf vernommen und war mit der größten Geschwindigkeit, mit jugendlicher Kraft die

Treppe hinaufgeeilt, die ihn von dem Zimmer trennte, aus dessen Innerem jene klagenden Töne erschollen waren. Vergebens war ihm der einfältige Plauderer Richard mit den Worten in den Weg getreten: „mein lieber Herr Nachbar, wo eilen Sie hin? Dieser ganze Lärmen ist weiter nichts als ein unwürdiges Ränkespiel dieser Leute, die so stolz sind und doch nichts zu beißen und zu nagen, keinen Heller Vermögen haben!“ Lucian stieß ärgerlich den Arm des Lästigen auf die Seite und befand sich bald in der Gegenwart eines jungen Mädchens, dessen Stimme ihn so tief gerührt hatte.

„Was fehlt Ihnen, mein Fräulein?“ fragte er mit lebhaftem Interesse.

„Ach, mein Herr!“ schluchzte diese, „Gott sendet sie uns zu... haben Sie Mitleiden, helfen Sie mir doch; meine arme Mutter ist ohnmächtig geworden und schon seit einer halben Stunde mühe ich mich ab, sie in's Leben zurückzurufen.“

„Mit Allem, was in meinen Kräften steht,“ erwiederte Lucian bewegt. Er folgte ihr in ein Zimmer, das gerade nicht äußerst arm aussah, aber doch einen hohen Grad von Dürftigkeit verrieth; Reinlichkeit war dessen einziger Luxus, einige Sessel von gelbem Sammt, eine kleine Wanduhr und ein paar Porcellan-Vasen mit welken Blumen dessen einziger Schmuck. Neben dem Ofen, in dem eine kümerliche Flamme schwermuthsvoll emporloderte, lag auf einem Bette eine bejahrte Frau leblos ausgestreckt.

Das junge Mädchen fiel an der Seite ihrer Mutter in düsterer Wehmuth auf die Kniee nieder, währendLucian das Haupt der ohnmächtigen Frau empor richtete, und ihr, so gut er konnte, mit thätiger Hülfe beisprang. Richard war, da er diese Handlung der Pietät nicht hindern konnte, einfach Lucian auf dem Fuße gefolgt; mit neugieriger Zudringlichkeit durchstreifte sein Blick alle Gegenstände des Zimers und sein schwatzhafter Mund erging sich in verletzenden Bemerkungen. Lucian hörte seine Worte; verächtlich und zornig runzelte er die Augenbraunen und befahl ihm, den Arzt zu holen, mit einer Stimme, deren Autorität Richard nicht widerstehen konnte, und murmelnd: „ich eile, Ihren Wunsch zu erfüllen,“ begab er sich, den unterthänigsten Kriecher spielend, hinweg.

Endlich war es nach vielen Bemühungen des jungen Mannes gelungen, die Kranke wieder zu sich selbst zu bringen und das Mädchen erhob den Blick der rührendsten Dankbarkeit zu ihm empor. Jetzt bemerkte er erst wie schön die Jungfrau war, die züchtig erröthend vor ihm stand, wie ein Engel, dessen Haupt eine himmlische Glorie umschwebt. Der Ausdruck ihres Antlitzes, das die schönste Seele wiederspiegelte verlieh ihrem ganzen Wesen einen durchaus eigenthümlichen Reiz; es war unmöglich, diese anmuthsvolle Schöne zu sehen, ohne sie zu bewundern, sie gesehen zu haben, u. sie je wieder aus dem Gedächtnisse zu verlieren. Man war wirklich versucht, sie für eines jener lichtumflossenen Geschöpfe zu halten, das sich auf die arme Erde verirrt, aber vergessen zu haben schien, das Strahlenkleid seiner Heimath abzulegen, und jeden Augenblick fürchten ließ, den Flug ins schönere Jenseits wieder zurückzunehmen.

„Antonine...“ lispelte es klangvoll von den Lippen der Genesenden.

„Beste Mutter!“ erwiederte das junge Mädchen zärtlich, und ein herzlicher Kuß schloß den Mund der beiden sich liebend umfangenden Seelen, den Erguß der aufwallenden Gefühle. Antonine zeigte hierauf ihrer Mutter den Retter, der ihnen helfend genaht, und ihr dankender Blick sprach beredter, als alle Worte es vermocht hätten. Endlich kam der Arzt; Lucian empfahl ihm dringend alle Sorgfalt für die Kranke und verabschiedete sich.

Er begab sich in seine Wohnung, aber nicht mehr in derselben Stimmung, wie er sie verlassen. Er war aufgeregt und während des ganzen Abends auffallend zerstreut. Er versuchte zu lesen, zu schreiben, es ging nicht. Auf jedem Blatte strahlte ihm Antoniens Bild entgegen, und die Erinnerung verklärte den lieblichen Eindruck. Er vermied, sich von seinen Gefühlen Rechenschaft zu geben, und bemühte sich, die Empfindungen seines Herzens für das unvermischte Gefühl des Mitleids auszugeben; aber vergebens strengte sich seine Denkkraft an, seinen stürmischen Regungen das Bild der Mutter zu unterschieben, stets wurde dasselbe

von dem der Tochter mit einem Glanze überstrahlt, der jedes Andere verdunkelte; ähnlich jenen Sternen, deren glänzende Pracht alle andern Himmelsbilder vergessen macht. Schlaflos verschwand ihm die endlos lange Nacht.

Des andern Morgens sandte er seinen Bedienten in die Wohnung der Madame Delamarche, um sich nach deren Befinden zu erkundigen. Es ging besser; noch einige Tage eines gefahrlosen Fiebers und sie werde genesen sein, hatte der Arzt erkärt. Mit dieser Nachricht hörte indessen Lucians unruhige Stimmung nicht auf. Ein ungewöhnliches Interesse für die gute Familie war in seiner Seele erwacht, und er glaubte sich gewissermassen für das Wohl derselben verantwortlich machen zu müssen. — Die kranke Frau, die in Thränen zerfließende Tochter hatten einen zu tiefen Eindruck auf ihn gemacht, als daß nicht jeder Augenblick seine Erinnerung mit deren lieblichen Bildern belebte; überdieß schien ihm die dürftige und doch ehrenvoll verschwiegene Lage der beiden Frauen Aufforderung genug, ihre Verhältnisse näher kennen zu lernen. Das beste Mittel zur Erreichung dieses seines Zweckes schien ihm sein Nachbar zu sein, jener unermüdliche Schwätzer den er, gleich einem bösen Dämon, früher so sehr geflohen hatte, als er ihn jetzt herbeiwünschte. Die Gelegenheit, seinen Entschluß auszuführen, wurde ihm um so leichter, da Herr Richard aus angeborener Leidenschaft, zu schwätzen, mehr die Treppe als sein Zimmer bewohnte und man bei jeder schnellen Wendung immer Gefahr lief, den Kopf an dessen werthe Person anzurennen.

Wirklich hatte Lucian auch kaum sein Zimmer verlassen, als ihm schon der Willkommene entgegen kam.

„Sehr erfreut, Ihnen zu begegnen, Herr Nachbar,“ fing Lucian an.

Sichtlich geschmeichelt grüßte Richard seinen Nachbar mit außerordentlicher Freundlichkeit, zog dann seine Dose heraus und versah mit ihrem Inhalte, nachdem er Lucian eine Prise da von angeboten, mit behaglichem Wohlgefallen reichlichst seine große Nase.

„Ihr ergebenster Diener, mein werthester Herr; ich gratulire mir zu dem Glücke, Ihnen zu begegnen. Nun, wie geht's denn der armen Madame Delamarche . . . ?“

So hatte die gewünschte Unterhaltung gleich Anfangs mit dem Thema begonnen, auf das sie Lucian hatte lenken wollen, und er durfte daher nur fortfahren:

„Sie war recht leidend.“

„Ja, ja, recht leidend,“ plapperte Richard.

„Auch ist es gar nicht zum Verwundern . . . weil bei ihr die Leiden der Seele den Schmerzen des Körpers beständige Nahrung geben.“

Ganz stolz darauf, diese glückliche Phrase philosophischer Speculation an den Mann gebracht zu haben, fuhr er fort:

„Diese Dame hat beständig nichts als Unglück gehabt. Sie war die Frau eines Oberstlieutenants, eines tapfern Mannes, wie man sagt, das Muster eines braven Ehemanns.— Sorglos der Zukunft entgegensehend, ließ sie ihrer Tochter eine glänzende Erziehung geben. Sie werden mir zwar einwenden, daß sie sehr Unrecht hatte, ihre Tochter wie eine Prinzessin erziehen zu lassen, weil ohne Geld das Talent allein nicht viel Schatz werth ist . . . und Sie haben mit Ihrem Einwurf vollkommen Recht, meinen ganzen Beifall . . . Plötzlich starb ihr Mann an einem Schlaganfalle . . . . da hätten sie die Verzweiflung sehen sollen . . . . Ich habe geglaubt, ihr Seufzen und Geächz wolle gar kein Ende nehmen . . . . Glücklicher Weise hört einmal auf dieser Welt Alles auf und so . . . .“

Ist dies schon lange her?“ unterbrach Lucian ungeduldig den weitschwänfigen Schwätzer.

„Nächsten September werden es zwei Jahre sein. Und denken Sie, seit dieser Zeit ist es der guten Madame Delamarche nicht gelungen, ihren Witwengehalt beziehen zu können. Man setzt ihr seltsame Schwierigkeiten in den Weg, man behauptet, die Dienste ihres Herrn Gemahls seien nicht ganz vorwurfsfrei gewesen, er habe die nöthigen Dienstjahre nicht aufzuweisen, und was dergleichen Seltsamkeiten mehr sind . . . Ich will dieß nicht untersuchen, die christliche Liebe muß immer ein Auge zudrücken; gewiß ist aber, daß die Mutter bisher statt einer Pension nur Verdrießlichkeiten ein-

nahm, und daß die Tochter nichts Eiligeres zu thun hatte, als eine Handarbeit zu ergreifen, um nicht Hungers zu sterben. Sie sollten nur sehen, Tag und Nacht arbeitet und studirt sie; man hat ihr Hoffnung gemacht, Lehrerin an irgend einem Institute werden zu können, und darauf bereitet sie sich nun vor."

„Eine ehrenvolle, aber dornenbesäete Laufbahn," dachte Lucian.

„Endlich, mein guter Herr Nachbar, auch den letzten Vorfall schreibe ich dem Kummer der Entbehrungen zu."

„Den Entbehrungen!" rief Lucian aus, „.... eine Frau so tugendhaft, eine Tochter so liebenswürdig und so schön, Entbehrungen unterliegen! .... Unseliger gesellschaftlicher Zustand, du Rabenvater!"

Er grüßte eilig den Nachbar und begab sich schnell auf sein Zimmer. Nach Verfluß einer Stunde sah der eifrige Neuigkeitshascher, Herr Richard, ein leichtes Cabriolet vor dem Hofthor halten — er traute seinen Augen kaum — Lucian, ganz schwarz angezogen und mit einer Sorgfalt und Eleganz gekleidet, die er noch gar nie bei ihm bemerkt hatte, einsteigen und im Galopp davonfahren.

Einige Tage nacheinander ließ Lucian sich regelmäßig nach dem Befinden der Kranken erkundigen, einige Tage hintereinander fuhr dasselbe Cabriolet regelmäßig mit dem geheimnißvollen Herrn Lucian von dannen, was den armen Herrn Richard manche schlaflose Nacht kostete. Endlich wagte es Lucian, selbst der Wittwe einen Besuch zu machen. Madame Delamarche war vollkommen wieder hergestellt; er traf sie neben ihrer Tochter sitzend, welche ihr mit sanfter Stimme die Zeitung vorlas, an. Der Besucher wurde angenehm von der zufriedenen Stimmung überrascht, deren Ausdruck so wohlthätig auf den Gesichtszügen der beiden Damen, die er früher so niedergeschlagen angetroffen hatte, ruhte.

„Wie vielen Dank sind wir Ihnen schuldig, mein Herr!" hob die Mutter an; „ohne uns zu kennen, eilten Sie uns so freundlich zu Hilfe!"

„Ich habe nur gethan," erwiederte Lucian, „was jeder Andere an meiner Stelle gewiß nicht unterlassen hätte. — Ich habe eine Pflicht erfüllt, die keines Dankes bedarf, weil sie die Belohnung schon in sich selbst trägt."

Nach dieser Einleitung nahm die Unterhaltung bald eine Wendung, die innigere Saiten berührte. Die Ideen der drei Personen waren so in allen Theilen dieselben, daß man geglaubt hätte, jahrelange Freunde zu hören. Sie hatten dieselbe Meinung von der Welt, dieselbe Abneigung vor lärmenden Gesellschaften, wo man Vergnügen sucht und Langweile findet, wo man sich Zerstreuungen hingibt und nur zu oft Reue für Genuß erkauft. Ihre Seelen schienen dieselbe bittere Schule der Erfahrung durchgemacht zu haben: wie hätten sie nicht mit einander sympathisiren sollen? Madame Delamarche klärte Lucian über ihre Lage auf, setzte aber sogleich hinzu: „Nun aber haben, Gottlob, unsere Prüfungen ein Ende, wenigstens darf ich es hoffen. Ich habe diesen Morgen die freudige Nachricht erhalten, daß die meine Pension betreffende Angelegenheit jetzt in Ordnung gebracht ist, ja daß mir sogar die Rückstände ausbezahlt werden sollen. Wenn ich mich darüber freue, so geschieht es hauptsächlich meines armen Kindes halber, das sich durch die anstrengendsten Arbeiten ganz erschöpft."

Antonine bat in einem ausdrucksvollen Blicke die Mutter um Schonung über eine Sache, die nicht des Lobes bedürfe, und die Wittwe fuhr fort:

„Noch weiß ich nicht, wem ich dieses Glück zu verdanken habe. Ohne eine unverhoffte Protektion würden nie meine bescheidenen Ansprüche den Sieg über bureaukratische Hartherzigkeit davongetragen haben.... Meine Tochter und ich mühen sich vergebens mit der Frage ab, wer uns so edelmüthig in Schutz genommen haben kann?"

„Gott Madamme," sagte Lucian ernst und mit einer Stimme, die so tief in Antoniens Seele nachzitterte, daß sie, als sich kaum der freundliche Besucher verabschiedet hatte, wie von plötzlicher Begeisterung überrascht ausrief:

„Liebe, beste Mutter, „willst du wissen, wem

von dem der Tochter mit einem Glanze überstrahlt, der jedes Andere verdunkelte; ähnlich jenen Sternen, deren glänzende Pracht alle andern Himmelsbilder vergessen macht. Schlaflos verschwand ihm die endlos lange Nacht.

Des andern Morgens sandte er seinen Bedienten in die Wohnung der Madame Delamarche, um sich nach deren Befinden zu erkundigen. Es ging besser; noch einige Tage eines gefahrlosen Fiebers und sie werde genesen sein, hatte der Arzt erkärt. Mit dieser Nachricht hörte indessen Lucians unruhige Stimmung nicht auf. Ein ungewöhnliches Interesse für die gute Familie war in seiner Seele erwacht, und er glaubte sich gewissermassen für das Wohl derselben verantwortlich machen zu müssen. — Die kranke Frau, die in Thränen zerfließende Tochter hatten einen zu tiefen Eindruck auf ihn gemacht, als daß nicht jeder Augenblick seine Erinnerung mit deren lieblichen Bildern belebte; überdieß schien ihm die dürftige und doch ehrenvoll verschwiegene Lage der beiden Frauen Aufforderung genug, ihre Verhältnisse näher kennen zu lernen. Das beste Mittel zur Erreichung dieses seines Zweckes schien ihm sein Nachbar zu sein, jener unermüdliche Schwätzer den er, gleich einem bösen Dämon, früher so sehr geflohen hatte, als er ihn jetzt herbeiwünschte. Die Gelegenheit, seinen Entschluß auszuführen, wurde ihm um so leichter, da Herr Richard aus angeborener Leidenschaft, zu schwätzen, mehr die Treppe als sein Zimmer bewohnte und man bei jeder schnellen Wendung immer Gefahr lief, den Kopf an dessen werthe Person anzurennen.

Wirklich hatte Lucian auch kaum sein Zimmer verlassen, als ihm schon der Willkommene entgegen kam.

„Sehr erfreut, Ihnen zu begegnen, Herr Nachbar,“ fing Lucian an.

Sichtlich geschmeichelt grüßte Richard seinen Nachbar mit außerordentlicher Freundlichkeit, zog dann seine Dose heraus und versah mit ihrem Inhalte, nachdem er Lucian eine Prise davon angeboten, mit behaglichem Wohlgefallen reichlichst seine große Nase.

„Ihr ergebenster Diener, mein werthester Herr; ich gratulire mir zu dem Glücke, Ihnen zu begegnen. Nun, wie geht's denn der armen Madame Delamarche . . . ?“

So hatte die gewünschte Unterhaltung gleich Anfangs mit dem Thema begonnen, auf das sie Lucian hatte lenken wollen, und er durfte daher nur fortfahren:

„Sie war recht leidend.“

„Ja, ja, recht leidend,“ plapperte Richard.

„Auch ist es gar nicht zum Verwundern . . . weil bei ihr die Leiden der Seele den Schmerzen des Körpers beständige Nahrung geben.“

Ganz stolz darauf, diese glückliche Phrase philosophischer Speculation an den Mann gebracht zu haben, fuhr er fort:

„Diese Dame hat beständig nichts als Unglück gehabt. Sie war die Frau eines Oberstlieutenants, eines tapfern Mannes, wie man sagt, das Muster eines braven Ehemanns.— Sorglos der Zukunft entgegensehend, ließ sie ihrer Tochter eine glänzende Erziehung geben. Sie werden mir zwar einwenden, daß sie sehr Unrecht hatte, ihre Tochter wie eine Prinzessin erziehen zu lassen, weil ohne Geld das Talent allein nicht viel Schatz werth ist . . . und Sie haben mit Ihrem Einwurf vollkommen Recht, meinen ganzen Beifall . . . Plötzlich starb ihr Mann an einem Schlaganfalle . . . . da hätten sie die Verzweiflung sehen sollen . . . . Ich habe geglaubt, ihr Seufzen und Geächz wolle gar kein Ende nehmen . . . . Glücklicher Weise hört einmal auf dieser Welt Alles auf und so . . . .“

Ist dies schon lange her?“ unterbrach Lucian ungeduldig den weitschwänfigen Schwätzer.

„Nächsten September werden es zwei Jahre sein. Und denken Sie, seit dieser Zeit ist es der guten Madame Delamarche nicht gelungen, ihren Witwengehalt beziehen zu können. Man setzt ihr seltsame Schwierigkeiten in den Weg, man behauptet, die Dienste ihres Herrn Gemahls seien nicht ganz vorwurfsfrei gewesen, er habe die nöthigen Dienstjahre nicht aufzuweisen, und was dergleichen Seltsamkeiten mehr sind . . . Ich will dieß nicht untersuchen, die christliche Liebe muß immer ein Auge zudrücken; gewiß ist aber, daß die Mutter bisher statt einer Pension nur Verdrießlichkeiten ein-

bohrt, um so gewisser an den Klippen unserer gelobten gesellschaftlichen Verhältnisse scheitert? —

Während der langen und sorgenschweren Periode voll Entbehrungen, in der Madame Delamarche u. ihre Tochter jede Hoffnung schwinden sahen, hatte sich nirgends Mitgefühl für ihre kummergeängstigte Lage gezeigt, keine Hand sich ihnen unterstützend genaht. Vergebens hatte sich Antonine bemüht, eine Stelle als Lehrerin in einem Institute zu erhalten, stets war sie mit der Bemerkung zurückgewiesen worden, ihre Kenntnisse haben noch nicht die Höhe der Ausbildung erreicht, welche die Gesetze der Anstalt vorschrieben. Jetzt, da sie durchaus kein Bedürfniß mehr fühlte, ihre Verhältnisse zu ändern, zeigte sich plötzlich eine Lehrerin jener Anstalten mit vortheilhaften Vorschlägen zu einer anständigen Versorgung in ihrem Hause.

„Mein Kind," sagte die Erziehungskünstlerin, „ich habe alle Achtung vor Ihren edlen Eigenschaften, hege alles Vertrauen zu Ihren soliden Kenntnissen. Sie haben jetzt nur noch ein Examen durchzumachen, das Sie indessen, wie ich nicht im Mindesten zweifle, mit dem besten Erfolge bestehen werden, und Ihr Glück ist gemacht. Ich fange an, alt zu werden; meine Kräfte schwinden, und deßhalb bedarf ich einer einsichtsvollen Gehilfin. Nehmen Sie daher die Ihnen angebotene Stelle in meinem Institute an, vorausgesetzt, daß Sie derselben alle mögliche Sorgfalt widmen. Mein Haus hat einen bedeutenden Namen, Ihr ganzes Lebensglück ist es also, was in meinen Händen ruht und ich Ihnen hiermit anbiete."

Antonine wurde äußerst verwirrt und bestürzt und warf einen fragenden Blick auf ihre Mutter.

„Ich verstehe Sie," fuhr die Erzieherin fort, „ich ehre Ihre Gefühle. Sie fürchten, ich werde Sie von Ihrer Frau Mutter trennen wollen. Gott behüte mich! Sie werden ein geräumiges Gemach bekommen, groß genug, Sie beide bequem zu betten, und so wird durch die Gegenwart der würdigen Mutter, durch den Besitz einer ehrenvollen Stellung, durch die Hoffnung, Ihr künftiges Glück gesichert zu sehen, sich Alles vereinen, Ihnen das Leben angenehm zu machen. Aber ich will durchaus nicht die Schuld auf mich nehmen, durch glänzende Versprechungen Ihrem freien Willen Fesseln angelegt zu haben. Ueberlegen Sie immerhin reiflich meinen Vorschlag und theilen Sie mir von heute in drei Tagen ihren Entschluß mit."

Nachdem sich die Dame huldvollst verabschiedet hatte, überließ sich Antoniens Mutter ganz dem freien Ergusse einer unbeschreiblichen Freude. Mit schnellen Schritten durchlief sie seelenvergnügt das Zimmer und wußte sich vor Wonne kaum zu fassen. War es doch das Glück ihrer einzigen geliebten Tochter, das ihr Herz mit rascheren Schlägen belebte und ihren, sonst besonnen prüfenden Verstand aus dem Gleichgewicht brachte! „Siehst du nun, meine gute Antonine," rief sie aus, „nun bist du auf einmal aller Sorge, aller peinlichen Lage, der ungewissen Zukunft entrissen.... Die Reichen werden es nun nimmermehr wagen, deiner Armuth zu spotten... Nimmermehr wirst du der Geringschätzung, der stolzen Verachtung bevorzugterer Personen deines Geschlechts preisgegeben sein.... Und ach! ich kann jetzt ruhig sterben mit dem tröstenden Gedanken, dein Glück, deine Zukunft gegründet, dich keinen Mangel mehr leiden zu sehen." — Ein tiefer Seufzer unterbrach den begeisterten Redefluß der gutmüthigen Mutter. Madame Delamarche wendete sich erstaunt um und blickte ihre Tochter hoch-verwundert an, die, kaum die Thränen zurückzuhalten im Stande, auf sie zueilte und ihr Haupt wehmüthig auf die Schulter ihrer guten Mutter legte.

„Was hast du denn, liebes Kind," sagte Madame Delamarche und entledigte sich mit sanfter Wendung der theuren Last. „Was, du zerfließt in Thränen, anstatt daß du dich freuen solltest! Gütiger Gott, sollte sie mir gar ein Geheimniß verbergen?... Bitte, liebe Tochter, theile mir die Ursache deines Kummers mit."

„Meines Kummers, beste Mutter?... es ist nicht Kummer, was mich drückt."

„Aber wozu dann diese wehmüthige Bewegung deines Innern?"

„Es würde mir Mühe kosten, mich auszusprechen .... ich weiß es selbst nicht. Die Aussicht einer Veränderung unserer Lage hat mir einigen Schrecken verursacht. Wir sind glücklich in unsern beschränkten Verhältnissen, glücklicher vielleicht, als wenn uns Ueberfluß und Luxus umgibt.“

„Gutes Kind, wie Unrecht that ich dir! Du hast mich erschreckt .... ich that dir wehe. Nunmehr begreife ich deine Zweifel, deine Sorgen; .... wir wollen doch vorerst unsern besten Freund über unsere Angelegenheit zu Rathe ziehen.“

„Herrn Lucian!“ rief das junge Mädchen aus.

„Natürlich, Herrn Lucian. Welcher könnte uns bessere Rathschläge ertheilen? Er ist so kenntnißreich u. einsichtsvoll, nimmt so großen Antheil an uns und wird sich gewiß über diese glückliche Veränderung freuen.

„Beste Mutter, sage ihm nichts davon,“ versetzte Antonine beinahe mit Schrecken, setzte aber schnell, als sie das Erstaunen ihrer Mutter über diese Zumuthung bemerkte, hinzu:

„Nun .... so lasse es mich ihm wenigstens mittheilen.“

„Wozu aber alle diese Behutsamkeiten? Ist Herr Lucian wirklich ein wahrer Freund von uns, wie kann er gleichgültig bleiben bei der freudevollen Veränderung unseres Geschickes?

Antonine schwieg, und das erstemal im Leben trübte eine leichte Wolke das seelenaustauschende Verhältniß zwischen Mutter und Tochter. Demungeachtet aber begaben sich Beide, als der Abend herangekommen war, in dem Luxemburger Garten, an die gewöhnliche Stelle der Zusammenkunft. Lucian kam ihnen lächelnd entgegen, er war ungemein heiter u. bot Antoninen einen Blumenstrauß an. Das junge Mädchen bemühte sich, ihre Gemüthsbewegung zu unterdrücken, doch gelang es ihr nicht, dieser ihr so unnatürlichen Regung Meister zu werden. Lucian fragte sie erst lebhaft, dann drang er eifriger in sie, bis sie ihm endlich den Vorschlag mittheilte, welchen man ihr gemacht hatte.

Leichenblässe bedeckte bei dieser Mittheilung das Antlitz des jungen Mannes. Vergebens versuchte er einige Worte hervorzustammeln: sie erstarben ihm auf der Zunge, und nur sein Auge war beredt, von Thränen umflort. Er wandte sich etwas von Antoninen ab und zeichnete mit seinem Stöckchen, ganz in Gedanken versunken, Figuren in den Sand, da er aber bald einsah, daß seine Stimmung Madame Delamarche Veranlassung zu beunruhigenden Vermuthungen geben könnte, raffte er seine ganze Kraft zusammen, faßte sich und sagte:

„Ich gestehe Ihnen, mein Fräulein, daß ich nicht ohne einige Befürchtungen Sie eine so große Last übernehmen sehe. Zur Leitung eines so großen Instituts sind Sie doch noch sehr jung .... Indessen ist es in der That ein verführerischer Vorschlag .... Ihre Zukunft wäre gesichert .... Man muß zuwarten ....“

„Sie rathen mir also dazu?“ rief das Mädchen mit einem Tone aus, in welchem Schmerz, Erstaunen, Angst und Vorwürfe zitterten.

„Wie kann ich, mein Gott! ...“ antwortete der junge Mann.

Glücklicher Weise für Beide wurde die Unterhaltung durch eine Dame ihrer Bekanntschaft unterbrochen, die laut und schnell sprach. Während sich diese daher mit Madame Delamarche unterhielt, gelang es Lucian, Antoninen die paar Worte zuzuflüstern:

„Wie grausam ist jede Trennung ...... Man zögert, in sie einzuwilligen, wenn man liebt.

Antonine zitterte, ihre Pulse pochten heftiger und ihr Arm bebte beinahe krampfhaft in dem des jungen Mannes während der ganzen Zeit, in welcher sie langsam nach Hause zurückschlenderten. Beim Abschiede sagte sie leise zu Lucian:

„Ich werde den Vorschlag ablehnen!“

Lucian kehrte überglücklich in seine Wohnung zurück. Er wurde ja geliebt! O! wer immer von der Ungerechtigkeit der Welt zu leiden gehabt, wie süß ist für den die Ueberzeugung, sich geliebt zu wissen, tröstend wie eine himmlische Offenbarung! Nicht mehr wandelte er allein in der bevölkerten Wüste der großen Städte, neugeboren beginnt er ein schöneres, poesievolleres Dasein. Liebend und wiedergeliebt!

Wir wollen nun über einen Zeitraum von einigen, unter süßem Geplauder und anmuthigen Träumereien verlebten Tagen hinweggehen. Die gute Mutter war die Vertraute zarter Geheimnisse geworden, mit denen sie sich ahnungsvoll beschäftigte, wenn schon ihr Verstand ihrem Herzen hie und da die Frage nicht verhehlen konnte, warum eine so reine Liebe nicht durch ein förmliches Begehren um die Hand ihrer Tochter gekrönt würde.

Herr Richard erschien nunmehr wieder auf der Scene.

Eines Abends, während Antoninens Abwesenheit, welche einige Lectionen in der Stadt gab, schlich sich der geschwätzige Nachbar in die friedliche Wohnung der Madame Delamarche. Mehr als je hatte er eine geschäftige, wichtigthuende und geheimnißvolle Miene angenommen.

„Ich komme,“ sagte er, „Ihnen einen großen Dienst zu erweisen, Madame.“

„Einen Dienst! Sie mir einen Dienst, mein Herr?“ fragte die Wittwe mit einem unglaubigen Lächeln, in das sich etwas Verachtung mischte; denn dieser Mann mit dem dürftigen kleinlichen Geiste und verdorbenen Herzen flößte ihr stets die größte Abneigung, ja selbst Furcht ein.

„Den Schritt, welchen zu thun ich mir biemit erlaube, ... der mich zu Ihnen führt, hat mir das Mitgefühl dictirt, welches man natürlicher Weise immer für eine ehrbare Familie empfindet.“

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr ....“

„Sie werden mich sogleich besser begreifen .... Welches ist Ihnen der theuerste Schatz auf dieser Erde? Ihre Tochter nicht wahr?“

„Kaum werde ich nöthig haben, diese Fragen zu bejahen.“

„Ich glaube es. Und über diesen Schatz werden sie wohl mit um so mehr Klugheit wachen, je kostbarer er ist, und je schneller der leichteste Hauch ihn entblättern, ihm tödlich schädlich werden kann.“

Madame Delamarche blickte Herrn Richard, dessen geschwätzige Zunge in diesem Augenblicke auf Stelzen emporzuklimmen schien, um sich zu der Höhe seines Gegenstandes zu versteigen, erstaunt und verwundert an. Der Nachbar fuhr fort.

„Herr Lucian steht hoch in ihrer Gunst?“

„Er ist unser Freund, und wir fühlen uns glücklich, des Gegenbeweises seiner Freundschaft gewiß zu sein. Er ist der ehrenvollste Mann, den ich kenne.“

„So mag es Ihnen vorkommen. Wie aber, wenn Herr Lucian sich nur bei Ihnen eingeschmeichelt hätte, um Ihre Tochter zu verführen! ...“

„Mein Herr, ich verbitte mir diese Sprache ich werde Sie nicht weiter anhören.“

„Geduld, Madame, ich komme zur Sache: Wie, wenn dieser Herr Lucian, unter dem Heiligenscheine der Aufrichtigkeit, eine treulose Seele verbärge? Wenn er Ihrer Tochter Hoffnungen eingeflößt hätte, welche er zu verwirklichen nicht im Stande ist? ....

„Großer Gott!“

„Wenn er in dem Herzen Ihrer Tochter eine Liebe wach gerufen hätte, welche nur unglücklich sein kann?“

„Was sagen Sie?“

„Die Wahrheit, die reine Wahrheit. Fragen Sie einmal gleichgültiger Weise Herrn Lucian, ob er den Grafen von Lorsy kenne, und sie werden Zeuge seiner Verlegenheit sein?“

„Seiner Verlegenheit .... Warum?“

„Weil,“ bemerkte Herr Richard, „indem er geheimnißvoll den Ton seiner Stimme sinken ließ, „weil Herr Lucian und der Graf von Lorsy eine und dieselbe Person sind.“

„Wirklich?“ rief Madame Delamarche in in einem Tone aus, der den Stolz der Mutterbrust zürnend über kleinliche Verläumdungsversuche wach gerufen hatte, „.... das freut mich .... Herr Lucian schien mir von jeher ein Mann von Stande zu sein.“

„Das mag sein, unglückliche Mutter, nur werden Sie nicht wissen, daß es vor der Welt auch eine Gräfin von Lorsy gibt, daß Herr Lucian verheirathet ist.“

Madame Delamarche erblaßte und sank beinahe bewußtlos in ihren Lehnsessel zurück.— Kein Ach! oder Weh! entfloh ihren Lippen, denn sie besaß keine Kraft mehr, und die krampfhaften Bewegungen derselben bestrebten sich

vergebens, auch nur den leisesten Ton hervorzustammeln. Richard benützte dieses Stillschweigen, um mit der gewöhnlichen Behendigkeit seiner Zunge den gegebenen Erklärungen sogleich weitere Erläuterungen hinzuzufügen

„Ja, verheirathet! ... Ist es nun nicht abscheulich, sich in solchen Verhältnissen in ehrbare Familien einzuschleichen und jungen unerfahrenen Personen Liebe einzuflößen; eine Liebe, deren Zweck nur Entehrung, deren Ende nur Verzweiflung sein kann? Er wußte wohl, wo hinaus das führen würde, und hätte Sie schon bei seinem ersten Besuche mit seinen wirklichen Verhältnissen bekannt machen sollen.— Das ist es auch, was ich ihm nie verzeihe. Daß er sich vor mir, vor den andern Nachbarn im Gefühl seiner Würde zurückzog, sich uns verschloß, das mag hingehen, ist dieß ja am Ende doch nichts Anderes, als eine lächerliche Sucht, sich interessant zu machen; aber Ihnen Madame, Ihnen ein solches Geheimniß zu verbergen, ist entsetzlich, ist verächtlich! ... Ein armes Mädchen, das in der Unschuld seines Herzens sich seinem Arme anschließt, um jeden Abend in den Alleen des Luxemburger Gartens zu lustwandeln, so zu täuschen ...“

„Wer sagt Ihnen aber, mein Herr,“ unterbrach lebhaft Madame Delamarche den giftigen Redefluß des Nachbars, „daß meine Tochter Herrn Lucian liebt? und womit wollen Sie überhaupt Ihre schrecklichen Behauptungen beweisen?“

„Diese Frage wollte ich nur vorerst abwarten, um Ihre Illusionen, denen sie sich so gerne immer wieder überlassen, auf einmal zu zerstören. Nur nachdem ich die genauesten Erkundigungen eingezogen, nahm ich mir die Freiheit, Ihnen deren Resultate mitzutheilen. Und sehen Sie, wie ich dabei so vorsichtig zu Werke ging. Einer meiner alten Bekannten, eine gute ehrliche Haut, den ich seit langer Zeit nicht mehr gesehen, besuchte mich vorgestern. Indem ich ihm gerade das Geleit gebe, begegnet uns Herr Lucian, ganz in Gedanken vertieft und ohne auf uns zu achten. Ich stieß meinen Freund in die Seite. „„Wie, mein Bester,““ fragte dieser mich, „„wäre dieß vielleicht der geheimnißvolle Nachbar, von dem du mir schon so viel erzählt?““ — „Ei, freilich.“ — „„Den kenne ich.““ — „Du kennst ihn?“ — „„Und wie gut! Er nennt sich also bei euch nur schlechtweg Lucian?““ — „Ich habe ihn nie anders nennen hören.“ — „„So? Ja, das ist ein großer vornehmer Herr, der Graf von Lorsy. Er bewohnte im vergangenen Jahre noch ein prachtvolles Hotel in der Straße Neuve des Mathurins; ich lieferte ihm seinen Bedarf von Zeichnungsgeräthschaften, Stifte, Farben Pinsel. O, ich habe viele Geschäfte mit ihnen gemacht, mit ihm und seiner Frau.““ — „Mit seiner Frau?“ habe ich da ausgerufen, gerade so erstaunt, wie Sie auch, Madame. — „„Ja,““ erwiederte mein Freund, „„mit seiner Frau, einer stolzen, großen Brünette, einer Dame von unmäßigem Hochmuth und von einem Herrschergeiste beseelt, der keine Widerrede duldete. Es scheint mir indessen, das gute Einverständniß der beiden Gatten sei nicht von langer Dauer gewesen.

Der Graf wollte nicht auf Scheidung antragen ... dazu ist er zu sanft und zu gutmüthig ... dann fürchtete er das Aufsehen und das Geschrei der Leute darüber ...

Kurz, er ließ seine Frau im Besitz des glänzenden Hotels und des größten Theils seines Vermögens und — entfernte sich ... Auch wundere ich mich gar nicht, ihn hier wieder zu finden, er fand stets besondern Geschmack an der Einsamkeit““ Sehen Sie, vortreffliche Frau, auf diese Weise machte ich die glückliche Entdeckung, für die Sie mir unendlich dankbar sein müssen. Nun könnte aber eine längere Dauer meines Besuchs Ihnen lästig werden. Ich habe die Ehre mich Ihnen bestens zu empfehlen.“

Den fürchterlichen Schlag, welchen diese Nachricht auf die Seele der guten Mutter, die plötzlich ihre angebetete Tochter auf dem Rande des tiefsten Abgrunds erblickte, ausübte, wirst du dir mein Freund, leicht vorstellen können. Während Antoniens Abwesenheit faßte sie die schönsten Vorsätze, ihrer Tochter das unselige Geheimniß zu verbergen und nach u. nach auf die schonendste Weise einen Bruch mit dem Grafen vorzubereiten; aber es ging mit diesen Vorsätzen wie mit den Blättern, die der Wind erst lange schaukelt und dann nach und nach doch

auf einem ruhigen Busen trägt. Woher auch die Kraft nehmen, den dringenden Fragen einer so innigst geliebten Tochter, die uns liebkost, unsere Thränen trocknet, sich peinlich ab quält und mit uns weint, zu widerstehen? Der Schmerz muß endlich doch losbrechen, die Seele sich entschleiert zeigen, und so traf auch Antoniens Brust der tödtliche Streich, der ihr Herz durchbohren sollte.

Da Lucian gerade abwesend war, benützte Madame Delamarche diesen Umstand, um ihn durch seinen Bedienten benachrichtigen zu lassen, daß Antonine unwohl sei, sie somit auf die Ehre des heutigen Abendspazierganges verzichten müßten. Kaum hatte der junge Mann diese Nachricht vernommen, als er auch sogleich in die Wohnung seiner Freundinnen eilte. Madame Delamarche empfing ihn mit ungewohnter, etwas kalter Höflichkeit in dem äußern Zimmer. Antonine aber blieb unsichtbar. Am andern Tage desgleichen.

Lucian war untröstlich und suchte vergebens die Motive dieser unerklärlichen Kälte zu ergründen; auch bekümmerte ihn ängstlich die Sorge um Antoniens Gesundheit. Da hörte er, als er die Treppe hinabstieg, die wohlbekannte Stimme seines Nachbars, der mit bitterm, giftigem Lächeln zum Portier sagte: „Ja, ja, mein Lieber, es ist der Graf von Lorsy, ein großer, vornehmer Herr, nicht weiter; ha, ha!" Diese Worte, deren kreischender Ton sein Ohr berührte, trafen seine Seele und donnerten ihn nieder, wie vom Blitz gerührt.

Unglückseliger!" rief er aus und schlug sich vor die Stirne; „entdeckt!... Also niemals ein ungetrübtes Glück..." in tiefen Gedanken versunken, stand er eine Weile gesenkten Hauptes da, plötzlich aber ermannte er sich wieder, wie von einer augenblicklichen Eingebung erhoben, eilte die Treppe hinauf und läutete vor der Thüre der Madame Delamarche. Diese, die sich auf solch schnelle Wiederholung dieses Besuches nicht versehen hatte, öffnete sogleich. Antonine war in dem äußern Zimmer; sie stieß bei Lucians Anblick einen schmerzlichen Schrei aus und sank erschöpft auf einen Stuhl nieder. Lucian sprang ihr bei, augenblicklich von keinem andern Gedanken geleitet, als ihr helfend zu nahen. Aber, großer Gott! welche Veränderung war binnen zwei Tagen mit dem armen Mädchen vorgegangen! Wie viele Thränen mochten über diese bleichen Wangen herabgerieselt sein! Nicht Alter, nicht Krankheit, nicht vermögenszerrüttende Unglücksfälle können solche Zerstörungen herbeiführen, wie eine betrogene Liebe. Antonine schloß die Augen und stützte die Stirne auf ihre Hände, wie wenn sie sich dadurch hätte gleichsam vor Lucians Blicken schützen wollen. Dieser war der Verzweiflung nahe.

„Ich weiß Alles," sagte er endlich.

„Wir auch, mein Herr," versetzte bitter die Mutter.

„Nun gut, so hören Sie mich," rief Lucian aus; „wenn ich Ihnen je früher einmal Ihres Vertrauens, Ihrer Achtung würdig geschienen habe, so hören Sie, und dann richten Sie mich. Ein Elender, der sich ein Spiel daraus macht, den stillen Frieden der Familien zu zerstören, hat Ihnen ein Geheimniß verrathen: ich verbarg es tief in meinem Busen, den es verzehrte. Dieser Mensch hat Ihnen gesagt, ich sei ... verheirathet."

„Ist dieß die Wahrheit, mein Herr?" fragte die Mutter.

„Die Wahrheit."

Antonine bedeckte ihr Antlitz mit ihrem Tuche, Lucian machte eine Bewegung, die die tiefe Verzweiflung seines Innern offenbarte, und fuhr fort:

„Aller Schein gegen mich und dennoch bin ich nicht offenbar, Gott ist mein Zeuge, daß ich Antonien kein schwergeprüftes, des Lebens überdrüssiges Herz anbieten wollte; Gott weiß es, wie heilig mir die Ehre, die Unschuld dieses Engels war. Aber es war so süß für mich, eine für mich fühlende Seele zu finden, ich war ja so unglücklich! Die Welt drückte mit ehernem Gewichte auf mich, wie hätte ich da die Empfindung der Freundschaft unterdrücken sollen, und wenn aus der Freundschaft endlich Liebe wurde, wie hätte ich diese Liebe ersticken können, die mein einziger Trost war und all' mein früheres Ungemach mit dem Umfange ihrer Seligkeit wieder gut zu machen, zum Glücke zu gestalten schien? ... Mein Gott! wollte ich denn Antonien lieben? und als ich sie liebte, wußte ich es? ich unglücklicher Unsin-

niger, der für zwei Seelen Stärke besitzen sollte, und nicht für seine eigne genug hat! Man hat Ihnen gesagt, ich sei verheirathet.... Ja, meine Familie hat mich geopfert. Mein Vater, der eingefleischte Stolz und die unbeugsame Strenge der alten Edelleute hat mir befohlen, diese Frau zu heirathen, diese große Parthie zu machen.

Meine Neigung wurde dabei nicht zu Rathe gezogen; ich war in einem sklavischen Gehorsam, in unterthänigster Demüthigung unter den Willen meiner Eltern erzogen worden! ... Ach, nur zu bald sollte ich bitter fühlen, daß man zwei einander geradezu entgegengesetzte Naturen verbunden hatte, die sich hassen mußten, die zu ihrem wechselseitigen Unglück vereinigt waren... Ich war keiner jener ausschweifenden Jünglinge, jener lebenssatten, freudenüberdrüssigen jungen Greise, wie sie mich gerne gefunden hätte; ihrerseits entdeckte ich in ihr keiner jener Eigenschaften, die ich am weiblichen Geschlechte so hoch schätze, Bescheidenheit, Sittenreinheit und keusches Wesen, Als diejenigen, die diese unglückselige Ehe geschmiedet hatten, das Irdische segneten, zerbrach ich, so gut ich konnte, die unwürdige, verhaßte Fessel... Aber sie dauert, wenn gleich zerbrochen, dennoch fort, und das einzige, noch gebliebene Glied derselben bindet mich. Meine Hand ist nicht frei, aber doch mein Herz. Mag mich die Gesellschaft, diese Rabenmutter, verdammen, mein Herz spricht mich frei, denn ich habe durch das Unglück mir schmerzvoll das Recht erkauft, Herr meiner Empfindungen sein zu dürfen. Prüfen Sie jetzt, ob ich zum Verräther an Antoninen wurde, prüfen Sie, ob ich jetzt nicht doppelt unglücklich bin, ich, der den Rest seines Daseins nur ihr weihen wollte, durch sie, für sie denken und athmen wollte! O! sagen Sie, Antonine, sprechen Sie aus, daß Sie mich nicht verachten, daß Sie mich nicht der Täuschung beschuldigen! Sagen Sie mir, daß Sie in meiner Lage; in unserem ganzen Verhältnisse nur ein unseliges Verhängniß erkennen, daß Sie den Glauben an mich nicht verloren haben! ... Ein Wort, bitte, ach! nur ein Wort oder ich vergehe."

Antonine warf auf Lucian einen Blick voll der innigsten Rührung, von dem verklärenden Glanze einer unendlichen Wehmuth umflort, und sagte mit einer Sanftmuth, die dem härtesten Herzen heiße Thränen auspressen müssen.

„Ich verzeihe Ihnen, Herr Lucian; wir waren nicht bestimmt, mit einander glücklich zu sein. — Betrachten wir unser Glück unserer Liebe wie einen schönen Traum, den die Erinnerung verklärend fortspinnt... Aber von nun an dürfen wir uns nicht wieder sehen.— Welchen Namen würde mir Ihre ... Frau beilegen..., wenn sie wüßte... Leben Sie wohl, Lucian, lebe wohl..."

Und schluchzend zog sich das Mädchen unter einem Thränenregen in das innere Gemach zurück.

„Ueberlege nun," fuhr mein Freund, der Künstler, fort, der mir diese Erzählung mittheilte, „in Gedanken einen Zeitraum von 6 Monaten... Ein junges Mädchen liegt in ihrem Bette, bleich und schwach, schon mehr dem Himmel, als der Erde angehörend. Sie drückt die treue Mutter an ihre Brust und sagt zu ihr mit einem himmlischen Lächeln:

„Ich werde bald aufhören, zu leiden. Trockne deine Thränen. Mein einziger Kummer ist der, dich zurückzulassen; aber wir werden uns wiedersehen. Sage ihm, wann du ihn wiedersiehst... Doch nein, er soll nicht wissen, daß ich gestorben bin... Arme Mutter, Unglück und Elend haben wir ertragen, aber das Elend tödtet nicht so schnell, als der Kummer... ja, das grausamste aller Uebel ist der Kummer."

Die Thüre des Hauses wurde mit weißen Tüchern behängt, deßgleichen das Portal der nahen Kirche. Ein Zug von Jungfrauen, eine Kerze in der Hand, begleitete Antoninen in den Tempel. Hier liegt in einem der Seitengänge ein Mann knieend auf den kalten Platten; er weint und betet, und sein Haupt berührt den Boden. Auch auf dem Friedhofe finden wir ihn wieder, und als die Leidtragenden sich wegbegeben, wirft er sich betend und klagend auf das frische Grab nieder und benetzt den Aschenhügel mit seinen Thränen.

In der Abtei La Meilleraie kannst du ihn noch sehen. Es ist nicht mehr Lucian, nicht mehr der Graf von Larsy ... Es ist ein armer Trappist...

Der Wucherer und das Friedensgericht.

Eine Novelle von Eduard Ludwig.

Das überall laut werdende Verlangen nach Oeffentlichkeit und Mündlichkeit besonders im Gerichtsverfahren, hat eine Menge Schriften hervorgerufen die ihren Zweck entweder verfehlten oder nur halb erreichten, weil das Volk im eigentlichen Sinne des Worts, bei den gelehrten Abhandlungen ohne Theilnahme blieb.

Vorzüglich waren es die Rheinländer, die man um ihre Gerichtsverfassung beneidete, welche sie, die Zeit der Fremdherrschaft ungerechnet, nunmehr 31 Jahre lang besitzen, und für die sie ihre Anhänglichkeit mit Leib und Seele bethätigen.

Eines der wichtigsten Institute aber ist ohne Zweifel jenes der Friedensgerichte, welche so innig mit dem Volksleben verbunden erscheinen daß sie die Aufmerksamkeit jedes Beobachters in hohem Grade in Anspruch nehmen.

Des Friedensrichters Persönlichkeit übt einen unglaublich großen Einfluß auf Sittsamkeit, Ruhe und Eintracht, umgekehrt aber auch auf Unsittlichkeit, Haß, Streit und Prozeßsucht der Gerichtseinsassen aus, je nachdem er selbst ein sittsamer, bescheidener und verträglicher Mann, dessen Beispiel zur Nachahmung reizt, oder das Gegentheil ist. Der Pfarrer in geistlichen und der Friedensrichter in weltlichen Angelegenheiten, besonders auf dem platten Lande und in kleinen Städten, sind diejenigen Personen, zu welchen das Volk ein nie zu schwächendes Vertrauen faßt und von denen es jederzeit sich den unter allen Umständen pünktlich befolgten Rath einholt. Gebraucht nun, oder vielmehr mißbraucht, wie leider nicht selten der Fall, der Friedensrichter seine Gewalt über die Einsassen, vielleicht gar persönlicher Zwecke wegen, so ist es um die Ruhe des Bezirks geschehen. In solchem Fall klingt der Name Friedensrichter wie eine Satyre und man könnte denselben mit Recht in „Streitstifter" verwandeln. Darum ist auch die Aufmerksamkeit der höheren Behörden beständig auf dieses Institut und seine Vervollkommnung gerichtet, wiewohl ihnen Vieles verborgen wird und verborgen bleibt.

In nachfolgender Erzählung haben wir versucht, den praktischen Theil der friedensgerichtlichen Amtswirksamkeit den Lesern vorzuführen, und die Charaktere der Betheiligten in ihrer Verschiedenheit nach dem Leben zu schildern, und wir haben dazu Fragmente aus dem Leben eines Wucheres gewählt, wie sie, zum Nachtheil der Bedrängten, täglich vorzukommen pflegen. Leider ist am Rhein die Classe der unter dem Namen Achtundvierziger bekannten Geldmenschen sehr zahlreich, und wenn auch die Gerichte hin und wieder einmal einschreiten, so gelingt es in der Regel nicht, diese schlauen und mit ihrem Gewissen stets im Reinen bleibenden Leute zu überführen.

Die einzelnen in der Erzählung vorkommenden Begebenheiten stützen sich zwar auf Thatsachen, und die Orginale zu den Charakterbildern sind wirklich zu finden, aber dennoch müssen wir erklären, daß die von uns vorgeführten Personen blos erdichtet sind und keine Beziehung gestatten. Wir verwahren uns also gegen Alles, was uns in dieser Hinsicht zu Last gelegt werden möchte.

In einer der engen, abgelegenen Straßen

von Rheinaustadt, welche an den vorbeiströmenden Rhein führen, und die wir nicht näher bezeichnen wollen, fällt dem Vorübergehenden ein dreistöckiges Haus auf, das den Einsturz drohend, nur von den beiden etwas besseren Nachbarhäusern gehalten zu werden scheint.

Unten in diesem Hause wohnte eine Marktverkäuferin, und der Eintretende mußte über eine Menge Körbe mit Gemüsen, über Haufen Kartoffeln, Weißkohl (Kappes), Mohrrüben rc. hinwegsteigen oder springen, die in dem dunkeln, schmalen Hausgange, in welchem Alles von Schmutz klebte, aufgeschichtet lagen. Die Treppe zum ersten Stock wand sich halsbrechend und schmal in die Höhe, doch war sie im Vergleich zu jener des zweiten Stocks, die eine wirkliche Hühnersteige war, eine Palasttreppe.

Mit Lebensgefahr sind wir auf dem Flur des letztgedachten Stockwerks, wenn anders ein zwei Schritte tiefer und vier Schritte breiter Raum Flur genannt werden darf, angelangt. Nachtdunkel umgibt uns überall am hellen Tage; wir hören den gedämpften Ton einiger Stimmen, fühlen mit den Händen nach der Thürklinge oder einem Schlüssel, und klopfen, nachdem wir eine Thür gefunden, leise an.

Auf dieses Klopfen erfolgt kein Ruf, wohl aber vernimmt man im Zimmer ein Rumoren, Poltern, Tischerücken, Geldgeklimper und anderes Geräusch, das offenbar andeutet, wie der Bewohner des Zimmers in einer Beschäftigung überrascht worden, die er nicht den Augen der Welt bloßzustellen wünsche.

Ein zweites, etwas stärkeres Klopfen wird jedoch nach Verlauf einiger Secunden mit dem in näselndem Tone herausgebrachten Ruf „herein!“ beantwortet, gleichzeitig aber der innere Riegel der Thür weggeschoben und der Schlüssel umgedreht.

Die Thür öffnet sich nur zu einem Winkel von 45 Graden, ganz wie bei den Gefängnißzellen nach pennsylvanischem System, wenn die Gefangenen die Predigt anhören sollen, und eine lange, hagere Figur in durchlöcherten Schlafrock, dessen Farbe nicht zu erkennen, mit einer grauen wollenen Mütze auf dem Kopf, nimmt den ganzen Winkel ein, blickt uns mit halberloschenen, kleinen grauen Augen an und fragt, indem sie den zahnlosen Mund in eine schiefe Lage bringt: „Was will der Herr?“

An dem Tage, an welchem unsere Erzählung beginnt, stand vor der Thüre ein junger Mann von etwa 24 Jahren. Er war schlank gewachsen, hatte ein blasses Gesicht, schwarze Haare und Augen, einen kleinen Mund und eine griechische Nase. Ein schwarzer Bart umzog sein Kinn und wenn er sprach, umschwebte seinen Mund ein gemüthliches Lächeln, das unwillkürlich für ihn einnehmen mußte. Der Ton seiner Stimme verfehlte eben so wenig den günstigen Eindruck. Seine Kleidung und Wäsche waren reinlich. Erstere bestand in einem ziemlich abgetragenen, dunkelblauen Ueberrocke, einer langen schwarzen Tuchhose und einer schwarzseidenen, verschossenen Weste. In der Hand trug er einen abgeschabten Seidenhut und ein Paar zum Knäul geballte, vom Gebrauch glänzende und wahrscheinlich nicht mehr anzuziehende Handschuhe.

„Was will der Herr?“ fragte also der, den wir unsern Lesern zuerst beschrieben und von dessen Leben und Treiben es sich in gegenwärtiger Erzählung handelt.

„Sind sie Herr Schmalbach?“ fragte der junge Mann bescheiden.

„Zu dienen. Aber ich muß bitten, mir zu sagen, was der Herr will?“

„Ich — ich — verzeihen Sie,“ stotterte der junge Mann, „ich —“

„Nun,“ fiel Herr Schmalbach ihm in die Rede, „sage mir der Herr schnell, was er hier will, ich schließe wieder die Thür, denn mich rufen meine Geschäfte.“

„Ich — aber nehmen Sie mir die Frage nicht übel — Sie leihen Geld — versteht sich gegen Zinsen — und ich brauche zehn Thaler auf einen Monat.“

Das herauszubringen hatte dem jungen Manne unsägliche Mühe gekostet.

Herr Schmalbach maß den Fremden mit prüfenden Blicken vom Kopf bis zu den Füßen und schien ihn genau taxiren zu wollen. Dann sagte er: „Geld? wie kommen sie deshalb gerade zu mir? ich habe kein Geld zum Verleihen, wenigstens nicht für einen Unbekannten.“

„Helfen Sie mir, bester Herr Schmalbach, ich will gute Zinsen bezahlen und mich bei ihnen als ehrlicher Mann legitimiren.“

„Wie gesagt, ich verleihe kein Geld, und was ich zuweilen einem Freunde gebe, um ihn aus Verlegenheit zu befreien, lasse ich mir nur landesüblich mit 5 Procent verzinsen. Darum lebe der Herr wohl.“

Bei diesen Worten wurde der von der Thür gebildete Winkel um die Hälfte verkleinert und wäre ganz verschwunden, wenn nicht eine durchdringende weibliche, aber ihrem tiefen Alt nach fast männliche Stimme im Zimmer Herrn Schmalbach befehlend zugerufen hätte: „Lassen Sie die Thür offen!“

Die Dame, welcher jene Stimme gehörte, ließ es nicht blos bei dem Befehl bewenden, sondern schob mit kräftigem Arm den verdutzt dastehenden Schmalbach von der Oeffnung weg ins Zimmer zurück, erweiterte die Thüröffnung und bat, in sonderbar freundlichem Tone, den jungen Mann, einzutreten.

Schüchtern folgte der Fremde der Einladung.

Herr Schmalbach stöberte und polterte unwillig im Zimmer umher, wagte jedoch nicht den Anordnungen der Dame durch Worte oder Miene zu widersprechen.

Die Dame war eine kleine kugelrunde Person von ungefähr 50 Jahren. Den Kopf bedeckte eine ziemlich modische, wenn auch schmutzige Haube, unter welcher eine Tour von falschen, schwarzen Haaren auf der Stirn einen Scheitel bildete. Ihren Mund, der von einem Ohr bis zum anderen ging, suchte sie gewaltsam zusammenzupressen, entweder damit er kleiner erscheinen oder die vielen Zahnlücken in seinem Innern verdecken möchte. Mit nicht allzu schüchternen Blicken, die aus ihren gerötheten Augen hervorschossen, betrachtete sie den Fremden und nöthigte ihn zum Sitzen. —

Der junge Mann hatte nunmehr seine Furcht überwunden und sich bereits im Zimmer umgesehen.

Zwei kleine, zum Theil mit Papierscheiben versehene und von ganz vergelbten Gardinen bedeckte Fenster erhellten nur nothdürftig das nicht geräumige Zimmer, dessen Balkendecke und Wände von Spinnengewebe überzogen waren. Ein alter Lehnstuhl mit zerrissenem Lederüberzuge stand neben dem eisernen, dreibeinigen Ofen, von welchem eine kurze, durchweg geflickte Röhre in die Wand lief. Sechs altmodische hölzerne Stühle, ein ebensolcher Schreibeschrank zum Niederklappen mit Glasaufsatz, zwei hohe Kisten, ein breites Bett mit zerrissener, gesteppter Decke und eine Art gepolsterten Kanape's mit davorstehendem, ovalem Klapptisch, lehnten an den Wänden, die mit einem Handspiegel und vielen kleinen, nicht mehr kenntlichen Bildern verziert waren. Auf einem eigens dazu verfertigten Sack ruhte eine große fuchsige Katze, während von der niedrigen Decke ein schmutziger Vogelkorb, dessen Bewohner vorlängst das Zeitliche gesegnet haben mußte, herabhing, denn der Korb war leer.

Als der Fremde Platz genommen, rückte die Dame, der man es sogleich ansah, daß sie nicht die Gattin, sondern nur die Haushälterin des Herrn Schmalbach sei, ebenfalls einen Stuhl für sich zurecht, lächelte den jungen Mann freundlich an und fragte: „Sie wünschen ein Darlehn von zehn Thalern auf einen Monat?“

„Es würde mich aus großer Verlegenheit ziehen, wenn ich so glücklich wäre, dieses Darlehn zu erhalten.“

„Was für eine Sicherheit können sie leisten und wer sind Sie?“

„Ich habe keine andere Sicherheit als mein ehrliches Wort. Ein armer Handlungsgehülfe wie ich, der mit zweihundert Thalern jährlich seinen Lebensunterhalt bestreiten muß, kann wohl in Verlegenheit gerathen, wenn er einen schwer erkrankten Jugendfreund aus seinen geringen Mitteln verpflegen muß. Das ist mein Fall, Madame! — Ein unbarmherziger Gläubiger hat dem Kranken und mir, der sich zur Zeit für ihn verbürgte, eine Ladung vor das Friedensgericht wegen schuldigen Mittagstisches geschickt, weßhalb ich des Geldes dringend bedarf. Der Gesundheitszustand meines Freundes ist jedoch so weit vorgeschritten, daß er in vier Wochen seine Arbeiten bei dem Goldschmied Haase wieder beginnen kann. In-

dann das Geld mit Zinsen dankbar zurückerstatten kann. Uebrigens heiße ich Theodor Massau, bin aus Elberfeld gebürtig und conditionire bei Gabriel und Comp. hierselbst.

„Eine schöne Sicherheit, so ein Kaufmannsdiener! Wenn der Herr kein werthvolles Unterpfand —" mischte sich Herr Schmalbach in's Gespräch.

„Man fragt Sie nicht, Herr Schmalbach," bemerkte die Haushälterin.

Dann zu Massau gewendet fuhr sie fort: „Es sollen Erkund'gungen über Sie eingezogen werden, mein Herr! und wenn die Sache so steht, wie Sie sagen und wie ich gern glauben will, so sollen Sie das Geld erhalten. Diesen Abend um acht Uhr können sie Bescheid hören und hoffentlich das Darlehn in Empfang nehmen." Diese Rede wurde von einem übersüßen Lächeln begleitet.

Herr Schmalbach wagte nochmals zu sprechen, indem er bemerkte; „Der Herr weiß doch, daß er, im Fall das Geschäft zu Stande kommt, ein Kistchen Cigarren oder ein halb Dutzend seidener Taschentücher in Zahlung nehmen, à Procent per Monat Zinsen und ein freiwilliges Geschenk entrichten muß?"

„Wie?" rief Theodor erstaunt, schwieg aber, als die Haushälterin ihm einen Wink gab und sagte: „Das findet sich später."

Massau stand nun auf, versprach um die bestimmte Stunde wiederzukommen und wollte zur Thür hinaus. Doch die Dame hielt ihn zurück mit dem Bemerken, daß sie erst Licht anzünden wolle, damit er auf der Treppe nicht den Hals breche.

Schnell wurde ein Streichhölzchen in Flamme gesetzt, der Docht einer kupfernen Lampe damit angezündet und Theodor zur Treppe geleuchtet.

Als er sich vor der Zimmerthür befand und das Licht den ganzen Flur erhellte, bemerkte er neben der ersteren ein kleines Fenster in der Wand. Die innere Gardine war halb weggezogen und ließ einen wunderschönen Mädchenkopf sehen, bei dessen Anblick Massau wie vom Blitz getroffen wurde und der ihn vielleicht in Stein verwandelt hätte, wenn nicht das wahrhafte Engelsgesicht plötzlich vom Fenster verschwunden und die nichts bemerkende Haushälterin mit der Lampe näher gekommen wäre. Kaum hörte Theodor die von der dicken Dame ihm zugeflüsterte Worte: „Nicht um acht Uhr, sondern schon um sieben Uhr kommen sie zurück. Dann sollen Sie die Ursache dieser Stundenabänderung erfahren."

Sie drückte ihm ziemlich unsanft die Hand und nickte lächelnd.

Kaum hatte Herr Schmalbach durch eine Art Brummen seine Unzufriedenheit mit dem Vorgange zu erkennen gegeben, was indeß von der Haushälterin gar nicht beachtet wurde, als es abermals klopfte.

Herr Schmalbach öffnete wie vorhin, machte aber sogleich die Thüre weit auf und einen Kratzfuß dazu, während er seine Mütze, die eine Platte verdeckt hatte, abnahm, und sonderbar freundlich sagte: „Ei, Herr Lieutenant, Sie sind es? Herein, gefälligst herein!"

Gravitätisch schritt ein kleiner, junger Mann herein, eine blaue Tuchmütze mit rothem Rand und rothem Vorstoß auf dem Kopfe, einem langen Mantelkragen von grauer Farbe mit aufrechtstehendem rothen Halskragen um die Schultern geworfen, unter welchem der Beschlag der Degenscheide und grautuchene Hosen mit rothem Vorstoße herausguckten. Ein langer brauner Bart, von den Backen bis zum Kinn reichend, jedoch vorschriftsmäßig nicht in die Binde hineingehend, und ein dicker Knebelbart machten das jugendliche, äußerst vollblütige Gesicht, das von einem Paar funkelnden Augen belebt wurde, zu einem wahrhaft militärischen. Obgleich man wegen des umgeworfenen, eben erst als Probe zu tragen erlaubten Mantels von Makintosh nicht wissen konnte, welchem Regimente der Offizier angehöre, so wollen wir unsern Lesern doch sogleich verrathen, daß es der Lieutenant Lieb vom 82. Infanterie Regimente und nach Herrn Schmalbachs Benehmen zu urtheilen, ein alter Bekannter von diesem war.

Letzteres erklärte sich noch mehr durch die geschäftige Eile, mit welcher Herr Schmalbach dem Offizier einen Stuhl präsentirte, den dieser jedoch nicht benutzte.

Auf Herrn Schmalbach's Frage: womit er dem Herrn Lieutenant dienen könne?" erfolgte die kurze Antwort: „Mit Geld!"

„Du mein Himmel! Geld! wie soll ich denn jetzt zu Gelde kommen? Die Zeiten sind schlecht; alle Pachtgelder und Zinsen bleiben aus; was ich aus Mitleid mit meinem Nebenmenschen diesem und jenem guten Freunde geliehen habe, wird ebenfalls nicht zurückgezahlt und der Herr Lieutenant wissen selbst, daß ich noch ein Scheinchen von 30 Thalern—"

„Von dem Herrn Lieutenant in Händen habe — wollen Sie sagen, Herr Schmalbach," fiel der Offizier ein, „aber das thut Nichts.— Donnerwetter! Sie werden doch nicht daran zweifeln, daß ich Ihnen die 30 Thaler bezahlen will?"

„Bewahre, wer könnte solche Gedanken aufkommen lassen? aber—"

„Nun was, Herr? Was ist das noch für ein Aber? Donnerwetter! ich will nicht hoffen, daß—"

„O, keineswegs! Sie sind ein braver Herr, der einen Freund nicht hintergehen kann, aber—"

„Zum Teufel, Herr, noch immer ein Aber? —Jetzt keine Einreden mehr! Ich brauche noch heute 20 Thaler. Ohne Unterpfand geben Sie Nichts, wenn die erste Schuld noch nicht abgetragen ist, das weiß ich, und so verwahren Sie mir diese goldene Uhr."

Bei den letzten Worten zog der Offizier eine ganz moderne, goldene Cylinderuhr aus der Tasche und überreichte sie Herrn Schmalbach.

Der Alte setzte seine Brille auf, besah die Uhr von außen, öffnete und schloß sie wieder und sagte dann: „Zwanzig Thaler?"

„Nun ja, 20 Thaler auf zwei Monate," war die Antwort. „Das ist doch nicht viel auf einen Gegenstand, der 50 Thaler werth ist. Donnerwetter! oder glauben Sie, Herr, daß es nicht wahr sei?"

„Behüte der Himmel! ich wollte eigentlich sagen, daß die Uhr ganz nagelneu aussieht."

„Das ist sehr erklärlich, da ich sie erst gestern von Gebrüder Brehagen in Cöln gekauft."

„Erst gestern — hm, hm — erst gestern — verstehe, hm, hm — ach, hätte der Herr Lieutenant doch gestern das schöne Geld—"

„Herr! was wollen Sie damit sagen? Donnerwetter!"

„Nichts, gar nichts, mein Herr Lieutenant, als — daß ich Ihnen die verlangten 20 Thaler auf die Uhr, gegen 5 Procent Zinsen, unter den üblichen Bedingungen, für zwei Monate leihen will."

„Nun, so machen Sie fort!"

Trippelnd holte Herr Schmalbach ein Foliobuch hervor, riß ein weißes Blatt Papier heraus und legte dieses nebst einer stumpfen, mit Dintenkruste überzogenen Feder vor, die ganz zu dem Dintenfaß dienenden Tropfenfläschchen paßte.

Der Lieutenant schrieb:

„20 Thlr.

Geschrieben zwanzig Thaler Preußisch Courant habe ich von Herrn Schmalbach unter'm heutigen Tage gegen fünf Procent Zinsen leihweise empfangen und verspreche, diese Summe spätestens am fünfundzwanzigsten März laufenden Jahres dankbar zurückzubezahlen.

Rheinanstadt, den 28. Januar 1845.

Lieb, Seconde-Lieutenant."

Herr Schmalbach durchlas den Schuldschein langsam und sagte dann: „Ganz gut, mein Herr Lieutenant, Sie sind ein wahrer Geschäftsmann. In dem Scheine fehlt die causa debendi, das Darlehn, nicht, wie es das Gesetz vorschreibt; dagegen haben sie sehr weise von der Uhr Nichts hineingeschrieben."

„Sprechen wir nicht weiter darüber. Es ist nicht das erste Mal, daß wir dergleichen Geschäfte machen u. deßhalb weiß ich, wie Sie den Schein ausgestellt verlangen. Doch jetzt rasch das Geld."

„Einen Augenblick," bat Herr Schmalbach, nahm dann die Uhr vom Tische, öffnete eine der beiden in der Wand befindlichen grau angestrichenen Thüren und verschwand durch dieselbe in ein Nebenzimmer.

Wir folgen Herr Schmalbach in die Kammer oder Stube, wie er den Raum, der einem Schafstalle glich, nannte. Vom Fußboden bis zur Decke lagerten hier die mannigfachsten Ge-

genständen und Waaren, über deren rechtmäßigen Besitz Herr Schmalbach wohl schwerlich sich würde haben ausweisen können. Nicht einmal ein nothdürftiger Gang war freigeblieben; er mußte immer erst eine Seite aufräumen, wenn er zur andern gelangen wollte. Man sah hier aufeinandergethürmt: Cigarrenkistchen, Ballen und Päcke Seidenzeug, Stücke Leinen- und Wollentuch, alle Gattungen Herren- und Damenkleidungsstücke, Kisten, Fässer, Eisenwerk, Uhren, Gold- und Silbersachen u. s. w. Herr Schmalbach hatte diese Gegenstände theils in Versatz, was ihm als nicht concessionirtem Pfandleiher schwere Strafe zuziehen konnte, theils käuflich, d. h. für den achten Theil des Werthes, von Leuten, die noch wohlfeiler dazu gekommen, an sich gebracht.

Zufällig hatte Schmalbach die Thüre hinter sich nicht ganz zugemacht oder sie war aufgegangen, kurz, der Offizier konnte, indem er einen alten Holzschnitt, die Scene aus dem Gleichniß von dem verlornen Sohn, wie er mit den Schweinen aus einem Troge speist, zu betrachten schien, das Innere der beschriebenen Kammer übersehen und seine Uhr auf dem Wege zur Kiste mit dem Auge begleiten.

Die Haushälterin hatte unterdessen, während sie in einem Winkel der Stube saß und strickte, auf Alles, was zwischen ihrem Herrn und dem Lieutenant vorgegangen, genau Acht gegeben. Ihr Auge ruhte fortwährend auf dem Offizier, der nun die Decke ansah und leise die Melodie von Joseph Gungl: „Kriegers Lust" pfiff.

Die Dame ließ den Garnknäul fallen und that, als wenn sie denselben schnell aufheben wollte; der Lieutenant aber, galant von Natur, sprang auf und überreichte ihr den Knäul, ohne ein Wort zu sprechen, ja kaum ihren „verbindlichsten Dank" mit einem hastigen „keine Ursache" beantwortend.

Hierauf ging er zur Katze, strich dieser sanft den Rücken und schien sich darüber zu freuen, daß das Thier sich reckend aufstand, einen Buckel machte und freundlich schnurrend den Schwanz in die Höhe hob.

Glücklicherweise beendete Herr Schmalbach die peinliche Unterhaltung zwischen den drei lebenden Wesen im Zimmer durch seinen Eintritt.

Er zählte 12 Stück beschnittene und so abgeschliffene französische Kronenthaler, daß kaum das Gepräge darauf zu erkennen war, auf den Tisch, indem er das Stück zu 1 Thaler 17 Silbergroschen berechnete, wiewohl jeder um wenigstens 5 Silbergroschen zu leicht war. Dann legte er noch 6 Fünfgroschenstücke und eben so viele einzelne Silbergroschen dazu und sagte: „So, mein Herr Lieutenant, da sind 20 Thaler Preußisch Courant. Die Zinsen für 2 Monate betragen 5 Silbergroschen, welche ich hier in Abzug bringe. Cigarren, das weiß ich, sind Ihnen nicht gefällig."

Bei diesen Worten nahm er mit der rechten Hand ein Fünfgroschenstück vom Tische und hielt die Linke dem Offizier hin, welcher zwei Kronenthaler hineinlegte und das übrige Geld einsteckte.

„Danke bestens, mein Herr Lieutenant," rief nun der aus dem Zimmer eilende Offizier, den Alten begleitend. „Danke bestens. Die Zinsen sind für 2 Monate mit 5 Silbergroschen bereits abgetragen. Bitte Solches nicht zu vergessen, Herr Lieutenant!"

„Schon gut," brummte dieser, „Adieu!" und tappte zur Treppe.

Schmalbach wollte die Thüre zumachen, wurde jedoch durch einen Neueintretenden, der auf der Treppe mit dem Lieutenant karambulirt hatte, daran verhindert.

Eiligst steckte Herr Schmalbach die beiden Kronenthaler in die Tasche und sagte: „Guten Morgen, Herr Strassen!"

Der Eintretende, der diesen Gruß erwiederte, war ein Mann von etwa 35 Jahren, schmaler Statur und schwarzen Haaren. Er trug bürgerliche Kleidung, lange Hosen und einen Paletot von dunkler Farbe, eine Sammetweste und eine schwarze Halsbinde. Aus der Brusttasche guckten lange, zusammengefaltete Papierbogen hervor, und in der Hand hielt er einen gewöhnlichen Hut. Es war der Gerichtsvollzieher Strassen, bei einem der Friedensgerichte von Rheinaustadt fungirend.

„Ich wollte Sie nur erinnern, Herr Schmalbach," sagte der Gerichtsvollzieher, daß Sie

heute in der Sache gegen Rosenkranz den decisorischen Eid auszuschwören haben und daß außerdem, wie Sie gewünscht, die Schuldforderungssachen gegen Heinrich Voll, Peter Kraft und Anton Schwartz, so wie die Räumungsklage gegen Melchior Heibach vorkommen. — Der arme Kerl dauert mich recht; er weiß mit seinen sieben Kindern weder wohin, noch woher. Wollen Sie dem armen Teufel keinen Ausstand bewilligen?"

„Keine Minute," war die Antwort. „Ich muß von meinen Miethgeldern leben, und solche Proletarier ruiniren mir das Haus, ohne zu bezahlen. Nichts da!"

„Wie Sie wollen. Die vier Ladungen, nebst dem kleinen Rest von früher, machen zusammen 3 Thlr. 9 Groschen 6 Pfennige. Hier ist die quittirte Note."

Herr Schmalbach seufzte, kratzte sich in den Haarbüscheln und zog seufzend die beiden Kronenthaler und das Fünfgroschenstück aus der Tasche, indem er sagte: „Da sind 3 Thaler 9 Groschen. Die fehlenden 6 Pfennige bekommen Sie nicht. Ach, es ist Geld, das man, so zu sagen, auf die Straße wirft."

„Sie erhalten ja Alles bei Heller und Pfennig zurück, Herr Schmalbach; auf meine sechs Pfennige soll es mir nicht ankommen, und vergessen Sie den Eid nicht."

Damit stolperte der Gerichtsvollzieher die Treppe hinunter.

„Der Eid! — ja, der Eid! — hm, hm — das ist eine fatale Sache — soll ich? — soll ich nicht? — Nun, was ist's denn mehr? ich denke dabei das Gegentheil und — überhaupt ist ein solcher Eid nur ein Pr[illegible]scher, wie die Leute sagen, der keine verbindliche Kraft hat."

So beschwichtigte Herr Schmalbach, halb zur Haushälterin gewendet, schon im voraus sein Gewissen.

Die Dame erinnerte ihren Herrn nun, daß, wenn er aufs Gericht müsse, es Zeit wäre, dorthin aufzubrechen.

Der Wucherer zog deßhalb seine Stiefel und einen langen Bibertuch-Ueberrock mit ungeheuren Taschen an, setzte einen vor acht Jahren Mode gewesenen, in's Bräunliche spielenden schwarzen Filzhut auf, ergriff seinen Stock und humpelte zum Hause hinaus.

Wer von unseren Lesern den ehrwürdigen und gegenwärtig blühenden, seit undenklicher Zeit berühmten Handelsort Rheinaustadt besucht, der wird denselben nicht verlassen haben, ohne das in der Pfarrkirche zu St. Paul befindliche Meisterstück von Rubens zu sehen und zu bewundern. Alle Fremde wallfahrten dahin und vermehrten oft durch ihre nicht unbedeutenden Spenden für das Zeigen des Originals die kirchliche Einnahme.

So kehrte auch der Kaufmann Wilhelm Massau aus Königsberg, ein kräftiger Mann von etwa fünfzig Jahren, von angenehmen Gesichtszügen, in feiner, modischer Winterkleidung, von einem Lohnbedienten geführt, aus der genannten Kirche zurück, die lange schmale Straße hinuntergehend und mit seinem Führer, noch im Nachgenuß des Anblicks des herrlichen Kunstwerks versunken, die Schönheiten desselben besprechend.

Der Reisende hatte in Geschäften Holland besucht und nach Beendigung derselben seinen langgenährten Wunsch, die Rheinprovinzen kennen zu lernen, deren Bewohner seit den letztverflossenen Jahren an ächt vaterländischer Gesinnung so sehr mit seinen Landsleuten in Ostpreußen übereinstimmten, ausgeführt, obschon er bedauerte, daß dieses nur im Winter geschehen durfte.

In Rheinaustadt hatte Massau bereits die vielen Merkwürdigkeiten in Augenschein genommen, mehreren Verhandlungen des Assisenhofes beigewohnt und unverhohlen seine Meinung zu Gunsten der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit beim Gerichtsverfahren im Allgemeinen, so wie des Instituts der Geschwornen insbesondere, ausgesprochen, mit dem Bemerken, daß in Königsberg das Verlangen nach den genannten, hier bestehenden kostbaren Gemeingütern des Volkes täglich lauter werde, und er seinerseits nicht ermangeln würde, durch Wort und Schrift das Seinige beizutragen, daß auch seine Vaterstadt und die Provinz, ja, das ganze Land recht bald der wohlthätigen Einrichtung sich erfreuen möchte. Das Bild von Rubens war hier für ihn die letzte Sehenswürdigkeit in artistischer Hinsicht gewesen.

„Der[illegible] hohen Hause, dessen Thür

weit offen stand und eine Aussicht in den dahinter liegenden, mit Schnee überdeckten Garten eröffnete, sah der Reisende viele Personen aus allen Ständen und von beiden Geschlechtern stehen oder im Hausflur sich bewegen. Zu beiden Seiten der Thür waren schwarze Tafeln angebracht, auf welchen eine Menge geschriebener und halb gedruckter Anzeigen klebten.

Massan fragte den Lohnbedienten: was das für ein Haus sei? und erhielt die Antwort: „daß hier die Locale der Friedensgerichte sich befänden und bald eine Sitzung beginnen würde. Das Haus wäre leider aus nicht zu beseitigenden Gründen zugleich ein Weinhaus, in welchem man guter Bedienung gewiß sei.“

„Topp!“ sagte der Fremde, „einer Friedensgerichtssitzung muß ich beiwohnen. Laßt uns eintreten.“

Der Lohnbediente machte nun sich und seinem Herrn durch die den Flur einnehmenden Menschen Platz und brachte den Reisenden in ein nach dem Garten zu gelegenes Zimmer, das mit verschiedenen Personen angefüllt war, die um Tische herum saßen, Wein tranken, einen Imbiß nahmen und größtentheils über Prozeßangelegenheiten, sich unterhielten.

In diesem Zimmer war kein Platz zu finden, wohl aber zeigten sich noch viele Tische und Stühle in einem daranstoßenden unbesetzt, dessen Flügelthüren geöffnet standen, und von wo aus man das erste Zimmer übersehen konnte.

Massan setzte sich zu einem gut gekleideten, jungen Manne, der, ein Schöppchen Wein vor sich und eine dampfende, wohlriechende Cigarre im Munde, das Gewirre im andern Zimmer zu betrachten schien. Sein langes blondes Haar, der Knebel- und Zwickelbart, der bloßgelassene Hals, den ein blendendweißer Hemdkragen zierte, das lebhafte Auge, das von Gesundheit und Fröhlichkeit strotzende Gesicht ließen keinen Zweifel übrig, daß der beschriebene dem Stande der Künstler angehöre. Außer ihm saßen noch zwei andere Herren an einem entfernteren Tische im Zimmer, jeder eine Flasche rothen Wein vor sich und Wolke aus langen Pfeifen rauchend.

Der Künstler machte freundlich Platz und sagte ohne alle Einleitung: „Hieher sollten Alle gehen, die den Menschen in seinen verschiedenartigen Gemüthsbewegungen studiren wollen. Fast immer spiegeln sich die Empfindungen der Seele in Blick, Miene, Haltung, Bewegung und Worten ab. Hier beherrscht Jeden Verzweiflung, Angst, Kummer, Gleichmuth, Ruhe, Freude, Bosheit, Rachedurst oder dergleichen, sowohl vor der Verhandlung seines Rechtsstreits, als während desselben und nach dessen Beendigung. Ich habe von hoher Hand den Auftrag erhalten, eine Gruppe den Wucherer darstellend, wie er die Barmherzigkeit gegen seinen im größten Elende lebenden Mitmenschen verleugnet, in Marmor auszuführen, und hier hoffe ich das Original zu finden; denn in jeder Sitzung trifft man dergleichen Personen in solcher Lage.“

„Ihre Bemerkungen,“ antwortete Massan, „sind sehr richtig und ich lerne daraus, daß man, um dergleichen Beobachtungen anzustellen, den schlüpfrigen Boden der Spielhöllen nicht mehr zu betreten braucht. Mich interessiren die Menschen in ihrer Leidenschaft schon deshalb, um das Böse und Nachtheilige derselben im rechten Licht zu erblicken und weil sie uns warnen können, uns von ihnen beherrschen zu lassen. Sie scheinen sehr bekannt mit Ort und Personen und würden mich unendlich verbinden, mich über das Verfahren vor dem Friedensgericht und die Person einiger der Anwesenheit aufzuklären.“

Dabei schellte der Reisende, ließ eine Flasche Johannisberger mit zwei Gläsern, so wie für den in der Ferne sitzenden Lohnbedienten eine Flasche Rothwein kommen und lud den Bildhauer ein, in dem edlen Traubensaft aus dem fürstlich Metternich'schen Keller ihm Bescheid zu thun.

Der Bildhauer ließ sich nicht nöthigen, stieß an auf nähere Bekanntschaft und begann folgendermaßen:

„Mit dem größten Vergnügen will ich Ihren Wunsch in Betreff der mir bekannten hier anwesenden Personen erfüllen; zur Aufklärung über das Verfahren beim Friedensgericht fühle ich mich jedoch außer Stande, da mir hierin

alle Kenntniß abgeht. Nichts destoweniger sollen sie noch in dieser Stunde Alles vernehmen, was Sie darüber zu wissen verlangen, denn mein Bruder, der Landgerichtsreferendär Fröhlich, wird sogleich hier sein und sich eine Freude daraus machen, die Vorzüge dieses Zweiges unserer Justizverfassung zu erörtern. Er hat nämlich einem armen Maurergesellen, den man mitten im Winter aus seiner Kammer auf die Straße setzen will, seinen Beistand zugesagt und muß deshalb in wenigen Minuten eintreten."

„Danke für Ihre freundliche Aufmerksamkeit. Damit Sie jedoch wissen, wem Sie Ihre Zuvorkommenheit angedeihen lassen, erlaube ich mir zu sagen: daß ich Wilhelm Massau heiße, ein Kaufmann, zu Königsberg in Preußen wohnhaft und dermalen von Holland aus auf der Ruckreise in die Heimath begriffen bin. Sie sind Bildhauer und heißen Fröhlich, das erfuhr ich im Laufe unserer Unterhaltung."

„Jacob Fröhlich, Bildhauer, aus Düsseldorf gebürtig. Aber herzlich willkommen, theurer Landsmann aus dem Osten!"

Beide drückten sich die Hände stumm, die Bedeutsamkeit des Zusammentreffens empfindend.

„Die Herren dort am Tische," hub nach einer Pause der Künstler an, „bilden eines der Friedensgerichte und zwar für den Landkreis. Der mit der rothen Nase und dem niedergeschlagenen Blicke, welcher etwas Heimtückisches verräth, ist der Friedensrichter, ein Herr von Thore. Seine juristischen Kenntnisse sind nicht unbedeutend, aber—nun, die Nase verräth es Ihnen — das Schöppchen, das Schöppchen! Er trinkt an einem Abende seine acht bis zehn Schöppchen hinter einander, fängt, wenn der Wein endlich seine Wirkung äußert, gern Krakel [Streit] an und muß in der Regel um Mitternacht nach Hause geleitet werden, wo alsdann seine arme Gattin, die leider keinem Patriziergeschlecht entsprossen, kaum ihre Wohnung verlassen darf, nicht selten Mißhandlungen ausgesetzt sein soll. Um Ihnen nur einen Charakterzug dieses Mannes zu geben, mögen Sie vernehmen, daß, als vor nicht langer Zeit ein bei seinem Friedensgerichte fungirender, bejahrter Gerichtsvollzieher und Familienvater auf seine Anzeige wegen Unregelmäßigkeiten vom Landgerichte drei Monate suspendirt wurde, er denselben nochmals ein ganzes Jahr vom Friedensgerichte suspendirte."

Aus dem vorderen Zimmer hörte man jetzt einen Schlag mit der Faust auf den Tisch.— Massau und der Bildhauer sahen hin und erblickten einen sehr corpulenten Mann mit kirschrothem Gesicht, der, noch fortgesticulirend, alle Anwesenden überschrie. Eben sagte er zu einem gesetzten Herrn in sehr anständiger Kleidung, welcher ein Actenbündel unter'm Arm trug: „Sparen Sie Nichts, Herr Doktor, und wenn es noch hundert Thaler kostet, der Kerl muß verurtheilt und bis auf's Hemde exequirt werden." Der Rechtsgelehrte schien in leisem Tone ihm Vorstellungen zu machen, aber sie mußten wohl Nichts helfen, denn der Dicke schrie: „Nichts da! keine Nachsicht! Der Bauer verkauft mir den Ochsen auch nicht auf ein Jahr Credit."

„Hören Sie, Herr Massau den Metzger?" sagte der Bildhauer. — „Dort kommt indeß mein Bruder, dem ich das Weitere übertrage."

Es trat auch wirklich ein junger Mann in's Zimmer, der mit dem Bildhauer große Aehnlichkeit hatte, hing seinen Hut auf einen Wandkrampen, grüßte den Friedensrichter und den Gerichtsschreiber freundlich, sprach einige Worte mit ihnen und kam dann zu seinem Bruder, der nur einige Jahre jünger und etwas kleiner war als er.

„Du bist lange geblieben, August," sagte der Künstler, „doch — Herr Massau! ich habe die Ehre, Ihnen meinen älteren Bruder, den Landgerichtsreferendar August Fröhlich, vorzustellen. — Herr Wilhelm Massau, Kaufmann aus Königsberg."

Massau bestellte eine neue Flasche und noch ein Glas und bat den Referendar, Platz zu nehmen, welcher, durch seinen Bruder mit den Wünschen des Fremden bekannt gemacht, diese zu erfüllen sogleich sich bereit erklärte.

Bald nachdem Schmalbach seine Wohnung

verlassen hatte, vernahm Jungfer Adelheid, so hieß die Haushälterin, ein leises Klopfen an der Stubenthür und dabei die Worte: „Jungfer Bas' seid Ihr da?"

Rasch machte die Haushälterin die Thüre auf und empfing die eintretende Person mit den gewöhnlichen Ausdrücken: „Wie brav, Frau Bas', gut, daß Ihr kommt!"

Die Angeredete war eine lange, hagere Figur, in einem weiten, buntkattunenen Mantel eingehüllt, welcher bis auf die Füße reichte, und dessen Kragen, eine Art Kapuze, über den Kopf zurückgeschlagen lag, so daß er von diesem blos das Gesicht frei ließ. Augenscheinlich trug die hagere Frau etwas unter dem Mantel, denn an der linken Seite war derselbe herausgedrückt.

„Ich bin auf dem Markte gewesen und habe Erdäpfel, ein Pfund Butter und von Gebrüder Berens einen Stockfisch gekauft. Da dachte ich denn: du mußt doch sehen, was das Bäschen macht," begann die Eingetretene.

Setzt Euch, Frau Bas', legt doch gefälligst ab! Gelt, Ihr trinkt ein Tröpfchen?"

Bei diesen Worten hatte die Haushälterin den Tisch ein wenig vom Kanapee abgerückt, den Besuch zum Sitz geführt, und während derselbe einen ziemlich großen Handkorb, in welchem bis zum Rande Kartoffeln, ein Stück Butter in grüne Blätter eingewickelt und ein kleiner Stockfisch sich befanden, neben seinem Sitz auf die Erde stellte, holte Jungfer Adelheid aus dem Glasaufsatz des Schranks eine kleine Flasche mit zwei Spitzgläschen und einem Teller, worauf Macaronen und Anisschnittchen lagen, Alles auf den Tisch setzend.

Kaum war das Fläschchen entpfropft, als im Zimmer ein Spiritusgeruch von dem aus Anisbranntwein bestehenden Inhalte des Fläschchens sich verbreitete.

Die kleinen Gläser wurden gefüllt. Man stieß an und bediente sich, wie man zu sagen pflegt, einer Macarone und eines Anisschnittchens.

„Was gilt die Butter, Frau, Bas'?" hub Adelheid an.

„Acht Groschen das schwere Gewicht. Das ist aber unerhört theuer und ich glaube, es sind nicht einmal vier Loth Uebergewicht. Wenn dieses so fortgeht, können wir kaum frische Butter mehr essen und müssen uns mit Eingemachtem begnügen."

„Das soll wohl wahr sein. — Und die Erdäpfel?"

„Zwei Pfund sieben Pfennig die Weißen, platte Nieren das Pfund vier Pfennig und Blaue fünf Pfennig."

„Du mein Himmel, wo will das hinaus?— Ein Glück, daß unser Vorrath noch nicht aufgezehrt ist."

„Der Herr Schmalbach begegnete mir in der Michaelstraße, sah mich aber nicht, so düster verfolgte er seinen Weg."

„Laßt ihn doch, Frau Bas'! Ich wollte, er verfolgte bald den Weg, von welchem er nicht mehr zurückkehren kann."

„Ei, ei, Bäschen!" drohte der Besuch mit dem Finger, „kommt Ihr nicht zeitig genug an's Erben?"

„Besser hab' ich als hätt' ich. — Wäre das Testament nur fertig und die Sache mit der Trüde —"

Der Fluß der Rede wurde durch das Geräusch einer aufgehenden Seitenthür unterbrochen, durch welche der früher erwähnte Engelskopf hervorkam, seine Augen auf die frühstückende Gruppe richtete und fragte: Ob Jungfer Adelheid gerufen?"

„Daß ich nicht wüßte," antwortete Adelheid etwas verlegen, „aber komm doch näher, Trüdchen. Es ist heute sehr kalt draußen und ein Tröpfchen würde Dir nicht schaden, bevor wir in die Messe gehen."

„Ich danke, Jungfer Adelheid," rief das Köpfchen. „Wenn die Elfuhrmesse läutet, bin ich fertig und rufe Euch ab."

Damit wurde die Thür wieder geschlossen.

„Ein sonderbares, aber recht gutes Kind, das Trüdchen," bemerkte der Besuch.

„Ja wohl, sonderbar und gut. Ueber mich kann sich die arme Waise nicht beklagen; ich hüte sie aber auch wie eine Mutter."

„Das weiß die ganze Stadt und wenn das Mädchen dennoch eine Bekanntschaft macht, so ist's nicht Eure Schuld."

„Nein, gewiß nicht. — Da Ihr einmal von Bekanntschaften sprecht, so —"

„Verstehe, Bäschen, Ihr meint wegen des alten Stengelhoven?“

„Bewahre der Himmel! Das fehlte noch, so einen abgelebten Wittwer von sechzig Jahren zu heirathen.“

„Er ist aber reich und sterblich verliebt in Euch.“

„Nein! schweigt mir davon, ich mag ihn nicht.“

„Meinetwegen. Soll ich vielleicht an den dicken Thomas eine Bestellung ausrichten?“

„Das wäre mir recht, daß ich mein Glück mit so einem lebendigen Weinfaß versuchen sollte. Alles Nichts!“

„Ei — was fällt mir da ein — hat gar Herr Schmalbach seinen Vorsatz, nicht heirathen zu wollen, aufgegeben?“

„Er beharrt nach wie vor in demselben.“

„Dann weiß ich mir die Sache nicht zu erklären.“

„Ich will Euch was sagen, Frau Bas', aber reinen Mund gehalten.“

„Auf mich, Bäschen, könnt Ihr Euer ganzes Vertrauen setzen.“

„Nun so hört denn! Kennt Ihr den Comptoirbedienten Ma — Ma — Massau? ja so hieß er.“

„Massau? Nein, den kenne ich nicht; ich kenne nur den Weinwirth Masson zum leckeren Mümpfelchen“ *)

„Die Weinwirthe kennt Ihr ziemlich Alle, Frau Bas', wie ich merke. Der, den ich meine, ach! das ist ein junger und hübscher Mann.“

„Nun, nun, das scheint mir das Schlimmste von der Sache.“

„In welcher Hinsicht das Schlimmste?“

„Weil Ihr ihm alsdann zu alt sein werdet.“

„Was, ich alt?“ kreischte Adelheid mit kirschblauem Gesicht, die Arme in die Seiten gestemmt, „ich alt? Frau Bas', was ficht Euch an, nennt Ihr neunundzwanzig Jahre ein Alter?“

Der Branntwein hatte alle bösen Geister in Jungfer Adelheid heraufbeschworen. Dasselbe war aber auch bei der Frau Base der Fall. Deßhalb sprang diese auf, nahm ihren Korb wieder unter den Mantel und fing so unverschämt an zu lachen, daß die Wuth der Haushälterin keine Grenzen fand. Sie riß die Stubenthür weit auf und sagte: „Grobes Volk braucht nicht über meine Schwelle zu kommen!“

Die Frau Base hörte nicht auf zu lachen und dazwischen zu fragen: „Neunundzwanzig Jahre? Wo ist denn der Taufschein von Anno 95?“ Dabei ging sie rückwärts zur Thür hinaus, welche so heftig von Adelheid in's Schloß geworfen wurde, daß das Zimmer dröhnte und die Gläser klirrten. Allein sie konnte noch fortwährend das empörende Lachen der Frau Base und deren Frage: neunundzwanzig? neunundzwanzig?“ welches durch die Wand zu dringen schien, ganz deutlich vernehmen.

Von Aerger erschöpft sank sie auf einen Stuhl, legte beide Arme auf die Lehne, das Gesicht auf diese und hörte die Stimme nicht mit der neben ihr die Worte gesprochen wurden: „Jungfer Adelheid die Messe läutet!“

Die Stimme gehörte einer anscheinend schlanken Dame, deren Stimme mit einem, am schwarzen Nesselhut befestigten Schleier bedeckt war und deren Toilette von einem allerliebsten, kurzen, braunen Mäntelchen, unter welchem ein einfach geblümtes Kattunkleid hervorkam, verhüllt war.

Obschon die Leser die obenbeschriebene Erscheinung in ihrer ganzen Gestalt zum ersten Male erblicken, ohne Letztere genauer beobachten zu können, so werden sie doch keinen Augenblick daran zweifeln, daß ein gewisser Engelskopf unter dem verschleierten Hut verborgen war.

Nachdem Trüdchen — daß die junge Dame so hieß, wissen die Leser bereits — mehrmals die Haushälterin angerufen hatte, ohne Antwort zu bekommen, schüttelte sie dieselbe sanft am Arme und wiederholte: „Die Messe hat geläutet.“

„Es ist gut, Gertrud,“ brummte Adelheid, „laß mich allein und geh ohne mich in die Messe; aber ungesäumt nach Hause, wenn die Messe aus ist!“

*) Bezeichnung einer Weinschenke.

verlassen hatte, vernahm Jungfer Adelheid, so hieß die Haushälterin, ein leises Klopfen an der Stubenthür und dabei die Worte: „Jungfer Bas' seid Ihr da?"

Rasch machte die Haushälterin die Thüre auf und empfing die eintretende Person mit den gewöhnlichen Ausdrücken: „Wie brav, Frau Bas', gut, daß Ihr kommt!"

Die Angeredete war eine lange, hagere Figur, in einem weiten, buntkattunenen Mantel eingehüllt, welcher bis auf die Füße reichte, und dessen Kragen, eine Art Kapuze, über den Kopf zurückgeschlagen lag, so daß er von diesem blos das Gesicht frei ließ. Augenscheinlich trug die hagere Frau etwas unter dem Mantel, denn an der linken Seite war derselbe herausgedrückt.

„Ich bin auf dem Markte gewesen und habe Erdäpfel, ein Pfund Butter und von Gebrüder Berens einen Stockfisch gekauft. Da dachte ich denn: du mußt doch sehen, was das Bäschen macht," begann die Eingetretene.

„Setzt Euch, Frau Bas', legt doch gefälligst ab! Gelt, Ihr trinkt ein Tröpfchen?"

Bei diesen Worten hatte die Haushälterin den Tisch ein wenig vom Kanapee abgerückt, den Besuch zum Sitz geführt, und während derselbe einen ziemlich großen Handkorb, in welchem bis zum Rande Kartoffeln, ein Stück Butter in grüne Blätter eingewickelt und ein kleiner Stockfisch sich befanden, neben seinem Sitz auf die Erde stellte, holte Jungfer Adelheid aus dem Glasaufsatz des Schranks eine kleine Flasche mit zwei Spitzgläschen und einem Teller, worauf Macaronen und Anisschnittchen lagen, Alles auf den Tisch setzend.

Kaum war das Fläschchen entpfropft, als im Zimmer ein Spiritusgeruch von dem aus Anisbranntwein bestehenden Inhalte des Fläschchens sich verbreitete.

Die kleinen Gläser wurden gefüllt. Man stieß an und bediente sich, wie man zu sagen pflegt, einer Macarone und eines Anisschnittchens.

„Was gilt die Butter, Frau, Bas'?" hub Adelheid an.

„Acht Groschen das schwere Gewicht. Das ist aber unerhört theuer und ich glaube, es sind nicht einmal vier Loth Uebergewicht. Wenn dieses so fortgeht, können wir kaum frische Butter mehr essen und müssen uns mit Eingemachtem begnügen."

„Das soll wohl wahr sein. — Und die Erdäpfel?"

„Zwei Pfund sieben Pfennig die Weißen, platte Nieren das Pfund vier Pfennig und Blaue fünf Pfennig."

„Du mein Himmel, wo will das hinaus?— Ein Glück, daß unser Vorrath noch nicht aufgezehrt ist."

„Der Herr Schmalbach begegnete mir in der Michaelstraße, sah mich aber nicht, so düster verfolgte er seinen Weg."

„Laßt ihn doch, Frau Bas'! Ich wollte, er verfolgte bald den Weg, von welchem er nicht mehr zurückkehren kann."

„Ei, ei, Bäschen!" drohte der Besuch mit dem Finger, „kommt Ihr nicht zeitig genug an's Erben?"

„Besser hab' ich als hätt' ich. — Wäre das Testament nur fertig und die Sache mit der Trüde —"

Der Fluß der Rede wurde durch das Geräusch einer aufgehenden Seitenthür unterbrochen, durch welche der früher erwähnte Engelskopf hervorkam, seine Augen auf die frühstückende Gruppe richtete und fragte: Ob Jungfer Adelheid gerufen?"

„Daß ich nicht wüßte," antwortete Adelheid etwas verlegen, „aber komm doch näher, Trüdchen. Es ist heute sehr kalt draußen und ein Tröpfchen würde Dir nicht schaden, bevor wir in die Messe gehen."

„Ich danke, Jungfer Adelheid," rief das Köpfchen. „Wenn die Elfuhrmesse läutet, bin ich fertig und rufe Euch ab."

Damit wurde die Thür wieder geschlossen.

„Ein sonderbares, aber recht gutes Kind, das Trüdchen," bemerkte der Besuch.

„Ja wohl, sonderbar und gut. Ueber mich kann sich die arme Waise nicht beklagen; ich hüte sie aber auch wie eine Mutter."

„Das weiß die ganze Stadt und wenn das Mädchen dennoch eine Bekanntschaft macht, so ist's nicht Eure Schuld."

„Nein, gewiß nicht. — Da Ihr einmal von Bekanntschaften sprecht, so —"

verurtheilen zu hören: dem Kläger die Sume von zehn Thaler Pr. Cour., welche der mitverklagte Albert Ehrenfried demselben, für erhaltenen Mittagstisch, laut früher übergebener und mit gegenwärtigem Acte mitgetheilter Rechnung verschuldet, und für welche Schuld der Mitverklagte Theodor Massau sich solidarisch verbürgt hat, mit Zinsen von Tage der Klage und den Kosten zu bezahlen.

„Abschrift dieses Actes habe ich Jedem insbesondere, und zwar dem p. Albert Ehrenfried, sprechend in seiner Wohnung mit ihm selbst, und dem Theodor Massau in seiner Wohnung, sprechend mit seiner Hauswirthin Wittwe Karl Bossen, zugestellt und zurückgelassen.

„Die Kosten sind neunzehn Groschen zwei Pfennig.“

„J. J. Strassen.“

„Saubere Dinge, solche Fledenwische,“ sagte der Lieutenant nachdem er gelesen. „Donnerwetter! wenn mir so etwas passirte, was sub rosa leicht geschehen könnte, denn der alte Schmalbach scheint mir keinen Spaß zu verstehen—ich bräche dem Kerl den Hals!“

„Also sind Sie dem Manne auch verwandt? Dann hüten Sie sich, er spaßt nicht, und Sie wissen doch, daß Sie trotz ihres Militairstandes wegen einer Schuldforderung beim Friedensgericht belangt werden können.“

„Vor dem Civilgericht, das weiß ich; aber nicht vor dem Friedensgericht. Ich nehme den eximirten Gerichtsstand in Anspruch und werde vor ein Obergericht geladen.“

„Da irren Sie sich. In der Rheinprovinz giebt es keinen eximirten Gerichtsstand. Alle Einwohner, vom Fürsten bis zum Bettler, selbst alle Behörden können, nach Qualität des Prozeßgegenstandes, vor einem Friedensgericht verklagt werden.“

„Nun, das ist in der That etwas Neues. — Kennen Sie denn den alten Schmalbach ebenfalls?“

„Ich habe ihn erst diesen Morgen kennen gelernt, als ich die zehn Thaler bei ihm leihen wollte, die ich zur Befriedigung des Gläubigers meines Freundes gebrauche. Vielleicht erhalte ich das Geld heute Abend.“

„Dann gratulire ich zu Zinsen, Geschenk, Cigarren u. s. w.“

„Nichts von allem dem. Die dicke Haushälterin verwies den Alten sogleich zur Ruhe, als er davon anfing.“

„Eine kugelrunde Person, diese Jungfer Adelheid. Wer mag aber wohl das hübsche junge Mädchen sein, das sie an jedem Morgen um 11 Uhr in die Kirche begleitet?“

„Ein junges Mädchen? — halt! — welche Kirche besuchen die Beiden?“

„Ich sah sie schon mehrmals in die Benediktskirche hineingehen. Aber was ist Ihnen, Sie scheinen ja entzückt über meine Erzählung? Donnerwetter! ich hab's, Sie wissen mehr von dem jungen Mädchen als ich. Heraus mit der Sprache!“

„Von dem jungen Mädchen kann ich Ihnen weiter nichts sagen, wohl aber sah ich an dem Fenster in der Hausflur, jedoch nur auf einen Augenblick, einen wunderschönen Mädchenkopf, der mich total verrückt gemacht hat.“

„Donnerwetter! das Mädchen ist gewiß eine Verwandte des Alten, die er seinen jungen Schuldnern verbirgt. Darüber will ich mir bald Aufschluß verschaffen.“

„O, bitte, thun Sie es nicht. Was ich Näheres über das Mädchen erfahre, werde ich Ihnen mit Vergnügen mittheilen.“

„Nun sehe mir Einer den Eifersüchtigen. Donnerwetter! von mir haben Sie nichts zu fürchten, denn ich gehöre nicht zur Schmetterlingsgattung. Ich habe meinen Theil in Cöln sitzen, und eine Untreue — Donnerwetter! die beging ich nicht um alle Schönheiten der Welt.“

„Das ist mir sehr lieb zu hören; ich brauche Sie folglich nicht als Nebenbuhler zu fürchten. Jetzt aber muß ich fort, es ist halb elf Uhr, und wenn meine Sache bereits aufgerufen worden, so bin ich in contumaciam verurtheilt. Daran wären Sie allein Schuld.“

„Donnerwetter! ich will es nicht hoffen. Eilen Sie!“

Massau empfahl sich und lief, was er konnte, in die Mondstraße. Im Friedensgerichtslokale angelangt, trat einer der Gerichtsvollzieher Strassen aus der Thür des Audienzsaales und erklärte ihm, seine Sache wäre schon abgemacht, indem er seines Nichterscheinens halber in contumaciam verurtheilt worden. Er möchte daher, wenn er nicht Grund habe, Opposition

Trüdchen glaubte zu träumen, als sie diese Worte vernahm. Das war ihr noch nie, so lange sie hier im Hause lebte vorgekommen, allein, ohne die Begleiterin, die Kirche besuchen zu dürfen.

Sie eilte deshalb, aus Furcht, der Jungfer Adelheid möchte der Beschluß gereuen, mit dem Gebetbuche in der Hand, zum Zimmer hinaus, wie eine Gazelle die Treppe hinunter, und über die Gemüsekörbe hinweg, ohne irgendwo anzustoßen. Die eben nicht sehr frische Luft in der engen Straße athmete sie dennoch mit Wonne ein, betrat sodann den Markt und ging mit sittsamen Schritten durch die Nicolaistraße in die Pfarrkirche zu St. Benedict, wo sie in einen Stuhl trat, mit wirklicher Andacht niederkniete, und aus dem mitgebrachten Buche die vorgeschriebenen Gebete las, während an einem Seitenaltar der Priester das heilige Meßopfer darbrachte.

Theodor wußte nicht, wie er die Treppe herabgekommen, so sehr hatte das Mädchengesicht am Fenster seine Sinne gefangen genommen. Er dachte nur an die engelgleichen Umrisse des Kopfs, formte sich eine schöne Jungfrauengestalt dazu und hatte den Zweck seines Eintritts in das Haus beinahe vergessen. Um 7 Uhr sollte er wiederkommen, und es schien ihm, daß er alsdann Näheres über jenes Mädchen erfahren mußte.

Er eilte zu seinem Freunde, dem Juweliergehülfen Albert Ehrenfeld, und ließ sich von demselben eine Vollmacht ausstellen, ihn am Friedensgericht zu vertreten; dann machte er mit dieser Schrift sich auf den Weg, um die Stunde, die in der Ladung bezeichnet war, nicht zu versäumen.

Auf dem Wege begegnete er dem Lieutenant Lieb, der ihn anhielt und nach der Eile sich erkundigte, mit welcher er an ihm vorüber wollte.

Massau erzählte, daß sein kranker Freund und er vorgeladen worden seien, und da er Hoffnung habe, noch heute das erforderliche Geld zur Bezahlung der Schuld geliehen zu erhalten, so wolle er vor Gericht den Gläubiger um Vertagung der Sache bitten.

„Lassen sie doch ein Mal die Ladung sehen, ich kenne dergleichen nicht. Wir wollen unterdeß hier bei dem Schweizer eintreten.“

Der Handlungsgehülfe mochte sich weigern so viel er wollte, und den Nachtheil schildern, den ihm sein Verspäten am Friedensgericht verursachen könnte; es half Alles nichts, der Offizier drehte mit einer Hand den Drücker der Ladenthür und schob mit der andern Massau hinein.

„Zwei Tassen Chocolade!“ rief er dem bedienenden Schweizer zu.

Wer das enge und vom Morgen bis zum späten Abend besetzte Local der Gebrüder Roßler kennt, der wird es glaublich finden, daß die Freunde sich erst durchdrängen und in einen Winkel des hinteren Zimmers begeben mußten, ehe sie ungestört sich unterhalten konnten.

Massau zog einen zusammengefalteten halben Bogen Papier hervor, welchen der Lieutenant auseinanderschlug, und Folgendes, das nur zum Theil geschrieben war, davon ablas:

Vorladung.

„Aufschrift: Nr. 5785 R.

Nr. 3410 J.

„Heute den drei und zwanzigsten Januar 1800 fünfundvierzig.

„Auf Anstehen des in Rheinaustadt wohnenden Gast- und Speisewirthes Heinrich Sauerkraut habe ich unterzeichneter, beim Königlichen Landgericht zu Rheinaustadt immatriculirter, bei dem Königlichen Friedensgericht Nr. II. daselbst fungirender und in der Bernhardstraße Nr. 18 wohnender Gerichtsvollzieher Johann Joseph Strassen die hierselbst wohnenden 1) Albert Ehrenfried, Juweliergehülfe, u. 2) Th. Massau, Handlungscommis, und zwar Erstern als Hauptschuldner, und letzten als Solidarbürger, vorgeladen: am Dienstag den achtundzwanzigsten Januar laufenden Jahrs, Vormittags zehn Uhr, vor dem Königlichen Friedensgericht zu Rheinaustadt Nr. II., in dessen gewöhnlichem Sitzungssaale in dem Hause Montstraße Nr. 52, zu erscheinen, um sich mangels rechtlicher Einreden, in ihren vorgedachten Eigenschaften, unter solidarischer Verbindlichkeit,

verurtheilen zu hören: dem Kläger die Summe von zehn Thaler Pr. Court., welche der mitverklagte Albert Ehrenfried demselben, für erhaltenen Mittagstisch, laut früher übergebener und mit gegenwärtigem Acte mitgetheilter Rechnung verschuldet, und für welche Schuld der Mitverklagte Theodor Massau sich solidarisch verbürgt hat, mit Zinsen von Tage der Klage und den Kosten zu bezahlen.

„Abschrift dieses Actes habe ich Jedem insbesondere, und zwar dem p. Albert Ehrenfried, sprechend in seiner Wohnung mit ihm selbst, und dem Theodor Massau in seiner Wohnung, sprechend mit seiner Hauswirthin Wittwe Karl Bossen, zugestellt und zurückgelassen.

„Die Kosten sind neunzehn Groschen zwei Pfennig.“

„J. J. Straffen.“

„Saubere Dinge, solche Fledenwische,“ sagte der Lieutenant nachdem er gelesen. „Donnerwetter! wenn mir so etwas passirte, was sub rosa leicht geschehen könnte, denn der alte Schmalbach scheint mir keinen Spaß zu verstehen—ich bräche dem Kerl den Hals!“

„Also sind Sie dem Manne auch verwandt? Dann hüten Sie sich, er spaßt nicht, und Sie wissen doch, daß Sie trotz ihres Militairstandes wegen einer Schuldforderung beim Friedensgericht belangt werden können.“

„Vor dem Civilgericht, das weiß ich; aber nicht vor dem Friedensgericht. Ich nehme den eximirten Gerichtsstand in Anspruch und werde vor ein Obergericht geladen.“

„Da irren Sie sich. In der Rheinprovinz giebt es keinen eximirten Gerichtsstand. Alle Einwohner, vom Fürsten bis zum Bettler, selbst alle Behörden können, nach Qualität des Prozeßgegenstandes, vor einem Friedensgericht verklagt werden.“

„Nun, das ist in der That etwas Neues. — Kennen Sie denn den alten Schmalbach ebenfalls?“

„Ich habe ihn erst diesen Morgen kennen gelernt, als ich die zehn Thaler bei ihm leihen wollte, die ich zur Befriedigung des Gläubigers meines Freundes gebrauchte. Vielleicht erhalte ich das Geld heute Abend.“

„Dann gratulire ich zu Zinsen, Geschenk, Cigarren u. s. w.“

„Nichts von allem dem. Die dicke Haushälterin verwies den Alten sogleich zur Ruhe, als er davon anfing.“

„Eine kugelrunde Person, diese Jungfer Adelheid. Wer mag aber wohl das hübsche junge Mädchen sein, das sie an jedem Morgen um 11 Uhr in die Kirche begleitet?“

„Ein junges Mädchen? — halt! — welche Kirche besuchen die Beiden?“

„Ich sah sie schon mehrmals in die Benediktskirche hineingehen. Aber was ist Ihnen, Sie scheinen ja entzückt über meine Erzählung? Donnerwetter! ich hab's, Sie wissen mehr von dem jungen Mädchen als ich. Heraus mit der Sprache!“

„Von dem jungen Mädchen kann ich Ihnen weiter nichts sagen, wohl aber sah ich an dem Fenster in der Hausflur, jedoch nur auf einen Augenblick, einen wunderschönen Mädchenkopf, der mich total verrückt gemacht hat.“

„Donnerwetter! das Mädchen ist gewiß eine Verwandte des Alten, die er seinen jungen Schuldnern verbirgt. Darüber will ich mir bald Aufschluß verschaffen.“

„O, bitte, thun Sie es nicht. Was ich Näheres über das Mädchen erfahre, werde ich Ihnen mit Vergnügen mittheilen.“

„Nun sehe mir Einer den Eifersüchtigen. Donnerwetter! von mir haben Sie nichts zu fürchten, denn ich gehöre nicht zur Schmetterlingsgattung. Ich habe meinen Theil in Cöln sitzen, und eine Untreue — Donnerwetter! die beging ich nicht um alle Schönheiten der Welt.“

„Das ist mir sehr lieb zu hören; ich brauche Sie folglich nicht als Nebenbuhler zu fürchten. Jetzt aber muß ich fort, es ist halb elf Uhr, und wenn meine Sache bereits aufgerufen worden, so bin ich in contumaciam verurtheilt. Daran wären Sie allein Schuld.“

„Donnerwetter! ich will es nicht hoffen. Eilen Sie!“

Massau empfahl sich und lief, was er konnte, in die Mondstraße. Im Friedensgerichtslokale angelangt, trat einer der Gerichtsvollzieher Straffen aus der Thür des Audienzsaales und erklärte ihm, seine Sache wäre schon abgemacht, indem er seines Nichterscheinens halber in contumaciam verurtheilt worden. Er möchte daher, wenn er nicht Grund habe, Opposition

gegen das Erkenntniß einzulegen, so schnell als möglich den Kläger bezahlen, um den weiteren Kosten zu entgehen.

„Dachte ichs doch,“ sagte Massau, „allein was hilfts? Kann ich nur heute noch bezahlen, so ist es kein Unglück weiter.“

Ohne sich ferner zu bedenken, und wahrscheinlich einem schon früher gefaßten Beschlusse gemäß, eilte er wieder fort. Wohin? das wird der Leser leicht errathen — in die St. Benediktskirche.

In dem Wirthszimmer, worin Wilhelm Massau und die beiden Fröhlich saßen, hatte der Referendar die Personenschilderung seines Bruders fortgesetzt, und dem Fremden sehr charakteristische Bilder von Prozeßsüchtigen jeder Gattung gezeigt, die Bekanntmachung mit den verschiedenen Rechtsgelehrten und Beflissenen im Sitzungssaale sich vorbehaltend.

„Was nun das Verfahren bei den Friedensgerichten angeht,“ sprach der Referendar weiter, „so ist das gegenwärtige Institut derselben ein ganz andres als das frühere und jenes in England. Dort gehört jeder Gutsbesitzer von gewisser Bedeutung zur Congregation, ohne Rechtsgelehrter sein zu müssen, dagegen ist der Gerichtsschreiber in der Regel Jurist. Die Amtsverrichtungen der Friedensrichter beschränken sich auch nur auf wenige Fälle, u. haben mit denen unserer Friedensrichter fast nichts gemein. Selbst zur Zeit der Fremdherrschaft war in der Rheinprovinz ihr Wirkungskreis nicht zur Hälfte so ausgedehnt wie jetzt, und wenn man, besonders in den großen Städten die Geschäfte betrachtet, die zwei Beamte, nämlich der Friedensrichter und Friedensgerichtsschreiber, gegenwärtig auszuführen haben, so muß man sich unwillkürlich die Frage vorlegen: wie bringen sie es fertig?“

„Das hörte ich schon vorhin von ihrem Herrn Bruder, daß die Friedensgerichte nicht in collegialischer Form bestånden, und habe mich darüber gewundert,“ unterbrach der Kaufmann den Referendar.

Der Bildhauer fragte: welche Personen denn eigentlich befähigt wären, den Friedensrichterposten zu bekleiden?

Sein Bruder antwortete: „Jeder, der sich um das Amt eines Friedensrichters bewirbt, muß die Qualification eines Landgerichtsreferendars besitzen, und als solcher längere Zeit in allen Zweigen des Gerichtswesens praktisch erfahren sein. Auf ein gesetztes Alter wird nicht mehr gesehen, es genügt, wenn der Candidat sein 25. Lebensjahr zurückgelegt hat. Aufrichtig gesprochen ist dieses ein großer Uebelstand, weil sich die Jugend mit dem wichtigen Amte nicht paaren will. In der Regel mangelt auch dem jungen Friedensrichter, außer dem nöthigen Schatz eigner Erfahrungen, die unerläßliche Ruhe und Kaltblütigkeit in seinen Handlungen und die erforderliche Amtswürde, die man durchaus nicht mit Stolz oder lächerlichem Dünkel verwechseln darf.“

Seitens des Fremden wurde das Hinanziehen des nicht erfahrungsreichen Alters zu dem wichtigen Posten mißbilligt. Der Referendar gab ihm wiederholt Recht, und fuhr fort:

„Erhält nun solch ein junger Mann ein Friedensgericht, so findet er fast immer einen Gerichtsschreiber vor, der an Jahren älter und an Geschäftskenntnissen reicher ist. Statt aber — und es giebt nur wenige Ausnahmen — durch freundliches Betragen gegen seinen, allerdings niedriger stehenden Mitbeamten, den man in neuerer Zeit mit Gewalt zu seinem Untergebenen gemacht hat, ohne dieses auf ein ursprüngliches Gesetz gründen zu können — die Achtung und Liebe des Gerichtsschreibers zu erwerben, und so von dessen Gefälligkeit, die er doch unter allen Umständen mehr oder weniger in Anspruch nehmen muß, für seine eigene Person Nutzen zu ziehen, tritt er gewöhnlich barsch und befehlend gegen ihn auf, spielt dem Publikum gegenüber den Chef und Vorgesetzten, und kränkt den, der ihm zunächst zum Contrelleur seiner amtlichen Handlungen beigegeben worden, bis auf's Blut. Daraus entstehen Conflicte, die das Interesse des Dienstes gefährden, der Gerichtsschreiber vergilt Böses mit Bösem, thut kein Haarbreit mehr, als seine Pflicht ihm auflegt, und nicht eher endet dieses für beide Theile mißliche Verhältniß, bis die Behörde den Einen oder den Andern versetzt. Glücklich noch dieser Fall; denn kommt es zu Disciplin-

nar- oder gar Criminaluntersuchungen, so ist der Gerichtsschreiber unter allen Umständen verloren. Ich würde Sie, bester Herr Massau, von solchen Dingen nicht unterhalten, wenn es nicht nöthig gewesen wäre, um sich die Ursache erklären zu können, weshalb fast aller Orten Conflicte zwischen den Friedensgerichtsbeamten bestehen, insofern der Gerichtsschreiber kein Kriecher oder unwissender Mensch ist."

„Wer trägt die Schuld nun, daß, wie Sie sagen, die Conflicte so häufig vorkommen?" fragte Massau.

„Darüber ließe sich Vieles sagen," meinte der Referendar, „am besten aber schwiege man darüber." Er setzte weiter auseinander: „Der Gerichtsschreibercandidat soll die allen Subalternbeamten erster Classe vorgeschriebene Gymnasialbildung besitzen — was indeß leider nicht immer der Fall ist. Er muß während zwei Jahren in den Bureaux des öffentlichen Ministeriums und auf dem Sekretariate des Landgerichts oder des Appellationsgerichtshofes stagirt, d. h. unentgeldlich gearbeitet haben; dann die hier schwere, dort leichte Prüfung zur Candidatur bestehen, und späterhin bis zu seiner Anstellung ununterbrochen bei einem Gerichte als vereideter Gehülfe, meistens mit sehr geringem, unzureichendem Gehalt, oft auch ohne alle Remuneration, thätig sein. Die Anstellung erfolgt selten vor vollendeter zehnjähriger Candidatur. Ausgenommen hiervon sind jedoch die mit Ansprüchen auf Civilversorgung aus dem Militair entlassenen Unteroffiziere, die sehr schnell befördert werden und in so großer Zahl sich zu den Gerichtsschreiberstellen drängen, daß die Anwartschaft der Aspiranten aus dem Civil statt zehn Jahre sehr bald zwanzig Jahre dauern wird. Ueber die Fähigkeiten der besagten Unteroffiziere ist in öffentlichen Blättern so viel verhandelt worden, daß ich es für überflüssig halte, Ihnen ein Weiteres darüber zu sagen. Gewiß ist, daß die wirklichen Ehrenmänner, worunter viele Offiziere der Linie und der Landwehr, innigst betrübt sind, mit Leuten auf gleichem Fuße behandelt zu werden, denen so häufig wahre Bildung, selbst die für das Amt erforderliche theoretische, abgeht und die glauben, wenn sie nur mit Gottes Hülfe ein leichtes Examen gemacht, nichts weiter zu bedürfen. Verzeihen Sie, lieber Herr Massau, diese Abschweifung, zu der ich mich aus theilnehmender Rücksicht für einen vertrauten, unglücklichen Freund hinreißen ließ."

„Bitte recht sehr, werther Herr Referendar," antwortete der Reisende, „die herrschenden Zustände in Ihrer Provinz interessiren mich nicht weniger wie jene in der meinigen. Vertrauen wir auf Gott und das Staatsoberhaupt, dem es nicht am besten Willen fehlt, Uebelstände zu beseitigen und Alle zu beglücken."

„Das ist auch meine Ansicht. Nun hören Sie weiter. Der Friedensrichter darf keine Amtshandlung vornehmen, ohne den Gerichtsschreiber zuzuziehen, der jeden Akt kontrasignirt und die Urkunden aufbewahrt, um den Partheien auf Verlangen Abschriften und Ausfertigungen zu ertheilen. Schwere Verantwortung lastet auf Letzterem. Er allein beglaubigt die Ausfertigungen und er ist es, — wie sich vor einiger Zeit der Staatsprokurator bei Gelegenheit einer Untersuchung ausdrückte — der durch seine Unterschrift den Verfügungen des Friedensrichters erst die Beglaubigung verleiht, um sie vollziehen zu können. In seiner Person vereinigt er sämmtliche Aemter eines Sekretärs, Aktuars, Registrators, Calculators, Canzleidirektors, Stempel- und Sportel-Beamten, Journalisten und Protokollführers. Bei der Unmöglichkeit, die untergeordneten Arbeiten, z. B. Mundiren, Expediren, d. h. die Originale in Abschriften ausfertigen, persönlich zu verrichten, muß er einen oder mehrere Gehülfen auf seine Kosten halten, von welchen ein dazu Geeigneter vereidet sein kann, um in Krankheits- und gültigen Verhinderungsfällen seine Stelle wahrzunehmen."

„Sind die Gehälte der Friedensgerichtsbeamten bedeutend?" fragte Massau.

„In großen Städten höher als in mittlern und hier bedeutender wie in kleinen oder auf dem platten Lande. Die Sporteln, Gerichtskosten genannt, bestehend in Gebühren für Zeitaufwand und Ausfertigungen, welche letztere dem Gerichtsschreiber allein zukommen, beziehen sie selbst. Peinlich ist der Umstand, daß sie die Gebühren, die übrigens auf die Akten gesetzt

werden müssen, direkt von den Partheien einzuziehen haben."

„Das ist allerdings sehr peinlich," meinte der Fremde.

Der Referendar fuhr fort: „Die Akten der Friedensgerichte theilen sich in Audienzprotokolle, nämlich Verhandlungen über eigentliche Prozesse, Urtheile rc. und Urkunden der freiwilligen Gerichtsbarkeit, zu welcher letzteren nur das Vormundschaftswesen, Ver- und Entsiegelungen, Notorietätsakte, Verhandlungen am Vergleichsbureau, Vereidungen, Erledigung der Commissorien der Instruktionsrichter, Oberprokuratoren, Handels- und auswärtiger Gerichte, endlich, sonderbar genug, die Subhastationen und die Einregistrirung der Privaturkunden gehören. Oeffentliche freiwillige Immobiliar-Versteigerungen, Contracte aller Art, Inventarien u. dgl. sind ausschließlich den Notarien zugewiesen, die oft, z. B. bei einer Entsiegelung, wo sie, bei successiver Abnahme der Siegel, ein Inventar über den Nachlaß errichten müssen, mit dem Friedensgericht gemeinschaftlich arbeiten."

„Dann sind ja bei solcher Inventarisation viele Personen auf ein Mal thätig?" sagte Massau.

„Wenigstens gegenwärtig. Da finden Sie den Friedensrichter, den Gerichtsschreiber, den Siegelhüter, den Notar, dessen Sekretär, dessen zwei Instrumentszeugen und den Taxator. Nehmen Sie noch die Betheiligten dazu, so werden Sie bald ein gefülltes Sterbehaus haben. Nun muß ich schließlich noch einer Beamtenklasse erwähnen:

„Bei jedem Friedensgericht fungiren ein, zwei oder drei Gerichtsvollzieher, die allein befugt sind, Ladungen vor dasselbe und seine Erkenntnisse den Parteien zuzustellen, so wie den Dienst in der Audienz zu versehen. Sie werden aus der Zahl der im Landgerichtsbezirk instrumentirenden Gerichtsvollzieher vom Friedensrichter gewählt, und dürfen, wie ihre sämmtlichen Collegen, im Umfange des Landgerichts-Sprengels, auf directe Requisition der Parteien Notariats- und gerichtliche Urkunden vollziehen, können aber, nach einer kürzlich ergangenen Ministerial-Verfügung, vom Friedensgericht wieder enthoben werden. Obgleich der untersten Beamtenclasse angehörend, übersteigt ihre Gebühren-Einnahme in der Regel 1000 Thaler jährlich und erhöht sich nach Umständen, besonders bei erworbenem großem Zutrauen des Publikums bis auf 4000 Thaler. Da ihr Amt durchaus selbstständig, so ist ihre Qualifikation ebenfalls von nicht geringer Bildung abhängig und ein Theil des früher von den Gerichtsschreibern Gesagten paßt auch auf ihr Verhältniß hinsichts des Andrangs der mit Versorgungsansprüchen entlassenen Unteroffiziere zu ihren Stellen."

„Diese Gerichtsvollzieher sind also keine eigentlichen Gerichtsboten?" fragte der Kaufmann.

„Durchaus nicht," erwiederte der Referendar. „Die Friedensgerichtsbeamten mögen mit ihren Botenangelegenheiten sehen, wie sie fertig werden und dergleichen Dienste aus ihrer Tasche bezahlen. Der Gehülfe, oder wenn dieses nicht angeht, die Magd des Gerichtsschreibers oder jene des Friedensrichters müssen Acten und Briefe tragen, putzen, auskehren u. den Ofen heizen. Der Staat besoldet oder vergütet den Friedensgerichten keinen Boten."

„Ei, das ist eine sonderbare Einrichtung. Ich muß gestehen, würde bei unseren Land- und Stadtgerichten eine solche eingeführt, der Herr Direktor und die Beisitzer geriethen in Verzweiflung," bemerkte Massau.

„Ja, ja, wir sind oft stiefmütterlich bedacht. Nun weiter über die Competenz der Friedensgerichte."

„Sie erkennen in persönlichen und Mobiliarsachen, mit Zulassung der Apellation, bis zur Summe von 1000 Thalern, in letzter Instanz bis 20 Thaler."

„Sie erkennen, wenn ein schriftlicher Miethscontract vorliegt, auf die Räumung gemietheter Häuser oder Wohnungen, sofern die Klage auf die Nichtzahlung des Miethzinses oder auf den Ablauf der Miethzeit gegründet wird und der jährliche Miethzins die Summe von 50 Thaler nicht übersteigt, wogegen ihre Competenz bei dem Vorhandensein eines nur mündlich abgeschlossenen Miethsvertrages unbeschränkt ist. Sind in einem und demselben

Vertrage ein Haus oder eine Wohnung und andere Grundstücke zur Benutzung überlassen werden, so gehört die Räumungsklage nur dann vor das Friedensgericht, wenn das Haus oder die Wohnung als Hauptgegenstand des Vertrages anzusehen ist."

„Auf diese Weise," bemerkte der Kaufmann, „sind die Wohnungen wohl schnell geräumt?"

„Schneller wie früher, als dergleichen Klagen noch beim Landgericht angebracht werden mußten," erwiederte der Referendar. „Hören Sie weiter:

„Lassen sich die Partheien über eine Handelsgerichtssache vor dem Friedensgerichte ein, so finden gegen das ergangene Erkenntniß der Rechtsmittel wie gegen andere Erkenntnisse der Friedensgerichte statt. Auf den in Handelssachen sonst zulässigen Personalarrest kann jedoch in diesem Falle vor dem Friedensgerichte nicht erkannt werden. Innerhalb ihrer Competenz u. unter der Beschränkung, daß die Vollstreckung des Urtheils bei etwaiger Reformation in der Appell-Instanz vor die Landgerichte gehört, sollen die Friedensgerichte auch über den Einspruch erkennen, welcher von dem Verurtheilten gegen die auf Grund ihrer Urtheile eingeleitete Mobiliarexecution und über die Opposition, welche gegen Mobiliarexecutionen auf Grund von Notarialacten erhoben worden sind. Auch haben sie über die Ansprüche dritter Personen, welche bei der Pfändung von Mobiliargegenständen des Schuldners geltend gemacht werden, in den Grenzen ihrer Competenz zu erkennen."

„Wie verhält sich das mit den Notarialacten?" fragte Massau.

„Diese Acten werden, ebenso wie die Urtheile in authentischer Form ausgefertigt und ohne besondere Einklage durch Gerichtsvollzieher vollstreckt, wenn sie von den Partheien auf dem Original unterschrieben worden sind, oder diese nach Vorlesung erklärt haben, Schreibens unfähig zu sein. Ferner können die Friedensgerichte in dringenden Fällen die Ermächtigung zum Arrestschlage ertheilen und insofern sie über die Summe überhaupt zu entscheiden befugt sind, über die Gültigkeit des Arrestschlages sprechen. Die Urtheile der Friedensgerichte über possessorische, sowie über Räumigungsklagen sind ohne Ausnahme der Appellation unterworfen. Sie können jedoch die provisorische Vollstreckbarkeit der Erkenntnisse, mit und ohne Bürgschaftsbestellung, verordnen."

„So eine provisorische Vollstreckung," fiel der jüngere Fröhlich ein, „ist gewiß allen unbarmherzigen Gläubigern willkommen."

„Das kannst Du denken," sagte sein Bruder und fuhr fort:

„Außerdem darf, mit den im Gesetz enthaltenen Ausnahmen, keine Klage beim Landgerichte anhängig gemacht werden, wenn der Kläger nicht zuvor den Beklagten vor das Friedensgericht zum Sühneversuch hat laden lassen. Selbstredend können die Friedensgerichte als Vergleichskammern in der Sache nicht entscheiden, vielmehr nur vergleichen oder nach vergeblichem Sühneversuch zum Landgericht verweisen."

„Viele Aehnlichkeit mit unserem Institut der Schiedsmänner," bemerkte der Königsberger.

„Allerdings," antwortete der Referendar und erklärte weiter:

„Als Polizeigerichte haben sie, ohne Rücksicht auf das Maß der gesetzlichen Strafe, über alle Contraventionen zu erkennen, welche nach Inhalt der Gesetze polizeilich geahndet werden sollen, oder deren Strafe ausdrücklich als eine polizeiliche bezeichnet worden ist, insofern in den betreffenden Gesetze selbst nicht ein Anderes angeordnet worden."

Ueber die letztere Angabe des Referendars wunderte sich der Fremde sehr und fragte: „Also spricht hier nicht die Polizeidirection oder das Polizeipräsidium die Strafe über einfache Contraventionen aus?"

„Nein, das ist lediglich Sache der gerichtlichen Polizei, welche bei uns von der Verwaltungspolizei getrennt ist."

Eben hatte der Referendar die letzten Worte gesprochen, als plötzlich die Gäste im Nebenzimmer mit den Stühlen rückten, hastig den noch vor ihnen stehenden Wein austranken und zur Thüre hinausströmten.

„Was giebt's da?" fragte der Reisende.

„Die Sitzung beginnt," erwiederte der R.

tere Fröhlich, „wir wollen den Leuten folgen.“

Alle Drei leerten die Gläser und gingen durch das Nebenzimmer über den Hausflur in den Sitzungssaal, wo sie in der geöffneten Thüre mit dem Gerichtsvollzieher Straßen, der über einer schwarzen Kleidung einen schwarztuchenen, inwendig mit Seide gefütterten, die linke Schulter und den halben Rücken bedeckenden spanischen Mantel trug, zusammentrafen.

„Wie stark ist heute die Rolle, Herr Straßen?“ fragte der Referendar im Eintreten.

Neun vertagte und dreiundvierzig neue Sachen,“ war die Antwort.

„Habe ich recht gehört, zweiundfünfzig Sachen sollen heute verhandelt werden? fragte erstaunt der Kaufmann. „Wie ist das möglich?“

„Nicht wahr, Herr Massau, das wundert Sie?“ erwiederte der Referendar, „und dennoch werden Sie sich von der Möglichkeit überzeugen.“

Sie betraten hierauf den Sitzungssaal, der bereits bis zur Thüre mit Menschen angefüllt war. Der ältere Fröhlich führte die beiden Anderen in die Gegend eines nach dem Garten hinausgehenden Fensters, von wo aus sie das ganze Local übersehen, und was gesprochen wurde, deutlich hören konnten.

Der Saal nahm eine ziemliche Quadratfläche ein und schien früher zur Kapelle gehört zu haben, wofür die bis zur Decke reichenden Fenster und die gewölbte, mit alterthümlichem Schnitzwerk verzierte Decke, sowie der Umstand sprachen, daß das ganze Haus vor Zeiten einer nun ausgestorbenen altadelichen Familie gehört hatte.

Ein Drittel des Raumes, dem Eingange gegenüber, war durch eine Schranke abgetheilt. In derselben sah man eine, etwa neun Zoll erhöhte Tribüne, worauf drei schwarze, nebeneinandergesetzte Tische standen, mit Dintenfässern und Sandbüchsen darauf. An der hintern Wand waren in ziemlicher Höhe zwei Consolen mit ausgestopften Schwänen angebracht, vermuthlich das Bild der Unbeflecktheit der gerichtlichen Würde kundgebend. Von der Decke herab hing ein kolossaler Glaskronleuchter.

In der Mitte hinter den Tischen saß ein stattlicher Mann von gesundem Aussehen, etwas über vierzig Jahre alt. Er hatte blonde Haare und eine silberne Brille auf, die seinem Blicke etwas Imposantes verlieh. Eine weite, reichfaltige, lange Robe von schwarzem Orleans, auf welche das in kleinen, dichten Falten eingelegte Päffchen — das Halstuch vorstellend — in zwei Zipfeln von der Halsbinde aus herabfiel, bezeichneten den richterlichen Beamten im Costüme. Es war der Friedensrichter und Justizrath Scheurmann, ein überaus kenntnißreicher Mann, in jeder Hinsicht tüchtiger Jurist, und wenn auch wegen seines strengen fiskalischen Charakters, der zu dem Amte eines Friedensrichters wenig paßt, beim Publikum im höchsten Grade verhaßt, doch von allen vorgesetzten Behörden geachtet, geehrt und in Schutz genommen, welcher Art die vielen gegen ihn gerichteten Klagen auch sein möchten.

Neben ihm zur Rechten saß, in eben solchem Costüme, ein dicker Mann mit schwarzem Haar, anscheinend von gleichem Alter. Seine fleischigen Züge verriethen auf den ersten Blick einen gewissen Grad von Dummheit, ganz eigenthümlich mit Stolz vermischt. So oft der Friedensrichter ihm leise Etwas ins Ohr zuflüsterte, machte er eine tiefe Verbeugung und der feine Beobachter konnte aus der Bewegung seiner Lippen sehr deutlich die Worte herausfinden: „Zu Befehl, Herr Justizrath.“ Er hatte eine Feder in der Hand, die er von Zeit zu Zeit in das Dintenfaß tauchte.

„Ist das der Gerichtsschreiber?“ fragte Massau den Referendar.

„Der commissarische!“ antwortete dieser. „Die Stelle ist noch nicht definitiv besetzt, seit der letzte Gerichtsschreiber, in Folge großer Conflicte mit dem Friedensrichter, vom Amte kam. Der, den sie da vor sich sehen, ist einer jener angeblich invaliden Unterofficiere von zwölf Dienstjahren, ein Mensch, dessen Protocolle nicht einmal von orthographischen Fehlern frei, vielweniger in ihren Sätzen richtig construirt sind; der erst als Soldat schreiben gelernt, ohne die nothwendigsten Schulkenntnisse zu besitzen.“

[Fortsetzung folgt.]

Poetisches.

Kätchen von Heilbronn.

(Romantische Sage aus dem Neckarthale.)

Frisch Liedlein.

Ein Ritter vor der Schmiede hielt
Zu Heilbronn in der Stadt:
„He Schmied! he Schmied! flink meinen Schild,
Mein Rösselein beschlag,
Mach blank den Speer!
Und meine Wehr,
Daß ich mag fürder traben.

Der Ritter in die Stub' eintrat,
Nicht saß er lang allein;
Des Schmied's schön Töchterlein sich naht
Sie brachte kühlen Wein—
Was wirst Du roth,
Was wirst Du bleich,
Was wirst Du Ros' und Lilien gleich?

Das Mägdlein krank zusammenbrach,
Der Wein er floß zur Erden,
Dem Ritter sie zu Füßen lag,
Als wolle schier sie sterben.
Zu Roß stieg er
Das Herz gar schwer,
Wußt' nicht, wie ihm geschehen.

Das Mägdlein an der Zinnen stand,
Hub kläglich an zu weinen:
„Gedenk an mich du edler Knab,
„Laß mich nicht lang alleine,
„Kehr wieder bald
„Dein lieb Gestalt
„Löst mich aus schweren Träumen!

Der Ritter über die Brücke ritt,
Sein Rößlein warf er umme:
„Ich denke Dein, Schmiedstöchterlein,
„Ich darf nicht wiederkommen,“
Viel Scherz, viel Schmerz
Brach ihr das Herz —
Sie stürzte von der Zinnen. *)

---

*) „Das angebliche Haus des Kätchens von Heilbronn, unweit des im halbdorischen Styl gebauten Schlachthauses, bewohnt jetzt noch ein Schmied von eben so viel Geschicklichkeit als Humor, der schon seiner kräftigen Gestalt nach, aus jener guten alten Zeit übrig geblieben sein muß.“ Doch hören wir die ganze Geschichte, wie sie Börne in seinen dramaturgischen Blättern S. 124 ffg. nach dem Schauspiele „das Kätchen von Heilbronn“ von Heinrich v. Kleist erzählt:

Graf Wetter von Strahl, reich, im Lande angesehen, edelstolz, voll des Muthes und der Kraft seines jugendlichen Alters und jener alten Zeit, an Seele wie an Leib geharnischter Ritter—und Kätchen, Tochter eines Bürgers von Heilbronn, ein süßes, wunderschönes Mädchen, werden sich, die sich nie gesehen, von einer geheimnißvollen Macht einander im Traume angetraut. Dem todtkrank darniederliegenden Grafen erscheint im Wahnsinne des Fiebers ein glänzender Cherub, führt ihn weit weg in die Kammer eines schönen Kindes, und zeigt es ihm als die für ihn bestimmte Braut, sagend, es sei die Tochter des Kaisers. Dieselbe Nacht sieht Kätchen im gesunden Traume (das gesunde Weib erhebt sich zum kranken Manne, wie das wache zum schlafenden) einen schimmernden Ritter eintreten, der sie als seine Braut begrüßt. So sich angelobt, bringt später ein Zufall den Grafen in Kätchens Vaterhaus. Diese, ihn erblickend, erkennt sogleich die Traumgestalt. Da stürzt plötzlich ihres Körpers und ihrer Seele Bau und eigene Haltung zusammen, sie fliegt ihrem Pole zu und bleibt ohne Willen und Bewegung an ihm hangen. (Als nun der Ritter fortreitet, stürzt sie sich dreißig Fuß hoch auf das Pflaster der Straße nieder. Kaum hat sie sich von dem schweren Falle erholt, so schnürt sie ihr Bündel und folgt dem Grafen von Strahl). Vergebens wird sie vom Ritter weggerissen, von diesem selbst mit Füßen zurückgestoßen, wie ein Thier, wie eine Sache behandelt, sie ist immer wieder da, und folget

ihm auf allen seinen Zügen. Wohl lernt er das Bürgermädchen lieben, aber werther bleibt ihm sein Ritteradel. Endlich bis in den Grund des Herzens gerührt, forscht er Käthchens Inneres aus, da sie einst im magnetischen Schlummer sich befand, wo die Seele, zwischen der Nacht der Erde und dem Tage des Himmels in der dämmernden Mitte schwebend, mit einem Blicke beide umfaßt, und da ward ihm kund, was er im Geräusche eines thatenvollen Lebens nicht früher erhorchen konnte, daß sie die Verheißene sei, die ihm im Traume gezeigt worden. Später tritt auch der Kaiser auf, gibt sich als Käthchens natürlichen Vater zu erkennen und diese, nachdem er sie zur Fürstin erhoben, dem Grafen zum Weibe.

Der alte Auswanderer.

In dem Westen sank die Sonne
Luft und Meer der Ewigkeit,
Noch von ihrer Strahlenwonne
Glänzt die Erde weit und breit.
Fern im Osten steigt der helle
Hesperus am Himmel auf —
Spiegelt sich in jeder Welle:
Still verfolgend seinen Lauf.
Hier in dieser tiefen Stille
An dem Rand des „Michigan"
Von des vollen Herzens Fülle
Sang ein alter deutscher Mann.
Ueber seine bleiche Wange
Rollte eine Thräne hin —
Wehmuth war in dem Gesange
Der von andern Landen schien.
Müde an den Stock gelehnet
Blickt er thränend Hesper an,
Und sein schweres Herz sich sehnet
Andrem — fernen Land zu nah'n.
Dort wo Weib und Kinder wallen —
Jedes theure liebe Band —
Dort wo deusche Lieder schallen
Dorthin in das Vaterland.
Und die Brust sie steigt und sinket
Von der Sehnsucht süßen Weh'n,
Und von ihren Tiefen trinket —
Er die Labung — Wiedersehn!
Liebe strahlt in seinen Zügen
Spiegelt sich im matten Licht,
Lachende Gedanken fliegen
Um das blasse Angesicht.
Hesper blickt ihn an mit Freude
Und die Stille mahnt sein Herz —
„Gott ist nah in jedem Leide —
„Er stillt einst auch deinen Schmerz.
„Jener Stern mit hellem Scheine
„Blickt auf deine Lieben hin —
„Ihre Augen! — wie die meine
„Sehen thränend jetzt auf ihn."
„Und sie denken an dich Armen
„Beten für dich zu dem Herrn —
„Hoffen dich bald zu umarmen! —
„Hoffnung leucht auch mir der Stern!
„Du strahlst auch im Vaterlande
„Scheinst auf jeden lieben Ort —
„Du erinnerst an die Bande —
„Die ich einstens knüpfte dort!
„Hoffnung glänzt in deinem Blicke
„Freude strahlt in deinem Schein
„Wonne alle Augenblicke
„Strömet in mein Herz hinein!
„Wenn die Sonne sinkt im Meere
„Und die Hoffnung scheint dahin
„Wenn die Strahlen durch die leere
„Luft zum fernen Westen ziehn —
„Dann kommst du — als Hoffnungs Sonne
„Führst die Sterne und die Nacht —
„Füllst die ganze Welt mit Wonne —
„Wenn dein Blick im Osten lacht!
„So sey mir ein Trost im Leiden
„Du sey auch mein Hoffnungs Stern —
„Sollte meine Sonne scheiden —
„Oh! — So sey auch du nicht fern!
„Einsam hier auf fernem Strande —
„Kenn ich nur allein dein Licht —
„Denn im fernen Vaterlande
„Schau'n sie auch dein Angesicht.
„Drum ein Tröster bleibt mir immer —
„Gott hat dich zu mir gesandt —
„Denn dein liebevoller Schimmer —
„Führt mein Herz ins Vaterland.
Fester tritt er auf die Erde
Freudig glänzt sein heller Blick
Wenig fühlt er die Beschwerde
Christlich trägt er sein Geschick.
Stärker lenkt er seine Schritte
Winkt den Gruß dem Sterne zu —
Bald ist er in seiner Hütte
Legt sein graues Haupt zur Ruh.
Stille ruht er! — Süße Träume —
Schicket ihm sein Vater zu.
Und die Lüfte durch die Bäume
Führen ihm die Seinen zu!

Nathan der Weise.

Phil, Sept, 21, 1864.

Buntes und Allerlei.

Das goldene Buch.

Schon mehre Jahre arbeitete Donatien Taillandier bei einem bejahrten Schuhmacher, welcher mit seinem jüngern Weibe und zwei Kindern zu Paris im sogenannten lateinischen Quartier wohnte. Der Lehrherr hielt auf ihn wegen seines Fleißes und Ehrlichkeit sehr viel, und da er dabei viel Treuherzigkeit und ein gutes Herz an den Tag legte, war er in der Familie immer wohlgelitten. Seine gute Gesinnung bewies er auch dadurch, daß er einen hochbejahrten Vetter aus dem Hospital, in welchem er Alters und Krankheit halber sich zur Versorgung befand, aus bloßem reinen Mitleid in seine höchst beschränkte Wohnung unter dem Dache aufnahm, und seiner pflegte und ihn abwartete, ob er wohl bei dessen Armuth auf keine Vergeltung rechnen konnte. Vor kurzem starb der Alte, ohne weiter etwas zu hinterlassen, als ein einziges, unscheinbares Buch. „Vetter, laß Dir's gesagt sein!" sprach er kurz vor seinem Tode zu ihm. „Achte das Buch nicht so gering und nimm es zuweilen mit zur Hand. Es hat mir manchen Trost in meiner Lage gegeben!" Diese Vermahnung hörte Taillandier geduldig mit an, aber nicht ohne Betroffenheit; denn er hätte, da er des Lesens unkundig war, in dem Buche nicht lesen können, und wenn er auch eine Brille gehabt hätte. Wie der Vetter todt war, warf er es in einem Winkel unter anderes Gerümpel. Inzwischen starb auch sein Lehrherr, welcher noch den Kummer erlebte, daß sein Sohn als Rekrut angenommen wurde. Die Wittwe hatte nun aber zu dem Gehülfen ihr ganzes Zutrauen, und dieser war wieder ihr gewogen, so daß sie am Ende nach der Trauerzeit sich zu heirathen beschlossen. Unser Bräutigam verrieth bei aller Seelengüte doch auch etwas von der französischen Eitelkeit, und wollte sich an seinem Ehrentage in bestem Lichte zeigen. Er ließ daher einen Friseur kommen, um recht zierlich gekräuselt vor den Altar zu treten. Da mangelte es an Papier zu den Wickeln u. Taillandier fiel am Ende auf das einzige, ihm theuer empfohlene Erbstück, das Buch. Als dieses aus einem Winkel aufgestöbert worden, u. unser Figaro, welcher einmal durch die Schule gelaufen, also des Lesens nicht unkundig war, solches aufschlug, wie erstaunte er, eine Banknote von 1000 Francs zu finden! Weiteres Nachsuchen war von so gutem Erfolg begleitet, daß noch 13 Banknoten von gleichem Gehalt sich entwickelten. „Und ihr behelft Euch mit einem Dachstübchen?" fragte der erstaunte Finder. Unser Taillandier aber sprang spornstreichs zu seiner Braut, rief: „Vivat, alle Noth hat bei uns ein Ende," kaufte flugs den Schwager vom Dienste durch Stellung eines Ersatzmannes los, und versah nach der Heirath sein Aushängeschild mit dem Beisatze „Zum goldenen Buch."

Die Wassernixe im See bei Wimpfen.

Volkssage von H. Wenzel.

Zu Wimpfen ist ein See auf einem Berge, wovon folgende Sage erzählt wird.

Ein Knabe sah einmal auf dem See drei weiße Schwanen, er nahm ein Brett und fuhr ihnen nach. Als er eine Strecke weit vom Ufer entfernt war, schlug das unsichere Fahrzeug um, und der Knabe sank unter. Er wußte nicht wie ihm geschah, denn er sah sich in einem prächti-

gen Schlosse, vor ihm stunden drei wunderschöne Jungfrauen. Wie kamst Du hierher? sprachen sie zu dem Knaben. Ich wollte drei weiße Schwanen betrachten, entgegnete er, und ich weiß nicht, wie es mir weiter gegangen ist. Willst Du bei uns bleiben, sprach eine der Jungfrauen, doch darfst Du, sobald Du einmal drei Tage hier verweiltest, nie wieder in Deine Heimath zurückkehren, deñ Du würdest alsdañ Dich nicht mehr an die obere Luft gewöhnen können, und sterben müssen. Der Knabe willigte fröhlich ein. Doch nach Jahresfrist fühlte er eine unwiderstehliche Sehnsucht nach seiner Heimath, er wurde krank und härmte sich zusehends ab. Die Jungfrauen fragten ihn oft, was ihm fehle, allein er sagte ihnen nie den wahren Grund seiner Traurigkeit. Einmal war er in tiefes Nachsinnen verfallen, da trat eine häßliche, alte Frau zu ihm hin, und sprach: Wenn Du mir gelobest, mich zu heirathen, so führe ich Dich in Deine Heimath zurück. Nein, sprach der Knabe, lieber will ich sterben, ohne meine Heimath wieder zu sehen, als meine Gebieterinnen zu hintergehen und mich zu betrügen. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, da standen die drei Schwestern im Glanze ihrer Schönheit vor ihm. Weil Du so redlich bist, sprachen sie, so magst Du denn wiederkehren zu den Deinigen. Als er am folgenden Morgen erwachte, saß er am Ufer des See's, er erzählte seine Geschichte, allein Niemand glaubte sie ihm. Gern wäre er nun wieder zurückgekehrt zu den drei schönen Jungfrauen, deñ sie waren ihm unvergeßlich. Er hatte keine Ruhe, keinen Frieden, bekam das Heimweh nach dem unbekannten Gefilde, in welches er versetzt gewesen war, so heftig, daß er nach wenigen Tagen starb.

Im Munde des Volkes hat sich noch ein sehr schönes Lied, welches diese noch aus heidnisch-deutschem Volksglauben entsprungene Sage besingt, erhalten; es verdient, da es noch wenig bekannt ist, hier mitgetheilt zu werden.

„Dort oben auf dem Berge
Da ist ein schwarzer See,
Und auf dem See da schwimmet
Ein Röslein, weiß wie Schnee.

Es kommt ein Hirtenknabe
Mit einem Haselstab:
Das Röslein muß ich haben,
Das Röslein brech ich ab!

Er zieht es mit dem Stabe
Wohl an den Binsenraud,
Doch aus dem Wasser hebet
Sich eine weiße Hand.

Sie zieht das Röslein nieder
Tief in den dunkeln Grund:
„Komm, lieber Knab', ich mache
Dir viel Geheimes kund.

„Im See, am Boden wurzelt
Das Röslein, das Du liebst,
Da will ich Dir es brechen,
Wenn Du Dich mir ergiebst."

Den Knaben fasset Grauen,
Er eilt hinweg vom See,
Doch immer ist sein Sinnen
Das Röslein, weiß wie Schnee.

Er irret durch die Berge,
Der Gram das Herz ihm frißt,
Und Niemand weiß zu sagen,
Wo er geblieben ist."

Sagen und Mährchen von Nixen, die sich in die schönen Menschenkinder verliebten, sind fast durch ganz Europa verbreitet.

In der badischen Wochenschrift 1806 No. 21 erzählt Grimm die Sage von dem See bei Eppenbach; und wir theilen sie hier in einem Auszuge mit:

„Vor Jahren versammelten sich die jungen Bauern und Bäuerinnen, wie jetzt an den Winterabenden. Aber damals traten, seit dem Gedächtniß der Aeltermütter, jeden Abend 3 wunderschöne, weiß gekleidete Jungfrauen in den fröhlichen Kreis. Man harrte jeden Abend mit Sehnsucht der Gewohnten, und wie gute Engel nahm man die holden Schwestern auf: denn sie brachten jeden Abend ein neues Lied, eine schöne Weise, ein munteres Spiel, oder ein unbekanntes Mährchen mit. — Man liebte sie allgemein, und besonders verweilten die Blicke der jungen Bursche mit Wohlgefallen auf den schönen Zügen der Jungfrauen, aber eine besondere Hoheit in ihrem Wesen scheuchte alle Vertraulichkeit. Auch sie brachten immer ihre Rocken und Spindeln mit, und keine der Spinnerinnen übertraf sie an Behendigkeit und ihre Faden an Feine. Sobald aber die Glocke elf schlug, packten sie ihre Rocken zusammen, und nichts konnte sie bewegen, auch nur eine Minute länger zu bleiben. Fröhlich und eilig verschwanden sie aus dem

Kreise wie sie gekommen waren. Keine Spur verrieth ihren Weg, wenn sie Abschied genommen hatten. Niemand wagte es auch, ihnen nachzugehen. Man wußte nicht, woher sie gekommen waren, man wußte nicht, wohin sie gingen, man sah sie nur, in die Stube tretend und hinausgehend, und wenn man von ihnen sprach, so hießen sie nur die Jungfrauen aus dem See, oder die drei Schwestern aus dem See.

Einige Bursche brannten besonders im Stillen für die wunderbaren Mädchen, und unter ihnen, des Schulmeisters Sohn. Ihm that es besonders leid, wenn sie so frühe schieden, ihm währte immer der Tag zu lang, und war erst der Abend nahe, so dünkte ihm jede Stunde, ehe die Spinnstube besucht wurde, eine Ewigkeit. Um doch einmal ihres Anblicks eine Stunde länger zu genießen, stellte er eines Abends, ehe er in die Spinnstube ging, die Dorfuhr um eine Stunde zurück. Die Jungfrauen hatten diesmal ein neues Lied mit einer neuen Weise mitgebracht, und lehrten es die Anwesenden. Darüber wurde der längere Verzug der elften Stunde nicht bemerkt, die Jungfrauen blieben, bis die Glocke elfe schlug, und gingen also erst um zwölf Uhr weg. Sie schieden so fröhlich und heiter wie sonst.— Darüber freute sich der gute Jüngling, und beschloß diesen Streich zu wiederholen. Er hatte sich aber vergebens gefreut. Als am folgenden Tage einige Leute am See vorübergingen— jetzt ist eine schöne Wiese an seiner Stelle—so hörten sie ein klägliches Gewimmer, und auf dem flachen See gewahrte man drei große, blutige Stellen. Niemand wußte es zu deuten, jedes aber ahnete, was geschehen sei. Des Abends harrte man in der Spinnstube der drei Schwestern, aber nie sind sie wiedergekommen."

Frisur der Fidschi-Insulaner.

Wenn die Knaben heranwachsen, so wird ihr Haar nicht mehr abgeschnitten, und man nimt sich viele Mühe, es in eine lappenähnliche Form auszubreiten. Besonders die Häuptlinge wenden große Sorgfalt auf die Anordnung ihres Haars, und zu diesem Zweck haben sie Friseure, deren einzige Beschäftigung in der Sorge für die Köpfe ihrer Herren besteht. Die Pflichten dieser Beamten werden für so heilig gehalten, daß ihre Hände unentweiht von jeder anderen Beschäftigung bleiben müssen, und daß ihnen nicht einmal erlaubt ist, sich selbst Nahrung zu reichen. Der Kopfputz eines Häuptlings kostet mehrere Stunden, und das Haar wird so behandelt, daß es vom Kopf aus nach jeder Seite hin oft acht Zoll weit absteht. Der Bart, der ebenfalls sorgfältig gepflegt wird, reicht oft auf die Brust herab, und wenn bei einem Fidschi diese wichtigen Theile seiner Person wohlgeordnet sind, so legt er eine Sorgfältigkeit an den Tag, die nicht wenig belustigend ist. Bei der Ausputzung des Haares wird dasselbe mit Oel gesalbt, das mit einem kohlenartigen Schwarz vermischt ist, bis es vollkommen gesättigt ist.— Der Friseur nimmt dann die Haarnadel, welches ein langer dünner Stab von Schildkrötenschale oder Knochen ist, und zupft jedes Haar besonders. Hierdurch kräuselt sich dasselbe und steht aufrecht. Der Haarbüschel wird dann durch Sengen geglättet, bis er das Ansehen einer ungeheuren Perücke hat. Wenn dies geschehen ist, wird ein Stück tapa, welches so fein ist, daß es wie Seidenstoffpapier aussieht, in leichten Falten um das Haar gewunden, um es vor Thau oder Staub zu schützen. Diese Bedeckung, welche mit einem Turban Aehnlichkeit hat, heißt sala, und nur Häuptlingen ist es gestattet, sie zu tragen. Ein hai-si oder ein gewöhnlicher Mensch, der sich diesen Kopfputz anmaßen wollte, würde sofort mit dem Tode bestraft werden. Die sala dauert, wenn sie recht genommen wird, drei Wochen oder einen Monat, und das Haar wird nur, wenn sie weg genommen ist, der Frisur unterworfen; doch die Häuptlinge und Dandys lassen selten einen Tag vorübergehen, ohne die sala zu ändern und ihr Haar von neuem der kunstreichen Hand des Friseurs zu übergeben.

Im Jahre 1470 gab Georg Neville, der Bruder des berühmten Warwick, zur Feier seiner Ernennung zum Erzbischof von York, dem Adel u. der Diöcese ein Festmahl, dessen Speisekarte noch jetzt im Reichsarchive zu London aufbe-

wahrt wird. Auf der Tafel des Prälaten servirte man an jenem Tage 80 Ochsen, 6 Stiere, 300 Schweine, 300 Kälber, 3000 Gänse, 300 Kapaunen, 100 Kaninchen, 4000 Tauben, 2000 Hühner, 200 Fasanen, 500 Rebhühner, 4000 Auerhähne, 8 Seekälber, 4000 Enten, 4 Schildkröten, 3000 Hechte, 1000 Schüsseln Gelees und noch eine ganze Seite voll anderer Gerichte. Bei der Zubereitung dieses Gastmahles waren 61 Haushofmeister, 570 Köche, 150 Küchenjungen beschäftigt; 300 Fässer Bier und 140 Fässer Wein reichten kaum hin, den Durst der Gäste zu löschen.

Eßbare Schwalbennester. Daß man einen Vogel speist, ist wohl Keinem unbekannt geblieben; daß man aber auch ihre Nester als Speise verwendet, dürfte auch denen, die bereits davon gehört haben, etwas wunderbarlich erscheinen. Nichtsdestoweniger ist es eine ausgemachte Thatsache, die wir jetzt näher erörtern wollen. Es gibt nämlich in Ostindien namentlich auf der Insel Ceylon, eine Schwalbenart, welche ihr Nest aus einer eßbaren Flechte von der Gattung Sphaerococcus bereitet und deshalb nicht selten ihr mühsam erbautes Nestchen dem Menschen abtreten muß. Zum Glück darf sie sich ein neues bauen; denn sie selbst wird, wie alle andern Schwalben, wegen ihrer Magerkeit von den Kochkünstlern verschmäht.

Eine deutsche Antwort. Der deutsche Schriftsteller A. Weil erwiederte unlängst im Salon der Frau von Ancelot in Paris einem französischen Schriftsteller, der über die deutsche Sprache spöttelte und sie eine Pferdesprache nannte: „Darum können sie die Esel nicht lernen."

Der heiße Sommer. Die „Hartford Times" berichtet, daß Hr. Clark von East Granby versichert, daß in seines Vaters Familie während 35 Jahren ein täglicher Witterungsbericht genau geführt und jetzt von ihm fortgesetzt sei. Nach diesem Berichte findet er, daß die letzte Woche die 7 heißesten Tage zählte welche während des Monats September während dieser 35 Jahr jemals Statt hatten. Am letzten Samstag stand sein Thermometer um 2 Uhr Nachmittag auf 63, am Sonntag zur selben Zeit auf 96 und am Montag auf 92 Grad.

Naturerscheinung. In der Nähe von West-Springfield ist ein Teich, dessen Wasserfläche etwa 50 Acker Land bedeckt. Sein klares durchsichtiges Wasser ist seit einiger Zeit trübe geworden; aus dem schmutzig-gelben Wasser steigt ein Gasquell auf, über deren Eigenschaft noch nichts Näheres mitgetheilt wird. Man vermuthet, daß vor etlichen Wochen in der Umgegend verspürte schwache Erdbeben stehe zu dieser Erscheinung in einiger nähern Beziehung.

Lese-Fiaker. — In Paris halten jetzt die Fiaker in ihren Wägen Journale und bezeichnen die Namen von außen. Dieß ist für Viele sehr bequem, die nicht Zeit haben, auf das Lesen der Tagesblätter einige Stunden zu verwenden. Sie setzen sich in den Wagen ein, lesen gemüthlich und kommen dabei vom Fleck, indem sie dennoch zugleich ihre Geschäftsgänge vollenden. Die Fiaker finden bei solcher Anstalt ihre gute Rechnung.

Miscellen.

Noël, Mundkoch Friedrich's II., hatte einst eine köstliche, aber schwer verdauliche Pastete bereitet, und der König aß viel davon. „Wir kommen beide in die Hölle," sagte der König, „Er, weil er die Pastete gebacken, ich, weil ich sie genossen habe." „Thut nichts," versetzte der Koch, „wir sind beide das Feuer gewöhnt."

Ein Prediger hatte so eben seinen Vortrag angefangen, als er in's Stocken kam. Umsonst rieb er die Stirne; nichts wollte mehr heraus. Geschätzte Zuhörer," sagte er endlich, „ich beklage Euch herzlich; Ihr verliert heute eine vortreffliche Predigt."

Einer 80jährigen Frau starb die Tochter im 62. Lebensjahre. Da äußerte sie: „Die Wehfrau hat es mir schon bei der Entbindung gesagt, daß ich dies Kind nicht am Leben erhalten werde."

Er kauft nie etwas. In Paris wurde ein Dieb auf der That ertappt. Als man in seiner Wohnung nachsuchte, fand man ein sehr anständiges Mobiliar, mehre 1000 Francs und zuletzt auch noch ansehnliche Vorräthe von Zucker, Kaffee, Schinken und andern derartigen Leckereien und Victualien. Als man ihn fragte ob er das Alles auch gestohlen, antwortete er: Herr Commissair, ich kaufe nie etwas.

Ein Pastor predigte eines Tages über den Werth der Seele und über die Pflicht der Erhaltung derselben. Den ersten Satz bewies er nun aus dem traurigen Zustande, in dem wir ohne Seele sein würden. „Denkt Euch einmal jetzt recht lebendig," sprach er, „Ihr hättet keine Seele, wäret wie das Vieh, das Kraut auf dem Felde frißt! Und wenn Ihr es Euch recht vergegenwärtigen könnt, und Eure Seele gänzlich hinweggedacht habt, dann — denkt, prüft und urtheilt, wie unglücklich Ihr sein würdet."

Ansicht von Paris.

Walhalla:

Eine Monatsschrift zur Belehrung und Erheiterung.

2. Band. Philadelphia, Oktober 1846. 3. Heft.

Der Wucherer und das Friedensgericht.

Eine Novelle von Eduard Ludwig.

[Fortsetzung.]

In diesem Augenblicke rief der Friedensrichter: „Die Sitzung ist eröffnet! — Herr Strassen, rufen Sie die vertagten Sachen auf!"

Der Gerichtsvollzieher, der an der Seite des Tisches, links vom Friedensrichter stand, hatte die Originalladungen vor sich liegen und rief: „Schmitz gegen Kluth!"

Die Aufgerufenen traten aus dem, diesseits der Schranken gedrängt stehenden Auditorium, in den Raum vor den Gerichtstisch.

Der Friedensrichter hielt ihnen das Beweisthema vor, worauf die bezüglichen Schriften Seitens des Klägers vorgelegt wurden. Dann sprach der Friedensrichter auf der Stelle das Endurtheil.

Kläger und Beklagter zogen sich zurück und der Gerichtsvollzieher rief: „Kalhausen gegen Lindenschmidt!"

„Die Parteien haben sich verglichen," antwortete eine Stimme aus dem Publicum.

„Die Sache wird von der Rolle gelöscht!" erklärte der Friedensrichter.

„Anderwahr gegen Königliche Regierung!" erschallte die Stimme des Gerichtsvollziehers.

Niemand trat vor.

„So wird die Sache gestrichen!" verkündigte der Richter.

Auf obige Weise ging es mit einigen der vertagten Sachen fort, die unseren Zuhörern weiter kein Interesse darboten.

Der ältere Fröhlich benutzte diese Zeit, den Reisenden auf mehrere Personen, die innerhalb der Schranken zur Seite auf Stühlen und Bänken saßen, aufmerksam zu machen.

Ein großer Theil der älteren und jüngeren Herren, die in Acten oder Büchern lasen, waren Advocaten, die hier als Bevollmächtigte die Parteien vertreten oder ihnen assistiren. Denn eigentliche Advokaten giebt es bei den Friedensgerichten nicht. Ihnen schlossen sich Referendare, Auscultatoren und Notarjatscandidaten an.

Ein stattlicher Mann von mittleren Jahren, derselbe, mit welchem der Metzger im Wirthszimmer gesprochen, hatte in den meisten Prozessen zu plaidiren. Er war Rechtsgelehrter von Fach, wiewohl als früherer akademischer Brausekopf ohne eigentliche Qualität. Ausgezeichneter Jurist, bei steter Fortbildung und anständigem Betragen, niemals Vertheidiger einer schlechten Sache und einer strengen Redlichkeit beflissen, sitzt er fest in der Achtung der Gerichte und im Vertrauen des Publicums. Ja, die geschicktesten Advocaten, die nicht Zeit haben, am Friedensgericht zu plaidiren, übertragen ihm schwierige Processe vor demselben, die sie aus Rücksicht für ihre Clienten annehmen müssen.

Jener kleine, bewegliche Mensch im Sackpaletot, der in seinen Vorträgen stets das Schluß-N der Wörter wegläßt, ist ein Spezereihändler: welcher früher seine Weisheit in der Schreibstube eines Advocaten aufgefischt hat.

Dort jener blasse Mann ist Schreiber bei einem Advokaten, erscheint hier für seinen Herrn und huldigt so dem Schwerte der Gerechtigkeit, während er selbst früher ein gekrümmtes zur Seite trug, als Hautboist bei einem Infanterieregimente.

Noch ein kleines Männlein mit krummen Beinen, seines Standes ein Schneider, giebt sich mit Vertreten der Parteien ab. Er geht vor der Audienz auf dem Hausflur umher, angelt, links und rechts nach einem Unkundigen und hat dieser angebissen, so läßt er sich schnell eine Vollmacht schreiben. Ich sage, läßt, denn er selbst versteht nicht einmal seinen Namen zu kritzeln. Uebrigens nimmt er vor Gericht weiter keine Anträge, als auf Ausspruch eines Contumacialurtheils oder auf einfache Vertagung.

Der Referendar bemerkte schließlich, daß in den letzten Jahren die Zahl der Winkelconsulenten, besonders durch den Friedensrichter Schurtmann, sehr verringert worden; da aber nach dem Gesetz die Partheien sich durch Bevollmächtigte vertreten zu lassen, befugt seien, so gäbe es kein wirksames Mittel, die Personen, denen man keinen direkten Vorwurf über ihre Kenntnisse und ihre Moralität zu machen im Stande wäre, als Mandatare der Partheien vom Friedensgericht fern zu halten.

Ein junger Mann mit feurigem Blick und schwarzen Haaren nahte sich hierauf mit Anstand und Bescheidenheit dem Referendar, diesem eine Nachricht in Betreff eines Prozesses mittheilend. Sein angenehmes Organ, die fließende Sprache, das Gediegene seiner Bemerkungen fielen dem Reisenden auf. Als er wieder fortgegangen, erkundigte sich Massau nach dem Herrn, der ihn interessirt hatte.

„Das ist", sagte der Referendar, „einer unserer geschicktesten Rechtspraktikanten, dem Nichts fehlt, als akademische Studien. Sekretär bei einem der wissenschaftlich gebildeten Advokaten, ist er mehr dessen Freund als sein Geschäftsführer. Am Friedensgericht ersetzt er seinen Prinzipal stets zu dessen und seiner Clienten Zufriedenheit. Er ist auch von allen Friedensrichtern, nur nicht vom Justizrath Schurtmann, gern gesehen. Denn er beging die Thorheit, als dieser ihn einmal vor Gericht beleidigte, den Friedensrichter zu verklagen, und wie ich Ihnen schon früher erklärte, daß es stets so gehe, bekam auch er bei der Behörde Unrecht. Er kann und will deshalb nicht mehr vor diesem Friedensgerichte als Bevollmächtigter auftreten, was seine Freunde sehr bedauern."

„Sehn Sie dort den Herrn mit der gebogenen Nase im braunen Frack mit gelben Knöpfen?" fragte der Bildhauer den Fremden.

Dieser erwiderte, daß ihm der Herr sehr bekannt vorkomme. Wenn er nicht irre, so habe er denselben gestern Abend im Theater gesehen.

„Ganz recht", sagte der Referendar, „es ist der Schauspieldirektor Ernstthaler, der fast an jedem Sitzungstage als Kläger oder als Beklagter hier erscheint. Bald wird er wegen vorenthaltener Gage, bald wegen Contraktbruchs von Schauspielern u. Schauspielerinnen, Sängern und Sängerinnen verklagt; bald fordert er von diesem oder jenem Theatermitgliede eine festgesetzte Conventionalstrafe oder Entschädigung. Was der Gegenstand der Klage aber auch sein möge, stets verliert er den Prozeß, den er gewöhnlich in der Appellinstanz gewinnt. Da jeder Zweifel an die Unpartheilichkeit des Richters schon ein Verbrechen ist, welches zu ahnden man sich beeilen würde, so hörte ich den Mañ neulich blos erklären, er wolle seine jetzige Wohnung verlassen und in eine Straße ziehen, die zu einem andern Friedensgerichtsbezirk gehöre. Die Dame, die neben ihm steht, soll gewiß in der Sache Zeugniß geben. Es ist unsere Primadonna, Fräulein Donaustrauch. Der im abgeschabten Mantel dahinten ist der Sänger Aeuglein, welcher mit einem Male seine Stimme verloren hat und sie vermuthlich vom Dirktor zurückverlangt."

Jetzt rief der Gerichtsvollzieher: „Aeuglein gegen Ernstthaler!"

Die Vorbeschriebenen erschienen.

Kläger bat um Vertagung der Sache, weil ein Zeuge noch nicht da sei.

Trotz der Protestation des Verklagten ging die Sache, wiewohl peremtorisch, — entscheidend, — auf die nächste Sitzung zum Beweise über.

Neuer Aufruf: „Schmalbach gegen Rosenkranz!"

Diesem Aufruf folgend erscheinen innerhalb der Schranken, an der einen Seite Herr Schmalbach in derselben Kleidung, wie der Leser ihn seine Wohnung verlassen gesehen hat, an der anderen Seite ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, in grobem Tuchüberrock von grauer Farbe und mit Händen, welche noch Spuren der Möbelpoliturbeize trugen. Es war ein Tischler. Ihm folgte eine nicht viel jüngere Frau in verbleichtem, kattunenem Mantel, die Kapuze über den Kopf geschlagen so daß das Gesicht allein frei blieb, wie es die allgemeine Tracht der Frauen aus den niederen Ständen im Winter und Sommer ist.

„Wer seid Ihr, Frau?" fragte der Richter.

„Dieser hier ist mein Mann! sagte die Angeredete.

„So verhaltet Euch ruhig, denn wir haben hier nur mit Eurem Manne zu thun."

Er wendete sich hierauf an Schmalbach und sagte:

„Durch Interlocut vom 24. d. M. ist Ihnen aufgegeben worden, in heutiger Sitzung den Eid, welchen der Verklagte Jacob Rosenkranz Ihnen zugeschoben hat, auszuschwören. Er lautet: „„Ich schwöre zu Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden, einen leiblichen Eid, daß ich auf das dem Verklagten Jacob Rosenkranz vorgeschossene Darlehen von fünfzehn Thalern, keineswegs den Betrag von fünf Thaler, überhaupt gar keine Abschlagszahlung empfangen habe; so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium. Amen."" — In voriger Audienz haben Sie den Eid acceptirt. Sind Sie nun bereit, denselben auszuschwören?"

„Das kann er nicht, das geht nicht an; er wird seine Seele dem Teufel nicht übergeben wollen!" schrie die Frau.

„Ich warne Euch, Frau," bemerkte der Richter, „Euch in die Verhandlungen zu mischen, sonst bin ich genöthigt, Euch hinausführen zu lassen."

„Ich will still sein," sagte die Frau.

Schmalbach hatte bereits die rechte Hand in die Höhe gehoben.

„Warten sie noch!" erinnerte der Richter. „Haben Sie sich hinreichend geprüft und wollen Sie wirklich den Eid ausschwören?"

„Ich habe das schon in der letzten Sitzung erklärt."

„Nun so geben Sie wohl Acht, was ich Ihnen jetzt sagen werde: Der Eid ist eine heilige Handlung, durch die Sie Gott zum Zeugen der Wahrheit und zum Rächer der Unwahrheit anrufen. Der Meineidige hat nicht allein die Strafen im ewigen Leben zu erwarten, sondern er muß auch fürchten, daß die weltlichen Gerichte sobald sein Meineid entdeckt wird, ihn mit Strafen belegen. Letztere sind scharf und brandmarken den Verbrecher mit unauslöschlicher Schande. Ihnen ist dieses Alles wohl bekannt, da sie nicht zum ersten Mal vor Gericht einen Eid schwören. — Nun haben Sie die zwei Vorderfinger der rechten Hand in die Höhe und sprechen mir nach!"

Der Ermahnte befolgte das Geheiß des Richters und sprach Folgendes nach:

„Ich schwöre zu Gott, dem Allmächtigen —"

„Er schwört! Jacob, er schwört!" rief die Frau weinend und rang die Hände.

„Herr Straffen!" rief in unwilligem Tone der Friedensrichter, „führen Sie die Frau vor die Thür."

Der Gerichtsvollzieher wollte die Weinende beim Arm nehmen. Diese aber schrie: „Nein, er soll nicht schwören! Jacob, laß seine Seele nicht zum Teufel fahren!"

Rosenkranz antwortete: „Ja, Herr Justizrath, wie meine Frau gesagt, so soll es sein; ich verzichte auf den Eid."

„So trage ich auf Verurtheilung des Beklagten nach Inhalt der Vorladung an," sagte ganz kaltblütig Schmalbach.

„Sind Sie nicht geneigt, den Leuten einen Theil Ihrer Forderung zu erlassen?"

„Nein!"

„In Erwägung, daß, da der Kläger in heutiger Audienz den ihm vom Verklagten zugeschobenen Eid auszuschwören bereit war, der Verklagte aber auf Ableistung desselben verzichtet hat, die Sache auf den Standpunkt, auf welchen sie sich in der Audienz vom 24. d. M. befand, zurückgeführt ist; daß durch Interlocut vom genannten Tage bereits der Beweis der Klage in Bezug auf die Höhe der Forderung feststeht, die Einrede des Verklagten aber nicht gerechtfertigt erscheint, da ein anderer Beweis, außer der Eidesdelation weder angetreten noch erboten worden.

Aus diesen Gründen

Erkennt das königliche Friedensgericht in letzter Instanz für Recht: Beurkundet den Verzicht des Beklagten auf Ausschwörung des dem Kläger angetragenen Eides; verurtheilt den Verklagten Jakob Rosenkranz zur Zahlung der eingeklagten Summe von fünfzehn Thalern und legt ihm die Kosten, liquidirt auf fünfzehn Silbergroschen sechs Pfennige, zur Last."

Nach dieser durch den Friedensrichter vollzogenen Urtheilspublikation traten die Parteien ab.

Der fremde Kaufmann eilte den Eheleuten vor die Hauptthüre nach und bestellte den Mann auf den Nachmittag halb zwei Uhr in seinen Gasthof. Dann kam er wieder in den Saal zurück, ohne Etwas über sein Vorhaben zu äußern.

Der Bildhauer war entrüstet über den Kläger. „Der Schurke!" sagte er und ballte die Faust gegen ihn.

„Ruhig!" sagte sein Bruder, „es kommt noch besser."

Es folgten jetzt die neu anhängig gemachten Sachen. Wir wollen jedoch Alle, die mit unserer Erzählung nicht in Verbindung stehen oder sonst kein Interesse bieten, übergehen. Sie betrafen Schuldforderungen; Klagen auf Wiedereintritt einer ohne Ursache weggegangenen Magd in den Dienst; umgekehrt Klagen der Mägde auf Bezahlung des Jahreslohns und Kostgeldes, weil sie ohne Ursache von der Herrschaft mitten im Dienstjahre entlassen worden, woraus man ersieht, wie wenig beliebt die neue Gesindeordnung auch hier in Rheinaustadt ist und welche Schwierigkeiten sich deren Einführung entgegenstellen; ferner Besitzstörungen; Commissionärgebühren über stattgehabte Lieferungen; Oppositionen gegen Contumacialurtheile ꝛc. und Vergleichsangelegenheiten. Sie wurden entweder von der Rolle gelöscht, durch Contumacial- oder contradictorische Endurtheile, durch Vorbescheide auf Ortsbesichtigung, Ernennung von Sachverständigen, Beiladung eines Gewährsmannes ꝛc., oder durch Interlocute auf Zeugenbeweis, Eidesabschwörung, Produktion von Urkunden u. s. w. erledigt.

Merkwürdig war folgender Zwischenfall:

Ein alter Herr wollte für seine Partei in ganz einfacher Sache einen langen Vortrag halten. Der Richter bemerkte: er sei hinreichend instruirt. Der Sprechende wollte sich nicht stören lassen, worauf der Friedensrichter ihm das Wort untersagte. Dennoch sprach der Mann fort und als der Richter ihm mit Strafe für sein Benehmen drohte, schlug er auf den Tisch und sagte: „Sie müssen mich hören!" brachte schnell seinen Vortrag zu Ende und schloß mit dem Satze: „Dixi et salvavi animam meam."

Der Friedensrichter verurtheilte ihn hierauf, auf Grund des Artikels 10 der bürgerlichen Prozeßordnung, in eine Geldbuße von zwei Thaler und verordnete den öffentlichen Anschlag des Urtheils im Sitzungssaale.

Von den Sachen, die vor das Vergleichsbureau gehörten, wurde eine verglichen und demnach der Vergleich zu Protokoll genommen; die meisten aber auf die Erklärung des Verklagten, sich nicht vergleichen zu können, zum Landgerichte verwiesen, was auch in dem Falle geschah, wenn eine der Parteien weder persönlich noch durch einen Bevollmächtigten geschehen war. Diesen Umstand bescheinigt der Gerichtsschreiber blos auf der Vorladung, welche der erschienene Theil zurückerhält und wodurch der Nichterschienene eine Geldbuße von zehn Franken erwirkt hatte.

Die erste neue Sache war: Sauerkraut gegen Ehrenfried und Massau.

„Massau?" sagte der Reisende für sich und blieb eine Zeitlang nachdenkend.

Nur der Kläger erschien. Wie die Leser wissen, hatte der junge Massau sich verspätet.

Sauerkraut verlangte ein Contumacialurtheil

welches auch gegen beide Nichterschienene ausgesprochen wurde.

Beim Aufruf der Sache: „Schmalbach gegen Bolt" trat blos der Erste auf. Der Letzte war nicht da.

„Ich bitte um ein Contumacialurtheil," sagte Schmalbach und erhielt es.

In der Sache gegen Krafft hielt dieser dem Kläger eine Quittung über die gänzlich bezahlte Schuld entgegen. Schmalbach wurde daher mit seiner Klage abgewiesen und in die Kosten verurtheilt.

Die Sache gegen Anton Schmitz, erklärte der Kläger, sei abgemacht.

Endlich kam die Räumungsklage gegen Melchior Heibach an die Reihe.

Mit dem Verklagten, einem bleichen, fast zusammenbrechenden Manne von dreißig und einigen Jahren, dem man Hungerleiden und Kummer auf den ersten Blick ansah, trat der Referendar Fröhlich als dessen Rechtsbeistand in die Schranken.

Auf die Klage, daß er ohne Titel und Recht eine Dachstube in einem am Wall gelegenen Hause des Klägers bewohne und die Miethe für zwei Monate mit zwei Thaler schuldig sei, konnte der Arme nur antworten, daß er eingestehe; daß ihm auch vor 14 Tagen die Wohnung gekündigt und er dem Kläger noch zwei Thaler an rückständiger Miethe schuldig sei; daß er ferner jetzt bei der Kälte nichts verdienen könne, weil er als Maurer keine Arbeit habe; daß er ebendeßhalb außer Stande wäre, sich eine andere zu suchen und daß sein Weib mit zwei Kindern auf dem Stroh, ohne Feuerung und Pflege, krank darnieder lägen, während seine übrigen fünf Kinder unaufhörlich nach Brod riefen und Nichts hätten, ihre Blöße zu bedecken. Sobald er wieder Arbeit haben würde, wollte er ausziehen und bezahlen.

„Was kümmert alles dieses mich?" sagte der Wucherer. „Ich bitte, Herr Justizrath, den Mann zur Räumung verurtheilen zu wollen."

Nun nahm der Referendar Fröhlich das Wort. Er hatte keinen Rechtsgrund, die Klage zu beseitigen oder deren Erledigung zu verzögern. — Es war das Recht unzweifelhaft auf Seiten des Klägers. Hier vermochten deshalb nur Worte, die ins Herz dringen, eine Wirkung hervorzubringen. Doch verschwendete er, mit wie grellen Farben er auch die Lage des Proletariers schildern mochte, sein schönes Talent vergebens. Seine Rede war ein Meisterstück und schon aus diesem Grunde wollen wir nicht den Versuch machen, sie unsern Lesern wiederzugeben, wenn wir nicht außerdem fürchten müßten, ihr Gemüth zu sehr zu erschüttern. Schmalbach's Herz blieb Stein, während das Gerichtspersonal und alle Anwesenden sich kaum der Thränen zu erwehren vermochten.

Der Friedensrichter hatte keinen gesetzlichen Grund, einen Ausstand von Amtswegen zu bewilligen und mußte daher, obgleich sein Herz in der Regel ziemlich gepanzert war, dieses Mal mit blutender Seele das Urtheil zur Räumung der Dachkammer und zur Bezahlung des rückständigen Miethzinses mit den Kosten aussprechen.

Triumphirend trat Schmalbach zum Gerichtschreiber und sagte: „Herr Gerichtschreiber, fertigen Sie mir so schnell als möglich das Urtheil aus."

„Der Bösewicht! so wollte ich ihn sehen, mit dieser teuflisch hohnlachenden Miene," sagte der Bildhauer und zeichnete schnell mit seinem Stift die Züge des Wucherers auf ein Papier.

Da trat der Referendar herzu. Der Fremde, mit nassen Augen, drückte ihm ein Papier in die Hand und sagte: „Eilen Sie, theurer junger Mann, dem ich meine ganze Bewunderung zolle, befriedigen Sie den Hartherzigen und miethen Sie noch heute eine passende Wohnung für die unglückliche Familie, deren Miethe Sie für ein Vierteljahr vorausbezahlen; auch können Sie Nahrungsmittel und Kleidung sofort anschaffen. Reicht die Fünfzigthaler-Cassenanweisung nicht hin, so fordern sie ungenirt mehr. Um zwei Uhr erwarte ich Sie dann im Gasthofe zum Prinzen Waldemar, wo ich eingekehrt bin, zum Mittagessen. Nicht wahr, Sie schenken mir das Vergnügen?"

„Ich bin stolz darauf, Ihre Anordnungen in Betreff der armen Familie ausführen zu können und hoffe, Sie werden mit mir zufrieden sein. Das Geld reicht vollkommen hin und Ihre gütige Einladung nehme ich mit Freuden an."

Nach dieser Antwort eilte der Referendar schnell fort.

Der Bildhauer, ebenfalls von dem Fremden eingeladen, beurlaubte sich höflich.

Nun trat der Kaufmann zum Gerichtsvollzieher, der, nachdem der Richter die Sitzung bereits aufgehoben und mit dem Gerichtsschreiber und dem größten Theil der Anwesenden den Saal verlassen, noch mit einigen Leuten sprach, und bat ihn, ihm doch zu sagen, was das für ein Massau sei, dessen Name heute von ihm aufgerufen worden und wo derselbe wohne?

„Sehr gern," antwortete Straffen und sah in sein Notizbuch. „Der Aufgerufene heißt Theodor Massau, ist ein sehr rechtschaffener, junger Mann, als Commis in Diensten des Handlungshauses Gabriel und Compagnie dahier und blos als Bürge verklagt worden, einer Forderung wegen, die sein kranker Jugendfreund für Kostgeld verschuldet. Er wohnt bei der Wittwe Bossen in der Bergstraße Nr. 9.

„Ich danke Ihnen, mein Herr, für Ihre gefällige Auskunft," sagte der Fremde und rief dem vor der Thüre stehenden Lohnbedienten zu: „In die Bergstraße Nr. 9.

—

Wir führen den Leser jetzt in die St. Benediktskirche. Diese ist ein altes, ehrwürdiges Gebäude von großem Umfange. Sie gibt von dem religiösen Eifer und dem reinen Kunstgeschmack unserer Vorfahren ein gültiges Zeugniß. Das Schiff sowohl wie der Hauptthurm und die beiden Nebenthürme wetteifern von außen miteinander in architektonischer Schönheit. Im Innern der Kirche weiß man nicht, ob man die herrlichen Pfeiler oder die kunstvoll gewölbte Decke, die werthvollen Figuren in den Fenstern von farbigem, gebranntem Glase oder die im hohen Chor angebrachten gewirkten Tapeten, das Meisterwerk des Orgelbauers, oder den unnachahmlich schön geschnitzten Hochaltar, die Sarkophage in den Seitenkapellen oder die Marmorstatuen der Heiligen bewundern soll. Reiche Vergoldung, seltene Gemälde und Kostbarkeiten von edlem Metall sind aller Orten vorhanden; kurz Alles athmet die größte Pracht, verbunden mit edlem Kunstsinn. Niemand, welches Glaubens er auch sein mag, betritt dieses Gotteshaus, ohne von dessen Erhabenheit überrascht und in andächtige Stimmung versetzt zu werden.

So ging es auch unserem Theodor Massau, der zwar oft diese Kirche besucht hatte, aber jedesmal auf's Neue davon ergriffen wurde.

Im ersten Augenblick dachte er nicht einmal an den Zweck seines Hierseins, bis er des Lieutenants Lieb ansichtig wurde, der an einem Pfeiler lehnte und unverwandt seine Blicke nach dem zweiten Seitenaltare linker Hand richtete. Jetzt war Massau sich wieder seines Zweckes bewußt, und mit dieser Erinnerung stieg zugleich der peinigende Gedanke in ihm auf: der Lieutenant könne möglicher Weise gleiche Absicht hegen.

Er trat deshalb zu ihm und sagte leise: „Ei, bester Lieb, Sie sind ja auch hier?"

„Donnerwetter" — er fuhr jedoch bei diesem Gewohnheitsfluch zusammen, — „ich wollte sagen, Freund, begreifen Sie denn nicht, daß ich nur für Sie thätig gewesen?" antwortete der Offizier.

„Für mich? wie soll ich das verstehen?"

„Das wird Ihnen sehr leicht werden, wenn ich Ihnen bemerke, daß Sie ohne mich den aufzusuchenden Gegenstand gar nicht zu finden vermögen, denn die alte Haushälterin kennen Sie in ihrem Ausgangscostüme so wenig, wie das junge Mädchen überhaupt, von dem Sie zur Zeit blos den Kopf gesehen haben."

„Ihre Bemerkung ist sehr richtig und ich begreife wirklich nicht, daß ich an einen so wichtigen Umstand gar nicht gedacht habe."

„Noch mehr. Die Schöne ist heute ohne ihre Begleiterin hier."

„Was, ohne den Drachen?"

„Wie ich Ihnen sage. Die niedliche Figur im Mäntelchen mit dem Schleier am Hut, welche dort im Kirchenstuhl so andächtig kniet, ist die Schöne."

„Ha! — aber —"

Kaum vermochte Lieb an diesem heiligen Ort sich des Lachens zu erwähren. „Sie sind doch ein Neuling in jeder Hinsicht, wenn es darauf ankommt, eines Mädchens Bekanntschaft zu machen," sagte er. „Ich sehe es ihnen schon

an, Sie wissen nicht, wie Sie es anfangen sollen?"

„Daß Sie Recht haben, brauche ich Ihnen nicht erst zu gestehen."

„Ich erlasse Ihnen das Geständniß. Aber jetzt schnell ein Paar Zeilen, wo möglich Verse, die Sie gar nicht übel zu drechseln verstehen: Dann überlassen Sie mir das Weitere."

„Verse? — hier in der Kirche? Das würde sich doch nicht schicken."

„Ach, mein Freund," sagte der Offizier, „würden die Kirchen nur nicht von schlechten Menschen in böserer Absicht benutzt, so stände es gut um Religion überhaupt und Moralität insbesondere. Sie haben edle, ernste Absichten auf das Mädchen und wollen ihr blos zu erkennen geben, daß ein treues, gutes Herz in dem Busen eines hübschen, jungen Mannes für sie schlägt. Da ist Papier und Bleistift, rasch!"

Massau sah sich in der Kirche um. Nur ein paar alte Frauen knieeten auf ihren Knieen am Boden, sonst war der ganze Raum leer, denn die Messe schien beendigt. Er trat hinter den Pfeiler und schrieb, von niemand beobachtet, folgende Verse:

„Der Tugend heißes Flehn dringt stets zum Herrn!
Drum muß wohl Dein Gebet Erhörung finden.
Ach! [illegible] Hoffnung nicht entschwinden:
An Dich zu glauben, meiner Liebe Stern!"

Er überreichte das Papier dem Lieutenant, welcher das Geschriebene las und halblaut ausrief: „Herrlich! herrlich!"

„Sie habens zu verantworten, wenn ich durch dieses Machwerk mich um die Gunst des Engels bringe."

„Lassen Sie mich nur gewähren."

Mit diesen Worten nahte er sich der Bank, welche die nächste hinter ihnen war, in der Gertrud — denn sie war die beobachtete Dame — kniete. Hier betete eine lange, hagere Figur in kattunenem Mantel, die den Offizier zu kennen schien. Er stellte sich einen Augenblick neben die Frau und als dieselbe nach ihm hinsah, steckte er ihr unvermerkt den zusammengelegten Zettel und ein Fünfgroschenstück in die Hand, mit den Augen auf die vor ihnen knieende Dame deutend.

Die Frau winkte kaum bemerkbar mit dem Kopfe zum Zeichen des Verständnisses, worauf der Lieutenant zu seinem Freunde zurückging.

Hinter ihrem Versteck hervor sahen nun die Männer, wie die junge Dame sich setzte und die Figur im kattunenen Mantel sich zu ihr hinüberbog, leise und anhaltend mit ihr flüsternd.

Durch das Klappern und Rasseln der Kirchenthürschlüssel, welche von der Hand des den Gang herauskommenden Küsters in Bewegung gesetzt wurden, in ihren Beobachtungen gestört, verließen die Freunde den Tempel, sahen aber noch, daß die Frauen sich ebenfalls erhoben.

Vor der Thüre wünschte Lieb dem jungen Massau Glück zur Fortsetzung seiner Bewerbung, bot auch für die Zukunft seine Dienste an und rieth ihm, das Herauskommen der Schönen abzuwarten, um sie näher zu betrachten.

Massau dankte seinem Freunde und blieb stehen, während der Offizier sich entfernte.

Nicht lange darauf erschien Gertrud, die sich von der sie begleitenden Frau im Mantel, welche Niemand anders als die Frau Base, die Haushälterin war, Abschied nehmend trennte, einen Blick nach dem in Entzücken versunken dastehenden Massau warf und eiligst ihren Weg nach Hause nahm.

Theodor folgte ihr von fern. Immer noch verhüllte der neidische Schleier ihr schönes Gesicht. Endlich, an der Hausthür ihrer Wohnung angelangt, schlug sie den Schleier zurück und — wer beschreibt die Freude des jungen Mannes — nickte ihm mit [illegible] Lächeln ein freundliches Lebewohl zu, worauf sie durch den Eingang verschwand.

„Ja, das war sie! Das war das Engelsgesicht von diesem Morgen!" rief Theodor aus. Lange noch weilte er auf derselben Stelle, dann ging er in Nachdenken vertieft zu seinem Freunde Ehrenfried.

Es konnte nicht leicht eine innigere Freundschaft zwischen zwei jungen Männern bestehen, als unter diesen. Ehrenfried war gleichfalls aus Elberfeld gebürtig. Seine Eltern hatten neben den Eltern Massau's gewohnt. Spielcameraden von frühester Kindheit an, waren sie gemeinschaftlich in der Elementarschule und später in der höheren Bürgerschule, jederzeit aber in derselben Classe gewesen. Gleicher Fleiß und Zeugnisse. Keiner genoß ein Vergnügen ohne den andern. Später wurden

sie zusammen confirmirt und in dieser Periode ereignete es sich, daß Ehrenfried eines Tages der Lebensretter Massau's wurde, indem dieser, beim Baden, vom Krampf befallen, hätte ertrinken müssen, wenn jener nicht zeitig genug seinen Freund sinken gesehen und zu seiner Rettung vom sicheren Tode herbeigeschwommen wäre. Konnte irgend Etwas die Freundschaft noch enger knüpfen, so war es dieser Umstand. Doch mußten sie sich nun auf vier Jahre für sechs Tage in der Woche trennen, weil Ehrenfried zu einem Juwelier in die Lehre und Massau zur Erlernung der Handlung auf ein Comptoir kam. Sonntags und jeden anderen Festtag sah man sie aber stets bei einander. Nach beendigter Lehrzeit traten Beide in ein und dasselbe Regiment und in dieselbe Compagnie. Dann conditionirten sie noch ein Jahr in Elberfeld und fanden hierauf Engagement in Rheinaustadt, wo sie bereits zwei Jahre zugebracht hatten. Ehrenfried's Eltern lebten zwar noch, waren aber so arm, daß sie ihren Sohn in der Krankheit nicht unterstützen konnten. Massau that mit eigener Aufopferung mehr für ihn, als ein Bruder zu thun vermochte und war dadurch in seinen Verhältnissen ziemlich zurückgekommen. Doch blieb er von seinen Prinzipalen geliebt und geachtet, und wenn er sich hätte überwinden können, sie um Vorschüsse anzugehen, so würde er erhalten haben, was er wünschte. Dazu war er jedoch zu stolz und so versuchte er die Anleihe bei Schmalbach.

Ehrenfried befand sich schon außerhalb des Bettes, konnte sich aber noch nicht von der Stelle bewegen. Theodor erzählte ihm von ihrer Beurtheilung, von der Hoffnung auf das Darlehn — von seiner Liebe.

„Du guter Mensch,“ sagte Ehrenfried, „wie werde ich Dir jemals Deine Freundschaft vergelten können?“

„Schweig' doch, guter Junge, was ich thue, halte ich für meine Pflicht. Es geschieht so ganz von selbst, als wenn es nicht anders sein könnte. Das mahnt mich jedoch an meine Schuld, die ich dir nur mit meinem Leben würde abtragen können.“

„Wieder das alte Lied. Wie oft soll ich Dich bitten, jenen Zufall, der mir das Glück verschaffte, Dich noch zu besitzen, nicht zu hoch anzuschlagen. Aber wenn Du müde vom Comptoir Abends heimkehrtest, die ganze Nacht hindurch an meinem Krankenbette wachtest, wenn Du nur alle zwei Tage einmal zu Mittag aßest, um die nöthigen Ausgaben für mich zu bestreiten; wenn ich dich jetzt noch in abgetragener Kleidung erblicke, blos deshalb, weil das Geld, das Du zu einem neuen Anzuge bestimmt hattest, für mich in die Apotheke gewandert ist; wenn Du endlich als böswilliger Schuldner vor Gericht gezogen wurdest, weil ich nicht im Stande war, meinen Verbindlichkeiten nachzukommen: — dann, Theodor, dann — möchte ich ein reicher Mann sein, um mein Vermögen mit dir theilen zu können; nicht etwa als Ersatz für Deine brüderlichen Handlungen, aber als erster Beweis der Dankbarkeit.“

„Du edle Seele, wie beschämst du mich!“

Eine innige Umarmung der Freunde schloß wie gewöhnlich die gegenseitigen Herzensergießungen.

Plötzlich aber kam Albert auf das Mädchen zurück, von welchem Theodor ihm erzählt hatte. Er tadelte diesen wegen seines raschen Verliebens nicht, aber er gab ihm zu bedenken, daß er noch lange keine Aussichten habe, eine Gattin ernähren zu können und deshalb in jeder Beziehung sich vorsehen müsse.

Theodor versprach's und drückte dem Freunde die Hand.

Da klopfte Jemand an die Zimmerthüre. Es war Frau Bossen, ihre Wirthin, die ihnen meldete, daß ein fremder Herr unten in ihrer Stube sei, der Herrn Massau zu sprechen wünsche.

„Ein fremder Herr mich sprechen?“ fragte Theodor und folgte, nachdem er seinen Freund versorgt, der Wirthin.

Die Frau Base hatte das ihr zugestellte Papier sogleich übergeben, dabei aber bemerkt, daß es nicht den Offizier angehen könne, weil dieser verlobt sei und deshalb kein Mädchen „für einen Geck halten“ würde

Gertrud las, wurde unter dem Schleier ein Mal über das andere roth und zerbrach sich vergebens den Kopf darüber, wessen Aufmerksam-

keit sie wohl erregt haben möchte, wenn gleich eine leise Ahnung ihr sagte, daß es möglicherweise der junge Mann sein könnte, den sie heute früh mit einem Blick durch das Fenster auf dem Hausflur gesehen. Sie hörte nur halb die Geschichte, welche die Liebesbotin ihr über den Vorfall zwischen ihr und Jungfer Adelheid mittheilte, denn sie gewahrte, indem sie die Kirche verließ, eben den jungen Mann, mit dem ihre Gedanken sich noch beschäftigten. Das Weitere kennt der Leser.

Bei ihrem Eintritt in ihres Oheims Wohnstube fand sie den Alten in eifrigem Gespräch mit einem Manne, den sie mehrmals gesehen, den sie aber, ohne sich die Ursache erklären zu können, haßte.

Dieser war etwa fünfzig Jahre alt, vier Fuß hoch, hatte einen übermäßig großen Kopf mit rothen Borsten und struppigem Bart von gleicher Farbe, sehr lange Arme, einen hohen Rücken und, um der Schönheit seiner Gestalt die Krone aufzusetzen, nur ein Auge. Ueber das Handwerk des Mannes konnte man nicht lange in Zweifel bleiben, wenn man das Gespräch der beiden Herren mit anhörte.

„Wie ich Euch sage,“ bemerkte der Einäugige, „von Königsberg und Danzig kann nichts kommen, da haben sie selbst nichts und werden die geringen Vorräthe deshalb nicht ausführen. Aus Sachsen ist gleichfalls nichts zu erwarten, weil dort von Hamburg aus viele Aufträge eingegangen sind. So kann es dann nicht fehlen, daß die Preise noch immer höher steigen und — ein glücklicher Coup — Ihr versteht mich.“ Dabei schlug er auf seine Tasche.

„Euer Vorrath ist wohl noch groß?“ fragte der Andere.

„Nicht sehr groß. So ein 2000 Malter Roggen und 1500 Malter Waizen. Den Hafer habe ich gestern mit 10 Prozent Gewinn losgeschlagen. Sein Preis fällt mit jedem Tage.“

„Da seh' mir Einer den Kaufmann. Wer hätte das noch vor zwei Jahren denken sollen, als Ihr dem Metzger da drüben die Kälber vom Markte nach Hause trugt?“

„Hi, hi, hi,“ lachte der Kleine, „und wer hätte denken sollen, daß ich Euch so bald „Herr Ohm“ nennen würde?“

„Ja, hört einmal, Melchior, das Ding mit meiner Nichte wird keine leichte Sache werden.“

„Leicht oder schwer, Herr Ohm, ich habe Euer Wort und Ihr mein Versprechen, und damit ists zu Ende.“

„Wenn aber das Mädchen nicht will?“

„Nicht will? Ei, seid Ihr denn nicht ihr Vormund und könnt Ihr nicht im Familienrath auf ihre Einsperrung antragen, wenn sie sich weigern sollte, mich, nach dessen Vermögen tausend schöne Mädchen lüstern sind, und der auch hinsichts seiner Person“ — dabei richtete er sich, so viel er konnte, in die Höhe — „Nichts zu wünschen übrig läßt, zum Manne zu nehmen?“

„Um sie einzusperren, brauche ich nicht erst den Familienrath um Erlaubniß zu bitten; sie ist bei mir immer eingesperrt.“

Jetzt trat Gertrud ein, erschrak bei dem Anblick des Einäugigen und wollte, still grüßend, durch die Seitenthür gehen.

„Halt, Mamsellchen!“ rief der Kleine und ergriff sie bei der Hand, die sie jedoch schnell losmachte, „wollen Sie nicht einen Augenblick bei Ihrem Bräutigam verziehen?“

„Bräutigam?“ versetzte Gertrud, „wie soll ich das verstehen?“

„Ihr Herr Ohm da wirds Ihnen sagen.“

Gertrud sah ihren Oheim an. Dieser kratzte sich hinter den Ohren und brachte ein „hm, hm“ hervor. Dann sagte er nach einer Pause: „Ja, Kind, sieh 'mal, alle Mädchen müssen heirathen und Du auch. Herrn Melchior Zandig kenne ich als einen reichen Mann, er steht in hoher Achtung bei den Bäckern und Mehlhändlern und ist mein Freund. Er hat bei mir um Dich angehalten und morgen will ich den Familienrath vor dem Friedensgerichte versammeln, damit er seine Einwilligung zur Heirath ertheile, weil Du noch minderjährig bist und keine Eltern und Großeltern mehr am Leben hast, und — jetzt geh' in Deine Kammer.“

Gertrud, in ihrer Stube angelangt, war zwar froh, aus der Nähe des ihr verhaßten Kornwucherers zu kommen, aber doch tief betrübt über das, was sie soeben v. dem Oheim gehört hatte. Sie hoffte indeß zuletzt das Beste von der Vorsehung, die ihr gerade heute den jungen Mann, dessen Namen sie noch nicht

kannte, in den Weg geführt hatte. Sie zog das Zettelchen mit den Versen hervor und las diese so lange, bis Jungfer Adelheid ihr das Mittagessen brachte, wo sie das Papier schnell verbarg.

„Der Ohm hat schön geknuttert, — gebrummt, — daß ich Dich allein habe in die Kirche gehen lassen, aber er scheint mit andern Gedanken beschäftigt und den Umstand bereits vergessen zu haben. Thut auch nichts, ich werde ihn wohl zum Schweigen bringen."

Als die Haushälterin zurückkehrte, begleitete Schmalbach eben seinen Besuch bis zur Treppe, das Versprechen, morgen den Familienrath wegen der Heirathseinwilligung versammeln zu wollen, erneuend.

„Ist die Heirath mit dem Orang-Utang fest beschlossen?" frogte Adelheid.

„Fest beschlossen!" war die Antwort des die Thüre schließenden Alten.

„Ein schöner Mann!" fuhr Adelheid fort.

„Schöner Mann!" wiederholte Schmalbach

„Was trägt der Handel ein?"

„Der Handel?"

„Ei ja, bei Ihnen ist Alles Handel, Alles zu verkaufen, Alles Zinsen tragend."

„Jungfer Adelheid, Ihr seid ein naseweises Frauenzimmer."

„Bin ich das? gut! aber Sie werden mir sagen, wieviel Sie von Zaudig erhalten, wenn die Heirath zu Stande kommt." Dabei stemmte sie die Arme in die Seite und stampfte mit dem Fuße. „Nun, nun — 500 Thaler sind auch gut mitzunehmen."

Seines ehrenvollen Auftrages so schnell als möglich sich zu entledigen, ging oder lief vielmehr der Referendar Fröhlich durch viele Straßen und über einige Plätze hin, an das äußerste Ende der Stadt, nämlich in die Nähe des St. Nikolaithores am Wall. In der Frankfurter Straße blieb er jedoch vor dem Laden eines Metzgers stehen und nachdem er die ausgelegten Eßwaaren einige Zeit betrachtet hatte, trat er in denselben und kaufte einen geräucherten Schinken, Speck, Wurst, Schmalz u. dergl.; er gab sodann einige Aufträge und verfügte sich zu dem gegenüberwohnenden Bäcker, von welchem er mehrere Schwarzbrode und Wecken einkaufte. Ferner bestellte er bei einem Kappesbauer (Gemüsegärtner) nahe am Thor ein paar Körbe Kartoffeln und in der Gerißhütte van den mehrere Scheffel Brandgeriß oder Steinkohlen. Auch war er an einem großen Spezereiladen nicht vorüber gegangen, ohne einen Korb voll Waaren, ebensowenig an einer Weinhandlung, ohne etwas Wein eingekauft zu haben.

Als er in der ungepflasterten, mit fußhohem Schnee bedeckten Wallstraße die Nummer des Hauses aufsuchte, in welchem der Proletarier wohnen sollte, mußte er an verschiedenen Ställen und Lehmhütten vorbei. Letztere waren so verfallen, daß man sie nicht hätte für bewohnbar halten sollen und dennoch war jeder Raum in denselben von oben bis unten mit Bewohnern angefüllt. Zerrissene Wäsche, die von der Kälte steifgefroren, hing an den kleinen, größtentheils mit Papier verklebten oder mit Lumpen zugestopften Fenstern heraus. Kinder, die kaum ihre Blöße zu decken vermochten und den Kopf mit einem schmutzigen Tuche umwunden hatten, kamen in halben Holzschuhen, gekrümmt vom Frost und die Hände unter ihren Lumpen verborgen, mit einem Korbe am Arme, herbeigehinkt. Der Korb enthielt Stücke Brod und Knochen, die sie zusammengebettelt, sowie Spänchen u. Pferdemist, auch wohl eine Steinkohle, die sie von der Straße aufgelesen. Andere und etwas Erwachsenere liefen, von allen Seiten herkommend, in die Hütten und schienen, wenn gleich nicht weniger zerlumpt, wie die Vorbeschriebenen, der Kälte besser trotzen zu können, denn man sah an der Wolle, mit welcher ihre Kleidung bedeckt war, oder an der Schwärze ihres Gesichts und ihrer Hände, daß sie aus Fabriken, wo sie im Warmen gesessen oder gestanden, blos um ihr frugales Mittagsmahl einzunehmen, nach Hause geeilt waren. Dieses Mittagsmahl trugen Schwestern, Mütter und Großmütter in irdenen Töpfen herbei, welche die sog. Armensuppe, aus zerstampften Knochen bereitet, enthielten, und die sie eine halbe Stunde weit aus der Kochanstalt der Armenverwaltung herholen mußten.

Fröhlich's Herz wurde schwer, als die kaum

angelehnte Thüre des Hauses, das er suchte, seinem Drucke nachgab und er sich nun vier Thüren gegenüber befand, von denen jede zu einer besonderen Kammer führte. Es dauerte lange, bevor er sich zurechtfinden konnte, und endlich, nachdem er eine schmale Treppe, deren Stufen nicht mehr sämmtlich vorhanden, hinaufgestiegen war, vor der rechten Thüre sich befand.

Das Haus hatte Schmalbach im Jahre 1830 für die geringe Summe von 76 Thalern käuflich erworben, seit der Zeit aber kaum so viel Reperaturkosten darauf verwendet, als nöthig schienen, den unvermeidlichen Einsturz von Zeit zu Zeit hinauszuschieben.

In der ersten Kammer, links vom Hauseingange, wohnte ein Rheinarbeiter — Hanake — mit seiner Schwester. Er war den Tag über am Rhein, gleichviel ob beschäftigt oder nicht, und seine Schwester trug „Geriß" und Kohlen für andere Leute aus den Magazinen in deren Wohnungen. Abends kam das Paar zusammen und man muß gestehen, daß Sonntags ein gutes Stück Rindfleisch und Suppe, in der Woche zuweilen ein Stück Speck, Kartoffeln und sonstiges Gemüse eine Art Wohlleben angezeigt haben würden, wenn sie nicht das, was für sie allein auch solches ausgemacht, mit ihren Mitbewohnern aus freiem Antrieb getheilt hätten. Sie gingen in grober und geflickter, aber reiner Kleidung, ihrem Stande gemäß, einher, und bezahlten pünktlich jeden Monat die Miethe mit anderthalb Thaler an den Hausherrn. Ihr Lager, blos aus einem Strohsack und Strohkissen nebst einer alten wollenen Decke bestehend, war schlecht, wie denn eine schließbare Kiste, ein kleiner Tisch, eine Bank, ein Ofen, ein kleines Crucifix, ein eiserner Kessel und mehrere alte Schüsseln ihr ganzes Mobiliar ausmachten.

Nach hinten, an der nämlichen Seite, war die Wohnung einer alten gänzlich blinden Frau, die von ihrer Tochter, welche in Bürgerhäuser waschen ging, ernährt wurde. In dieser Kammer herrschte schon etwas mehr Sauberkeit und wenn gleich weniger gekocht wurde, weil die Tochter täglich die Ueberbleibsel des Essens aus der Küche der Lohnherrschaft mit nach Hause brachte, so fehlte es doch der Blinden nicht an Kaffee, den sie aus dem ebenfalls von ihrer Tochter mitgebrachten Satz bereitete.

Der Thüre zu der letzterwähnten Kammer gegenüber wohnten zwei alte Frauen, von welchen die eine Lumpen sammelte und die andere mit dem Korbe in der Hand betteln ging. — Schmutz und Ungeziefer waren in der Kammer, die fast gar kein Mobiliar zeigte und im eigentlichen Sinne mit alten Lumpen bedeckt erschien, zu Hause.

Vorn, rechts vom Eingange, wohnte ein Knecht des Straßenreinigungsunternehmers, der täglich zehn Groschen verdiente und sich davon mit Frau und 8 Kindern beköstigen sollte. Da dieses nicht wohl anging, auch die Miethe für die Kammer mit anderthalb Thaler monatlich aufgebracht werden mußte, so arbeiteten seine drei Kinder in der Nadelfabrik, wo das älteste Mädchen täglich vier, der Knabe drei und das jüngste Mädchen zwei Groschen verdienten. Die Mutter konnte nur selten und wenig verdienen, weil sie pünktlich für Mann und Kinder Frühstück bereit halten mußte. Das Mobiliar war ungefähr so bestellt wie jenes des Rheinarbeiters, nur hing an am Fenster fünf bis sechs Vogelbauer mit ihren gefiederten Bewohnern und einige Topfblumen.

Oben und zugleich hart unter dem löchrigen Dache waren nur zwei Räume. In dem einen hauste ein Vater, seines Gewerbes Seidenweber, dessen Webstuhl fast Tag und Nacht klapperte, und dessen blödsinnige Tochter von achtzehn Jahren, die zu allen Verrichtungen eines mit Vernunft begabten Menschen unfähig war. Er verdiente kaum das trockene Brod, und so sehr contrastirte die schöne Arbeit, die er verfertigte, mit seinem Aeußern und seiner Umgebung, daß man es für unmöglich hielt, sie könne aus seinen Händen hervorgegangen sein. Er bezahlte dasselbe an Miethe, was Melchior Heibach bezahlen sollte und nicht hatte bezahlen können, nämlich einen Thaler monatlich.

Auf diese Weise zog Schmalbach aus dem Kapital, das in dem Hause steckte, viel mehr als 100 Prozent Zinsen und dennoch wollte er den armen Maurer auf die Straße setzen lassen, blos darum, weil er ihm zur harten Win-

lerzeit 2 Thaler Miethe schuldig geblieben war. In der Kammer dieses Proletariers müssen wir uns doch etwas näher umsehen.

Ein kleines, reichlich mit Papier verklebtes Fenster ließ nur nothdürftig das Licht in den beschränkten Raum ein, dessen Boden an einer Seite mit feuchtem Stroh bedeckt war. Es diente einer kranken, abgemagerten Frau von etwa achtundzwanzig Jahren, deren Züge Spuren einstiger Schönheit trugen, zum Lager.— Sie sowohl, als zwei ihrer Kinder von etwa 5 und 3 Jahren, ein Knabe und ein Mädchen, welche die Krankheit der Frau theilten, waren fast nackt und nur mit einem alten Rocke des Vaters und einem buntgeflickten Kleide der Mutter bedeckt. Häufige, aber leise Klage- und Schmerzenstöne unterbrachen die herrschende Stille. Der Vater, welchen die Leser bereits kennen, saß auf einem kleinen Schemel, den Blick verzweifelt auf die Kranken gerichtet.— Ein Mädchen von sieben Jahren trug ihr jüngstes einjähriges Schwesterchen auf dem Arme den kleinen Raum entlang hin und her, um das Kind durch Bewegung in Schlaf zu wiegen. Der älteste Knabe von neun Jahren kauerte zu den Füßen seines Vaters. Alle waren in Lumpen gehüllt und ihre Füße nackt, nur der Mann trug Holzschuhe. Vater und Kinder sahen leidend aus.

An der Wand hing ein Wirkkissen, dessen sich die Frau in gesunden Tagen zum Spitzenknüpfen bediente, zu einer so mühsamen Arbeit, daß dabei die ärmste Classe aller Arbeiterinnen nicht das Salz erwerben kann. Wüßten unsere Leserinnen, wie an jeder Masche, an jeder Blume an jeder Figur in ihren Halskrausen oder anderen Spitzen ein blutiger Schweißtropfen ihrer im Elende schmachtenden Mitschwestern hängt, wie diese, von Jugend auf an dem Wirkkissen festgebannt, körperlich verkrüppeln, wie die zartesten fünfjährigen Kinder den Vorsteherinnen sogenannter Wirkschulen auf sechs Jahre und noch länger verkauft, von ihren eigenen Eltern verkauft werden, damit diese nur eine Beisteuer von etwa sechs Groschen wöchentlich zum Familienunterhalt empfangen können und die entnommenen Vorschüsse nicht zurückerstatten dürfen—sie würden solche Zierde nicht anlegen, ohne irgend einen Gedanken wahrer Mildthätigkeit auf der Stelle zur Ausführung zu bringen.

Neben einem durchlöcherten Ofen lag dessen Deckel, ein Zeichen, daß schon lange kein Feuer mehr darin gebrannt hatte. An den Wänden hingen ferner eine alte Mütze des Proletariers, ein ganz kleines Muttergottesbild von Kävelar *) auf Spiegelglas und ein auf grobem Papier grell gemalter Christus am Kreuz.

Die Beschreibung der Kammer und der Figuren darin verdanken wir dem Referendar Fröhlich, der so eben, unbemerkt von den Bewohnern der Kammer, eingetreten und in der Thüre stehen geblieben war.

Lange vermochte er jedoch den Anblick des Elends nicht zu ertragen, denn das Herz wollte ihm brechen. Er machte daher ein wenig Geräusch, wobei der Mann aufschrak, aber seinen edlen Rechtsbeistand sogleich erkennend, ihm entgegenging und zu ihm sagte: „Mein guter Herr Doktor, ich bin Ihnen noch unsern Dank für Ihren Beistand vor Gericht schuldig; aber Sie wissen, ich kann ihn nur mit Worten abstatten. Der da oben mag Ihnen vergelten.“

Bei dieser Rede faltete der Mann die Hände und blickte zum Himmel, während die Mutter leise zu beten schien und alle Kinder den Fremden wie einen Heiligen ansahen.

Der Referendar sagte: „Laßt das jetzt, lieber Mann! Ohnehin konnte Euch in der unglücklichen Sache mein Beistand Nichts nutzen, wie ihr gesehen habt; ich wollte nur versuchen, ein Felsenherz zu erschüttern, was mir jedoch nicht gelang. Seid aber guten Muths! Der liebe Gott hat euch einen rettenden Engel gesendet, in dessen Auftrag ich komme, für jetzt und die nächste Zukunft Eure Noth zu lindern.“

Er hatte Tritte auf der Treppe vernommen und öffnete daher die Thüre. Wie erstaunten die beinahe Verzweifelten über den Vorrath von Lebensmitteln und Feuerungsgegenständen, die vier Träger plötzlich hinstellten.

*) Ein in der Rheinprovinz wegen seines wunderthätigen Muttergottesbildes berühmter Wallfahrtsort. Die zurückkehrenden Pilger bringen stets so ein Muttergottesbildchen auf der Brust mit.

Die Schmerzenslaute verstummten, Alle blieben sprachlos und wie festgebannt auf der Stelle, bis Fröhlich den Proletarier erinnerte augenblicklich die mitgebrachten Lohkuchen anzuzünden und ein lustiges Feuer von den Steinkohlen und dem mit Lehm vermischten Geriß im Ofen zu bereiten.

Heibach ließ sich dieß nicht zweimal sagen und nach fünf Minuten brannte ein so frisches Feuer, daß die eiserne Ofenröhre zu bersten schien und zuweilen Funken aus den durchlöcherten Stellen derselben herausflogen.

Nun wurden die matten Figuren erst belebt und dieses Leben suchte Fröhlich auf einen Wink, den er dem Vater gab, zu erhalten, indem Heibach sofort Brod schnitt, den Kranken zuerst und dann seinen übrigen Kindern ein mit Fett dünn geschmiertes Stück reichte, zuletzt aber für sich ein solches zurechtmachte.

Alle Fragen nach dem Namen des Wohlthäters wies der Referendar, den Charakter des edlen Fremden erkennend, zurück, mußte aber doch versprechen, demselben zu verkünden: wie die ganze Familie für das Glück ihres unbekannten Erretters ihre Gebete vereinigen wollte

Nachdem Fröhlich noch zwei Flaschen Wein aus den Taschen seines Sackpaletots hervorgezogen und Heibach davon den Kranken aus einer zerbrochenen Obertasse Stärkung eingeflößt ordnete Letzterer die Gaben, so viel der enge Raum es gestattete, gab seinen beiden ältesten Kindern Verhaltungsregeln und verließ mit dem freundlich Abschied nehmenden Referendar auf dessen Verlangen das Haus und die Bodenkammer, die einige Augenblicke nachher von dem Arzte, einem Freunde Fröhlich's, betreten wurde.

Der Referendar besah in Begleitung des Proletariers mehrere Wohnungen in einer zwar abgelegenen, aber gesunden Straße, und miethete die, welche ihm am passendsten und geräumigsten zu sein schien, zugleich die Miethe für ein Vierteljahr vorausbezahlend. Nun händigte er dem Maurer die von diesem verschuldete Hauptsumme und Kosten mit der Weisung ein, das Geld augenblicklich gegen Quittung an Schmalbach zu übergeben und dann, wenn der Arzt seinen Kranken die Bewegung erlaube, die neue Wohnung noch heute zu beziehen.

Wer war glücklicher als Heibach? Er wollte sich dem Referendar zu Füßen werfen, aber dieser drückte ihm die Hand und sagte: „Möge Euer Gottvertrauen Euch nie verlassen, Freund! Ihr werdet, trotz Eures Unglücks, Eure Feinde überdauern, und die, welche unbarmherzig und ungerecht gegen Euch waren, empfangen sicher ihren Lohn schon hier auf Erden."

Als gegen Abend eine Droschke vor der alten Wohnung des Proletariers vorgefahren war, hob dieser Frau und Kinder hinein und fort ging's zur neuen Wohnung. Hier kannte ihr Erstaunen keine Grenzen, denn sie fanden standesmäßige Betten und Möbeln, einen warmen Ofen, Kochgeräthe, einen Kasten mit Leinwand und Kleidungsstücken vor.

War es unter diesen Umständen ein Wunder, daß die Kranken schon am dritten Tage sich erholt hatten und bald die Farbe der Gesundheit auf den Gesichtern Aller wiedererschien?

Als Theodor mit der Wirthin in deren Zimmer angekommen, trat ihm der Fremde, der nach ihm gefragt hatte, entgegen. Es war niemand anders, als der Kaufmann Wilhelm Massau aus Königsberg.

Bevor die Wirthin ihren jungen Miethsmann herabrief, hatte der Fremde sich genau nach Theodor's Person, seinen Verhältnissen und seiner Lebensweise erkundigt, in jeder Hinsicht aber die befriedigendsten Aufschlüsse erhalten. Er sei fleißig, ordnungsliebend, nach Kräften mildthätig, sparsam und ein treuer Freund. Gesellschaften besuche er gar nicht oder selten und nur diejenigen, die ihm eine wahre Erholung darbieten. Uebrigens müsse er sich bei seiner knappen Gage sehr einschränken, besonders da er einen kranken Landsmann unterstütze. Eltern habe er nicht mehr.

Der Fremde war mit dem, was er vernommen, zufrieden, und redete Theodor, als er denselben vor sich sah, wohlwollend an: „Sie entschuldigen, werther Herr Massau, die Zudringlichkeit eines Reisenden, der mit Ihnen denselben Namen führt und sich gern erkundigen möchte, ob er hier, in so großer Ferne von

seiner Heimath, nicht das Glück genießen konnte, einen lieben Verwandten zu begrüßen?"

„Sie sind sehr gütig. Meinerseits würde ich dem Himmel danken, einen Verwandten gefunden zu haben, da mir nicht anders bekannt, als daß ich in der Welt allein stehe. Ich heiße Theodor Massau.

„Und der Name ihres Vaters?"

„Ebenfalls Theodor Massau!"

„Theodor?—o mein Gott!—Der Name Ihrer Mutter?"

„Emilie Schultz!"

Der Fremde suchte sich an einer Stuhllehne zu halten und schien einiger Augenblicke Erholung zu bedürfen. Dann fragte er: „Und Beide todt?"

„Mein Vater starb vor zehn, Meine Mutter vor drei Jahren!"

„Waren ihre Eltern aus Elberfeld gebürtig?"

„Nein, sie waren weit von da zu Hause, wie auch ihre Mundart schon verrieth, und im Jahre 1810 nach Elberfeld gekommen, wo mein Vater eine Buchhalterstelle bei Van Elsen u. Söhne erhielt und solche bis zu seinem Tode bekleidete. Meine Mutter bezog nachher auch von dem Hause eine lebenslängliche Pension. Nie erfuhr ich die Heimath meiner Eltern. Sie schienen absichtlich jede Aufklärung darüber vermeiden zu wollen."

Der Reisende war sehr aufgeregt, fragte aber noch: „Besitzen sie kein Portrait oder Schattenriß von Vater oder Mutter?"

Von Beiden ein Miniaturbild, das ich Ihnen, wenn Sie erlauben, augenblicklich vorzeigen werde."

In zwei Minuten war Theodor, mit den Bildern wieder unten. Kaum hatte der Fremde jedoch einen Blick auf dieselben geworfen, so breitete er seine Arme aus, während die Augen von Thränen übergingen, und rief: „Der Himmel sei gepriesen, daß er mich hierher geführt! ja, mein theurer Neffe, Du bist es! Komm an das Herz Deines lange Dir vorenthalten gewesenen Oheims!"

Theodor, vom Gefühl überwältigt, das wegen der Aehnlichkeit des Fremden mit seinem Vater beim ersten Anblick desselben sich in ihm geregt hatte, lag entzückt in den Armen seines Oheims. Nun hatte er doch wieder einen Menschen, der Rechte an ihn geltend machen konnte, der die Stelle des verlorenen Vaters ersetzen und mit Rath und That in den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens ihm beizustehen vermochte. Wer war glucklicher als er? —

Voll Rührung hatte die Wirthin dieser Scene zugesehen, dann zog sie sich bescheiden zurück, während Oheim und Neffe sich setzten.

„Mein lieber Theodor!" begann der Oheim, „ich will dir jetzt in Kürze die Familienverhältnisse, die Dich berühren und Dir wahrscheinlich unbekannt sind, mittheilen:

„Dein Vater und ich, der ältere von Beiden, waren die einzigen Kinder des Kaufmanns Friedrich Wilhelm Massau in Königsberg. — Unsere Eltern bestimmten uns ebenfalls für den Kaufmannstand, zu dem uns auch persönliche Neigung hinzog. Die Mutter, welcher der Wunsch, eine Tochter zu besitzen, vom Geschick versagt zu sein schien, nahm in Uebereinstimmung mit dem Willen des Vaters, eine arme Waise, die, kaum vier Jahre alt, zufällig ihr Mitleid ansprach und keine Verwandte mehr hatte, ins Haus. Die Sorgfalt, welche auf des Mädchens Erziehung verwendet wurde, vergalt das Kind durch Zärtlichkeit und Liebe. Die Erwartungen, die man von seinen Anlagen und seiner Lernbegierde hegen konnte, sah man sehr bald gerechtfertigt, und wie später einerseits die 17jährige Jungfrau an Geist wissenschaftlich gebildet und in Sprachen, Musik und sonstigen dem Weibe nöthigen Kenntnissen es zur Vollkommenheit gebracht, so hatte sich ihr Körper in gleichem Maße entfaltet und eine seltene Schönheit zeichnete sie aus.

„Wir Brüder waren von jeher gewohnt, in der von den Eltern so innigst geliebten Pflegetochter eine Schwester zu erblicken und als solche ihr jede Aufmerksamkeit zu widmen. Unsere brüderliche Liebe gegen sie wurde ihrerseits mit Dankbarkeit und schwesterlicher Gegenliebe belohnt, so daß unserem Familienglücke Nichts abzugehen schien. Da starb meine Mutter und hinterließ ihrem Gatten den langgenährten Wunsch, die Verbindung der Pflegetochter mit

Einem von uns zu bewerkstelligen. Unverhohlen erklärte uns nach ihrem Tode der Vater den letzten Wunsch der Hingeschiedenen. Beide waren wir bereit, ihn zu erfüllen, aber noch hatte die Jungfrau Keinem von uns den leisesten Vorzug eingeräumt, wodurch man auf die größere Neigung gegen den Einen oder den Anderen zu schließen berechtigt gewesen wäre. Denn Das hatten wir uns feierlich zugesagt, daß eine freie Wahl des Mädchens den Glücklichen bezeichnen müsse, während der Nichtgewählte mit seinem Loose zufrieden sein sollte.

„Der Vater übernahm es, das Herz der Jungfrau auszuforschen, und nachdem ihm solches gelungen zu sein schien, benachrichtigte er uns, daß sie sich für mich, den Aelteren, entschieden hätte. Mein Bruder wurde beim Empfang der Nachricht blaß, suchte sich aber bald zu fassen und begab sich, angeblich um eine Geschäftsverbindung anzuknüpfen, auf drei Wo- nach Danzig.

„Ich schwamm in einem Meer von Wonne und glaubte auf dem Gipfel meines Glückes zu stehen, als mein Vater die holde, verschämte Braut mir zuführte. Unsere Verlobung sollte in vier Wochen, nach der Rückkehr meines Bruders gefeiert werden. Eine lange Zeit für mich bis dahin, allein die Tage vergingen rasch in dem zwischen der früheren Schwester und mir eingetretenen, neuen Verhältniß, das einen unbeschreiblichen Reiz gewährte.

„Meine Braut ließ es zwar nicht an Zärtlichkeit fehlen, aber eine Melancholie schien sich ihrer Seele bemächtigt zu haben, die sie vergebens mir zu verbergen strebte. Oft, wenn sie lange allein gewesen, überraschte ich sie, wie Thränen ihren schönen Augen entströmten; doch erhielt ich auf alle Fragen nach der Ursache der Traurigkeit, die ich wiederholt an sie richtete, stets die Antwort: „sie wisse nicht, weshalb ihr Herz so schwer sei.“

„Acht Tage nach meines Bruders Abreise wurde unser Vater plötzlich vom Schlage getroffen, und ehe der Zurückgerufene seinen Segen empfangen konnte, war er ins bessere Leben hinübergeschlummert.“

„Natürlich mußte wegen des Trauerfalls meine Verlobung aufgeschoben werden. Mein Bruder äußerte den Wunsch, aus dem Geschäft zu scheiden und dieses veranlaßte die Theilung des elterlichen Vermögens, das er, weil wir in allen Punkten einverstanden waren, und daher des gerichtlichen Einschreitens nicht bedurften, an nicht unbeträchtlicher Baarschaft und Papieren in Empfang nahm.“

„So standen die Sachen, als eines Morgens der Bediente mir einen Brief meines Bruders, einhändigte, dessen Inhalt ich noch auswendig weiß. Er lautete:

„„Mein theurer Wilhelm!

Zürne nicht Deinem glücklichen Bruder, der anscheinend gegen Dich ein Verbrechen begehen mußte, um Dein Leben nicht zu vergiften und zugleich das seinige zu verlieren. Deine Braut liebte mich seit der Zeit, da sie dieses Gefühls sich bewußt wurde, mit allem Feuer der Jugend und mit dem reinsten Herzen. Auch Dich liebte sie, aber nur wie Schwester den Bruder zu schätzen pflegt, und ihre Wahl fiel nur deßhalb auf Dich, weil sie aus den Aeußerungen des Vaters zu entnehmen glaubte, daß er es gerne sehe, wenn Du und sie ein Paar würden. Sie wähnte so am besten die Wohlthaten zu vergelten, welche sie von ihm und ihrer tief betrauerten Pflegemutter genossen hatte. Ach! sie kannte die Stärke der ersten wahren Empfindung nicht! Daher die stete Traurigkeit, welche selbst Dir nicht entgehen konnte.

Seit meiner Rückkehr von Danzig fand ich Gelegenheit, ihre Neigung zu entdecken, und beschloß mit ihr zu fliehen, um Dich nicht für Dein ganzes Leben unglücklich zu machen. Erst nach langem Dringen meinerseits willigte sie ein, und ihr einliegender Brief wird Dir genau sagen, was sie gedacht und wie sie gehandelt.

Verzeihe, lieber Bruder, unsere Flucht! Bemühe Dich nicht, uns zu verfolgen oder aufzusuchen; wir sind für Dich todt und nie wirst Du von uns hören. Möchtest Du bald in den Armen einer Gattin Deiner Wahl das Glück finden, das Du in denen meiner nunmehrigen Braut nicht gefunden haben würdest. Lebe wohl und gedenke unserer in Liebe und Vergebung!““

„Der Brief des Mädchens bestätigte die Angaben meines Bruders in allen Punkten.“

Der Oheim hielt inne und zerdrückte eine Thräne im Auge.

„Armer Oheim!“ sagte Theodor, sich an seine Brust werfend.“

„Nichts von meinen Gefühlen, die mich, nachdem ich gelesen, bestürmten. Das Resultat meines Kummers war gänzliche Verzeihung.“

„Alle Zeitungen riefen in den zärtlichsten Ausdrücken und mit aller nur möglichen Schonung die Entflohenen zurück. Alle Handlungshäuser, mit welchen ich in Verbindung stand, erhielten Auftrag, Erkundigungen über sie einzuziehen — vergebens. Fünf und zwanzig Jahre sind verstrichen — keine Nachricht wurde mir von den Geliebten oder ihrem Aufenthaltsort. Heute erst, ja heute“ —

„Mein Oheim! wär's möglich? meine Mutter?“

„Ja, theurer Neffe, Deine Mutter war Emilie Schultz, meine unvergeßliche Geliebte!“

In einer neuen Umarmung sprachen sich die beiderseitigen Empfindungen zur Genüge aus.

„Was an der Geschichte noch fehlt, bester Oheim, muß ich ergänzen. Meine Mutter erzählte mir oft, daß sie auf einer beabsichtigten Reise nach Amerika Schiffbruch gelitten und nur mit Mühe ihr Leben, von ihrer ganzen Habe jedoch Nichts gerettet hätten, so daß sie, von wohlthätigen Menschen gekleidet, zurück nach Europa und an den Rhein gekommen wären. Uebrigens findet sich unter den nachgelassenen Papieren meiner Aeltern ein Trauschein aus England.“

„Das freut mich! so steht Nichts meinem Vorhaben im Wege. Sieh, ich bin ein alter Junggeselle, und habe, wie bemerkt, jetzt keinen anderen Verwandten als Dich, meinen lieben Neffen. Meine Firma ist in Königsberg und Holland hochgeachtet; drei Schiffe auf dem Meere; 42 Speicher von oben bis unten mit Getraide, Eisen, Hanf, Lein, Rübsaamen gefüllt, 2 Landgüter und ein großes Haus in der Stadt sind mein Eigenthum! Ein Buchhalter, ein Kassirer, 6 Commis und 4 Lehrlinge besorgen die Comptoirgeschäfte; 12 Handlungsdiener und 8 Lehrlinge die Geschäfte in den Speichern und am Pregel. — Du lächelst? — Ich verdenke es Dir nicht, weil Du keinen Begriff davon hast, wie großartig bei uns der Getraidehandel betrieben wird, wenn er nur einigermaßen blüht. Ganze Stadtviertel mit Straßen bestehen aus Nichts als Speichern von 5, 8 u. mehreren Stockwerken. Frage nur einmal Deine rheinischen Landsleute, die Reisen dorthin gemacht haben. Wir Königsberger wissen recht gut, daß Ihr Rheinländer früher unsere Provinz für ein Sibirien und uns für Leibeigene gehalten habt; aber wir wissen auch, daß Ihr von Eurem ungerechten Vorurtheil zurückgekommen seid, und unserer Gegend die Fruchtbarkeit, der Stadt selbst manche Schönheit, sowie den Einwohnern der Provinz eine große Intelligenz und das richtige Gefuhl für wahre Volksfreiheit nicht absprechen werdet.“

„Sie haben recht bester Oheim! wir denken jetzt darin ganz anders. Auffallend bleibt es aber, daß ich von Jugend auf eine Vorliebe für meines Vaters Geburtsstadt hegte, ohne zu wissen, wie nah sie ihn anging.“

„Willst Du, so soll sie Deine zweite Heimath werden. Du gehst mit mir, arbeitest Dich in die dortigen Geschäfte schnell hinein und übernimmst dann das ganze Geschäft mit Comptoir, Speichern und Schiffen, bis zu meinem Tode für meine Rechnung und den halben Gewinn. Mir bleibt dann die nöthige Zeit, für das öffentliche Wohl thätig zu sein, dem ich mich mit Leib und Seele gewidmet habe. Denn Du mußt wissen: ich bin Stadtverordneter und Deputirter des Dritten Standes auf dem Landtage. Nach meinem Hinscheiden ist Alles, Alles Dein!“

„Guter Gott, ist's möglich? mein Oheim Das wollten sie thun?“

„Mit Freuden, lieber Neffe! Du schlägst also ein?“

„Von ganzem Herzen!“

Ein kräftiger Handschlag versicherte dem Oheim die Aufrichtigkeit der Zusage.

Jetzt meldete die Wirthin den Lieutenant Lieb, der ihr auf dem Fuße folgte.

Theodor stellte den Offizier seinem Oheim vor, und sagte dann: „Theilen Sie meine Freude! — Mein Oheim, Herr Wilhelm Maß

sau aus Königsberg, den ich in seine Heimath begleiten werde."

„Donnerwetter! — verzeihen Sie, mein Herr! ich schätze mich glücklich Ihre werthe Bekanntschaft zu machen."

„Viel Ehre, Herr Lieutenant! doch Sie entschuldigen wohl, auch Du, lieber Neffe! Ich habe Leute in meinen Gasthof bestellt. Auch erwarte ich Gäste zu Mittag, deren Zahl ich durch Deine Gegenwart, Theodor, zu vermehren wünsche. Sollten Sie, Herr Lieutenant, es nicht für Anmaßung halten, wenn ein Fremder Sie als Freund seines eben erst gefundenen Neffen bittet, ihm gleichfalls die Ehre seines Besuchs zu schenken, so würden Sie mich erfreuen."

„Wir könnte ich eine so freundliche Einladung ablehnen oder übelnehmen?"

„So erwarte ich denn Sie Beide um 2 Uhr im Gasthaus zum Prinzen Waldemar."

Theodor begleitete den Oheim bis zur Thüre, holte darauf den Offizier aus dem Zimmer der Wirthin ab und führte ihn zu seinem Freunde Ehrenfried. Hier erzählte er Beiden Alles, was ihm begegnet war, und fand, wie sich erwarten läßt, die herzlichste Theilnahme, von aufrichtigen Glückwünschen begleitet.

Es war nicht mehr weit von zwei Uhr. Deshalb eilten Lieb und Theodor aus dem Hause, dem Gasthofe zu.

Auf dem Wege benachrichtigte ihn der Offizier, daß die Frau im Mantel ihm die richtige Bestellung der Verse rapportirt und sich zu allen ferneren Diensten erboten hätte.

Ach, wie war Theodor so seelenvergnügt! welche Hoffnungen blühten ihm für die Zukunft?

Sie wurden in ein besonderes Zimmer des Gasthofes geführt, wo sie eine reich besetzte Tafel und den Oheim, der dem armen Tischler bereits mit so vielem Gelde ausgeholfen hatte, als die Schuld an Schmalbach und die Kosten betrugen, ohne einen Schein oder Wiederbezahlung überhaupt zu verlangen, in Gesellschaft der beiden Fröhlich antrafen.

Nachdem Wilhelm Massau die Gäste einander vorgestellt, setzte man sich, und niemals ist wohl ein Mittagsmahl so fröhlich genossen und durch erheiternde Gespräche so angenehm gewürzt worden, wie dieses. Der Hauptgegenstand betraf das zufällige Zusammentreffen des Neffen mit dem Oheim und das künftige Lebensglück des Ersteren, wobei der Offizier auf feine Weise die Liebschaft Theodors zur Sprache brachte. Dieser erröthete, aber der Oheim benahm sich so väterlich und liebevoll gegen ihn, daß er nicht umhin konnte, Alles zu gestehen.

„Nun, nun," sagte der Oheim, „wir werden ja sehen. Du darfst, um nähere Aufschlüsse zu erhalten, das Stelldichein bei der Haushälterin nicht versäumen."

Massau ließ die auf der Tafel stehenden Flaschen abräumen und Brauenberger, Asmannshäuser, Bordeaux und endlich Champagner auftragen.

Allen mundeten Trank und Speisen. Der Wirth schien der Glücklichste unter ihnen. Die Trinksprüche, bald dem edlen aufgefundenen Neffen, bald dessen Engelsköpfchen, bald der Freundschaft ausgebracht, wollten kein Ende nehmen.

Der Bildhauer und der Lieutenant hatten genug und ließen sich Zimmer anweisen, um auszuruhen. Der Referendar legte über die erhaltenen 50 Thaler Rechnung ab. Es waren davon die rückständige Wohnungsmiethe der Eheleute Heibach nebst Gerichtskosten, so wie die Miethe für eine neue Wohnung auf drei Bettstellen mit nöthigen Strohmatratzen, Federkissen und wollenen Decken, warme Kleidung für die Familie und für jedes Mitglied derselben Hemden, Strümpfe und Schuhe gekauft; ferner das nothwendigste Küchengeschirr von Blech und gebranntem Thon, Löffel und dergleichen, endlich verschiedene Lebensmittel, worunter Mehl, Erbsen, Linsen und Bohnen, nebst Steinkohlen und Brandgeriß beschafft worden. Er legte über jede Ausgabe Quittung, und über Das was noch nicht bezahlt war, Rechnungen vor. Letztere betrugen 20 Thaler, welche Massau sogleich dem Referendar einhändigte mit der Bitte: möglichst schnell die Beträge auszahlen zu wollen.

Fröhlich bemerkte: er habe sich doch in dem Voranschlage geirrt, als er geglaubt mit 50 Thaler auszukommen. Es hätte den Leuten an Allem gemangelt, und so wäre er genöthigt

gewesen, von der Vollmacht des Wohlthäters zur Mehrausgabe Gebrauch zu machen.

„Wofür ich Ihnen stets verbunden bleiben werde," sagte Massau. „Nun vollenden Sie aber Ihr Werk, Herr Referendar! Schicken Sie den Kranken einen Arzt auf meine Kosten und übergeben Sie der Frau diese Zehnthalerrolle. Heute Abend schenken Sie mir dann wieder die Ehre Ihres Besuchs." Damit reichte er dem Referendar die Hand, welcher absichtlich verschwieg, daß er bereits einen befreundeten Arzt zu den Kranken gesendet hätte. Er antwortete nur:

„O, Sie vortrefflicher Mann! Gott lohne Ihnen Ihre Wohlthaten! Wenn diese nicht des Himmels Segen verdienen, so weiß ich nicht, was noch belohnt werden könnte."

„Um Belohnung ist es mir nicht zu thun; ich handelte wie es einem Christen geziemt. Dennoch hat der Himmel mir einen Lohn gegeben, den ich für unschätzbar halte: hier, diesen Jungen!" wobei er auf Theodor zeigte.

Der Referendar verabschiedete sich und Theodor mußte nun beichten, was es mit der Schuld an Sauerkraut auf sich habe. Er gab ihm sogleich den ganzen schuldigen Betrag und ging dann mit ihm ein Paar gute Anzüge für ihn zu bestellen. Dann ging der Oheim mit seinem Neffen, dessen Freund Ehrenfried kennen zu lernen.

Gegen 7 Uhr Abends erinnerte Jungfer Adelheid ihren Herrn daran, daß er sich nach dem jungen Massau habe erkundigen wollen. Am Vormittage hätte er es vergessen, nun möge er es nachholen.

Herr Schmalbach widersprach diesem Ansinnen auf das Bestimmteste, erklärte auch, solch einem Habenichts keinen Pfennig leihen zu wollen und bat, nicht weiter davon zu reden.

Die gute Dame meinte jedoch ganz einfach: „Sie werden sich nach Herrn Massau erkundigen!"

Solche Erklärung schien Herr Schmalbach wohl zu verstehen, denn er brummte nur noch etwas von „unzeitiger Gefälligkeit und „unausstehlicher Weiberlaune," zog sich an und ging.

Jungfer Adelheid nahm, als er fort war, einen kleinen Schlüssel aus ihrer Tasche, schloß mit demselben eine der beiden Kisten auf und besetzte den zuvor mit einer Serviette gedeckten Tisch mit einem angeschnittenen Schinken, einem Stück holländischen Käse, marinirten Häringen, Butter, Sauerbrod und Röggelchen, gebäutelte Roggenmehl-Brödchen mit Milch und Hefen gebacken—stellte Pfeffer, Salz und Senf, nebst einer Flasche Ahrweins und zwei Gläser darauf, und erwartete auf diese Weise den Eingeladenen.

Nicht lange, so klopfte es leise. Sie öffnete und Theodor trat ein, höchst elegant und ganz neu gekleidet, worüber sich Adelheid nicht wenig verwunderte. Jetzt erst schien er die beiden Thüren in der Wand zu bemerken und sein Auge war unaufhörlich auf die dem Flur zunächst befindliche gerichtet.

Die Dame ergriff seine Hand und führte ihn, unter wonnigem Lächeln zum Kanapee, auf welchem Beide Platz nahmen.

Theodor konnte sich das Betragen der Jungfer Adelheid, die ihn ohne Unterlaß zum Essen und Trinken nöthigte, nicht erklären. Schon fing er an die Absicht seiner Wirthin zu errathen, da sie nicht aufhörte, seine Hand zu drücken, als ihre Reden ihm vollständige Aufklärung gaben, u. seinen Abscheu vor dem zudringlichen Weibe noch vergrößerten.

„Sehen Sie, lieber Massau," sagte sie, „die Erkundigung, welche über sie eingezogen werden sollte, war nur ein Vorwand, von mir ersonnen, den alten Brummbär und Geizhals aus dem Hause zu schaffen. Darum bestellte ich Sie eine Stunde früher, um mit Ihnen ungestört sprechen und—und nun Sie verstehen mich—ja, was wollte ich doch sagen? Aha, da fällt mir's ein: hier sind die zehn Thaler.— Sie brauchen keine Zinsen zu zahlen und nicht einmal einen Schuldschein darüber auszustellen. Sie haben etwas Leidendes an sich—kurz, was ich hier im Hause will, das geschieht. Der alte Esel nimmt von seinem Gelde zwar nur 5 oder höchstens 6 kaufmännische Prozent, aber er gibt den Hülfsbedürftigen die eine Hälfte baar, die andere Hälfte in Waaren, die nicht halb so viel werth sind als der Preis beträgt, für die er sie

in Zahlung anrechnet. Von dem baaren Theil zieht er die Zinsen vorweg ab, und nun müssen die Leute ihm, ebenfalls vor dem Einstecken des Geldes, noch ein Geschenk von 1 bis 5 Thaler und noch mehr, je nach der Größe des Darlehns, in die Hand drücken, so daß sie kaum 2 Drittel der Baarschaft mit nach Hause nehmen. Die Waaren will alsdann Niemand kaufen und sie können von Glück sagen, wenn sie auf jeden Thaler des angerechneten Preises 10 Groschen dafür lösen. Mit Ihnen aber soll nicht so verfahren werden. Da nehmen sie die zehn Thaler voll, und wenn Sie sich danach aufführen, so brauchen Sie das Geld gar nicht zurückzugeben."

Bei diesen Worten zählte Jungfer Adelheid 10 blanke Thaler auf.

Theodor dachte an den Engelskopf und hatte das Ende der Rede nicht mehr gehört, denn aus einem Nebenzimmer drang unter Guitarrebegleitung eine reine und liebliche Sopranstimme an sein Ohr, welche in ergreifender Melodie folgende Strophe sang:

Einsam vertraut' ich mein jugendlich Leben,
Sehnsucht ergreift mich mit Himmelsgewalt!
Stärker wohl fühl' ich das Herz mir erbeben,
Schwebt mir vor Augen die edle Gestalt.
Sel'ges Entzücken, wonniges Sehnen!—
Bebe mein Herz nur, fließet ihr Thränen.

Der junge Mann horchte. Jungfer Adelheid schwieg ebenfalls und schien verlegen.

Als der Gesang verstummt war, konnte Theodor sich der Frage nicht enthalten: wem die angenehme Stimme gehöre?

„Es ist die Nichte des Herrn Schmalbach," antwortete die Dame. „Ihre Aeltern sind gestorben und haben ihr keinen Pfennig Vermögen hinterlassen. Das dumme Ding kann gut lesen und schreiben, ein wenig auf der Guitarre klimpern und weibliche Handarbeiten fertigen. Der Alte, der zugleich ihr Vormund ist, mag sie nicht leiden. Deshalb muß sie den ganzen Tag in ihrer Kammer hier nebenan, in die Herr Schmalbach niemals kommt, zubringen und mit Stricken und Nähen ihr kärgliches Brod, das sie nicht einmal an unserm Tische genießt, verdienen. Sie muß wohl merken, daß ihr Onkel nicht zu Hause ist, sonst würde sie nicht zu plärren gewagt haben, weil er es in der Seele nicht leiden kann. — Wenn Herr Schmalbach kein Testament macht, so wird Trüdchen dennoch seine Universalerbin, aber dafür wollen wir schon sorgen, denn wir haben es uns nicht umsonst 18 Jahre lang bei ihm sauer werden lassen. Er hat versprochen, noch in diesen Tagen mir sein ganzes Vermögen zu vermachen u. seine Nichte blos mit einem kleinen Legate zu bedenken. Sehen Sie, lieber Herr Massau — aber Sie trinken ja gar nicht — jetzt bin ich auf dem Punkte — wie gesagt, Sie gefallen mir, ich bin noch frei, Sie auch; Herr Schmalbach würde einer Heirath nicht entgegensein, wenn ich nur bis an sein Ende bei ihm bleibe, mithin" —

In diesem Augenblick rief Herrn Schmalbach's Stimme draußen: „Jungfer Adelheid macht auf!"

„Mein Himmel! Da ist der Alte, schon früher als ich dachte. Geschwind!"

Indem Jungfer Adelheid dieses sprach, schob sie die 10 blanken Thaler dem jungen Manne in die Westentasche, ohne daß derselbe es zu hindern vermochte, gab ihm seinen Hut in die Hand, schloß die von ihm beobachtete Seitenthüre auf und schob ihn mit den Worten durch dieselbe: „verweilen Sie hier, bis der Alte zu Bette gegangen sein wird und ich Sie rufe."

Da stand der Jüngling ganz unverhofft am Ziel seiner Wünsche. Er befand sich in einem kleinen, aber äußerst reinlichen Frauengemache. Die Möbeln entsprachen dem Aufwande des Hausherrn, aber Alles trug eine gewisse Nettigkeit an sich und war mit solchem Geschmack geordnet und aufgestellt, daß man unmöglich das geschickte Walten einer weiblichen Hand vermissen konnte. Auf einer alten, jedoch spiegelblank polirten Kommode lagen einige Bücher; weibliche Handarbeiten schmückten hin und wieder die Wand und ein sauber gespreitetes Bett zeigte unverholen von der Ordnungsliebe seiner Besitzerin.

Das Alles hatte indessen Theodor nicht wahrgenommen. Sein Auge blickte unverwandt nach dem Fenster hin, an welchem ein Mädchen saß, das jenen Engelskopf trug und dem die Gestalt gehörte, die er in der Kirche und später auf der Straße gesehen. Bei seinem Erschei-

nen lag die Guitarre noch auf dem Schoße des Mädchens, während dieses selbst, in Nachdenken versunken, den Kopf mit der Hand stützte.

Theodor stammelte eine Art Entschuldigung, bat sie, sich in ihrem Spiel nicht stören zu lassen, und knüpfte auf diese Weise eine Unterhaltung an.

Das Mädchen war wirklich schön, und zwar nicht allein von Gesicht. Sie mochte bereits 20 Jahre zählen, wie es bei Theodor schien, und hatte kastanienbraunes Haar, blaue Augen, sanft geröthete Wangen, einen sehr kleinen Fuß und einen schlanken Körperbau.

Nassau klopfte das Herz gewaltig, als er sich dem Mädchen, das er, er fühlte es mehr als je, mit ganzer Seele liebte, gegenüber sah, auch Gertrud schien den Eindruck festzuhalten, den Theodor's Erscheinen auf sie zuerst hervorgebracht.

Beide erzählten sich ihre Lebensschicksale.— Gertrud bestätigte Das, was Jungfer Adelheid bereits Theodor mitgetheilt hatte, fügte aber noch hinzu: daß ihr Oheim ihr keinen andern Ausgang als zur Messe gestatte, und zwar nur in Begleitung der Haushälterin, die ihn völlig unter dem Pantoffel habe, sonst aber keinen eigentlich bösen Charakter besitze. Heute wäre sie zum ersten Mal allein in der Kirche, und deshalb so glücklich gewesen, seine Verse erhalten zu haben.

Theodor kannte Jungfer Adelheid zwar von keiner rühmlichen Seite, aber er schwieg über diesen Punkt gänzlich, und suchte das Gespräch auf andere Gegenstände hinzulenken, wobei er mehr und mehr sich überzeugte, daß Gertrud gebildet sei und ihr Herz der äußern Schönheit das Gleichgewicht halte.

Noch war keine Stunde vergangen, da hatte Theodor dem Mädchen eine förmliche Erklärung gemacht und wurde mit derselben nicht zurückgewiesen. Ein Kuß besiegelte den Bund, den zwei gleichstimmige Seelen mit einander geschlossen, die sich so schnell und so unerwartet gefunden hatten.

Bevor Adelheid ihrem Herrn die Stubenthür öffnete, stellte sie in Eile Speisen und Wein, nebst dem Tafelgeschirr wieder in den Kasten.

Herr Schmalbach trat mürrisch ein, warf seinen Stock auf die Erde und seinen Hut auf einen Stuhl. Dann ging er hastig im Zimmer auf und nieder und sagte: „Schöne Geschichten habe ich da in Erfahrung gebracht.— Der Taugenichts bekommt keinen Heller von mir! Stellt Euch vor, der Laffe ist vergangenes Jahr noch im Carnevals-Committee gewesen."

„Nun was soll das?" fragte die Haushälterin, „und dieses Jahr?"

„Das ist es eben. In diesem Jahr hat er die Versammlung noch nicht besucht, aber er will es noch thun, und dazu braucht er das Geld. Keinen Pfennig gebe ich ihm, und wenn er für zwei Drittel Waaren nehmen und mir ein Honorar von d r e i Thalern verehren wollte."

„Pure Verleumdung des jungen Menschen. Er sieht so brav aus."

„Was nehmt Ihr so des Laffen Parthei? das muß seine besondere Ursache haben. Doch jetzt das Nachtessen, ich verspüre einigen Hunger."

Jungfer Adelheid deckte, wiewohl mit einem groben, schmutzigen Tuche, nochmals den Tisch, stellte zwei defecte Teller, eine Flasche Wasser und ein Glas auf denselben, legte ein halbes Schwarzbrod hin und brachte ein großes Stück Blutwurst hervor.

Herr Schmalbach schnitt ein Stück Brod nach dem andern, eine Wurstscheibe auf jedes legend, ab und verschlang es mit Heißhunger.

Die Haushälterin schützte Kopfschmerz vor, ihre, Herrn Schmalbach übrigens nicht unangenehme Appetitlosigkeit zu verbergen. Letzterer aß um so eifriger, als er gerade ein großes Stück zwischen die Zähne gebracht, fiel er hinten über, verdrehte die Augen, die aus ihren Höhlen herauszutreten zu wollen schienen, verzog die Gesichtsmuskeln, während das ganze Gesicht eine blaue Farbe annahm, ließ das Brod und die Wurst, die er noch in der Hand hielt, fallen, und schlug mit dem Stuhle zu Boden, wo er noch einige Secunden mit Armen und Beinen zappelte, dann aber den Geist aufgab—er war an der Wurst, die er im Aerger genossen, wie es schien, erstickt.

Niemand vermag den Schrecken zu schildern, von dem Jungfer Adelheid ergriffen wurde, als Herr Schmalbach am Boden lag. Sprachlos stand sie mit geöffnetem Munde und starrte auf die Leiche; dann fiel sie, wie vom Schlage getroffen, in Ohnmacht.

Die jungen Leute im Nebenzimmer waren aus ihrer Unterhaltung durch das Geräusch, welches die fallenden Körper verursacht hatten, aufgeschreckt worden. — Schlimmes ahnend, stürzten sie in die Stube und wurden von dem Anblick, der sich ihnen hier bot, nicht wenig ergriffen. Doch hatte Getrud so viel Geistesgegenwart, der Haushälterin beizuspringen, worauf denn auch eine Wiederbelebung erfolgte; Theodor richtete den todten Schmalbach auf, vermochte aber nichts weiter zu thun, als seiner Gertrud zu sagen, daß er eine Hausbewohnerin heraufsenden und einen Arzt herbeiholen wolle.

Gleich darauf trat die Gemüsehändlerin aus der Parterrewohnung ein, welche unter Gertrud's Beistand die Haushälterin zu Bette brachte.

Auch der Wundarzt und Massau ließen nicht lange auf sich warten. Ersterer öffnete dem Leblosen eine Ader, erklärte jedoch, daß alle Versuche, den Entseelten in's Leben zurückzurufen, vergebens wären. Der Körper trage die unzweifelhaften Spuren eines Schlag- und Stickfluß.

Massau holte noch einen Herrn, der im ersten Stock wohnte, zum Beistande der Frauen herauf und eilte dann an das Friedensgericht des Bezirks, traf den Richter sowohl, wie den Gerichtsschreiber glücklicherweise noch im Amtslocale, d. h. unten in der Gaststube beim Schöppchen, und so konnte die Versiegelung des Nachlasses auf der Stelle geschehen. Hierdurch wurde jeder Verschleppung vorgebeugt.

Man legte die Siegel auf die Thüre der Kammer, worin Schmalbach die werthvollen Gegenstände und die Geldkisten stehen hatte, auf sämmtliche Schränke und Kisten in der Wohnung, und schrieb dann diejenigen Effecten auf, welche unversiegelt blieben. Von allen unter Siegel gelegten Behältern, die schließbar waren, nahm der Gerichtsschreiber die Schlüssel zu sich.

Den Gerichtssiegel drückte man in schwarzen Lack aus, welches ein Mann, den die Gerichtsbeamten mitgebracht hatten, bewerkstelligte. Der Friedeensrichter ging, mit den Anwesenden sich unterhaltend, auf und ab, während der Gerichtsschreiber über den Vorgang ein Protokoll aufnahm.

Am Schlusse der Verhandlung mußten die Haushälterin und Gertrud den vorgeschriebenen Eid leisten: „daß sie von dem Nachlasse des Verlebten weder selbst etwas verschleppt, noch gesehen hätten oder wüßten, daß mittelbar oder unmittelbar etwas auf die Seite geschafft worden.“

Zum Hüter der Siegel und der außer Siegel gebliebenen Gegenstände wurde der mitgebrachte Jakob Groß, Möbelhändler in Rheinaustadt wohnhaft, ernannt, und diese Verpflichtung von demselben angenommen.

Das Protokoll, welches alle obigen Thatumstände, so wie die Stunde des Anfangs und jene des Endes der Operation enthielt, wurde von allen anwesenden Personen unterschrieben.

Wäre Jemand dagewesen, der die Nachsuchung eines Testaments des Verstorbenen beantragt hätte, so würde der Friedensrichter überall danach haben suchen, wenn es aufgefunden, aber seinen äußern Zustand constatiren und mit den anwesenden Parteien und dem Gerichtsschreiber paraphiren, endlich Tag und Stunde bestimmen müssen, an welchen er das Testament dem Landgerichtspräsidenten, der die Hinterlegung bei einem Notar verordnen muß, vorlegen würde; eine Erklärung, welche den Parteien zugleich als Vorladung dient, bei der Präsentation, nach Umständen Eröffnung desselben zugegen zu sein, Alles insofern von einer eigenhändigen letztwilligen Verordnung die Rede ist. Findet sich die Ausfertigung eines authentischen d. h. notariellen Testaments vor, so werden dessen Bestimmungen sofort vollzogen, wenn sie nicht den, für alle Fälle unabänderlich vorgeschriebenen, gesetzlichen Verfügungen entgegenlaufen.

Nachdem das Gerichtspersonal sich entfernt, blieb Theodor noch einige Zeit bei Gertrud, sie und Adelheid über manche Verhältnisse des Ver-

storbenen befragend. Dann übergab er freundlich bittend dem Siegelhüter zugleich die Obhut über die Frauen und säumte nun nicht länger, seinen Oheim von dem Vorfall, der sein langes Ausbleiben veranlaßt, in Kenntniß zu setzen.

Er fand die drei Gäste vom Mittag wieder im Zimmer des Onkels und den Referendar im Vortrage über verschiedene Gegenstände der rheinischen Gerichtsverfassung.

Alle vernahmen mit Erstaunen die Erzählung Theodors und als sie sich wieder mit Ruhe über die Geschichte des Tages besprechen konnten, warf der Oheim die Frage auf: Wohin Gertrud einstweilen gebracht werden sollte, da sie unmöglich länger in der elenden Wohnung und so zu sagen ohne Schutz bleiben könnte.

Lieb bedachte sich nicht lange und rief: „Donnerwetter! wo kann denn das Mädchen besser untergebracht werden, als bei meiner Mutter der verwittweten Hofräthin Lieb. Sie wird an meiner Schwester eine getreue Gespielin und Freundin erhalten.

Dabei setzte der Offizier die Verhältnisse der Seinigen näher auseinander, bürgte für die Einwilligung seiner Mutter nnd erbot sich, diese sofort einzuholen.

Der Vorschlag wurde angenommen und man kam darin überein, daß Theodor zu Gertrud zurückkehren solle, um sie von der Veränderung ihrer Lage in Kenntniß zu setzen. Der Lieutenant wollte alsdann mit seiner Schwester in einer Droschke die Geliebte seines Freundes abholen.

Alles ging nach Wunsch und noch war Mitternacht nicht vorüber, als Theodor schon vor dem Bette seines Oheims erschien, um ihm zu melden, daß Fräulein Lieb mit schwesterlicher Zärtlichkeit der Nichte Schmalbach's entgegengekommen und er sich im Hause der Hofräthin selbst überzeugt habe, wie diese edle Dame Mutterstelle bei ihr vertreten würde, so daß er über ihre Lage gänzlich außer Sorge sei.

Jetzt begieb Dich zur Ruhe, Theodor! Grüße mir Deinen Albert und melde Deinen Principalen auf morgen früh meinen Besuch. Ich hoffe, sie werden mir zu Liebe Dich gern ohne vorherige Kündigung entlassen. Dann wollen wir in Bezug auf Dein Verhältniß zu Schmalbach's Nichte, die ich ebenfalls morgen kennen zu lernen hoffe, das Weitere sprechen. Gute Nacht, mein Sohn!"

Theodor küßte seinem Oheim die Hand und sagte: „Schlafen Sie wohl, mein Vater!"

Sein Jugendfreund Albert war noch nicht eingeschlafen. Er unterhielt sich mit dem auf des älteren Massau's Verlangen gleich nach dessen Besuch aus dem Kloster der Alexianer zu seiner Pflege herbeigerufenen, barmherzigen Bruder. Auch dieser erstaunte über Theodors Erzählung, dessen Glücksstern plötzlich strahlend und hell über ihm aufgegangen war.

Daß Theodor vor freudiger Hoffnung die ganze Nacht kein Auge schließen konnte, wird Jeder glauben, wer aus ähnlicher Lage weiß, daß große Freude sowohl wie großes Leid den Schlaf selbst von dem Müden fern halten.

Wir wünschen dem Leser gleichfalls gute Nacht, weil wir früh wieder aufstehen müssen, um ihn auf die Gerichtsschreiberei des Friedensgerichts zu führen, in dessen Bezirk die Wohnung Schmalbachs gelegen war.

Es hatte am andern Morgen kaum neun Uhr geschlagen, als der Hausflur unten und oben, sowie die Weinzimmer im Friedensgerichtslocale schon mit wartenden Menschen besetzt waren. Ein Theil derselben, insbesondere aus Landsleuten bestehend, wie die allgemeine Tracht, der blaue Kittel anzeigte, war da, um Recht sprechen zu hören, denn das Friedensgericht No. 3 hielt heute Sitzung. Die Wohlhabenden tranken ihren Wein, Andere dagegen hatten in der Nähe des Locals die Branntweinläden gefunden u. beurkundeten durch ihre lallende Zunge, ihre wankelmüthigen Beine und den nicht angenehmen Fuselgeruch die Wirkungen des Kartoffelspiritus. Sie kannten allerdings die Wohlthaten der Mäßigkeitsvereine nicht, sonst würden sie sich nicht der Errichtung derselben widersetzt haben. Noch ein Haufe Bauern, der auf seinem zweistündigen Marsche zum Gericht die Schenken an der Landstraße nicht unbesucht gelassen, kam singend in Reihen

anmarschirt, von einem Genossen mit dickem Knittel geführt. Die Stöcke der Einzelnen, aus jungen Eichbäumen geschnitten, durchschwirrten die Luft und mit Gesang betraten sie den Sitzungssaal. Der Friedensrichter sah den Haufen kommen, aber—er hielt die Hand vor den Augen und schob die nicht eingeschmierte Siegelpresse fest, deren kreischende Bewegung ihn verhinderte, den Gesang der Betrunkenen zu vernehmen.

Noch ein Theil der Anwesenden sah der Ankunft des Gerichtspersonals von Nr. 1. entgegen, wo auf der Gerichtsschreiberei verschiedene Acten der freiwilligen Gerichtsbarkeit vorgenommen werden sollten. Wenn man annimt, daß in Vormundschaftsangelegenheiten, mit Ausnahme der Ueberreichung des Inventars oder Vermögensverzeichnisses und der Hypothekeneintragung, der Rechnungsablage und Erstattung des Erziehungsberichts bei Hauptvormundschaften, auch wohl außergewöhnlichen Vernehmungen der Vormünder, stets der Familienrath der Minorennen verhandelt werden muß, um eine Vormundswahl zu bewerkstelligen oder einen Beschluß zu fassen, und daß dieser Familienrath ohne Haupt- und Nebenvormund, aus sechs Personen besteht, so wird man begreifen, welche Anzahl Personen sich an einem Vormittage einfinden muß, wenn auch nur fünf solcher Vormundschaftssachen erledigt werden sollte.

Onkel Massau hatte gestern schon mit dem Referendar Fröhlich verabredet, daß Letzterer für ihn die Erlaubniß des Friedensrichters nachsuchen sollte, bei den stattfindenden Verhandlungen gegenwärtig sein zu dürfen, was denn der Friedensrichter Benner, ein allgemein geliebter und von Allen hochgeachteter Man̄, der in jeder Beziehung ein Muster der Friedensrichter genannt werden konnte, um so bereitwilliger gestattete, als die Familienrathsversammlungen an diesem Tage keine Familiengeheimnisse zum Gegenstande hatten, vielmehr Nichts als Vormundernennungen betrafen.

Im Allgemeinen sind die Verhandlungen in Vormundschaftsangelegenheiten und die meisten Acten der freiwilligen Gerichtsbarkeit nicht öffentlich.

Der Referendar führte daher den Fremden auf die im ersten Stock des Hauses, nach dem Garten gelegene Canzlei oder Gerichtsschreiberei des Friedensrichters No. 1, wo der Friedensrichter und der Gerichtsschreiber eben eintraten.

Es saßen auch drei Schreiber in dem Zimmer, theils mit Eintragung in Register, theils mit Urtheilsausfertigungen beschäftigt.

Richter und Gerichtsschreiber empfingen den ihnen von Fröhlich vorgestellten Fremden sehr freundlich, erklärten ihm Manches, was er zu wissen verlangte, sehr bereitwillig und zeigten ihm auch mehrere Acten und Ausfertigungen.

Von Letzteren fiel ihm die executorische Form der Erkenntnisse auf. Ihr Eingang war in schönen, verschiedenartig lithographirten Schriftzügen, die fast die erste Seite eines Bogens gewöhnlichen, geglätteten und weißen Papiers einnahmen und sogar Zeichnungen enthielten, dargestellt.

„Auf Grund solcher Urtheilsausfertigung betreibt der damit beauftragte Gerichtsvollzieher die Execution," sagte der Gerichtsschreiber.

„Das ist sehr einfach," meinte Massau.

Der Referendar war hinausgegangen und mit einem Bogen Papier zurückgekehrt, welchen er dem Fremden mit den Worten übergab: „Hier ist der neue Miethvertrag für die Eheleute Heibach, den ich selbst aufsetzte und zur Sicherung des Datums bei dem Friedensgericht Nr. IV. einregistriren ließ."

Massau las den Contract durch und kam zuletzt auf den Einregistrirungsvermerk, welcher blos aus nachstehenden Worten bestand:

„Vorgelegt und eingetragen bei dem Königlichen Friedensgericht zu Rheinaustadt Nr. IV. am achtundzwanzigsten Januar achtzehnhundertfünfundvierzig sub Nr. 3486 des Reg. fol. 35, erhoben fünf Groschen.

(Das Gerichtssiegel.) Der Friedensrichter
Der Gerichtsschreiber Nassauer.
Fürst."

Nun begreife ich erst den Zweck des Einregistrirens der Privaturkunden. Es kann ihnen nämlich nur dadurch ein sicheres Datum gegeben werden, dritten Personen gegenüber.— Nicht wahr?" sagte der Fremde.

„Allerdings," erwiederte der Referendar, „wenn nicht einer der Contrahenten oder bei einseitigen Scheinen der Aussteller mit Tode abgegangen ist, welcher ebenfalls das Datum vergewissert."

Jetzt traten mehrere Eisenbahnbeamte herein, welche als Inspector, Kastellan oder Bahnwärter vereidet wurden.

Dann kam ein heirathslustiges Pärchen mit noch vier andern Personen, um einen Notorietätsact über den Tod der Großeltern des Bräutigams aufnehmen zu lassen, welchen es zur Schließung der Ehe vor dem Civilstandsbeamten nöthig hatte.

Der Gerichtsschreiber richtete verschiedene Fragen an die Erschienenen, füllte ein gedrucktes Schema aus und nachdem er dem Friedensrichter angezeigt, daß er fertig sei, dieser aber das Nöthige den Leuten vorgehalten, las er das Protokoll ab.

Der Requirent und die Schreibens erfahrenen Zeugen unterschrieben das Protokoll, das endlich mit den Unterschriften des Friedensgerichtsbeamten u. der Bedrückung des Gerichtssiegels schloß.

Man cassirte einen Stempelbogen zu diesem Act, ließ sich von dem Requirenten die auf der Urkunde specificirten Kosten bezahlen und übergab ihm denselben, nachdem er in's Repertorium eingetragen und mit der Nummer desselben versehen worden war.

„Eine eigenthümliche Art von Urkunde so ein Offenkundigheitsact," meinte der Fremde.

„Er ist durchaus erforderlich," erwiederte nun der Richter, „weil nach dem Tode der Eltern ohne Einwilligung der Großeltern keine Heirath vollzogen werden kann. Daher muß deren Tod ebenfalls festgestellt sein. Man weiß nun wohl, wie früher von den Pfarrern die Sterbebücher geführt wurden und kann sich deshalb leicht erklären, warum nur selten die Todtenscheine von Personen, die vor sechzig Jahren und längerer Zeit gestorben sind, vorgelegt werden."

Die Leute hatten das Zimmer verlassen, durch dessen Thüre wieder Neue hereindrangen. Diese waren beschieden worden, um als Familienrath einen Nebenvormund zu ernennen.

Einer von ihnen, der Requirent und Vater der Minderjährigen, meldete sich beim Friedensrichter, welcher ihn zum Gerichtsschreiber verwies, der, eine vom Civilstandsbeamten eingegangene Anzeige vor sich, gewisse Fragen stellte und die Antwort niederschrieb.

Der Richter wendete sich darauf an den Familienrath, indem er demselben vorhielt, daß nach dem erfolgten Tode der Ehefrau des Requirenten dieser die gesetzliche Vormundschaft über seine minderjährigen Kinder behalte, der Familienrath daher nur einen Nebenvormund zu wählen habe, welcher jedoch im gegenwärtigen Fall der entgegengesetzten Linie des Hauptvormündes, nämlich der mütterlichen, angehören müsse, da Haupt- und Nebenvormund stets aus zwei verschiedenen Linien sein sollen.

Ohne daß der Vater und gesetzliche Vormund mitstimmen durften, gab nun jedes Familienraths-Mitglied seine Stimme ab. — Alle Stimmen fielen auf den Oheim der Kinder. Dieser erklärte die auf ihn gefallene Wahl freiwillig annehmen zu wollen und leistete den Eid.

Der Friedensrichter machte nun die Vormünder auf ihre Pflichten aufmerksam, und der Gerichtsschreiber las nachher den Anwesenden das Protokoll vor, worauf die Unterzeichnung desselben stattfand.

Bemerkenswerth und neu für den Fremden war noch ein Act, den eine Wittwe über die Emancipation ihres 15jährigen Sohnes blos durch ihre einfache Erklärung: daß sie ihn emancipire, und demnächst über die Wahl eines Curators durch den Familienrath, aufnehmen ließ.

Man sagte dem Fremden bei dieser Gelegenheit, daß der vater- und mutterlose Minderjährige nur nach vollendetem 18. Jahre, und zwar nur durch den Familienrath, welchem stets wie in allen Versammlungen, der Frie-

denrichter präsidiren müsse, emancipirt werden könne.

„Wann ist nach hiesigen Gesetzen ein Minderjähriger großjährig?“ fragte Massau.

„Mit dem vollendeten 21. Jahre,“ erhielt er zur Antwort.

Auf diese Weise nahmen die Tagesgeschäfte bei dem Friedensgericht ihren Fortgang. Massau und der Referendar dankten für die dem Erstern ertheilte Erlaubniß, durch eigene Anschauung die rheinische Gerichtsverfassung näher kennen lernen zu dürfen und verließen das Lokal.

Im Gasthof harrte Theodor schon längere Zeit, den Oheim zu seinen Principalen und von da zur Hofräthin Lieb zu führen. Erstere entließen nun unter den bewandten Umständen ihren Commis Theodor Massau bereitwillig, gaben ihm ein schönes Zeugniß und als einen besonderen Beweis ihrer Zufriedenheit mit seinen Diensten zum Andenken ein werthvolles Geschenk.

Die Hofräthin empfing Oheim und Neffen sehr artig und Beide überzeugten sich augenblicklich, wie wohlthuend Gertrud's Aufenthalt bei derselben auf diese wirken müsse.

Dem Oheim gefiel das junge Mädchen ungemein. Er lobte seines Neffen Neigung, und ehe er noch die Wohnung der Hofräthin verließ, hatte er Gertrud berits lieb gewonnen, denn er sprach auf dem ganzen Rückwege mit Theodor von nichts Anderem, als von seiner glücklichen Bewerbung um die Hand des Mädchens.

Theodor fürchtete, daß der Familienrath ihm vielleicht Schwierigkeiten machen würde, er wollte deßhalb sogleich den Nebenvormund aufsuchen. Massau trieb den Neffen zur Eile und ging allein in sein Hotel zurück.

Wie erstaunte aber Theodor als Gertrud's Nebenvormund ihm erklärte: daß dieselbe morgen ihr 21. Jahr vollende, mithin großjährig und berechtigt werde, über ihre Person und Vermögen frei zu verfügen, welches Alles der Friedensrichter selbst ihm heute noch gesagt hätte.

Nach Schmalbach's Begräbniß, welches auf Gertrud's Verlangen so standesgemäß als möglich stattfand, wünschte man sofort die Siegel von dem Nachlaß heben zu lassen. Dieses konnte jedoch nicht eher als drei Tage nach der Beerdigung geschehen, wo dann auch, in Folge einer auf Gertruds Ersuchen erlassenen Ordonanz des Friedensrichters, ohne Zuziehung eines Notars und ohne alle Beschreibung die Siegel abgenommen wurden, indem bei der Großjährigkeit der Intestaterbin kein Inventar über den N a c h l a ß errichtet zu werden brauchte.

Schmalbach hatte keine anderen Geschwister, als den vor ihm gestorbenen Bruder, Gertrud's Vater, gehabt. Letztere war demnach seine Universalerbin, wenn sich kein Testament vorfand.

Die Volljährigkeit setzte Gertrud auch in den Stand, das Vermögen ihres Oheims sofort in Empfang zu nehmen und über dasselbe, wie über ihre Person frei zu schalten und zu walten.

Da sich unter den Papieren des Nachlasses wirklich kein Testament vorfand, so machte Gertrud von ihrer Selbständigkeit Gebrauch.— Sie schenkte der Jungfer Adelheid sämmtliches Hausmobilair, mit welchem die Wohnung ausgestattet war und, außer ihrem verdienten Jahreslohn, noch 500 Thaler baar. Die Pfänder gab sie den unglücklichen Eigenthümern zurück, ohne das darauf erhaltene Darlehn von ihnen wiederzuverlangen. — Diejenigen Kleidungsstücke und Wäsche aber, deren Eigenthümer nicht mehr zu ermitteln waren, nebst einer Summe Geldes übersendete sie dem eben erst in's Leben getretenen „Verein zur Abhülfe augenblicklicher Noth.“

Die strenge und anhaltende Kälte in diesem Winter hatte nämlich eine Menge sonst fleißiger Leute, deren Arbeiten dadurch unterbrochen wurden, brodlos gemacht und sie mit ihren Familien dem Elende preisgegeben, wie wir bei dem Maurer Heibach gesehen. Die bestrehenden Wohlthätigkeitsanstalten und die Unterstützungen Einzelner reichten nicht mehr hin, der überhandnehmenden Armuth entgegenzutreten. — Da ging von einem Bürger und Gastwirthe ein Vorschlag zur Abhülfe der augenblicklichen Noth aus, welcher allgemein Beifall fand, und von

vielen Seiten die größte Theilnahme erregend, in 24 Stunden zur Ausführung kam.

Jener Bürger besaß ein ziemlich großes, zur Zeit unbewohntes Haus. Man errichtete in demselben eine große Küche, machte schnell alle Zimmer heizbar und lud einerseits sämmtliche Nothleidenden ein, den Tag über im warmen sich aufzuhalten und Mittags eine kräftige Suppe einzunehmen; andererseits forderte der zu diesem Ende errichtete Verein alle Menschenfreunde auf, durch Beiträge an Geld, Lebensmitteln und Kleidungsstücken dem Unternehmen einen gesegneten Fortgang zu verschaffen.

Neuerdings bewährte sich der anerkannte Wohlthatssinn von Rheinaustadt. — Täglich brachte man Getreide, Brod, Mehl, Kartoffeln, Salz, Kohlen, Holz in das Local. Sehr bedeutende Summen, von Reichen zum Theil in hohen Beträgen, gingen ein, Kleidungsstücke, Wäsche, Leinewand und andere Bekleidungsstoffe bildeten bald eine Masse. Kurz der Verein, welchem sich ein Verband edler Frauen aus den höheren und Mittelständen angeschlossen hatte, um die milden Gaben dem Bedürfniß gemäß zu vertheilen, verbreitete ringsum Segen und sorgte für die Erhaltung der Armen.

Als später die Kälte der Wassersnoth Platz machte und Letztere so zugenommen hatte, daß alle am Rhein gelegenen Straßen überschwemmt waren, wie man seit 1784 sich keines so hohen Wasserstandes erinnerte, da zeigte sich jener Verein auf's Neue thätig, brachte die obdachlos gewordenen armen Einwohner in passende Lokale unter, verabreichte ihnen das Nöthige und scheute keine Mühe, seinen Mitbürgern die Abhülfe der Noth dringend an's Herz zu legen.

Man kann nicht sagen, daß Einer, der zehn Groschen besaß, von der allgemeinen Beisteuer sich ausgeschlossen hätte, und wäre er auch nur einen Groschen davon mitzutheilen im Stande gewesen. Dennoch gab es einen Hartherzigen in Rheinaustadt, der indeß bald seinen Lohn davongetragen hätte, es war der Kornwucherer Melchior Zaudig.

Von einzelnen Hülfsbedürftigen und den Unterstützungsvereinen in Anspruch genommen, wußte er stets den Bitten auszuweichen; zuletzt wurde es bekannt, daß Zaudig nicht einen einzigen Scheffel Roggen zur Aushülfe hergegeben und deshalb ihm von den Proletariern Rache geschworen.

Als nun die Kohlenstraße, in welcher er wohnte, von dem überfluthenden Rhein dermaßen voll Wasser stand, daß dieses bis zum ersten Stock der Häuser reichte, mußte Zaudig, gleich allen übrigen Bewohnern der Straße, eine große Leiter zum Fenster hinauslassen und einem der vielen vorbeifahrenden Nachen ein Zeichen geben, heranzukommen, wenn er aus dem Hause wollte. Er war immer genöthigt drei bis vier Schiffer anzurufen, ehe der Fünfte sich herbeimachte, so verhaßt war er bei Jedermann. Die Kähne ruderten vorüber und die Fuhrleute schienen ihn nicht zu hören. Nur ein Mal kam ein junger Ruderer auf den ersten Wink an seine Leiter, stemmte den Nachen so fest als möglich und half dem Einsteigenden von der gefährlichen Treppe in das Boot. Er fuhr mit ihm sodann durch mehrere Wasserstraßen und hatte die Freude zu vernehmen, wie sein Passagier von allen Leuten, die an ihnen vorüberruderten, verhöhnt wurde. Der Schiffer mußte ebenfalls etwas gegen Zaudig im Schilde führen, denn er war sehr dienstfertig gegen ihn. Bald zeigte sich auch seine Absicht. Denn als der Nachen den höchsten Wasserstand erreicht hatte, stieß der sonst so geschickte Kahnlenker wie von ungefähr mit der Spitze des Bootes gegen ein Haus, daß der nicht darauf gefaßt gewesene Kornwucherer in's Wasser stürzte und jämmerlich um Hülfe rief. Er hörte, bevor er untersank, noch das vielstimmige und wie ein Echo wiederhallende Hohngelächter der Schiffer, dann verließen ihn die Sinne.

Sehr gut wußte aber der junge Hanake — sein Schiffer und zugleich der ehemalige Mitbewohner des Hauses, worin die Familie Heibach im Elende geschmachtet hatte — als es zur Rettung Zeit war. Mit seinem Bootshaken holte er den anscheinend Entseelten bei den Kleidern aus der Tiefe, schaffte ihn in ein Wirthshaus und ließ ihn ohne Umstände zu Bette bringen,

worauf sich Zaudig auch sehr schnell erholte. Dieses Erlebniß und die Nachricht von dem Tode Schmalbach's, von dessen gegebenen Worte er jetzt keinen Nutzen mehr hoffen durfte, machten für einige Zeit sein Herz beben, aber nicht lange darauf war Alles wieder vergessen.

Das von Schmalbach nachgelassene und auf Gertrud vererbte Vermögen war außerordentlich. In dem Schrank fanden sich eine Menge Obligationen und Kauftitel über Häuser und Ländereien und in den Kisten lagen Beutel mit Gold und Silber, Pfandbriefe und Staatsschuldscheine. Man schätzte das Ganze auf 150,000 Thlr.

Theodor hatte um Gertrud's Hand wenige Augenblicke vor dem erlangten Reichthum gebeten und sie ihm dieselbe zusagen wollen, jetzt hatte sie gar keine Ursache, jene Zusage zu verweigern.

Im Besuchzimmer der Hofräthin Lieb saß eines Abends, etwa 6 Wochen nach der Entsiegelung, eine fröhliche Gesellschaft bei der Tafel. Sie bestand außer der Dame des Hauses und ihrer Tochter, aus dem Oheim Massau, dem Referendar und dem Bildhauer Fröhlich dem Lieutenant Lieb, dem Juwelier Ehrenfried und einem jungen zärtlichen Pärchen, das um sich her die Welt vergaß und nur sich allein zu leben schien. Da ergriff der Oheim das Glas und rief: „Auf das Wohl des Ehepaars!" Die Gläser klirrten und ein allgemeiner Jubelruf begleitete den ausgebrachten Trinkspruch. Die jungen Leuten dankten und baten, sie stets im guten Andenken behalten zu wollen, wie sie ihrerseits ihr ganzes Leben hindurch der erwiewiesenen Güte u. Freundschaft der Zurückbleibenden sich erinnern würden.

„Donnerwetter!" sagte der Lieutenant, „wenn meine Braut will wie ich, so laß ich nach der Heirath mich sofort nach Königsberg ins 2. oder 3. Regiment versetzen."

„Ich halte sie beim Wort, Herr Lieutenant!" antworte der Oheim und Lieb schlug ein.

Der ganz genesene Albert Ehrenfried hatte sich nicht bitten lassen, seinem Freunde Theodor nach Königsberg zu folgen, wo der ältere Massau ihm so viel zu seinem Etablissement ohne Zinsen vorschießen wollte, als er bedürfen würde.

Der Referendar Fröhlich erhielt die Verwaltung des nicht baaren Vermögens der Frau Massau gegen eine Remuneration von 500 Thaler mit dem Auftrage, die Ländereien bei günstiger Gelegenheit zu verkaufen und die Obligationen auslaufen zu lassen oder zu kündigen.

Der Bildhauer versprach, schon im folgengenden Jahre, von Berlin aus, wohin er gehen wolle, einen Abstecher in die Provinz Preußen zu machen.

Die Hofräthin empfing auf zarte Weise, durch die Fürsorge des Oheims, für ihre Güte und Unneigennützigkeit gegen seine nunmehrige Nichte, einen Schmuck von 400 Thaler an Werth, ihre Tochter aber ein prachtvolles Nähtischchen, in dessen verborgener Schublade sich 50 blanke Friedrichsdo'r vorfanden, mit einem Zettelchen, auf welchem die Worte standen: „für Nadeln."

Gertrud's bestimmter Bräutigam, Melchior Zaudig, mußte zum bösen Spiel gute Miene machen. Alle seine Plane waren durch Schmalbach's Tod zerstört. Er wußte sich indeß zu helfen. Vermuthend, daß die Haushälterin während ihres langen Dienstes bei dem Geizhals zusammengeschaart, was sie gekonnt, hielt er um Jungfer Adelheid an und wurde erhört.

Glück und Segen war nun verbreitet über viele Personen, die sich nie gefunden hätten, wenn es nicht geschehen wäre durch den Wucherer und das Friedensgericht.

Poetisches.

Der Mann von Stroh.

Eine Legende.

Seht, mit dem dicken Bilderbuche
Kommt Jörge her.
Ihr wißt, wenn ich euch so besuche,
Giebt's neue Mähr.

Auf! schürt das Feuer, lieben Leute,
Und werdet froh!
Rückt näher her, ich zeug euch heute,
Den Mann von Stroh.

Ihr lacht. — Ja, fieng mein Vater selig
Vom Strohmann an,
So lacht' ich auch, bis doch allmählig
Die Thräne rann.

Das Bild steht Pag'na drei und dreißig
Der Kronika.
„Da" ruft Ihr alle gleich, das weiß ich,
„Da ist er, da!"

Ja wohl, der Mann mit steifem Beine
Im Arm des Leun,
Der muß, ist er nicht todt, ich meine,
Ein Strohman seyn.

Der dorten Kron und Zepter führet,
Heißt Kaiser zwar,
Doch ist er's nicht, denn ihn regieret
Ein Pfaffe gar.

„Herr Kaiser!" sprach der Pfaff von Bremen,
Der Albert hieß,
(Ein schlauer Mann, und, konnt' er nehmen,
Er nahm gewiß),

„Herr Kaiser!" sprach der Pfaff von Bremen,
„O hört mich an!
Ich muß mich schier zu Tode grämen
Um einen Mann.

Bei Bremen liegt, bewohnt von Friesen,
Budjenterland,
Da gibts mitunter gute Wiesen
Am Weserstrand.

Es ist ein Wall herumgezogen,
Der trotzt dem Meer.
Doch fallen oft die wilden Wogen
Darüber her.

Indeß wer läßt sich gerne nehmen,
Was ihm begleicht?
Das Land gehört zum Bisthum Bremen.
Beweis ist leicht.

Nun wohnt ein Graf dort auf den Heiden,
Dem fällt es ein,
Er treibt sein Vieh auf diese Weiden
Und nennt sie sein.

Er, der der Recht zu kränken
So böslich meint.
Ist, traun! ein Mann von argen Ränken —
Des Kaisers Feind,

Ja Huno ist Dein Feind, ich schwöre.
Er komme um!
Zu Gottes und zu Deiner Ehre,
Er komme um!" —

So sprach der böse Pfaff mit Thränen
Und kniete gar.
Der gute Kaiser mußte wähnen,
Er rede wahr.

„Dir geb' ich die Budjenter Wiesen,
Mit ihrem Wall.
Sei Herrscher," sprach er, „aller Friesen
Und Huno fall!"

Straks ward der Graf, zu Alberts Freude,
Hoch angeklagt,
Und Hunos Volk von seinem Eide
Schon losgesagt.

Was half's, hier auf sein Recht bestehen?
Er ward verlacht.
Was half's, des Richters Gnade flehen?
Er ward verlacht.

„Zum Löwenkampf sei Huno fertig!"
Spricht das Gericht.
„War er dem Reiche treu, gewärtig,
Gott bringt's an's Licht."

Rings in der Richter Amts-Gesichte
War kalter Spott.
„Einst,“ sprach der Graf, „im Weltgerichte,
Da richtet Gott;

Und richtet recht! doch seine Gnade
Sei euch nicht fern!
Daß dir, o Sohn! mein Tod nicht schade,
Hoff ich zum Herrn.

O Jüngling weine nicht und bete
Und bau mein Grab.
Mein Haar wird grau: o sieh! ich trete
Mit Freuden ab.

Gut, bieder seyn, vor Gott zu leben,
Und ihm vertraun,
Gibt Kraft mein Sohn! einst ohne Beben
Den Tod zu schaun.“ —

Wie Gottes Sonne hell durch trübe
Gewölke bricht,
So glänzt von Gott- und Vaterliebe
Des Sohns Gesicht.

Und schweigend nahet er dem Throne
Des Kaisers sich.
„Den Todeskampf laß, Herr, dem Sohne!
Hier weih' ich mich.“

Rings ward's, als faßte sie bei'm Kragen
Die Todeshand.
Bis sich mit Zittern und mit Zagen
Der Fürst ermannt.

„Held!“ sprach er mit gebrochner Stimme,
„Der Kampf ist dein!
Geböt' ich, ach! des Löwen Grimme,
Er schonte dein.“ —

Noch redet' er, da wankt mit Rufen
Der Greis heran.
Er warf sich auf des Thrones Stufen.
„Ach! hör ihn nicht!“

Wie wird Euch jetzt, ihr lieben Leute?
Gewiß ihr meint,
Daß alle nun der Spruch gereute. —
Und doch erscheint —

Ja denket nur — und doch erscheinet
Der junge Held,
Von allen redlichen beweint,
Im Todesfeld.

Ihr Lieben! hemmet eure Thränen,
Vertraut dem Herrn!
Wenn Böse schon zu siegen wähnen,
Ist Gott nicht fern.

Er war nicht fern. Schon scholl es: „Frühe
Beim Morgenroth
Bewaffne dich, o Graf! und ziehe
Zu Kampf und Tod.“

„Ich stelle mich!“ und ohne Klage
Schloß er sich ein,
Die letzten Stunden seiner Tage
Noch Gott zu weihn.

Schon war es Mitternacht. Er blickte
Zum Himmelsplan,
Und Gottes Sternen-Saat entrückte
Ihn Himmelan.

Da rauscht's am Fenster hin: er siehet
Bei Mondenschein.
Ein Mädchen, das ein Bildniß ziehet:
„O, laß mich ein,

Graf Friedrich! laß mich ein, ich bitte,
Die Nacht ist kalt;
Für dich verließ ich meine Hütte —“
Sprach die Gestalt.

Ein Engel dünkt sie ihm. Vertrauen
Giebt ihm ihr Blick.
„Wie wird mir,“ rief er, „dich zu schauen,
Der Erdenblick?“ —

„Ich sah, o Graf! ich saß zur Seiten
Des Vaters, dich
Voll Edelmuth den Tod erstreiten.
Es rührte mich

Die Tugend ohne gleichen hätte
Nur Tod zum Lohn?
Auf, Kunigunde! auf! und rette
Den edeln Sohn!

Ich dacht's; ein guter Engel fachte
Mich an, und hier,
Hier ist das Bild, das ich erdachte.
O, folge mir,

Streckt gegen dich der Leu die Klauen,
So halte du,
O Jüngling, halt ihm ohne Grauen
Dieß Bildniß zu!

Der Grimm des Thieres wird sich legen,
Die Beut' ihn freun.
Und männlich wirst du ihn erlegen,
Wirst Sieger seyn.

Sieh da, warum zu dieser Stunde
Ein Gott mich sandt.
Leb wohl, und denk' an Kunigunde!"
Sie sprachs und schwand.

Nun schürt das Feuer, lieben Leute,
Und werdet froh!
Ihr wißt noch, ich erzähl' euch heute
Den Mann von Stroh.

Ihr glaubet wohl, ihr wärt betrogen,
Da ist er nun!
Der Mann von Stroh, mit Haut umzogen,
Soll Wunder thun.

Folgt ihr mir nur getrost zum Streite.
Den Kaiser seht
Ihr oben am Gerüste. Zur Seite
Des Kaisers steht

Ein Pfaff mit eckigem Gesichte.
Das ist der Mann,
Der, wie ihr wißt, die Geschichte
Mit Trug entspann.

Schon freut er sich des nahen Blutes;
Da tritt der Held,
Den Strohmann vor sich, gutes Muthes
Herein in's Feld.

Und ha! (wohl wußt es Kunigunde!)
Der Löw erliegt
Seht, wie entspriht das Blut der Wunde!
Graf Friedrich siegt.

Frohlocket mit! denn laut ertönet
Der Edeln Lob.
Auch war der Kaiser nun versöhnet
Und froh darob.

Er faßt des alten Huno Rechte
Und tritt zum Sohn:
„Euch half der Herr, ihr seid gerechte!
Wär' hier ein Lohn,

Der dieses lohnte, nicht zu theuer
Könnt' er mir sein.
Das falsch bestrit ne Land sei euer,
Und denket mein."

Hier taucht, indeß manch Herz und Munde
Sie Treue weihn,
Der Kaiser in des Löwen Wunde
Den Finger ein.

Und zieht auf Friedrichs Schild die Quere
Zwei Striche hin.
„O trage die zu deiner Ehre!
Sie sind forthin

Des Hauses Wappen. Späte Zeiten
Gedenken dein.
Weit müsse sich dein Stamm verbreiten
Und glücklich sein!"

Wohl uns! der Herr der Welt vollziehet
Des Kaisers Wort.
Ja! Friedrichs edles Stammhaus blühet
Noch fort und fort.

Und blühen wird in fernen Tagen,
Was Gott erhält.
O seht! die rothen Balken tragen
Die halbe Welt.



Buntes und Allerlei.

Er ist wahnsinnig.

Zu der schmählichsten Art von Schwachherzigkeit, die in unseren Tagen vorkommt, gehört auch das, daß man einen Verbrecher, besonders einen Todesschuldigen, in ein Irrenhaus sperrt und dort sein Leben lang als wahnsinnig behandelt. Hat ein Mensch muthwillig gefehlt, so soll er es entgelten. Kann man es aber nicht über sich gewinnen, die verabscheu-

ungswürdige Todesstrafe anzuwenden, nun, so setze man eine andere fest. Einen Menschen von gesundem Verstande aber für wahnsinnig erklären, ist härter als Todesstrafe. Das Henkerbeil kann doch nur dem Körper was anhaben, die Seele muß es frei laßen; durch das Einsperren in ein Irrenhaus aber wird die Seele tagtäglich zum Tode gemartert, und es kann leicht sein, daß man einen Menschen toll macht. Dazu aber hat man nie und nimmer ein Recht.

Das erfuhr ein englischer Lord an sich selber, wenn auch nur wenige Stunden.

Es lebte nämlich in London ein steinreicher, alter Lord, deßen einziger Neffe ein gar arger Springinsfeld war. Im Raufen und Schwärmen, besonders aber im Geldverschwenden kam ihm kein Anderer gleich, und im Schuldenmachen — war Keiner, der's besser verstand, auf 20 Meilen in der Umgegend. — Der alte Lord suchte zwar auf alle erdenkliche Weise dem Unwesen zu steuern; half aber Alles nichts; hingegen schien der angelegte Zaum das unbändige Roß nur noch wilder zu machen. Mit einem tausend Pfund nach dem andern mußte der Alte herausrücken, um nicht die Schande zu erleben, seinen Neffen im Schuldthurm zu sehen.— Da bekam der alte Lord den Einfall, seinen Neffen dem verderblichen Umgange zu entziehen, und nach dem Festlande (so nennen die Engländer das übrige Europa) zu schicken. Das geschah. Allein der Wildfang geberdete sich noch ärger, als zu London, und der alte Lord wäre, trotz seines ungeheuren Vermögens, doch nach und nach zum Bettler geworden. Alle Ermahnungen voll der väterlichsten Sorge und Liebe, alle Drohungen waren fruchtlos! Die gute Saat fiel auf einen Felsen, und ging nicht auf! — Da faßte Verzweifelung das bekümmerte Herz des alten Oheims, und er ließ seinen einzigen geliebten Neffen für — wahnsinnig erklären. Er machte allerdings gar tolle Streiche, daß sich wohl ein Grund zu solcher Erklärung finden ließ, wenn auch kein rechter.

Die nächste Heilanstalt für Irre mußte den jungen Lord aufnehmen und ihre Kur an ihm versuchen. Der Direktor zweifelte zwar in der ersten Zeit an der Genesung seines neuen und sonderlichen Patienten, aber nach und nach faßte er doch einige Hoffnung, denn der junge Mann schien—in sich zu sich zu gehen und allmählig über sein früheres und jetziges Leben nachzudenken. So war fast ein Jahr verschwunden, da machte sich der Oheim nun selbst auf den Weg nach Deutschland und nach dem Städtchen, wo der junge Leichtsinn im Tollhause lebte. Der alte Onkel war aber ein ächter Engländer, d. h. er benahm sich immer so, als ob er allein auf der Welt wäre. Das geht nun an, wenn man im Wald und Feld, aber nicht, wenn man unter seinen Nebenmenschen ist. Auch lernte er kein Wort deutsch, denn er wußte wohl, daß sich die Deutschen eine Ehre darans machen, englisch zu sprechen. Das kam ihm übel an. Als er in die Nähe des Städtchens kam, wo das Irrenhaus sich befindet, stieg er aus seinem großen Reisewagen, ließ diesen allein fortfahren, und ging selbst zu Fuß abseits durch den Wald, wo er von einer ziemlichen Anhöhe das Thal und die Lage des Städtchens überschauen wollte. Es war früh Morgens und ein regenartiger Nebel tropfte nieder, was aber den alten Herrn, der von Kopf bis zu Füßen in Makintosch gekleidet war, nicht genirte. Oben auf der Höhe angelangt, setzte er sich unter einen Baum, und machte halblaut seine Betrachtungen über die deutsche Gegend und den Aufenthalt seines Neffen. Zwei handfeste Holzhacker kamen des Weges, und erblickte den sonderbaren Fremdling. Verwundert lauschten sie seiner, wie sie meinten, verrückten Sprache und Geberde, und waren bald mit sich einig, daß der Sonderling mit seinem Kanderwelsch niemand Anders sein könne, als ein der nahen Irranstalt Entsprungener. Sie machten daher kurzen Prozeß, fielen über den Lord her, um ihn in sein Verwahrsam zurückzuschaffen. Der edle Lord aber rief ein God dam über das andere, und begann auf gut englisch zu boxen, so daß die beiden Holzhacker manchen tüchtigen Puff wegkriegten und alle Kraft aufbieten mußten, Meister des Alten zu werden. Endlich gelang dieß, und die beiden Holzhacker brachten den alten Herrn in die Stadt und lieferten ihn im Irrenhause ab, nachdem sie, beim ewigen Sträuben des Alten, diesen beinahe halbtodt geknüft hatten.

In dem Irrenhause löste sich das Räthsel bald. Der Oheim nahm seinen geheilten Neffen in Empfang und reiste so schnell als möglich wieder fort. Die ganze Geschichte war ihm unheimlich geworden. Als er mit seinem Neffen wieder im Wagen saß, sagte er: „Das Gräßlichste, was es auf der Welt giebt, ist doch, für wahnsinnig gehalten zu werden.— Verzeihe mir mein Verfahren, aber Du hast es ja selber verschuldet.“

Der Neffe aber seufzte: „Ja, Oheim, das hab ich erfahren. Wir wollen beide einander vergeben und vergessen. Ich beginne ein ganz neues und geordnetes Leben. „Und er hat Wort gehalten.

Sonderbarer Beweis für die Unschuld eines angeklagten Mörders. Noch in den ersten Jahren der Regierung Friedrichs des Großen wurde bei Kriminal-Untersuchungen, zur Ausmittelung eines nicht schon hinlänglich erwiesenen Verbrechens, die Tortur in Anwendung gebracht.

Den ehemaligen Stelzenkrug in Berlin besaß eine kinderlose Wittwe und in diesem wohnte, außer ihr Niemand, als ein armer Candidat, welcher sich davon nothdürftig ernährte, daß er vom Morgen bis zum Abend Kindern wohlwollender Bürger Unterricht in den ersten Elementen der lateinischen Sprache, der Erdbeschreibung, Geschichte, im Rechnen und Schreiben gab.

Eines Morgens kam die Wittwe nicht, wie gewöhnlich aus ihrer Schlafkammer; dieß erregte endlich Besorgnisse, und als man die Thür dieser Kammer öffnete, fand man die Wittwe todt in ihrem Bette. Ein um ihrem Hals befindlicher Strick ließ keinen Zweifel, daß sie erdrosselt sein mußte.

Auf die diesfällige Anzeige an die obrigkeitliche Behörde, veranlaßte diese sogleich, den einzigen Hausgenossen der Ermordeten, den Candidaten vorfordern zu lassen, um ihn zu vernehmen, ob er über diesen Mord keine nähere Auskunft, zur Ausmittelung und Habhaftwerdung des Thäters, angeben könnte.

Des Candidaten Zimmer war ebenfalls verschlossen und er nicht aufzufinden. — Nach Verlauf von einigen Stunden kam er in seine Wohnung zurück. Er wurde sogleich vor den Richter geführt und über die Mordthat vernommen. Er versicherte, daß er darüber nicht die mindeste Auskunft geben könne, indem er die Nacht gar nicht in seinem Quartiere gewesen sei.

Auf Befragen, wo er solche denn zugebracht habe, antwortete er: er habe gestern einen Freund, einen Landgeistlichen, einige Meilen von Berlin wohnhaft, besucht, solchen jedoch um bei guter Zeit in Berlin zu sein, am Abend verlassen, um zu Fuß den Rückweg zu nehmen. Bei der eingetretenen Dunkelheit habe er sich jedoch verirrt und die Nacht auf dem Feld zubringen müssen.

Dieser Umstand, da er schlechterdings nicht im Stande war, die nächtliche Abwesenheit außer dem Hause gehörig zu beweisen, machte ihn des Mordes verdächtig; er wurde daher sogleich verhaftet eingezogen, und der That beschuldigt.

Er leugnete solche, standhaft, indeß achtete man darauf nicht und trug kein Bedenken, um ihn zum Geständniß zu bringen, an ihm die Tortur vollziehen zu lassen. Bei dem ersten Grade derselben flehte er, den Schmerzen erliegend, inne zu halten und bekannte sich als Mörder.

Das Gerücht davon verbreitete sich schnell durch die ganze Stadt. Am meisten erstaunten und erschracken aber diejenigen, die den Candidaten so viele Jahre als Hauslehrer gekannt, und ihn, wegen seines stillen frommen Wesens und seiner liebreichen Behandlung seiner Schüler, sehr lieb gewonnen hatten. Sie hielten ihn eines solchen Frevels unfähig und beschlossen, sich in einer Deputation an den Großkanzler von Cocceji zu wenden, um ihn darauf aufmerksam zu machen, wie es höchst wahrscheinlich sei, daß dem Candidaten, bei einem so langen, unbescholtenen Lebenswandel, nur durch die Schmerzen der Folter ein Geständniß erpreßt worden sei, das keineswegs auf Wahrheit beruhen könne.

Cocceji hörte die Abgeordneten ruhig an und entließ solche sehr human, mit dem Troste, daß er ihre Winke gewiß berücksichtigen werde. Er ließ es auch nicht bei dieser Versicherung bewenden, sondern forderte sogleich die über diesen Mord

und über die, wider den Candidaten verhängte Untersuchung, verhandelten Akten.

Bei genauer Durchsicht fand er, daß man noch nicht gehörig untersucht, ob nicht etwa die Wittwe sich selbst erdrosselt habe, und er verfügte noch zu diesem Ende eine neue Besichtigung der Leiche, die — bei einem vormals herrschenden Vorurtheile — man nicht zu berühren gewagt. Zu dieser Besichtigung wurde der Scharfrichter in Berlin zugezogen, um über die Erdrosselung sein Gutachten abzugeben.'

Er erklärte: Die Ermordete sei durch einen kunstgerechten Knoten erwürgt worden. Coccejì fiel dieses Beiwort auf. Er ließ den Scharfrichter zu sich bescheiden, und fragte ihn, was er unter dem Worte: „kunstgerecht" verstände?

Es ist eine eigne Art, in einen Strick einen Knoten zu schürzen, wenn einer von uns gehängt werden soll, wodurch dieser gewaltsame Tod beschleunigt und erleichtert wird.

Ist denn dabei etwas ganz Künstliches? frag Cocceji. „Das wohl nicht," versetzte der Scharfrichter, „aber es ist doch ein besonderer Kunstgriff, der nur denjenigen bekannt sein kann, welche zum Metier gehören"

Diesen Umstand beachtend, ließ nun der Großkanzler im Stillen Erkundigungen einziehen, ob etwa Scharfrichter oder ihre Knechte in dieser Zeit in Berlin gewesen wären. Es wurde auch bald ausgemittelt, daß zwei Scharfrichter aus Spandau an dem Abend, wo in der darauf folgenden Nacht der Mord verübt worden, nach Berlin gekommen. Es waren die leiblichen Brüder der Ermordeten. Sie wurden auf seinen Befehl verhaftet und bekannten die That. Sie hatten ihre Schwester erdrosselt um, als die nächsten Erben ihres Vermögens, desto früher zu dessen Besitz zu gelangen.

Eine Quäckerfamilie bei Yarmouth in Massachusetts Namens Chase, behauptet, rechtmässiger Erbe der Townley-Besitzungen in England, die einen Werth von 52 Millionen Pf. Sterling haben, zu sein.

Die Waschingtonianer wundern sich, daß man ihre Stadt fortwährend in den Verdacht der größten Unmoralität bringe, während sie doch 32 Kirchen unterhalten, verhältnißmäßig mehr, wie irgend ein anderer Ort der frommen Republik. Man denke sich nur, 39 Kirchen für 25,000 „Christen." Uebrigens möchte hier wohl die Frage an Ort und Stelle seyn, ob die Anzahl der Kirchen immer als richtiger Maßstab der Moralität des Volkes gelten dürfe.

Nähemaschine. — Ein gewisser Elias Howe, jun. von Cambridge Massach., kündigt eine von ihm erfundene Maschine an, welche schöne und starke Näthe in Tuch mit einer Schnelligkeit näht, so daß neun Schneider mit ihr nicht um die Wette arbeiten können.

Die Schneider Cincinnati's haben ebenfalls für höhere Arbeitspreise ausgestanden.

Der Kaiser Maximilian ließ einst Bibliotheken und Archive durchsehen, um eine vollständige Abstammung seines Hauses zu erhalten. Da schrieb die Hand eines Spottvogels an des Kaisers Burg:

„Da Adam hackt' und Eva spann,
Wer war denn da der Edelmann?"

Maximilian selbst, nachdem er diese Zeilen gelesen hatte, schrieb hinzu:

„Ich bin ein Mann, wie ein andrer Mann,
Nur daß mir Gott die Ehre gann!"

Gesänge für Mädchen.

Im 18ten Jahre: Auf dich hab' ich gehoffet.

Im 20sten Jahre: Herzlich thut mich verlangen.

Im 24sten Jahre: Ach Herr, erbarm dich meiner.

Im 30sten Jahre: Es ist gewißlich an der Zeit.

Im 35sten Jahre: Mein Hoffen ist vergebens.

Im 40sten Jahre: Ich hab' mein Sach Gott heimgestellt.

Etwas Neues! — Als die größte Neuigkeit bei der National-Ausstellung zu Waschington rühmt Nile's Register mehrere ganz aus Glas angefertigte Damenhüte. Jeder Hut bestand aus 140,000 Yards biegsamen Glasfäden (?). Sie waren von Hrn. Joseph Reed von Philadelphia angefertigt und wurden zu 30 Thaler das Stück verkauft.

Die patriotischen Kühe.

Es war im Jahr 1808, als das zu Bremen in Garnison stehende holländische Infanterie-Regiment, dessen Commandant ein junger, feuriger Franzose war, von der Stadtbehörde einen großen Exerzierplatz verlangte. — Oberst B. war mit dem dazu angewiesenen Platze nicht zufrieden, sondern verlangte zu diesem Zweck die große Bürgerviehweide. Man verweigerte indessen den Gebrauch dieser Weide aus dem Grunde, weil diese Eigenthum der Bürger sei, deren Milchkühe bei'm Melken u. s. w. durch die manoeuvrirenden Truppen gestört würden. Der eiserne Wille des Franzosen kehrte sich aber nicht an diese Vorstellung, und auf Befehl des Obersten sollte das Regiment am andern Morgen ausrücken. Der Befehl wurde vollzogen; es war ein nebliger Oktobermorgen; nachdem die Sappeure die Barriere mit ihren Aexten niedergehauen hatten, marschirte das Regiment mit klingendem Spiel, den Obersten hoch zu Roß an der Spitze, auf die Viehweide.

Doch wie oft im Leben der Feind sich dort am ersten zeigt, wo man ihn am wenigsten erwartet so auch hier vom starken Nebel verdeckt, standen Bremens Kühe in gewohnter Ordnung schaarenweise versammelt, um gemolken zu werden, als mit einem Male das Geräusch der Waffen und die ungewohnte Janitschaarenmusik sämmtliche Milchkühe, mit ihrem Bullen an der Spitze, in Alarm brachte. Da half kein Commando, kein Rufen, kein Schelten des Obersten; brüllend, mit aufgehobenen Schweifen, durchbrach das Rindvieh die Colonnen. In wilder Flucht wurde das ganze Regiment im eigentlichen Sinne von dem gehörnten Feinde zersprengt und von der Weide zurückgedrängt. Das Volk jubelte: „Dat hät unse Bulle mit sine Köhe doon!" Bremens Kühe hatten einen vollständigen, unblutigen Sieg erfochten und dem jungen Obersten die Lehre gegeben, zuerst, wenn man einen Exercierplatz wählt, das Terrain untersuchen zu lassen.

Unerhörter Bühnen-Effekt. — Die „Wheeling Times" erzählt, daß vor wenigen Abenden, als im Theater die bekannte Comödie „Perfection" gegeben wurde, und eben die Dame, welche die Rolle der „Susanne, spielte, sagte: „Ich will den ersten besten, einigermaßen erträglichen Menschen heirathen, der sich mir anbietet," ein 6 Fuß hoher Bursche des „Buckeye-Staates" die Bühne betreten habe, mit den Worten: „Ich bin der Mann für Dich und hier ist der Erlaubnißschein zum Heirathen." Man kann sich den schallenden Applaus des Publikums denken, welcher diesem unerwarteten Intermezzo folgte.

Ein Vielfraß. — Mehrere Bürger von Crabordhardi Kentucky bezeugen in dem Louisville „Demokrat" daß am Wahltage in jener Stadt ein Mann Namens Evans, in der größten Sonnehitze, in Anwesenheit einer großen Zahl Zuschauer, oben auf der Postkutsche sein Mittagsessen verzehrte, das aus 14 Hühnern bestand, dazu trank er 40 Tassen Kaffee, 2 Peints Whiskey, aß zum Nachtisch noch eine verhältnißmäßige Zahl „Süßkuchen" und dergleichen „Leckerbissen" und forderte noch mehr Hühner. Vor dem Essen wog er 138; nach dem Essen aber 148 Pfund. Wäre er recht hungrig gewesen so würde er ein ganzes Schaaf verzehrt haben, und mit wenig Anstrengung auch wohl ein „ganzes Schwein."

Nachdem dieser Vielfraß sein Mahl verzehrt hatte, sprang er von der Postkutsche und stimte das ganze Whigzettel, wie ein Alter!

Londoner Speisehäuser. London, das so viel Besonderes hat, hat auch eine ganz besondere Art Speisehäuser. Man kann nämlich ein Stück Fleisch mitbringen, das sofort vor unsern Augen gebraten, auf einen Zinnteller, gelegt und nebst Zubehör aufgetragen wird. Ein solches Haus befindet sich unter andern in der Nähe der Bank. Kommt man in die Küche, so legt man sein Fleischstück auf eine Bank in die Nähe des ungeheuren Herds, und wie viel solcher Packete auch daliegen mögen, so hat man doch bald sein Fleisch vortrefflich zubereitet vor sich. Für diese Mühewaltung zahlt man 10 Pfennige. Von 1 — 4 Uhr täglich ist der Bratrost im Gange.

Der ungläubige Geisterseher.

Indem ich in Folgendem eines von den räthselhaftesten Begegnissen meines Lebens zur Sprache bringe, achte ich für nöthig, über meine Individualität einiges vorauszuschicken, um dem Verdacht zu begegnen, als sei ich von Haus aus furchtsam und zum Aberglauben geneigt. Nein, ein blinder Glaube war nie meine Sache, so wenig als der Aberglaube. Was Furcht sei, habe ich erst in der letztern Zeit meines Lebens erfahren; dem Tod habe ich schon in den mannigfaltigsten Gestalten in's Auge gesehen, und ich bin mir bewußt, immer ohne Zittern. An den Anblick von Leichen habe ich mich frühzeitig — auf der Anatomie und anderwärts — gewöhnt, und mit Selbstmördern bin ich schon amtlich und außeramtlich in vielfache Berührung gekommen. Eben darum ist mir auch das, was ich zu erzählen habe, so räthselhaft, als mein Bericht die buchstäbliche Wahrheit und nichts anderes enthält. Auf die Spuk- und Geistergeschichten habe ich nie mehr gehalten, als auf die Weibertreue, wo bekanntlich alle dämonischen Unholde heute noch ihr Wesen treiben, wie in jenen Tagen, wo man Hexen verbrannte, und der Teufel umherging, wie ein brüllender Löwe. Und doch sollte mir etwas begegnen, was mich fast bestimmt hatte, meinem alten 42jährigen Skepticismus zu entsagen und mich gläubig unter die Fahne des ehrwürdigen Justinus Kerner zu stellen. Die Sache ist folgende:

Am Mittag des 6ten Juli 1843, als ich mich eben mit meiner Familie zum Essen niedersetzen wollte, sprang eine Bauernfrau vor mein Fenster und rief mir mit meinem Titel. Schrecken und Entsetzen sprachen sich in Gesicht und Geberden aus, und kaum konnte sie die Bitte aussprechen, ich möchte mit ihr gehen, eilig, plötzlich, indem ihr Mann sich neben der Bettstätte erhängt habe.

Ich that, was die Menschenpflicht mir gebot, und eilte so schnell ich konnte mit der Verzweifelten in ihr nachbarliches Haus. Mit dem Schwager des Unglücklichen, der eben im Hause ankam, und der sich weinend die Haare ausraufte, — weil jetzt sein Haus verunehrt sei, löste ich den unheilvollen Strick und schob ihn in der Eile in meinen Schlafrock. Der Affekt des Schwagers hatte sich zur Wuth gesteigert, und ich mußte mein ganzes Ansehen geltend machen, um den Leichnam vor den rohesten Mißhandlungen zu schützen. Mit Hülfe einiger Herbeigeeilten gelang es mir, die Leiche auf ein Lager zu bringen und die gewöhnlichen Wiederbelebungsversuche, die jedoch vergeblich blieben, anzustellen. Mittlerweile suchte ich die Angehörigen zu trösten und die lieblosen Verdammungsurtheile niederzuhalten, die jeden Augenblick von den jetzt zahlreich Ankommenden ausbrechen wollten, indem ich darauf aufmerksam machte, daß der Verewigte bisher ein ganz untadelhaftes Leben geführt und dessen entsetzlichen Schritt ohne Zweifel in einem Zustand von geistiger Verwirrung gethan habe. — Als einige Ruhe eingetreten war, traten mehrere Leute auf, die schon vor längst und auch noch am Tage vor dem schrecklichen Ereigniß aus dem Munde des Entseelten gehört zu haben versicherten, daß er mehreremal geäußert hätte, er möchte nur mit mir allein etwas reden, er habe etwas, daß ihn drücke, und das er allein mir sagen könne. Dieß ging mir tief zu Herzen, besonders da mir jetzt einfiel, daß er am vorigen Tag, als ich meinen Arbeitern einen Trunk bringen wollte, schüchtern, wie er immer war, zu mir herging, aber sich wieder entfernte, nachdem ich ihm ein Glas Getränk aufgenöthigt hatte.

Die Sache beschäftigte mich sehr, doch war ich so entfernt von Furcht und Entsetzen, daß ich noch am Abend des nämlichen Tages meine Kinder in das nun allgemein gefürchtete Haus und zu der entstellten Leiche führte, wo ich laut mein Bedauern aussprach, daß der arme Mann nicht zu mir gekommen und sein Herz mir nicht aufgeschlossen habe. Daß ich den Unglücklichen mit lauten Worten des Erbarmens des Höchsten befahl, geschah theils aus eigener, innerer Bewegung, theils um des Verstorbnen, endlich auch meiner Kinder willen. Doch solches gehört nicht hierher. Nachdem ich mich Nachts mit den Meinigen zur Ruhe begeben hatte, wurde ich mit dem Schlag 12 Uhr durch das laute Gebell meines Hundes, der sein Lager vor der Thür meines Schlafgemachs hatte, aufgeweckt.

Wer längere Zeit Hunde gehalten hat, wird wissen, daß man aus der Art des Bellens mit aller Gewißheit schließen kann, ob der Hund zu seinem Privatvergnügen, oder ob er einem andern Hunde der Spur nach bellt, oder ob es einem Menschen gilt, dem der treue Wächter den Eingang verwehren will.

Das Gebell meines Assor war von der Art, daß ich, wie mein gleichfalls erwachtes Weib, die feste Ueberzeugung aussprach, es befinde sich ein fremder Mensch in der Hausflur. Ich wollte mich erheben, aber ich fühlte mich krank und zum erstenmal hörte meine Frau aus meinem eigenen Munde, daß ich mich fürchte und voll Angst sei. Sie lachte ob dieser ungewohnten Rede; als aber das Gebell immer heftiger, und unsere Ueberzeugung, daß ein fremder Mensch im Hause sei, immer stärker wurde, gebot mir die Pflicht als Hausvater, der Sache nachzusehen, und ich öffnete—ehrlich gestanden—mit sträubenden Haaren, aber auch mit gespannten Pistolen, die Thüre. Die Wuth meines Hundes kannte keine Grenzen, er bellte an den Wänden hinauf, kehrte sich bald dahin bald dorthin, immer gerade so, wie wenn er einem zudringlichen Menschen den Weg und Zutritt streitig machen wollte.

Mein erster Gedanke war, das Thier sei wüthend geworden, und hätte ich das Spektakel in der Nachbarschaft nicht gefürchtet, so würde ich auf der Stelle den sonst so treuen Hund getödtet haben. Umsonst durchsuchte ich jeden Winkel meines Hauses, Assor flog mit immer erneuerter Wuth die Treppen hinauf oder hinab, um in der Hausflur, besonders vor meinem Schlafzimmer, sich wie rasend zu geberden. Ich mußte mich nun wieder zu Bette begeben, ohne irgend einen Grund dieser Erscheinung erforscht zu haben. An das Schlafen war nicht mehr zu denken, das Gebell dauerte fort und es blieb mir nichts übrig, als den Hund in's Zimmer zu rufen, wo der sonst so Muthige zitternd sich unter das Bett meiner Frau flüchtete und in der hintersten Ecke sich verkroch und um keinen Preis zu bewegen war, zu mir herzukommen. Nun wurde mir so angst und bange, daß ich nicht anders glaubte, als der Erhängte stehe an meiner Seite, ich zweifelte nicht, daß dieses Gefühl die Folge einer anrückenden Krankheit sei, ich wusch Kopf und Brust mit kaltem Wasser, ich las, um mich zu zerstreuen, aber immer war mir zu Muth, als sehe mir Jemand und zwar mein verstorbener Nachbar über die Achseln in das Buch. Kurz, ich war krank, und die zwei mir befreundeten Aerzte, die ich am andern Morgen rufen ließ und denen ich offen sagte, daß eine mir ganz ungewohnte Furcht vor dem Selbstmörder mich quäle, daß ich ohne Entsetzen kein anderes Zimmer betreten könne u. s. w., stimmten mit mir überein, daß Mittel angewendet werden müßten, um mein aufgeregtes Nervensystem zu beruhigen und herabzustimmen. Mein Hund blieb den ganzen Tag, ohne nach Nahrung zu verlangen, in seinem Schlupfwinkel liegen, und als er am Abend mit Gewalt vor die Thüre gelegt werden wollte, fing das alte Rasen und Wüthen wieder an und ich war abermals genöthigt, die Runde im Haus herum zu machen. Ich konnte weder bei Nacht ein Auge schließen, auch durchaus nichts genießen. Bei jedem Schritt, selbst bei jedem Athemzug, war es mir, als stehe mein verstorbener Nachbar an meiner Seite. Ich sprach darüber mit meinen Aerzten und mit den Meinigen, und war fest überzeugt, daß alles dieß von einer krankhaften Aufregung, die unbewußt über mich gekommen war, herrühre. Von jetzt an entfernte sich Assor jeden Morgen und ließ sich den ganzen Tag im Hause nicht mehr sehen. Trieb ihn die Nacht nach Hause, so suchte er mit aller Gewalt seinen Schlupfwinkel unter dem Bette meiner Frau, that ich ihn vor die Thüre, so wüthete er zuerst, darnach heulte er; und als ich ihn einmal mit Gewalt zu mir an mein Bette und auf die Bettdecke zog, so zitterte er am ganzen Leib und bellte, als ob er mich gegen eine ganze Rotte von Räubern zu schützen hätte. — So dauerte der traurige Zustand 4 Tage und 4 Nächte. Plötzlich, wie das Uebel gekommen war, schwand es wieder. Es war mir nicht anders, als erwache ich aus einem Traum, und es ist und bleibt mir unerklärlich, woher meine entsetzliche Furcht kam und — wohin sie ging. Ueberall fühlte ich mich beengt und belästigt, als ob ein Mensch mir hart zur Seite wäre, als wenn ich seinen Athem mit dem meinigen einathmen müßte.

Wäre ich der einzige leidende Theil gewesen, so hätte ich nie anders geglaubt, als daß ich krank sei; aber das ganz auffallende Betragen meines Hundes, dessen regelmäßigen Wandel wir seit mehreren Jahren gewohnt sind, der Umstand, daß alle meine Hausgenossen nicht anders glaubten, als daß nach dem Betragen des Hundes eine fremde Person im Hause sein müsse, der weitere Umstand, daß meine Genesung und Heilung so plötzlich erfolgte und daß in dem gleichen Augenblick meinem Hunde die gewohnte Ruhe wiederkam; dieß — und Anderes könnte die Meinung rechtfertigen, als bestände irgend ein besonderer Zusammenhang zwischen meiner Krankheit und Angst, zwischen der Unruhe und Wuth meines Hundes und zwischen dem Unglücklichen und seinem Wunsche, mir sein Herz aufzuschließen.

Ich habe schon da und dort von einem seelischen Leib gelesen, von einer früheren Hülle der Seele, die dem sterblichen Auge unsichtbar und doch gewissermaßen materiell sei. Ich hielt das immer für eitles phantastisches und schwärmerisches Gerede. Heute und seit ich das Erzählte erlebt habe, sind mir in der That allerhand Zweifel aufgestiegen, ob nicht Kerner und seine Glaubensgenossen in einigem doch Recht haben könnten? Gleicherweise las ich einmal, wo, weiß ich nicht mehr, daß die Organisation und der Instinkt der Hunde mehr auf sich habe, als man gemeinhin glaube. Wenn eine Wachtel, ein Rebhuhn oder sonst ein Thier eilenden Fußes über ein Feld hingelaufen sei, so wittere es der Hund noch nach vielen Stunden und es sei fast unmöglich zu glauben, daß von dieser flüchtigen Berührung des Bodens nach so langer Zeit noch Theile zurück seien, die irgend welchen Eindruck auf die Geruchswerkzeuge des Hundes äußern können. Man müsse also glauben, diese Thiere seien mit einem uns ganz unbekannten, von uns kaum geahneten Sinn begabt, durch den sie leisten, was wirklich wunderbar und ungebegreiflich ist, uns aber gleichwohl natürlich erscheine, weil es uns täglich vorkommt. In Summa, — wenn es einen seelischen Leib gibt, in welchen die Seele sich kleiden kann so glaube ich nunmehre, daß ihn ein Hund sehen oder wittern kann, wenn er auch für die Organisation unserer schwachen Sinne zu fein wäre, um von uns gesehen werden zu können; item, es gibt Erfahrungen, die auch denjenigen der mit seinem Glauben ganz im Reinen zu seyn wähnt, in Verlegenheit u. Zweifel zu bringen vermögen.

Schließlich will ich noch bemerken, daß seit jenen 4 Tagen und Nächten mein Hund durch nichts mehr zu bewegen ist, seine alte Lagerstätte vor meinem Schlafzimmer einzunehmen, obgleich ich ihm Teppiche und selbst schon meinen Schlafrock unterbreitete. Er hat sich eigenmächtig seine Ruhestätte im Holzstall auf hartem Reisach ausgesucht. Was endlich das geheime Anliegen des Unglücklichen betrifft, so spricht das öffentliche Urtheil ihn völlig frei von großer Verschuldung; dagegen soll eine ihm sehr nahe stehende Person bei ihm in Verdacht gestanden haben, als lebe sie in verbrecherischer Verbindung mit ihrem nächsten Blutsverwandten. Ob er Grund zu diesem schweren Verdacht gehabt habe, wird einst der an's Licht bringen, vor welchem Mitternacht ist, wie der helle Mittag.

Der Kaiser und die Bierkrüge. — Zur Zeit Kaiser Karls des V. hatten die Bierkrüge keine Henkel und da der Kaiser dies höchst ungemächlich fand, befahl er in seinem ganzen Reiche, den Bierkrügen Henkel anzusetzen. Er wollte sich selbst überzeugen, ob man sein Gebot befolge, ging daher in eine Schenke und forderte einen Krug Bier. Anstatt daß der Wirth aber den Krug so angeboten hätte, daß der Henkel nach dem Kaiser gerichtet war, faßte er ihn so, daß der Kaiser wie früher genöthigt war, den Krug mit beiden Händen zu umspannen. Dem abzuhelfen, ließ er am andern Morgen den Befehl ergehen, daß alle Krüge zwei Henkel haben müßten, ging dann wieder in die Schenke und fragte nach einem Krug Bier. Da kam der Wirth und hatte den Krug bei beiden Henkeln gefaßt, mit jeder Hand einen, und präsentirte ihn also dem Kaiser, der darob höchlich erzürnt, ohne den Krug anzunehmen, davon ging und alsbald befehlen ließ, daß von da an alle Krüge drei Henkel haben müßten.

Er meinte, es nun ganz gewiß getroffen zu haben; aber der Wirth brachte ihm beim näch-

sten Besuch in der Schenke wider den Krug bei beiden Henkeln angefaßt, und den dritten nach der eigenen Brust gekehrt. Da erkannte der Kaiser daß er nichts vermöge gegen die Bierkrüge und ließ einen vierten Befehl ergehen, worin er Jedem freistellte, Krüge zu halten nach Belieben.

Diesen Schwank sollten die Viel-Regierer sich zu Herzen nehmen.

Ein Urtheil über die einwandernden Deutschen. — Der amerikanischen Correspondenz eines europäischen Blattes entnehmen wir ohne weitere Bemerkungen, die dem Leser überlassen bleiben, folgenden merkwürdigen Passus:

„Bewundern muß ich aber doch diese Einwanderung von Deutschland; die gröbsten und infamsten Flegel hier sind die Deutschen. Ich wundere mich nicht, daß diese lümmelhaften und üppigen Menschen drüben sich nicht halten konnten. Das Ehrgefühl und die Treue haben sie schier verloren, sie sind Alle Lügner wie die Irländer, stehlen zwar nicht, wollen aber am liebsten faullenzen; keine Arbeit ist ihnen gut genug und die gebratenen Vögel müssen Jedem in's Maul fliegen, sonst findet nichts Gnade vor ihren Schandzungen.

Es ist wahrlich kein Wunder, wenn sich Niemand dieser Sorte Auswanderer annimmt, denn Dank hat er nicht, nur die abscheulichsten Grobheiten zu erwarten. Und doch werden diese Flegel und Michel einst die Republick retten; sie sind Demokraten durch und durch, sie hassen die Whigs und die Reichen, und finden sie erst die rechte Klappe, um den socialistischen Wind gehörig durchzulassen, ich wette, sie stürzen Alles über den Haufen. Zur Zeit breitet sich der Strom noch aus und es ist kein rechter Zusammenhang zwischen West und Ost. Sollte aber je irgend ein Hauptkerl Alle vereinigen, ich wette dann kommt etwas heraus."

Der neue Planet. Es ist letztern December von Hencke in Driesen ein seither unbekanntes Mitglied unseres Planetensystems entdeckt und Asträa genannt worden. Die nachstehenden Notizen enthalten das Hauptsächliche, was man seither über diesen Wandelstern erfuhr:

Der Planet gehört zu den in diesem Jahrhundert entdeckten kleinen Planeten und seine Bahn hat ihrer Form nach am meisten Aehnlichkeit mit der Juno. Auch seine Umlaufszeit etwa 1524 Tage, kommt der der Juno am nächsten. Sonst ist seine Bahn beträchtlich weniger gegen die Erdbahn geneigt als die der Juno. Er hat eine nicht unbedeutende Lichtstärke, doch erscheint er trotz dieses günstigen Umstandes nur als ein schwacher Stern der neunten Größe, und dies mag der Grund sein, warum er den mehrjährigen beharrlichen Nachforschungen der Astronomen entgangen ist. — Uebrigens wird er noch bis Mitte oder Ende Aprils zu beobachten sein, so daß es keinem Zweifel unterliegt, daß er mit Sicherheit wird wieder aufgefunden werden können, wenn er auch mehre Monate hindurch durch die Sonnenstrahlen uns unsichtbar bleibt.

Die bisher bekannten kleinen Planeten: Ceres, Pallas, Juno, Vesta, zu deren Gruppe man die neu entdeckte Asträa rechnet, wurden von dem gelehrten Astronomen Olbers in Bremen als Bruchstücke eines größern Planeten angesehen, der durch irgend eine Katastrophe zersprengt sein möchte. Man glaubt, daß diese kühne Hypothese Olbers' durch die Elemente der Bahn des jetzt entdeckten Planeten eine neue Bestätigung erhalten werde. Sind nämlich diese kleinen Planeten Bruchstücke eines einzigen größern, so müssen sich die Bahnen derselben nahezu in einem Punkte im Weltraume durchschneiden. Von den Fixsternen des Himmelsgrundes unterscheidet sich jetzt der neue Wandelstern durch nichts als durch sein Fortrücken.

Ueber das Reinigen der gläsernen Flaschen mit Schrot. In manchen Haushaltungen findet noch die nachtheilige Gewohnheit Statt, die Bouteillen mit Schrot zu reinigen. Welche nachtheilige Folgen daraus entstehen können, mag aus Folgendem ersehen werden. Vor einigen Jahren bekam ein hiesiger Bürger heftige Leibschmerzen auf das Trinken von Liqueur. Es wurde alsbald Verdacht auf diesen Liqueur geworfen, da er

sehr trübe gewesen, und Schreiber dieses die Flasche sammt Inhalt zur Prüfung übergeben. Es fand sich bei der Untersuchung, daß sich 10 Bleischrote zwischen den kegelförmigen Boden und die Wand der Flasche eingekeilt hatten, welche nach und nach in kohlensaures Bleiorid umgewandelt worden, so daß nur noch kleine Körner von Metall übrig blieben. So lange nun der Liqueur hell abgegossen gebraucht wurde, veranlaßte er keine Beschwerden; als aber der entstandene Bodensatz zum Genusse kam, so konnten die Folgen nicht ausbleiben. Warum kann man sich denn nicht des einfachen groben Sandes zum Reinigen bedienen, der doch gar nichts kostet?

Wissenschaftliche Entdeckungen.

Die Erfindung des galvanischen Telegraphen verdankt man den deutschen Gelehrten. Der Akademiker Sömmering erdachte den ersten galvanischen Telegraphen, und führte ein Modell desselben im Jahre 1807 im Akademiegebäude in München aus, auf welchem auf 35 Buchstaben nach Belieben hingewiesen werden konnte. Da er aber hierzu mehr als 35 Drahtleitungen angewendet, so war derselbe für große Entfernungen so kostbar, daß kein Versuch zu seiner Ausführung im Großen gemacht worden ist. — Professor Fechner in Leipzig berechnet später, daß man mittelst einer kleinen galvanischen Säule telegraphische Zeichen durch einen verhältnißmäßig dünnen Draht 10 Meilen weit ertheilen könne. — Die Professoren Gauß und Wilhelm Weber richteten im Jahre 1833 den ersten galvanischen Telegraphen im Großen in Göttingen ein, der das physikalische Institut mit der eine viertel Stunde entfernten Sternwarte verband. Die Leitung des galvanischen Stromes wurde nur durch zwei, auf Stangen durch die Luft geführte, nicht isolirte Drähte bewirkt. Der ganze Weg, den der Strom hin und zurück durch alle Windungen des Drahtes durchlief, betrug ungefähr eine halbe Meile. Mittelst dieses Telegraphen korrespondirten sie zu wissenschaftlichen Zwecken mehrere Jahre mit einander. Im J. 1838 machte Prof. Steinheil, von welchem die Technik der Zeichengebung auf den höchsten Grad vervollkommnet wurde, die Entdeckung bekannt, daß man bei der Einrichtung eines galvanischen Telegraphen mit einem Drahte ausreichen und die Rückleitung des galvanischen Stromes durch die Erde bewirken könne. Er richtete einen galvanischen Telegraphen ein, der München mit der drei viertel Stunden davon entfernten Sternwarte in Bogenhausen in Verbindung setzte. Auch traf er eine Einrichtung in München, vermöge deren die Normal die Zeiger an den Zifferblättern anderer Stadtuhren durch galvanische Telegraphie zugleich mit bewegte, so daß überall gleiche Zeit wahrgenommen wurde. — Dem praktischen Sinne der Engländer hat man es zu verdanken, daß diese Erfindung, die hinsichtlich des Transports der Gedanken in der Welt eine eben so große Revolution hervorbringen wird, als die Eisenbahnen für den Personen- und Waarentransport, auf den Eisenbahnen wirklich eingeführt wurde, wobei Wheatstone die in Deutschland erfundenen und von Steinheil vervollkommneten Methoden in Anwendung gebracht hat.

(Die wichtigen Verbesserungen und Entdeckungen des Amerikaners Morse, welchem das amerikanische System der Elektro-Telegraphie seinen allgemeinen, anerkannten Vorsprung vor den übrigen verdankt, sind sonderbarer Weise hier ganz übergangen.)

Der Erfinder der Dampfboote.

Ueber die Ausmittelung desjenigen, dem man die Erfindung des Dampfbootes zuzuschreiben habe, ist neuerdings in England viel hin- und hergestritten worden, indem Einige diese Erfindung dem Capitain Savery, Andere einem gewissen Millar in Dalswinton zuschreiben, Alle aber dem Symington diese Ehre streitig machen wollen. Wenige Worte dürften unsere Leser in den Stand setzen, selbst zu urtheilen. — Savery nahm sein Patent auf eine Dampfmaschine, welche, wie jede frühere Anwendung der Dampfkraft, zur Wasserhebung verwendet werden sollte, und bemerkte nebenbei, daß sie auch für den Zweck der Marine brauchbar sei. — Doch also um dort Wasser zu heben? — Jonathan Hull soll 1738 ein Dampfboot erfunden haben, welches aber bald unbenutzt und unprak-

nisch der Vergessenheit anheim gefallen ist. — Damit war also nichts erfunden.—Watt sagt in einer der Erklärungen seiner Erfindungen, daß es ihm möglich scheine, die Anwendung der Dampfkraft auch auf Wagen auszudehnen, daß indessen seines Wissens noch kein Dampffahrzeug gebaut sei. Hieraus dürfte wohl kaum hervorgehen, daß Watt, der kaum die Anfertigung eines Dampfwagens für möglich hielt, der Erfinder der Dampfschifffahrt seyn solle.—Was die Behauptungen für Millar betrifft, so heißt es im Quaterly Review, daß ums Jahr 1787 Millar aus Dalwswinton den Entwurf zu einem Dampfboote veröffentlicht habe, welches einige Jahre später durch einen gewissen Symington, einen Arbeiter Millars, ausgeführt worden; allerdings sei der Versuch gelungen, das Boot aber, da es für den Kanal, auf welchem es erbaut worden, zu groß gewesen, wieder abgebrochen worden. Diese Angabe ist jedenfalls unrichtig, denn das erste Dampfboot wurde nicht auf einem Canale, sondern auf dem Dalswinton See und zwar im J. 1788 erbaut, Millar war damals mit dem Bau eines Dampfwagens beschäftigt, und die Idee zur Dampfschifffahrt ging allein von Symington aus. Dieses Boot wurde auch nie für einen Kanal erbaut oder abgebrochen, auch niemals für ein Dampfschiff ausgegeben. — Mit einem, von dem vorigen ganz verschiedenen Boote wurden 1789 auf dem Forth und Clyde-Canal Versuche gemacht, die man aufgab, weil Millar damals mit mehrfachen Verbesserungen des Ackerbaues beschäftigt war. Endlich war auch Symington nie ein Arbeiter Millar's, denn er hat von Letzterem nie Geld erhalten oder verlangt, sondern, im Gegentheil, mehr auf solche Versuche verwendet als Millar. Was noch mehr sagen will, Symington hat öffentlich erklärt, daß er, selbst wenn Millar ihm Geld geboten hätte, er es nicht angenommen haben wurde, da er damals bei einer Bergwerksgesellschaft reichlichen Erwerb gehabt, und ihn ein Mitglied derselben, Gilbert Meason, der sich für Symingtons Erfindung sehr interessirte, mit den nöthigen Geldmitteln unterstützt habe. Endlich ist auch bekannt, daß eine Dampfschiffahrt unmöglich sey, weil man dadurch das Schiff in Brand stecken würde, und daß Symington diese Behauptung widerlegte, indem er zugleich angab, wie man die Schaufelräder mit der Maschine in Verbindung setzen müßte. Auf die irgendwo aufgestellte Behauptung, daß in der Erfindung des Dampfwagens auch die des Dampfschiffes einbegriffen sey, da das Treibrad der Locomotive und das Schaufelrad des Dampfschiffes streng genommen ein und dasselbe sey, bedarf es wohl keiner Erwiederung, um so weniger da zwischen beiden Erfindungen eine ganze Reihe von Jahren liegt.

Die größte Stadt in der Welt ist eine im Innern von China gelegene Stadt. Sie enthält innerhalb ihrer Mauern 5,000,000 Einwohner und 10,000,000 in einem Umkreis um dieselbe in einem Durchmesser von 4 Stunden! Diese Riesenstadt, in der der größte Seidenhandel in der Welt getrieben wird, wurde durch einen französischen Missionär Namens Hebde, der dieselbe besuchte, entdeckt.

Hohes Alter. In Bangor Me. wohnt ein Frauenzimmer, das im Jahr 1742 in Newbern N. C. geboren wurden. Sie ist noch so rüstig, daß sie regelmäßig jeden Sonntag zur Kirche geht.

Jugendliche Unbedachtsamkeit. Am 16ten September heirathete in Worcester, Massachusetts, ein Jüngling von 71 Jahren ein kleines Mädchen von 78 Jahren—Was Streiche macht doch die liebe Jugend!

Neue Art Likör. Ein alter Kenner trat kurzlich in einen großen Likörladen und forderte ein Glas ad valo-rum [ad valorem]. Der Wirth antwortete höchst verlegen, daß er nie von solchem Likör gehört, „Das ist sonderbar" meinte Freund Rothnase, „habe ich doch Jamaica Rum und Neu-England Rum und alle Sorten Rum getrunken aber in meinem Leben noch keinen ad valo-Rum, von dem die Leute jetzt so viel Wesens machen, möchte doch gern die Qualität probiren.

In St. Louis wurde ohnlängst ein 16 jähriges, hübsches und kräftiges Negermädchen für die Summe von fünf und sechzig Thaler öffentlich verkauft. Wahrhaftig, ein billiges Stück Menschenfleisch!

# Walhalla:

Eine Monatsschrift zur Belehrung und Erheiterung.

2. Band. Philadelphia, November 1846. 5. Heft.

Aus dem Alltagsleben

von

Onkel Adams.

Nur zu!

1.

Eine Schlittenfahrt.

Es war ein klarer Wintertag; der Wald war gekleidet in Grün und Weiß, und Höhen und Thäler glänzten wie Silber im Sonnenscheine; der spiegelblank gefrorne See schimmerte blänklich weiß, gleich damascirtem Stahle, hie und da bestreuet mit Oasen von Schnee, und gestreift von einer Menge sich kreuzender Wege, die sich über das blanke Eis schlängelten.

„Wollen wir nicht," fragte Fränlein Lina ihre Mutter, die Gräfin, „wollen wir nicht en famille eine kleine Lustfahrt zu Schlitten machen? Ach, liebe Mutter, wie angenehm wäre es mir und uns Allen. Nicht wahr, Mutter?"

Die Gräfin Liljefors lächelte über die Frage ihrer geliebten Tochter, zögerte jedoch mit der Antwort; endlich sagte sie: „Ja, liebe Lina, unser sind ja aber nicht mehr, als Du, Dein Bruder, Mamsell Dahl und der Magister; wir haben alle Platz in dem großen Schlitten, und ich will vorspannen lassen; die frische Luft wird viele Rosen auf Deinen Wangen hervorlocken, liebe Lina!"

„Der große Schlitten?" meinte das Fräulein, etwas verdrießlich, „aber," fuhr sie schmeichelnd fort und warf ihrer Mutter einen lächenden Blick zu, „aber da wird es ja keine Schlittenpartie; ich schlage vor, Gustav fährt Mutter und die Mamsell Dahl, und der Herr Magister," setzte das Mädchen hinzu, sich mit einer leichten Verbeugung an einen jungen Mann wendend, der bisher stumm gesessen und in einem Buche geblättert hatte, „der Magister hat das Vergnügen, mich zu fahren. Nicht wahr, liebe Mutter? Dann sind wir zwei Schlitten, eine kleine, nette Partie über den See, durch den Wald und zurück an der Eremitage vorbei."

Die Gräfin konnte ihrer einzigen Tochter nicht leicht etwas abschlagen, und ging also auf ihren Vorschlag ein; daher hielten nach wenigen Augenblicken zwei Schlitten vor der Thüre. Die Gräfin brauchte zwar lange Zeit zu ihrem Reiseanzuge, doch Fräulein Lina stand bald in ihrem Pelzmantel neben dem Schlitten; das

das feine Pelzwerk schmiegte sich weiß und zart um den schönen Hals des Mädchens, und eine kleine, mit Schwanenflaum bebrämte Haube, faßte das blühende Antlitz in einen weißen Rahmen ein. Der Magister saß schon auf dem sogenannten Hundsfott, und das Fräulein, sorgfältig in die Tigerhaut gepackt, in dem Schlitten, als endlich die Gräfin und die alte Mamsell Dahl die Treppe herab kamen und in ihrem Schlitten Platz nahmen. Die Gesellschaft fuhr ab, und bald erklangen die Glocken auf dem See. Der Magister fuhr gut. Er war nur ein Jüngling, und weit entfernt von einem Magister: er war ganz einfach ein Student und Informator eines Neffen der Gräfin, eines kleinen Knaben, der jetzt auf dem Schooße der Mamsell Dahl saß, um sich mit den übrigen Personen des frischen Winters, der grünen Bäume und ihrer weißen Draperien zu freuen. Herr Lindmann, so hieß eigentlich dieser Magister, war nur drei und zwanzig Jahre alt, ein schöner, und, was mehr sagen will, ein guter Jüngling mit eben so viel Herz als Kopf.

Man fürchtet oft, und leidet nicht immer ohne Grund, daß ein guter Kopf sich nicht gerne zu einem guten Herzen gesellt; doch dies ist eine Ungerechtigkeit und beweist, daß wir nicht gerne etwas Anderes sehen wollen, als Halbheiten, um für unsere eigenen Unvollkommenheiten Raum erhalten zu können. Lindman war ein lebendiger Beweis des Gegentheiles; denn Kopf und Herz standen bei ihm in der vollkommensten Harmonie.

Lindman und seine schöne Gefährtin waren Anfangs ganz still; endlich aber brach er das Schweigen, indem er sagte: „Sie fürchten sich wohl nicht, auf dem Eise zu fahren?“

„Nein, Herr Lindman! wenn Sie fahren, ist mir nicht bange; anders aber ist es mit meinem Bruder Gustav: mit ihm fürchte ich jeden Augenblick zu Grunde zu gehen.“

Der Magister lächelte über die Ideenverbindung des guten Kindes. Das Mädchen hatte das schöne Köpfchen ihrem Fuhrmanne zur Hälfte zugewendet; der Ausdruck ihres Gesichtes war ernst. „Herr Lindman,“ sagte sie nach langer Pause mit einer Art von Aufenthalt bei jedem Worte, — „wenn — wenn, sage ich das Eis schwach wäre, wenn wir einbrächen, wenn — nun, sagen Sie, Herr Lindman, wäre das nicht ein leichter Tod?“

Auch das Antlitz des jungen Mannes wurde ernster. „Und wir kämen Beide um,“ sagte er, dem schönen Mädchen forschend in die Augen blickend.

„Ja, Beide,“ nickte sie, „Beide zugleich.“

Der Jüngling schwieg; eine unerklärlich liebliche Ahnung flog blitzesschnell durch seine Seele; das Mädchen sah ihn schweigend und gleichsam fragend an. „Sie fragen so sonderbar, gutes Fräulein Lina!“ sagte er, „solche Gedanken dürfen uns jetzt nicht beschäftigen, jetzt, da wir auf einer Lustfahrt sind.“ Das Mädchen wendete das Gesicht hinweg und antwortete nicht.

„Sehen Sie die Wolke, welche gleich einer silbernen Gondel die Lüfte theilt? Sie segelt so leise über die Landschaft daher,“ sagte Lindman. „Wissen Sie, Fräulein, ich habe oft zu segeln, auf einer solchen Wolke zu ruhen, mit einem sanften Winde über die Erde geführt zu werden, und diese in ihrer Kleinheit zu sehen gewünscht.“

„Wir streben Alle aufwärts,“ erwiederte das Mädchen, noch immer gleich ernsthaft; „wir wollen hoch hinauf; aber, Herr Lindmann, sagen Sie mir, worin sollte denn Ihr Glück bestehen! — Sagen Sie mir, wie stellen Sie sich Ihre Zukunft vor; wenn Sie davon träumen?“

„Ich träume oft davon,“ sagte der Jüngling. „Ich wünsche nicht viel: — ein angenehmes Heim, einige Zimmer, einige Bücher, Blumen vor den Fenstern und Frieden mit der ganzen Welt, — das ist mein Traum!“

„Und weiter nichts, Herr Lindman?“ fiel das Mädchen ein.

„Ja, Fräulein, — ich hätte gerne ein Heim.“

„Und in demselben?“ fuhr sie fort zu fragen.

Der Jüngling schwieg einen Augenblick, und darauf flüsterte er, als schämte er sich gleichsam vor seinem Gedanken, — „und in dem Heime Eine, die mich liebte — mich innig liebte — eine Gattin.“

„Herr Magister! Sie denken sehr weit vor sich hin," meinte das Fräulein, plötzlich eine andere Miene annehmend, — „aber," fuhr sie fort, „das ist ein ernsthafter Gegenstand, und nun verlassen wir bald den See; auf dem Lande ist es sicherer; ich kann nicht läugnen, solch ein blankes Eis erregt in mir immer einen Schauder, und da verfalle ich immer auf traurige, oder eigentlich frohe Gedanken; ich dachte gerade darüber nach, was wir wohl denken und fühlen würden, wenn das Eis unter uns bräche, und wir mit einander in die Tiefe sänken; jetzt aber ist die Gefahr vorüber und damit auch meine romantische Grille."

Der Weg ging nun über das Land, und bald befand sich die Gesellschaft in einem grünen, mit Schnee gepuderten Fichtenwald, in welchem der Weg sich über Hügel und durch Thäler schlängelte; der Schlitten der Gräfin war weit voraus, man hörte nur bisweilen die Glocken, die jungen Leute waren unter ihrem Gespräche langsamer gefahren, als sie selbst gemerkt hatten. „Sehen Sie!" rief das Mädchen und erhob ihre kleine Hand aus dem Muff, „sehen Sie! dort ist eine Hütte! Ach, wie romantisch sie liegt! Halten Sie ein wenig still, Herr Lindman!"

Der Jüngling gehorchte. „Eine schöne Lage," sagte er, „eine kleine Hütte mitten im Walde, und geschützt von der hohen Felswand! Schade, daß ich mein Zeichnungsportefeuille nicht bei mir habe!"

„Ach welch ein schönes Gemälde sollte das werden!" rief das Mädchen aus, „die Felswand, die von Schnee beschwerten niedergebeugten Fichten, die kleine graue Hütte, der schmale gebahnte Fußpfad durch den Schnee— ach, welch ein Gemälde! Lassen Sie uns hinein gehen zu den guten Leuten!

Das Mädchen machte sich los aus dem Fußsacke, und der Magister band das Pferd an einen Baum. Sie stiegen auf dem kleinen Pfade die Anhöhe hinauf und standen vor der Thüre des Hauses; diese war verschlossen, und sie klopften an. Endlich wurde aufgemacht, und ein zerlumpter, gelblich bleicher Knabe sah heraus. Lina schauderte, denn Elend und Unreinlichkeit waren in allen Zügen des armen Kindes gezeichnet.

Der Knabe verbeugte sich tief und sagte: „Die Herrschaften wollen wohl nicht eintreten?"

„Ja wohl, mein Sohn," sagte Lindman, „wir wollen Euch in eurem Hause sehen."

„Da ist nicht viel zu sehen, die Mutter ist krank, und den Vater holten sie gestern."

„Holten sie ihn?" fragte Lindman.

„Ja, der Distriktsvogt und der Gerichtsdiener," sagte der Knabe, „und da Vater nicht mitgehen wollte, so schroben sie ihm Handschellen an, biß die Nägel blau wurden, und da wurde Mutter noch kränker; jetzt rast sie in einem fort, die arme Mutter."

Fraulein Lina trat vor Entsetzen einen Schritt zurück; sie war gewohnt, Alles um sich her lächeln zu sehen; sie war sechszehn Jahre alt und hatte keine Begriffe von etwas Anderem, als von dem kleinen Zirkel, in welchem sie sich von ihrer frühesten Jugend auf bewegt hatte; sie schauderte daher zurück mit einem Ausdruck von Abscheu. Doch Lindman ergriff ihre Hand, blickte sie fragend an und sagte: „Fräulein! wollen Sie nicht auch einmal das Elend, die Noth und die Armuth sehen?" Das schöne Mädchen zauderte noch vor Entsetzen. „Fräulein," sagte Lindmann, „kommen Sie mit; vielleicht können wir helfen oder retten."

„Dank, Lindman!" sagte das Mädchen mit einem Blicke, der plötzlich vor Freude strahlte,—„Dank für das Wort; wir wollen helfen!" Und nun trat sie zuerst in die Hütte.

Der Anblick war im höchsten Grade traurig; dort war fast nichts von Hausgeräth zu sehen, als nur ein ungeheuer großer, bretterner Vorschlag, welcher ein Bett sein sollte, und darin lag ein Weib in einige Lumpen gehüllt, und mit einem schreienden Kinde an der Brust; es war ein kleiner Neugeborner, der das Elend der Welt begrüßte und von der Mutter vergebens auf seine Sprache Hülfe begehrte. Das junge Fräulein war entsetzt, und stand da tief erschüttert in ihrer innersten Seele; so etwas hatte sie nie geahnt; vor ihrem Blick öffnete sich eine ganz neue Welt, das unendliche Reich des Elends. Lindman dagegen war schon eingeweiht; er war selbst ein armer Kaffathenjunge, und hatte, wenn auch nicht zu Hause,

so doch bei den Nachbarn, die Gegenstände gesehen. Er war daher ruhiger, als das arme, vor Schrecken zitternde Mädchen.

„Sie redet irre,“ sagte er, nachdem er die Kranke angeredet und eine verwirrte Antwort erhalten hatte, „sie redet irre, die arme Mutter, und das Kind erfriert gewiß.“

„Das Kind friert?“ — fragte das Mädchen. Geben Sie es nur her, ich will es wärmen!“

Lindman zögerte; doch schnell stand das Mädchen vor dem Bette der Kranken, nahm das Kind, so wie es dort in den Lumpen lag, u. schlang ihre Palatine um den kleinen Schreihals es war die Mutterliebe, welche in dem jungen Mädchen hervor brach; sie war ein Weib, die Sechzehnjährige, und schauderte nicht zurück vor dem kleinen Kinde — es war die heilige Liebe welche erwachte; und nun zitterte sie nicht mehr, nun fühlte sie sich ruhiger und froher, als je zuvor. Das Kind fühlte die wohlthätige Wärme, schwieg und entschlief; das Fräulein legte es eingehüllt, wie es war, auf das Lager und saß still und betrachtete das schlummernde Kind. Lindman stutzte zwar ein wenig bei Lina's Manoeuvre, war jedoch selbst zu gut, als daß er sich darüber hätte wundern sollen; er wendete sich also an den Knaben, um das Schicksal der Familie zu erfragen.

„Dein Vater wurde also weggeholt?“ fragte Lindman.

„Ja, Herr, der Distriktsvogt war hier und der Gerichtsdiener; sie hatten Beide weiße Knöpfe an den Röcken.“

„Was hatte denn Dein Vater gethan?“

„O Nichts! denn sehen Sie, Herr, wir sind arm, und so pfändeten sie im Herbst alles aus, was wir hatten, und nahmen uns auch die Kartoffeln auf, die noch auf dem Acker standen, und das Schwein — das war ein schönes Schwein, sollen sie wissen.“

„Ja, das ist möglich, und weiter?“ fragte Lindman.

„Und hatte einen breiten Rücken,“ fuhr der Knabe fort, „und war blank wie Silber, denn sehen Sie, es war quabbenfett.

„So so; aber dein Vater?“

„Ach ja, Vater? — Ja, sehen Sie, Herr, Vater war von der Zeit an wie verrückt und ging im Walde umher, und Mutter war kränklich und konnte nicht arbeiten; dann aber gab es Kindtaufe, und Mutter bekam den Kleinen; — da hatte Mutter Nichts zu essen, und so ging Vater eines Abends aus, und als er nach Hause kam, so hatte er ein wenig Milch, — ja es war doch wohl beinahe eine halbe Kanne; und da weinte Vater.“

„Nun, und dann?“

„Ja, da gab Vater die Milch der Mutter und sagte: „Sieh da, Anna Stina, trinke Du, daß Du nicht verhungerst und vor den Kindern stirbst; mit mir ist's bald zu Ende.“ Und Mutter trank und fragte, wo er die Milch bekommen hätte, und Vater sagte: beim Schulzen. Aber gestern kam der Vogt und sagte, Vater hätte Schulzens Kuh gemelkt, und so nahm er den Vater mit und sagte, er solle den Schandpfahl zieren; da wurde Mutter kopfwirsch und krank, so krank, und so fuhren sie ab mit Vater auf's Schloß?“

„Und Du armer Junge,“ fragte Lindman, „hast Du auch Nichts zu essen?

„Nein, Nichts, nur ein Stück Brod, das ich gestern bettelte.“

Wir müssen fort,“ sagte Lindman zu seiner Gefährtin, welche gleichsam träumend neben dem Krankenbett gesessen hatte, und nun plötzlich aus ihrer Betäubung erwachte.

„Was soll aus diesen werden?“ fragte sie Lindman, auf die Mutter deutend, die jetzt eben so ruhig schlief, wie das kleine Kind.

„Wir schicken ihnen Hülfe von Liljewik,“ — antwortete der Jüngling, und zog sie mit sanfter Gewalt aus der Hütte. Lina blieb einen Augenblick vor der Thüre stehen und warf einen Blick über die Gegend, sie holte tief Athem, als wollte sie alles Elend, das drinnen schlummerte, wegseufzen.

„Dank, guter Lindman!“ sagte sie endlich, „Dank für diesen Augenblick; jetzt kenne ich Sie recht!“

Der Jüngling stand versunken in Anschauen des schönen Mädchen, welches mit bethränten Augen gleich einem rettenden Engel vor der Thür der Hütte stand. Er antwortete nicht, doch sein Auge redete um so deutlicher.

„Nicht wahr,“ fuhr das Mädchen fort, nicht wahr Lindman? jetzt kennen wir uns erst recht?“

„Ja," sagte der Jüngling, „wir kennen uns lassen sie uns fahren, Fräulein!" fuhr er gefaßter fort, „die Gräfin wird unruhig."

Die jungen Leute fuhren und wechselten auf dem ganzen Wege kein Wort weiter; denn sie kannten sich ja, sie hatten in ihren Herzen gelesen—was hatten sie dort gefunden? was?— mit einem Worte: sie bedürften der Sprache nicht.

Sobald die Gräfin von der armen Mutter und dem Kinde Nachricht erhalten hatte, schickte sie sogleich eine Person dahin, um Beide zu pflegen; doch Beide starben nach einem Kampfe von einigen Tagen, und der Knabe, welcher 10 Jahre alt war, wurde nach Liljewik genommen. Die Hütte, die romantisch gelegene Hütte, war öde und leer.

2.

Meinung der alten Freundin.

„Aber, Frau Gräfin!" sagte Mamsell Dahl, „ich rede aufrichtig; Sie erlauben es mir?— oder wie?"

„Ja gewiß, meine gute Freundin! rede! ich weiß, wen Du meinst — Lina, nicht wahr?" entgegnete die Gräfin Liljekors, welche in ihrem Boudoir mit der alten Gouvernante allein bei der Arbeit saß.

„Richtig!" antwortete die alte Dahl, „richtig, Gräfin, gerade über Fräulein Lina wollte ich reden. Sie wollen sie bei Hofe präsentiren? Haben Sie wohl die Folgen dieses Schrittes bedacht?"

„Ja, gute Dahl das habe ich; aber Du gute Seele siehst wohl ein, daß ein Fräulein Liljekors wenigstens einmal in den Zirkel eingeführt werden muß, in welchen sie ihrer Herkunft zufolge gehört?"

Die alte Dahl lächelte mit traurigem Ernste. „Glauben sie denn, daß Fräulein Lina nicht sicherer Freude und Glück finden würde, ohne daß sie in diesen Zirkel eingeführt wird? Sie selbst meine Gräfin, wurden dort in ihrer Jugend eingeführt—haben Sie dabei gewonnen oder verloren?"

Die Gräfin antwortete nicht, sondern seufzte tief.

„Verzeihen Sie, meine Gräfin!" fuhr die Gouvernante fort, „ich kämpfte dagegen an, als Ihre Frau Mutter Sie einführen wollte; ich will keine alten, vielleicht verharschten Wunden wieder aufreißen; jetzt aber kämpfe ich dafür, um Ihrer Tochter die Einfachheit und Zufriedenheit — daß heißt: die größten Reichthümer, die sie besitzt — zu bewahren."

„Aber, gute Dahl!" sagte die Gräfin mit verlegenem Lächeln, „Du richtest zu streng; bedenke nur: ein Fräulein Liljekors, die Erbin von Liljewik, die Letzte in einer Familie, welche seit undenklichen Zeiten die Umgebung des Königes gebildet hat — sollte sie Societät, wohin sie gehört, und schlecht weg nur die Tochter ihrer Mutter bleiben und zuletzt vielleicht einen ehrlichen Capitain heirathen, der sich Jahr aus Jahr ein um Nichts, als um seine Landwirthschaft bekümmerte? — Liljewik würde zwar dabei gewinnen, daß aber Lina dann gerade glücklich werden sollte, ist mir nicht so klar."

„Sie malen sehr gut, Gräfin," sagte die Gouvernante, „meine Meinung ist jedoch nicht so. Fräulein Lina muß die Welt sehen, mag sich frei umsehen; doch eben darum wünsche ich nicht, daß sie schon jetzt in so früher Jugend in einen Kreis gebracht würde, wo die tausend Bande der Etikette sie für immer fest ketten, wo ihre Eitelkeit zu verdoppelter Thätigkeit erwachen muß, wo sie mit einem Worte sich selbst und die Welt, welche sie umgibt, falsch beurtheilen lernt. Sagen Sie mir," fuhr die Alte eifriger fort, „sagen Sie mir, wie kann ein junges Mädchen, das mit einem Male aus dem Reiche der Unschuld geweckt und an einen Hof geworfen wird, sich etwas anderes vorstellen, als daß auch dort unter der schönen Oberfläche etwas Schönes verborgen liegt? und Sie, meine Gräfin müssen doch wohl gestehen, daß dies gewöhnlich nicht der Fall ist und nicht leicht der Fall sein kann? An einem Hofe ist für den, der sich einmal dorthin begeben hat, Alles zu gewinnen und Alles zu verlieren; das dortige Leben ist ein fortgesetztes Spiel um Tod und Leben, und es ist nothwendig, den Mitspielenden seine Karten zu verbergen.— „Kein Bruder im Spiele," sagt das Sprüchwort, und „kein Freund an einem Hofe" ist

ein nicht unwahrer Zusatz. Selbst um den edelsten König sammelt sich eine Schaar Glückssucher, und wenn ihnen auch ihre Pläne nicht gelingen, wenn der Scharfblick des Königs die Schale des Eifers und der Treue, die sie tragen, durchdringt, so umgeben sie ihn dennoch, sind so zu sagen am Hofe einmal domesticirt, und ein Fremdling wird sie für gut, für edel halten, weil er nicht gewohnt ist, hinter den Sternen die Erbärmlichkeiten zu sehen. Ein solcher Fall trifft mit Fräulein Lina ein; sie wird nach und nach in den Wirbel kommen und nach und nach damit beginnen, das Herz so freudeleer zu finden—dieses Herz, das jetzt so freudevoll ist; sie wird dort vergebens zu erforschen suchen, was das eigentlich ist, das ihr fehlt—sie wird glauben, daß, was ihr fehlt, nur Zerstreuung ist, während ihr doch eigentlich Friede und Ruhe geflohen sind; sie wird Schmeicheleien suchen, weil sie nicht im Stande ist Freundschaft zu erhalten; sie wird sich selbst verstellen, weil Andere sie dazu zwingen, und endlich wird sie eine Verbindung für das ganze Leben schließen, aus dem einzigen Grunde, weil es doch endlich eine Variation, etwas Neues—vielleicht das ist, was ihr leeres Herz ausfüllen könnte. Das ist jedoch nicht der Fall: Der Mann ist ein kluger Mann, der wohl berechnet hat, was Liljewik werth sein kann, oder wenigstens ein solcher, der Fräulein Lina heirathet, weil sie den ganzen Hof charmirt hat, und er unter seinen Kameraden die gefeiertste Gemahlin haben will. Nun, Frau Gräfin, erkennen Sie das Gemälde?"

Das bleiche Antlitz der alten Gouvernante trug das Gepräge eines feierlichen Ernstes, und die Gräfin saß dort stumm, mit gesenkten Blicken.

„Ich habe Sie vielleicht verletzt, Gräfin," sagte die Alte, und legte ihre Hand in die der Gräfin, „doch ich bin alt, und sie über das Alter der Leidenschaft hinaus; wir können beide mit Ruhe auf die Vergangenheit zurückblicken. Es war nicht Ihre Schuld, daß sie in dem Hofgetümmel Ihrer ersten Liebe vergaßen, daß Sie vergaßen, wie Sie, ohne es zu wissen, Ihrem Lebensglück in den Armen eines edlen Mannes entsagten; es war nicht Ihre Schuld, daß Sie statt dessen die Gattin eines Mannes wurden, der Sie nur als eine Art Rarität besitzen wollte, um mit Ihren Reizen und Ihrem Witze zu brilliren, da ihm selbst Beides fehlte; es war nicht Ihre Schuld, daß Sie, da Sie Mutter wurden, Ihre erste Schönheit verloren, da Sie da auf einmal ihre einzige Freude zu Hause fanden — daß Sie also wurden, wozu Sie geschaffen waren, eine gute Hausmutter: — das alles war die Schuld der Natur, die Ihnen ein gutes Herz gegeben hatte; doch da verstieß Sie der unterthänige Mann, da entsprachen Sie nicht mehr seinen Plänen; er wollte eine Staatsfrau lieben und keine Hausmutter.

Sie verlebten als Gattin traurige Jahre, als Mutter dagegen frohe und glückliche; Sie wurden Wittwe; — noch einmal besuchten Sie den Hof; dort war Alles so kalt, so fremd — kein einziger von Allen, die Sie einst umflatterten, schien sich Ihrer noch zu entsinnen; Sie waren von Allen vergessen, und ohne Trauer kehrten Sie mit Ihren Kindern hieher zurück. Jetzt wollen Sie Ihre einzige Tochter in die Welt hinauswerfen, welche Sie selbst verlassen hat? Wollen die erbämlichen Tagediebe zwingen, die Tochter zu bewundern, nachdem sie die Mutter vergessen haben? Aber denken Sie an die Kälte auf den Höhen, und glauben Sie nicht, daß es dort oben wie ein Feuermeer in dem Glanze der Gnade glüht; es ist doch nur Eis — glattes Eis, das unsicher ist und mit einer dünnen Rinde tiefe, unergründliche Klüfte bedeckt. Lassen Sie Fräulein Lina noch ein Jahr zu Hause, machen Sie dann Reisen zu Ihrer Familie und Ihren Freunden, zeigen Sie ihr im Vorbeigehen bisweilen den Hof; präsentiren Sie sie nicht ganz dahin; lassen Sie sie mit einem Worte sehen, doch nicht erfahren; lassen Sie sie einen ähnlichen Cours in der Welterfahrung, wie Sie ihn selbst durchgemacht haben, studiren, doch nicht durchleben."

Die Gräfin saß lange still; endlich schlug sie die Augen auf und blickte mit milder Wehmuth auf ihre alte Lehrerin, die einzige Freundin, die ihr während ihres ganzen Lebens treu geblieben war. — „Du hast Recht, gute Dahl; doch ich habe meinem Schwager, dem Hofmarschall,

mein Wort gegeben, und wir müssen nach Stockholm reisen; Lina muß bei Hofe präsentirt werden; doch weiter soll es nicht kommen, — sie soll nicht dort bleiben. Bist Du nun zufrieden, Du strenge Sittenpredigerin?"

„Ja, Gräfin! nun bin ich zufrieden," antwortete Mamsell Dahl und drückte die Hand der guten Gräfin.

8.

Der Abschied.

Die Eremitage lag im Parke versteckt. Es war ein kleines Lusthaus, auswendig mit Rinde und Reisig bedeckt, eine einfache und ärmliche Hütte; doch im Innern war ein prächtiges Zimmer mit Gold und Seide und mit einem türkischem Teppich über den Fußboden. Die Vorderseite der kleinen Hütte war dem Parke zugewendet; auf der andern Seite aber war ein Balkon, der sich über einen Berghang streckte, eine offene Veranda, von welcher man die Aussicht hatte über den kleinen mit Inseln übersäeten Landsee, der sich gleichsam zwischen den grünen Ufern hindurchschlängelte.

Es war ein Morgen im Mai, die Thautropfen hingegen noch auf dem Grase und der Himmel erröthete dort im Osten noch wie eine junge Braut als der Magister Lindman durch den Park schritt und in die Eremitage trat.

Dort verbrachte der Jüngling fast immer seine Freistunden; auch jetzt hatte er ein Buch in der Hand, doch las er weniger als er träumte, und seine Blicke fielen nur selten auf das Buch, sondern irrten über die schöne Landschaft hinweg. Sein Inneres stand in Harmonie mit der schönen Welt, die ihn umgab; in seiner Seele spiegelte sich alle Freude ab, welche die Natur um ihn her aussprach, alle Ruhe, welche in dem Charakter der Landschaft lag. So lange man jung ist, lebt man noch im Naturleben, man ist noch nicht losgerissen aus diesem Zauberkreise, den die Schöpfung um ihre eigene Krone, den Menschen, geschlungen hat.

Wir werden allmälig kalt, wir bauen uns eine neue Welt mit neuen Freuden und neuen Schmerzen und halten uns für außerordentliche Weise, weil wir sagen können: seht! diese Welt unsre eigene Schöpfung. Doch noch ist eine Zeit, und wir fallen in den Tagen des Alters wieder mit der Natur zusammen — nicht mit der sinnlichen, äußern, vernehmbaren, sondern mit der, welche in unsrer Jugend in dunkeln Ahnungen, in ungeordneten Gedankenbildern unserm inneren Auge vorschwebte.

So saß Lindman an diesem Morgen und dachte an — man meint vielleicht: an die Zukunft. Nein, weit gefehlt; er dachte an die Gegenwart und wagte es nicht, einen Gedanken in die künftige Zeit verirren zu lassen; sie war ja so dunkel, und dagegen lag die Gegenwart im Sonnenlichte und glänzte gleich der Landschaft, die er von der Veranda schauete.

Leise ging die Thüre auf, und Fräulein Lina's lächelndes Antlitz blickte herein, strahlend von Gesundheit und Fröhlichkeit; das schöne Mädchen schlich sich auf den Zehen in die Eremitage und stand in wenigen Augenblicken hinter dem Jünglinge; sie lächelte schelmisch, streckte die Hand aus und ergriff das Buch. — „Woran denkt der Herr jetzt?" fragte sie lachend.

„Sind Sie es, Lina?" sagte der Jüngling und sprang auf.

„Ja gewiß, guter Lindman; wissen Sie, ich ging hieher, um Sie zu treffen," fuhr das Mädchen fort, „nun sehen Sie nur nicht so verwundert aus, daß ich, ein Mädchen, Sie am Ende des Parkes aufsuche; ja, sehen Sie, einzig und allein um Ihretwillen kam ich hieher!"

„Dank, Fräulein Lina!"

„O, nicht Ursache zu danken! ich komme, um Ihnen eine Freude zu machen; die Freude ist nur halb, wenn man sie nicht mit einem Freunde theilt, und Sie sind ja mein Freund — mein bester Freund — nicht wahr, Lindman?"

„Ja, bei Gott, Ihr bester Freund!" flüsterte der Jüngling.

„Ja, ich weiß es, Sie sind mir gut, weil ich Ihnen gut bin, ja, ich bin Ihnen sehr gut, Sie sind so klug, so gut, Sie haben dem jungen Mädchen manchen guten Rath ertheilt, ja Sie sind mir gut. Doch nun zu der frohen Neuigkeit: nicht wahr, Sie freuen sich mit mir?"

„Ja gewiß, Fräulein, alles was Ihr Glück ist, das ist auch das meinige."

„Nun gut, Lindman, so freuen Sie sich denn! Ich reise in acht Tagen nach Stockholm, und werde bei Hofe präsentirt!"

„Bei Hofe?" fragte Lindman, ohne daran zu denken.

„Nun, nun, Lindman! sehen Sie nur nicht so düster aus, denn ich freue mich. Ich bekomme den König, die Königin und die ganze königliche Familie zu sehen; bedenken Sie: ich, ein kleines Landmädchen, soll mich wie eine große Dame in den königlichen Gemächern bewegen, — ach! und mit sein bei Bällen und Spektakeln und Musik hören; — nun, Lindman, freuen Sie sich nicht?"

„Die Nachricht von Ihrer Reise freut mich nicht so sonderlich," meinte Lindman einsilbig.

„Mein Gott, Lindman, wir bleiben nur vierzehn Tage weg; wir denken so lange an einander, und dann — und dann sehen wir uns wieder."

„Aber der Hof? Ich glaube nicht, daß Sie für den Hof passen; eine schöne frische Wiesenblume paßt nicht gut zu den dortigen Orangeriegewächsen."

„Sieh da," lachte das Fräulein, „sieh da, habe ich nun den Anfang desselben Liedes, das mir die alte Mamsell Dähl gestern Abend vorsang; — guter Lindman! reden Sie nicht so! sein Sie froh, wie ich, glauben Sie mir, ich halte es dort oben nicht lange aus — ich bin so glücklich hier!" sagte sie, und eine feine Röthe ergoß sich über ihre Wange.

„Nein, weit entfernt, gutes Fräulein," sagte der Jüngling, ich vermisse Sie, — daher eine kleine Unruhe; — doch Sie kommen bald zurück?"

„Ja, Lindman, bald, sehr bald," nickte das Mädchen.

„Und da haben Sie mein nicht vergessen?" fuhr der Jüngling fort.

„Nein nie, nie, guter Lindman! Seien Sie nun nur nicht traurig," fuhr sie nach kurzer Unterbrechung fort, „sein nun Sie nur nicht traurig, sondern denken Sie bisweilen an mich, denken Sie bisweilen an Lina!" — das Mädchen unterbrach sich selbst, sie schien zu überlegen; endlich fuhr sie fort: „ich habe mit mir selbst die ganze Nacht über eine Sache nachgedacht, wissen Sie, Lindman, diese Reise habe ich ganz für eine Römerreise angesehen; es ist kindisch, oder wie? es sind ja bis Stockholm nur drei und zwanzig Meilen, und Mutter sagt, das geht mit bestellten Pferden und eigenem Kutscher wie ein Tanz; — aber dennoch ist es mir, als wäre es — als wäre es ein unendlicher Weg, und ich müßte in Ewigkeit von hier sein. Guter Lindman! ich prüfte mich selbst, um die Ursache zu finden; ich fand sie, und nun, mein treuer Freund, sehen Sie nur nicht so betrübt aus! — und ich faßte einen Entschluß. „Wir reden aufrichtig, Lindman," begann sie nach einer Pause, — „wir reden aufrichtig, wie zwei Freunde thun müssen, — ich bin sehr oft unvorsichtig gewesen, — habe Ihnen mehr gesagt, als ich hätte sagen sollen, — Dank, Lindman! daß Sie mit keinem Worte, mit keiner Miene meinen Gedanken Luft gaben; es ist ohne ihre Schuld geschehen; ist ein Fehler begangen, so hab ich's gethan; aber ich habe etwas bemerkt, wofür Sie nicht können. Nun gut, Lindman! wie dumm ist es, nicht gleich reine Sprache zu reden; da habe ich mich mit der Einleitung eine Viertelstunde gequält; nun gut, Lindman! es ist uns beiden klar!"

„Was denn?" fragte der Jüngling mit weicher Stimme.

„Ja, Lindman," sagte das Mädchen und nickte ernst und ein wenig zitternd „wir lieben uns — lieben uns vielleicht mehr als wir nur sollten."

Lindman zog das schöne Mädchen ohne ein Wort zu sagen an sich und drückte einen Kuß auf ihre Stirn; sie aber reichte ihm in kindlicher Unschuld ihre Lippen. „Dank, Lina!" sagte der Jüngling, welcher aus dem *Rausche* des Augenblicks zu erwachen schien, ewigen Dank!"

„Vielleicht," sagte das Mädchen ernst, und ein Paar klare Thränen glänzten in ihren Wimpern, „vielleicht that ich Unrecht, daß ich Sie küßte, Lindman; aber das mag sein, ich habe alles überlegt, ich konnte mich nicht von Ihnen trennen, ohne Ihnen ein sicheres Zei-

chen, eine Bürgschaft meines Herzens zu geben. Es ist Unrecht, Lindman, ich weiß es," fuhr sie stark erröthend fort, „aber es ist auch Recht;" sie schüttelte den Kopf, „ich verstehe mich selbst nicht; aber es ist Recht, obgleich ich weiß, Mutter und Mamsell Dahl würden es für eine große Sünde halten, daß ich Jemanden liebte; aber Recht ist es dennoch, denn ich besitze mich ja selbst. Wir sind Freunde, ja Freunde. Leben Sie wohl, Lindman! nun weiß ich, daß Sie mich nicht vergessen. Um vierzehn Tage bin ich wieder hier," fuhr sie fort, als sie schon in der Thür stand, um zu gehen," versprechen Sie mir, Lindman, daß wir dann wieder sind, was wir bisher waren — Freunde — blos Freunde!" Das Mädchen verschwand, und Lindman blieb gleichsam in einem Traume sitzen.

5.

Die Vergebung der Kirche.

Vor dem Klintorper Tingshause war eine große Versammlung von Menschen, welche eine lange Zeit gleichsam von einer unsichtbaren Macht in einem weiten Kreise um einen Pfahl, der seine aufgesprungene und bemoos'te Spitze über die Leute erhob, zusammengehalten worden waren; jetzt begann es in den Massen laut zu werden und sich zu bewegen, die Bezauberung war gelös't, und da der Volkshaufe sich theilte, sah man einen Mann von mittleren Jahren an dem Fuße des Pfahles stehen und Almosen in seinem Hute entgegen nehmen. Das Aeußere des Mannes verrieth Schmerz, Demüthigung und Wuth in einer wunderlichen Vermischung mit Reue, welche einige Thränen auf der welkenden Wange hervorpreßte.

„Armer Lars Anders!" sagte eine alte Frau, „das alles für eine halbe Kanne Milch." — „Und diese gab er seiner Frau, damit sie nicht verhungerte," fuhr eine jüngere Frau fort und wischte sich mit der Schürze die Augen. „Es ist doch Unrecht, einen Armen so zu strafen, weil er ein wenig zu essen nimmt, wenn er nichts bekommen kann," sagte ein Bauerknecht, der in diesem Augenblick einige Kupfermünzen in den Hut des Delinquenten geworfen hatte. — „O, hol' der T— alle Diebe!" meinte ein ältlicher Bauer, „ich wollte, sie wären alle aufgehängt, das thut dem Körper gut!" — „O ja," antwortete die alte Frau, „Ihr könnt so sagen, weil Ihr reich seid: doch Eure Kinder können auch arm werden, und vor der Thür des reichen Mannes betteln, wie Lars Anders, und nichts bekommen — ich kenne den Lars Anders, er ist ein guter Mann, er thut keinem Wurm etwas zu Leide, und sein einziger Fehler ist, daß er sich verliebte und so mit einem Male eine Frau nahm, und daß dann Mißwachs eintraf, und daß er sich dann unter diesen Geizhals gab, diesen Schulzen in Klinta, der keinem Menschen das Leben gönnt." — „Ihr habt Recht, Mutter, der Schulze in Klinta ist mir gerade der Rechte, der ist ein Igel, der von dem Schweiß und Blut des Armen lebt," sagte der Bauerknecht und ballte die Faust im Zorne. „Ich kenne ihn — er war der, welcher meinem Vater die Hufe nahm, und darum bin ich nun ein armer Knecht, der nichts sein nennen kann." — „Armer Lars Anders!" ging es durch die ganze Volksmasse, als der Bestrafte in das Gefängniß zurückgeführt wurde.

Lars Anders hatte seine Strafe ausgestanden, um sich selbst zu verbessern, und um Andern eine Warnung zu geben: das ist ja die Absicht des Gesetzes, wenn dasselbe je eine Absicht hat? Doch beide Theile waren fehl geschlagen: Lars Anders war nicht verbessert, sondern hatte erst jetzt die Bekräftigung des Staates erhalten, daß er ein Verbrecher wäre und bleiben sollte, — und die Warnung war keine Warnung, weil die Strafe keinen Abscheu gegen das Verbrechen, sondern gegen ein grausames Gesetz, Haß und Verachtung gegen die menschliche Gerechtigkeit hervorrief, weil diese aufgehört hatte, es zu sein und sich herabgesenkt hatte zu einer Art von Selbstrache, die da schädlich ist, weil sie zweckwidrig und fehlerhaft, weil sie schädlich ist. Wir sehen es bei jeder Bestrafung, wie das Volk dem Verbrecher ein Scherflein in den Hut wirft und ihn bedauert, anstatt daß es das Verbrechen sollte verabscheuen lernen; und das Volk handelt hier instinktmäßig; es bezahlt freiwillig seine Kupfermünzen als Schmerzensgelder, weil es fühlt,

daß die Strafe ein Unrecht, aber glaubt, daß es ein nothwendiges Uebel ist.

Am folgenden Sonntage stand derselbe Mann aber eben so bleich und eben so düster, auf dem Gange der Klintorper Kirche; er sollte wieder aufgenommen werden in die Gemeinschaft der Kirche — ebenfalls ein verunglückter Versuch; erst jetzt wurde er aus der Gemeinde gestoßen; erst jetzt war ihm auch das Insiegel der Kirche über sein Verbrechen auf die Stirn gedrückt worden,—er war mit der Kirchenbuße im nämlichen Augenblicke, da der Geistliche ihn nach der Agende in den Kreis seiner Brüder aufnahm, aus demselben verstoßen. Man hält sich an die Worte, übersieht jedoch ganz die Wirkung, und die Kirchenbuße ist nicht eine Wiederaufnahme in die Gemeine, sondern nur der letzte Fluch, den die bürgerliche Gesellschaft über das Haupt des Verbrechers wirft, und der so schrecklich zurückprallt und das moralische Leben der Gesellschaft meuchelt. Eben dieselbe Volksmasse war auch hier anwesend; doch das Mitleiden war erloschen und man vermied den im Gotteshause gestempelten Verbrecher mehr, als den nur von dem Gesetze gebrandmarkten Mann; in diesem letzten Falle wurde er nur vor dem Volke in seiner Eigenschaft als Staatsbürger erniedrigt, in dem andern jedoch auch als Christ; in dem einen wurde der Körper bestraft, in dem andern dagegen die Seele.— Es liegt eine verfeinerte Grausamkeit in dieser Art, die Schande bis in das Unendliche auszudehnen, und den Verurtheilten vor den Altar zu führen, damit er sich schäme; und das alles geschieht, um Barmherzigkeit zu üben, um, wie man sagt, ihn als ein Mitglied in den christlichen Brüderbund aufzunehmen. Man muß hier nothwendig fragen: wann wurde er ausgestoßen aus diesem Bund? Ist nicht auch der Verbrecher ein Christ, und hat nicht auch er Recht, in dem Worte Gottes Trost und Besserung zu suchen? und so lange er dieses Recht hat, so lange ist er auch ein Bruder in Christi Kirche, wenn auch ein gefallener Bruder, dem es mehr als irgend einem Andern Noth thut, ein Mitglied unserer Gemeine zu sein, und zwar eben darum, weil er gefallen ist und weil man ihm wieder aufhelfen muß. Einen zum Verbrecher gewordenen christlichen Bruder in die Gemeine wieder aufnehmen ist also ein höhnender Spott, eine heuchlerische Barmherzigkeit, erfunden um niederzubeugen und zu zermalmen statt zu erheben und zu heilen. Man sieht daher auch oft, daß verhärtete Bösewichter weit mehr vor diesem Akte der Barmherzigkeit beben, als vor der Unbarmherzigkeit des Gesetzes— eine Strafe zu leiden, so entehrend sie auch sein mag, ist denn doch wenigstens eine Art, seine Schuld zu bezahlen; aber gezwungen zu sein, eine Gnadengabe anzunehmen, deren man nicht bedarf, und die man nie begehrt hat, bei den Brüdern wiederum in eine Art vor Schuld zu kommen, und das noch obenein durch eine Erniedrigung, die um so härter ist, als ihr kein Mitleiden folgt—das verletzt den Schuldigen oft mehr als alle äußern Strafen.

Lars Anders war wieder frei. Nachdem die Leute aus der Kirche geströmt kamen, setzte er sich auf dem Kirchhofe nieder und blickte in Nachdenken verloren hinaus in die Ferne; von Hause hatte er seit seiner Wegführung durch den Vogt keine Nachricht erhalten—der Arme vermißte auch die Communikation mit den Seinen. Lars Anders saß und dachte an sein Weib und an seine kleine Kinder. „Jetzt komme ich verachtet und elend wieder nach Hause zu Anna Stina," sagte er zu sich selbst, „doch sie verachtet mich darum nicht — sie kennt meine Gesinnung und wird mich dennoch lieben; denn ihretwillen habe ich gelitten." Ein Gefühl voll Frieden schlich sich durch die Seele des Friedlosen, da er fand, daß es doch noch eine Person gab, die ihn nicht verließ.

„Anna Stina" fuhr er mit sich selbst zu reden fort, „Anna Stina hatte reichere Freier als mich, und dennoch war sie mir gut und redete so freundlich mit mir, wenn wir uns an den Sonntagsabenden und in der Spielstube trafen; da tanzte ich mit Anna Stina, dem armen Kinde, und glaubte nicht, daß ich sie unglücklich machen würde; — doch nur zu! das ist nun einmal so. Wenn ich nun nach Hause komme, so will ich meiner Anna geloben, daß ich mir die Strafe zu einer Warnung nehmen will, und so wird sie sich hinsetzen und mich trösten und mir etwas vorlesen. Anna Stina

lies't viel besser denn ich — sie hat in der Kirchenschule lesen gelernt; — ich aber habe mich in allen meinen Tagen mit allem so durchschlagen müssen. Soll ich dem Schulzen verzeihen? — o ja — das kann ich gerne thun, ich habe die weltliche Strafe gelitten, er aber hat die seinige zu erwarten, wenn er stirbt, und Anna Stina sagt immer: „liebet die Euch hassen!“ das will ich thun um ihretwillen. Der Schulze,“ fuhr er nach einigem Bedenken fort, „überredete mich, den Kathen zu nehmen; das that ich, um einen Erdlappen zu bekommen, auf dem ich mit Anna Stina sitzen konnte; — dann ließ er mich arbeiten und gab mir nichts, und wenn ich ein wenig Mehl oder dergleichen bekam so schrieb er es in ein Buch; — doch für meine Arbeit hatte er kein Buch, — und so war ich ihm ziemlich viel schuldig, und so wurde ich kränklich und Anna Stina auch, und so pfändete er mich aus und ließ mir nichts.

Da wurde ich wie verrückt und ging umher und that nichts; — so wurde Anna Stina krank und bekam einen Jungen. Da ging ich zum Schulzen und bat ihn um einen kleinen Vorschuß, da aber kehrte er mich aus und sagte, was er gepfändet, reiche nicht hin, und so wurde ich ärgerlich und dachte — nur zu! und so wurde ich ein Dieb, — o ja, das alles weiß ja Anna Stina jetzt, wenn ich's ihr auch nicht erzählt habe.“

So saß Lars Anders den ganzen Nachmittag und fing immer wieder von vornen an, sein Leben zu durchwandern; er stieg die Treppe hinab, die ihn zum Verbrechen geleitet hatte, um die Stufen zu zählen und wieder herauf kommen zu können. Der Abend kam, und noch immer saß Lars Anders dort; er wollte erst spät in seinen Waldkathen zurück wandern, denn er fürchtete Leute auf dem Wege zu treffen — heute, da er auf dem Schandschemel in der Kirche gestanden hatte. Der Küster kam den Fußsteig heraufgegangen, der sich zwischen den Gräbern hinschlängelte: er wollte in die Kirche, um Fenster zuzumachen, die man während des Gottesdienstes geöffnet hatte, und die bis jetzt offen gewesen waren. Lars Anders wollte sich hinweg schleichen; doch der Küster rief ihn zu sich.

„Lars Anders! was gehst Du und lauerst hier?“ „packe Dich, denn im Küsterhofe ist nichts zu suchen.“

„Bester Vater Küster!“ entgegnete der Mann sich bückend; „ich will nach Hause gehen, sobald es dunkel wird; aber sehen Sie, nun am hellen Tage will ich nicht gehen, ich könnte vielen von meinen alten Freunden begegnen — und — sie wollen jetzt nichts mit mir zu thun haben; ach, Vater Küster! lassen Sie mich hier, bis es ganz dunkel ist; ich komme doch wohl noch nach Hause ehe es Nacht wird, es ist ja nur eine halbe Meile bis zum Kathen.“

„Nach Hause gehen?“ fragte der Küster verwundert.

„Ja, nach Hause, Vater Küster zu Anna Stina und den Kindern.“

Der Küster trat einen Schritt zurück; ein bitteres Gefühl des Mitleidens stach ihm wie ein Dorn in die Brust; nun Lars Anders, was willst Du denn dort?“

„O ja, Sie können Recht haben, Vater Küster, ich habe nirgends etwas zu thun; überall komme ich zu Schande und Schaden; — aber Anna Stina, das arme Weib, wird sich dennoch freuen.“

„Wird sie sich freuen?“ fragte der Küster,„ ich glaube nicht, daß Du Anna Stina triffst.“

„Wie so?“ fragte Lars Anders mit zitternder Stimme.

„Ja, siehst Du, Lars Anders,“ sagte der Küster, „sie ist nicht mehr zu Hause.“

„Wo denn in Gottes Namen?“ fragte der Angeredete mit steigender Angst.

„Ja siehst Du, Anna Stina war krank, da Du auf's Schloß fuhrst.“

„Ja ich weiß; aber das war, weil sie den Jungen bekam.“

„Und siehst,“ fuhr der Küster fort, „sie wurde späterhin kränker, und—“

„Und?“ fragte der Verstoßene mit dem kalten Schweiße auf der Stirn und weit geöffneten Augen, „und?“ —

„Lieber Lars Anders, sie ist bei Gott und das kleine Kind ebenfalls.“

Ohne ein Wort zu antworten, schlug der

Mann die Augen zu Boden und ließ die Hände gleichsam gelähmt an den Seiten hinabfallen; so stand er, bis ihn der Küster ergriff, ihn rüttelte und rief: „Hörst Du, Lars Anders!"

„Ja — ja, was soll ich?"

„Du sollst zu Gott beten, da erhältst Du Trost und Hülfe!"

„Ja! — ich will beten — ja, das will ich," sagte der Zermalmte ohne etwas zu denken. „Wo liegt sie?"

„Hier, Lars Anders! dieser Sandhügel neben dem Gange ist ihr Grab; sie starb im Winter, verstehst Du, jetzt aber ist es Frühling."

„Ja, es ist Frühling," sprach der Mann nach, und ließ die Finger durch das Haar gleiten, als wollte er den Kopf abkühlen dadurch, daß er die verwirrten Locken zertheilte, — und nun taumelte er zu dem Grabe und setzte sich auf den Sandhügel.

Der Küster ging und vergaß bei seinen Amtsgeschäften bald des armen Lars Anders, der in der kühlen Abendluft draußen auf dem Grabe seines Weibes und seines kleinen Kindes saß. Im Allgemeinen sind wir keiner lange dauernden Gefühle mächtig; unser Gebet ist oft nur eine augenblickliche Begeisterung, zu vergleichen mit demjenigen, was wir bei der Anhörung eines schönen Chorals empfinden, und unsere Theilnahme für Andere ist eine Thräne, die eben so bald wegfällt, als sie sich bildete — so sollte es aber doch eigentlich nicht sein, denn unser ganzes Leben sollte ein Gebet in der Handlung, und unsere Theilnahme kein weinerlicher, kraftloser Liebestraum sein, sondern eine frohe, lebensfrische und wache Liebe, welche liebt, bedauert, erhebt u. tröstet, ohne selbst niedergedrückt zu werden. Lars Anders war daher in eben dem Augenblicke vergessen, da der Küster ihn nicht mehr sah.

Dort saß er nun ohne Gattin, ohne Heimath und ohne Ehre — ohne alles, wenn man das Leben ausnimmt.

In seinem Innern war eine große Verwirrung, tausend wechselnde Bilder drängten sich hinter einander her, häuften sich auf zu unbegreiflichen Gestalten; doch alles war so dunkel, so düster und so todt. Da erwachte in dem Manne ein tief begrabenes Naturgefühl — die Rache erwachte in ihm und kämpfte mit den leichtern Mächten, die ihn im wohnten. Wir armen Menschen können die Vorsehung in ihrem Gange nicht hemmen; unser Schicksal, mag es von uns selbst, oder von Andern, oder von dem Ungefähr (wenn es je ein solches gegeben hat) gebildet worden sein, wächst neben uns auf und trägt, je nach der Art des Baumes, süße oder bittere Früchte, und ist die Frucht bitter, so fluchen wir dem Baum, so rächen wir uns an demjenigen, was wir erreichen können, weil wir nicht vermögen, uns an der Kraft zu rächen, welche außer uns, in unsern vorhergegangenen Handlungen, Gedanken und Gefühlen liegen, die uns mit Centnerschwere hinabdrücken. So erwacht die Rache in der Seele des Verstoßenen, des Verbrechers.

Dennoch war es, als wenn eine Stimme aus dem Grabe ihm etwas zuflüsterte; aber ihm wurde es leichter um das Herz und er dachte: „das sieht Anna Stina, welche hier liegt, nicht gerne — und auch das Kind nicht, das auf ihrem Arme schläft; ich will redlich vor dem Herrn wandeln, so treffe ich dereinst Anna Stina und das kleine Kind, welches ich hier kaum gesehen. Aber soll der Schulze ungestraft bleiben" — so klang eine andere Stimme, die mit ihm redete — „ungestraft und von Allen geehrt? nein, nein! in Ewigkeit nein! das ist Unrecht!"

Die Nacht zog ihren Schleier über den Himmel, ein sanfter kühler Wind säuselte in den Bäumen, die Spitze des Glockenstuhles stand wie ein schwarzer Rand am Horizonte — noch immer saß er auf dem Grabhügel und las kleine Steine aus dem Sande auf und zählte sie, indem er den Mund mechanisch bewegte. Noch wälzten sich düstere und leichte Gedanken in ihm; doch endlich stand er mit einem plötzlichen Sprunge auf und blickte wild in die Dunkelheit hinaus. „Ha, ha, ha!" lachte er endlich und stampfte auf das Grab, noch ist's nicht zu Ende; aber," fuhr er ein wenig ruhiger fort und faßte nach der Stirn: „aber!"

„Nur zu!" rief er zuletzt, und eilte hinweg von dem Kirchhofe, als würde er von einem Geiste verfolgt.

Ein paar Stunden später kam ein reitender Bote zum Küster, und bat ihn, Sturm zu läuten; es brannte beim Schulzen zu Klinta. Die Glocken tönten durch die Nacht, und sieh! dort jenseit des Waldes war eine große Feuersbrunst, denn ein starker dunkelrother Flecken spiegelte sich am Himmel; es war ein großes Feuer beim Schulzen in Klinta.

Doch auf einem Felsen am Waldsaume saß ein Mann und betrachtete mit verwirrten Blicken das Feuerwerk, im Thale; es leuchtete so stark bis an den Ort, wo er saß, daß er in dem Gesangbuche hätte lesen können, wenn er ein solches gehabt hätte. „Es brennt gut," murmelte er bei sich selbst. „Wäre ich nun in den See gesprungen, so hätten sie mich im Walde begraben, nun aber geschieht das auch — o, das ist nur noch ein wenig mehr Schande, was thut das? indessen wird mich doch der Priester zum Tode vorbereiten, und auch ich kann selig werden — ha, ha, ha! — da mache ich diesem Schulzen in Klinta ein Spektakel! — er wird es nimmermehr — denn der Teufel war schon da — da unten — es war ein kleiner schwarzer Teufel, nun soll er schmecken, wie Feuer schmeckt, der Geizhals, der Blutsauger! der kleine Teufel hatte Feuer bei sich und half mir. — Es ist aus," sagte er endlich —„dort kommt die Sonne empor, ach so schön! hier im Walde zwitschern die Vögel; — nun geh' ich zum Distriktsrichter. Es ist bald zu Ende — nur zu!"

Auf der andern Seite des Dorfes liegt ein Waldhügel, der noch in diesem Augenblicke nicht angebaut und mit Wachholderbüschen und hohem Haidekraut überwachsen ist, welches in jedem Frühlinge hellgrüne Blätter und herrliche, kaum bemerkte Blüthen erhält. Hinter einem dichten Wachholderbusche, der einem gewaltigen, in einer Revolution der Vorzeit in mehrere Stücke zersprungenen Felsblocke gleichsam zum Schutze diente, lag ein schwarzbrauner Kerl ausgestreckt so lang er war und betrachtete mit seinen scharfen Blicken die brennenden Häuser im Dorfe.

„Ich möchte wohl wissen," sagte er, „was mein Teufelsjunge so lange da unten macht; er ist aber doch ein Satan und mit der Zeit wird er gut."

Bald ließen sich in dem Grase Schritte hören und ein Knabe von ungefähr fünfzehn Jahren kam durch das Dickicht gegangen. „Bist Du da?" fragte der Mann, „nun, wie geht's? kann ein armer Wanderer sich dahin wagen?"

„Der Henker auch!" sagte der Junge, „da unten ist's heiß und nicht viel zu haben — ich glaubte der verrückte Kerl sollte—"

„Still davon!" sagte der Mann.

„Ja, wie gesagt," fuhr der Junge fort, „ich glaubte, er sollte bleiben und sich kneifen lassen aber er ist zum Henker — ist nicht ergriffen, und wenn wir hinkämen, so könnten wir in Verdacht kommen."

„Verdammt!" murmelte der Mann, „das ist Deine Schuld, Du hättest — doch, laß mich nachdenken!"

Die redenden Personen waren der zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilte Löf, der sich sonst auch Fredriksson oder Eldberg nannte, und sein Zögling, der kleine Fritz.

Als die Sonne aufging, da wanderten der Lehrer und sein Zögling ihres Weges; die Feuersbrunst hatte nichts eingebracht.

5.

Kunst und Natur.

Eine lange Reihe beleuchteter Zimmer ist ein herrlicher Anblick; unzählige Wachslichter und Lampen flammen von Kronen und Kandelabern, und ihr Schein bricht sich in tausend Farbenübergängen durch die Krystalle und wird zurückgeworfen von den Wandspiegeln und den Vergoldungen, welche Wände und Möbel zieren. Hie und da steht eine schöne Marmorgruppe, als wäre sie lebendig todt: eine Schöpfung, wo eine Seele in einer Marmorschale zu wohnen und nur auf eine Formel zu warten scheint, welche die Bezauberung lösen soll; und dort ist wiederum ein Gemälde, wo jede Figur sich von dem Gewebe erhebt, als wollte sie aus ihrem Rahmen in die Welt hinaustreten, um zu handeln; und dort sind einige chinesische Kleinigkeiten, ein Pfau von Elfenbein, ein Elephant von Porcellan und etwas Aehnliches, gleichsam um den Unterschied zwischen Kunst und Handwerk, zwischen Genie und Geschick-

lichkeit zu zeigen. Doch Alles in diesen Zimmern verrieth den Geschmack und das Schönheitsgefühl des Besitzers; von der Matte, die den Fußboden bedeckte bis hinauf zu der kostbaren Gypsdecke war jedes Einzelne nach dem Ganzen angepaßt — alles war Ueberfluß, aber nichts überflüssig.

Graf Liljekors war der gefeierte Besitzer dieser schönen Wohnung in Stockholm, und er hatte jetzt, im Juni, eine große Soirée bei sich, zu welcher er alles um sich her versammelt hatte was „la haute volee" Großes, Ehrwürdiges, Reizendes und Schönes bieten konnte.

Graf Liljekors war ein Mann von rein aristokratischer Denkungsart, er hielt d n Adel und sich für eine nothwendige Stütze des Thrones und also auch des Staates, weil ein Staat ohne König in seiner Vorstellung ein Unding war; er zog eine scharf begrenzte und unübersteigliche Scheidewand zwischen den alten Kulturstaaten in Europa und dem neuen Kaufmannsstaate in Amerika; einen Grenzstrich, den er sich nie als übersteiglich und versetzbar denken konnte; er war mit einem Worte einer von diesen Leuten, die eine strenge geschichtliche Consequenz fordern und glauben, daß die Völker ihre Speise nur durch die Wurzel erhalten, nicht aber auch Licht und Wärme, Luft und Nahrung durch die Zweige und Blätter einsaugen. Der Graf war also ein Mann, von denen man nie zu viele finden kann, ein Mann, der Grundsätze hatte, der nicht von eigenen Absichten aus seiner Bahn gebracht wurde, und der nicht bald nach Hofgunst kroch oder nach Popularität haschte; er verachtete Beides und ging unabhängig von Beiden, u. daher auch von keiner derselben unterstützt, seine Bahn; aber er war reich, sehr reich, und daher kam es denn, daß man seinen Werth erkannte, obgleich man ihn auf der einen Seite für einen sonderbaren, auf der andern für einen hochmüthigen Mann hielt. Das Wahre aber war, daß er eine stolze Seele war, die sich nicht beugen konnte und die sich gehütet hatte, krumm zu wachsen.

Der Graf war conservativ in der edlen Bedeutung des Wortes; mag es sein, daß er Vorurtheile besaß, daß er oft des Prinzips wegen nicht nachgab, wenn er hätte nachgeben sollen; dennoch fußten alle diese Fehler auf einem edlen Grunde, und sowohl der König, als auch das Volk würden gewinnen, wenn sie viele solche Männe besäßen, die einst studirten und dann verblieben was sie waren, und nicht täglich Farben wechselten. In den Meinungskämpfen, welche fortdauern, während die Zwistigkeiten des Tages zu selbstbewußten Sätzen anwachsen, weiß eine Menge von Menschen mit schwachen Köpfen u. noch schwächern Herzen nicht recht, an welche Seite sie sich lehnen sollen, um eine Stütze zu erhalten, sie tappen also umher zwischen dem Throne und der Pöbelgunst, ohne von einem derselben unterstützt zu werden; — es wäre ein jämmerliches Schauspiel, wenn es nicht eine Naturnothwendigkeit wäre, daß sich bei jeder Gährung Gewürme bildet; nun aber kann dasselbe denjenigen, der in den fortgehenden Gährungs- und Reinigungsprozessen der Menschengeschichte forscht, interessant sein.

Doch Eins ist Recht: und dieses Eine wird durch unsre Ueberzeugung bestimmt, wie diese sich in unserer eigenen Seele ausgebildet hat, wie sie bei unseren Forschungen in unsrer eigenen Brust und in dem Kreise, in welchem wir leben, unserm Gewissen eingeprägt worden ist. Man kann für eine gewisse Zeit, für einen bestimmten Fall unbrauchbar werden; aber die Ehrlichkeit, die Festigkeit in Grundsätzen, — ja selbst der Eigensinn — ist doch immer bisweilen anwendbar und betrügt nie, weil sie sich nicht selbst verleugnet. So war der Graf Liljekors, der zu seiner Zeit schnelle Fortschitte machte auf der Bahn der Ehre, der sich aber jetzt lieber von den Geschäften zurückgezogen hatte, als daß er sich in eine neue Form beugte, die er entweder nicht hätte ganz erfüllen können, oder die er stets zu zersprengen sich bestrebt haben würde.

Im Hintergrunde des großen Sammetzimmers—ein Bedientenausdruck, welcher bedeutete, daß die Möbeln in demselben mit Sammet überzogen waren, sah man an diesem Abende eine hohe Gestalt nachlässig in einem Sopha sitzen oder liegen, und sich mit einem großen, bleichen Manne mit hellen Haaren und einem eigenthümlichen, steifen und sogar zurückstoßen-

den Betragen unterhalten. Das waren nämlich Graf Liljekors und der englische Minister. Wenn man einen Engländer sieht, er mag nun Diplomat oder nur Tourist oder Mechanikus sein, so wird man gewöhnlich unwillkürlich an ein Comptoirspulpet mit dazu gehörigen Büchern, Lineal und Papierscheere erinnert; es ist eine Stereotype des Geschäftslebens, einer weit verzweigten Industrie, welche überall und nirgends zu Hause ist; der Franzose dagegen erscheint uns gewöhnlich als ein Zugehör der Toilette; er ist überall zu Hause, schleicht sich in alle Zimmer ein, ist überall angenehm und oft nützlich, während dagegen der Deutsche in allen Gestalten das Gepräge seines zersplitterten Vaterlandes an sich trägt; dieses zeigt sich in seiner Ehrfurcht gegen alles Kleine, seinem Tauchen in die Tiefe und seinem Jagen nach Ruhe; er ist nirgends weniger zu Hause, als in seinem Hause.

Der Graf hatte sich mit dem edlen Lord in ein Gespräch vertieft, denn wenn Graf Liljekors irgendwo Anklang finden konnte, so war dies bei einem englischen Aristokraten. In England wird Alles nach großem Maßstabe betrieben; ein dortiger Aristokrat steht zu einem hiesigen Aristokraten in derselben Parallele, wie ein Wagenfabrikant in London zu einem Stellmacher in Schweden. Ein dortiger Aristokrat ist durch und durch Aristokrat, er leiht nicht einmal den Schein von dem Volke; während dagegen hier die aristokratische Idee in dem Innersten des Herzens eingebettet liegt und nur bisweilen hervorkommt wie eine Urne aus einem Hünengrabe voller Todtengebeine. Der ächte aristokratische Charakter ist oft abstoßend und niederdrückend; der unächte dagegen schleppt sich mit einer Art von kleiner Aergerlichkeit, die weit mehr reizt, als die ganze Sache werth sein kann.

In dem kleinen Kabinette saß die Gräfin Liljekors, die zweite Gemahlin des Grafen, eine stattliche Dame, die noch nicht über die dreißige Jahre hinaus war. Sie war nicht mehr schön, und wär es vielleicht noch nie gewesen; aber sie besaß diesen feinen Takt, dieses eigenthümliche Lächeln, dieses Vermögen, ein Gespräch zu leiten, Andere glänzen zu lassen ohne selbst dadurch verdunkelt zu werden — eine Kunst, die so manche gebildete Dame auszeichnet und so viele Anmuth über eine Wirthin ausgießt und den Kreis, in welchem sie lebt und wirkt, zu einem Zauberkreise macht, in dem man sich gleichsam in einem Opiumrausche leichter und ätherischer fühlt, als man wirklich ist. Neben der Gräfin saß die Gattin des Bruders ihres Mannes, die Gräfin Liljekors auf Liljewik. Man konnte sehen, daß die gute Gräfin recht froh war; sie lächelte so gut und vergnügt über alle Artigkeiten, die man ihr jetzt über Lina sagte, deren Schönheit und Naivität ihre Wirkung auf die Societät nicht verfehlt hatten. In dem Herzen der Gräfin erwachte die alte Eitelkeit, jetzt jedoch als Mutterfreude veredelt; jetzt schloß sich ihre Liebe und die allgemeine Bewunderung gleich einer Glorie um Lina's lichtgelocktes Haupt und warf ihren Schein auf die Mutter zurück. Man hätte sie nicht vergessen; sie fand eine Menge ihrer alten Freunde wieder, und begann zu erwägen, ob sie nicht vielleicht selbst dieselben zurückgestoßen hätte, da sie den Hof das letzte Mal besuchte. Lina stand Hand in Hand mit ihrer Cousine, Fräulein Adelaide, vor einer Gruppe, die ein schlafendes Mädchen vorstellte, und welche ein schelmischer Amor in seine Blumenketten verwickelte.

Der Kammerherr Jules Liljekors, ebenfalls ein Cousin, und einige andere Herren standen rund umher und haschten nach Einfällen; in dieser Jagd war der Kammerherr der eifrigste, er war nämlich ein etwas aus der Art geschlagener junger Mann, der nicht durch Tüchtigkeit die Würde seines Stammes aufrecht erhalten wollte, sondern Experimente machte, geistreich zu sein, und der es also ganz zu seinem Handwerke machte, nur Witze zu sagen; er glaubte dergleichen oft genug zu finden, und das gelang ihm bisweilen auch wirklich; — wenn es jedoch der Fall war, so unterließ der gute Kammerherr auch nicht, seinen Witz so lange zu wiederholen, bis derselbe zu einer Dummheit erstarrt war. Das wirklich Geistreiche und Witzige läßt sich nicht gerne mehr als einmal sagen; geht man in einer Gesellschaft umher und wiederholt einen Witz, so handelt man eben so vernünftig, als wenn man Champagner in einem Topfe quirlt oder seine Freunde auf

kalten Thee einladet. Der Kammerherr war ein Prachtexemplar von dieser Sorte, ein junger Mann, der aus blosser Sucht interessant zu sein, bis zur Unausstehlichkeit langweilig wurde.

„Ein schönes Mädchen," sagte der Kammerherr über das Bild, „sie schlummert, das arme Kind; denn die Liebe ist ein Traum."

„Ist sie das? Cousin Jules!" fragte Lina mit dem schelmischsten Lächeln von der Welt, „ist die Liebe ein Traum?"

„Ja, gewiß ein Traum, beste Lina," entgegnete dieser, „ein blosser Traum, ein Phantasiebild, ein leeres Nichts; die Liebe, mein Fräulein, ist nur eine Skizze, welche auf der Oberfläche des Herzens sitzt — ja in Wahrheit nur eine Skizze, ein Croquis."

„Eine Gravure oder ein Oelgemälde," fügte Lina hinzu, — „nicht wahr? — vielleicht sogar eine Lithographie?"

„O ja," entgegnete der Kammerherr, erfreut über das Hervordämmern eines Witzes, „o ja, Sie haben Recht; Liebe bei den Damen ist eine Lithographie — eine Zeichnung auf Stein; ha, ha, ha! — Sie können nicht läugnen, meine Damen, daß Ihre Herzen von Marmor sind, und daß also die Liebe nur eine Lithographie, eine Steinzeichnung ist — etwas, das nicht in die Tiefe geht; die Liebe des Mannes dagegen ist eine wirkliche Gravure, ein Stahlstich — ha, ha, ha! — ein Stahlstich — man sollte Etwas über den Gegenstand schreiben."

„Warum sollte man das?" fragte Lina.

„Um den Einfall aufzubewahren," antwortete der Kammerherr, „Sie gaben mir wirklich ein Goldkorn — ich danke Ihnen!"

Der Kammerherr setzte seinen Scherz fort und warf dann und wann einen verstohlenen Blick auf die Uebrigen, um den Eindruck zu beobachten, den er machte; die meisten hatten aus Gewohnheit ein Lächeln für den Sohn des Hauses bei der Hand; nur ein Einziger stand da und betrachtete die schöne Gruppe, ohne dem Kammerherrn die geringste Aufmerksamkeit zu widmen. Dies war ein junger Mann, den man Herr Bemer, schlechtweg Herr Bemer, nannte, und der Artist war. Er lebte für die Kunst, das heißt: für die Thätigkeit des Geistes, sobald diese sich im Bilde ausdrückt. Er war ein Jüngling, doch nicht interessanten Ausdrucks in seinem Aeußern, welches man so gerne einem Künstler oder Schriftsteller schenken will. Im Allgemeinen gewinnen Beide nichts dabei, daß man sie im Alltagsleben trifft; zu betrachten, wie Rafael ein Butterbrod ißt und den Goethe in seinen schwarzen Kleidern und mit Orden auf der Brust zu sehen, stößt Jeden vor den Kopf; weder Rafael noch Goethe dürfen sein wie andere Menschen; dasselbe gilt auch von andern Schriftstellern und Künstlern von jeder Rangordnung bis zu Nummero 100 hinab; man sieht sie nicht als Schriftsteller, wenn sie im Alltagsleben auftreten, erhält vielleicht in vielen Jahren keinen Begriff davon, wie dieses Auge von Geist flammen, diese Stirne von Bewegung zittern kann, wenn man sie nicht unbemerkt in dem Augenblicke betrachten kann, da sie schaffen.

Wenn der Künstler vor seinem Gemälde sitzt, und wenn der Schriftsteller bei dem Scheine der Lampe in seinem stillen Kammer arbeitet, da ist er ein ganz Anderer, als wenn er in einer Gesellschaft conversirt. Man hätte also auch lange mit Bemer bekannt sein können, ohne seinen Kunstsinn anders als in seinen Werken kennen zu lernen; doch hier vor der Marmorgruppe war er ganz Künstler, und sein Blick ruhte träumend auf dem schlafenden Mädchen und dem Amor. Lina bemerkte diesen Blick; in demselben lag etwas für das Mädchen Anziehendes; denn sie sah, wie eine hülflose Seele hervorblickte, und diese erkannte das Kind als eine alte Bekannte. Der Kammerherr, welcher dem kleinen Kreise seinen lithographischen Einfall nunmehr hinlänglich eingepropft zu haben meinte, begab sich hinweg, um auch die in den übrigen Zimmern wimmelnden Menge in den Genuß des kostbaren Fundes kommen zu lassen. Lina näherte sich Herrn Bemer und stand einige Augenblicke neben dem Künstler, ohne von ihm bemerkt zu werden; endlich schlug der Jüngling das Auge auf und bemerkte, daß das junge Mädchen ihn betrachtete; eine schwache Röthe ergoß sich über sein bleiches Antlitz, und auch Lina erröthete ein wenig, da sie sagte: „Sie sind ein Künstler

Herr Bemer, man kann es der Art ansehen, mit der Sie ein Kunstwerk wie dieses betrachten."

„Ja mein Fräulein, ich habe mich mit der schönen Kunst beschäftigt," sagte der Jüngling sich verbeugend und gleichsam verlegen.

„Das kann ich zwar nicht von mir sagen," lächelte Lina, „aber dennoch liebe ich sie."

„Weil Sie die Natur lieben," sagte Bemer; „sie ist die Mutter der schönen Künste."

„Ja, ach ja!" entgegnete Lina und dachte an die offene Veranda bei der Eremitage dort zu Hause.

„Nun, mein Fräulein," fuhr der Jüngling kühner fort, wie befinden Sie sich denn hier?"

„Hier? wie so, Herr Bemer?"

„O ja,—hier ist's prachtvoll; doch die Natur ist hier eben nicht—hier stehen wir in dem Glanze der Wachslichter und der Kronen, und draußen—"

„Nun, was denn? draußen? fragte Lina verwundert.

„Heben Sie die Gardine ein wenig auf, mein Fräulein, und Sie werden draußen etwas sehen!"

Lina trat an das Fenster und schob die Gardine auf die Seite, und sieh, das Abendroth warf seine Purpurstrahlen über die Gegend! draußen ein Garten; dort war mitten unter dem Steingemäuer Frische und Natur, und dort im Hintergrunde lag die See, blau und mit Purpur gewässert.

„Ach!" sagte sie bei sich selbst. „Sie haben Recht, Herr Bemer," fuhr sie, sich an den Künstler wendend, fort, „es ist sündig, sich hier vor Gottes Tage einzuschließen und zu vergessen, wie schön es draußen im Freien ist."

„Aber man vergißt so leicht des Freien," sagte Bemer, „wenn man sich so allmählig an die goldenen Fesseln gewöhnt, die man sich selbst anlegt — Sie, mein Fräulein hatten vergessen, daß draußen die Sonne scheint."

„Ja, wirklich, ich hatte es vergessen," sagte Lina.

„Und," fuhr Bemer fort, „wir vergessen so leicht, wie viel Elend und wie viel Liebe draußen im Freien lebt."

Bemer redete als Künstler, er ahnte nicht, welche Wirkung seine Worte auf das Mädchen hervorbrachten; aber diese Worte wirkten schmerzhaft auf Lina, welche unter den wechselnden Vergnügungen, aller dieser Pracht, alles dieses sie umgebenden Schimmers ungewohnt, während einer ganzen Woche — ach, es war eine erbarmswürdige Rechnung—nur einige wenige Male an Leljewik und an Lindman gedacht hatte. „Armer Lindman! Das glaubst Du nicht," sagte sie zu sich selbst und legte die Hand fest auf das Herz. „Sie haben Recht, Herr Bemer," sagte sie zu dem Künstler, „wir vergessen schnell — Dank für die Erinnerung! — kommen Sie oft hieher, Herr Bemer," und erzählen Sie mir, daß die Sonne scheint, daß die Vögel in den Bäumen zwitschern, und daß es draußen grün ist — das wird mir gut sein."

„Aha! Herr Bemer soll ihr Ministre plenipotentiare bei unsrer Mutter Natur sein!" lachte der Kammerherr, der die letzten Worte gehört hatte. „O, das ist vortrefflich! Ich werde Ihnen die Geheimnisse des Salons und er die der Auen erzählen—das gibt zu gleicher Zeit Neuigkeiten von einem Hofe und von der Republik der Natur."

6.

Eine Tingsscene.

Vor dem Zimmer des Distriktsrichters (Häradshöfding) an der einen Seite des Hausflures dem Tingssaale gegenüber, ist die sogenannte Schreiberstube des Tingsortes Klintorp.— Diese Stube ist möblirt mit einem großen Schreibtische, einigen gewöhnlichen Stühlen und einem Triumvirat von Seehundskoffern, welche nach der Anciennität, das heißt in der Ordnung, zu welcher die Lückenhaftigkeit des Ueberzuges Anlaß gab, in einer Reihe an der langen Wand standen. Vor dem Tische aber saßen zwei Männer von dem allerverschiedensten Aeußern; der Eine war jung, hatte eine frische Gesichtsfarbe und war ganz nachlässig gekleidet in einer brillanten Sammtweste und schneeweißen Hemdeärmeln; der andre war ein kleiner Greis; auf ihre Weise war auch seine Gesichtsfarbe roth, nur mit dem Unter-

schiede, daß die beiden Morgenröthen, welche auf den Wangen des jungen Mannes blühten, sich bei dem Alten über die Nase zu einer einzigen Abendröthe zusammengezogen hatten.

Der junge Mann war der Hofgerichts-Auskultant, außerordentlicher Criminalnotarius Ljung, und der alte, er mit der sturmverkündigenden Rosenfarbe im Gesichte, er, der dort am Tischende saß und mit krummen Fingern schrieb, und der mit einem abgeschabten grauen Rocke gekleidet war, hieß Morgenquist und war seines Amtes Tingsschreiber. Herr Morgenquist war dreißig Jahre lang zu Ting gefahren und hatte Protokollsbücher renovirt; war in dem ganzen Gerichtssprengel berühmt wegen seiner schönen schwedischen Handschrift und seiner Fähigkeit, die Unterschrift „des Königs Bevollmächtigter" so ausdehnen zu können, daß es drei Reihen füllte, ohne gleichwohl gezogen auszusehen. Dies geschah durch eine besondere, Herrn Morgenquist eigenthümliche Fähigkeit, durch gewisse kleine Drucke und Ecken an den Verbindungsstrichen zwischen den einzelnen Buchstaben gleichsam das Auge zu dem Schlußsatze zu verleiten, daß die Reihe ihre fünf Silben enthielt statt der drei, welche in der Wirklichkeit in derselben waren. Auch konnte Herr Morgenquist, wenn solches sich der Mühe verlohnte, Haus- und Güterbriefe känzeln, und da machte er so viele Schnörkel an dem großmächtigen:

„Ich, Seiner Königlichen Majestät Getreuer, der Distriktsrichter u. s. w.," welches die Ingresse einer solchen Urkunde ziert, daß man es kaum lesen konnte, wogegen er stets die Buchstaben auf den Rücken legte, wenn er zu den Worten „thue kundt und zu wissen" denn es war eine Eigenthümlichkeit an Herrn Morgenquist, daß er nicht gerne grammatikalisch richtig buchstabirte.

Herr Morgenquist schob die Brille hinauf bis vor die Stirn und gab dem Federmesser, das er auf dem Conceptprotokolle als Reihenzeiger gelegt hatte, einen andern Platz, nahm sich eine Prise aus der neben ihm stehenden Rindendose, und bot dieselbe darauf seinem jungen Gefährten mit den Worten: „darf ich eine Prise anbieten?"

„Ja, ich danke!" sagte dieser, schob den Papierstoß von sich und dehnte sich.

„Ah—es ist ganz verdammt, hier im heißen Sommer zu sitzen und Tag und Nacht zu schreiben. Dank, Morgenquist!"

„Ja, o ja, Herr Notarius, Sie sollen wohl auch einmal schmecken, wie es schmeckt," sagte der Tingsschreiber, indem er seine Feder schnitt, „jetzt aber haben wir's nicht halb so eilig, wie zu den Zeiten des Lagmannes — denn, sehen Sie, er hatte immer die Auslösung an dem letzten Tingstage, und, Sie können glauben, das war ein Schreiben ehe man mit allen Dupletten fertig wurde, die ausgegeben werden sollten. Der Lagman war selbst eine Arbeitsameise — jetzt dagegen arbeiten wir uns nicht zu Tode; denn der Lösungstag ist erst um einen Monat."

„Puh"—sagte der Notarius und öffnete das Hemde an der Brust, „puh! es ist unerträglich warm—aber," fuhr er fort, nachdem er einige Augenblicke gelauscht hatte, „ich höre singen—wer ist das?"

Herr Morgenquist spannte seine Aufmerksamkeit und vernahm bald einige abgebrochene Töne. „Ha, ha — das kommt aus dem Gefängnisse—hm, hm, das ist wohl die Diebesgesellschaft, dieses Tartarenpack, das bei Anders Larsson im Nullaer Mellangård stahl ja, bestimmt ist es das!

„Das Teufelspack!" sagte der Notar, „nun kann man seine Gedanken nicht zusammen nehmen — zum T— mit dem Plunder! lieber Morgenquist, schreibe Er für mich, so nehmen wir uns unten im Wirthshause einen Schnaps zum Frühstück."

In demselben Augenblicke, da Herr Morgenquist das Pensum des Notar übernahm, und dieser aufstand, um sich zu kleiden und in das Freie zu gehen, wurde die Thür geöffnet. Ein langer, bleicher, blatternarbiger Mann mit a la Carl XII. aufgekämmtem Haare, steifem, schwarzem Halstuche und einem etwas schillerndem grobem selbstgewebten Rocke mit weißen Knöpfen erschien in der Thür: „Ergebenster Diener, Herr Notar!" sagte er mit einer halb demüthigen, halb nachlässigen Verbeugung, „wie steht's heute Morgen? Guten Morgen,

Bruder Morgenquist!" fuhr er fort und reckte die Hand hin; doch der Tingsschreiber beantwortete diese Bewegung mit einem stummen Kopfnicken, weil das, was der Schreiber zwischen den Zähnen murmelte, nämlich „Ola Herssons Pferde," den Grüßenden nichts anging, sondern geschrieben werden sollte, da er unterbrochen wurde.

„Wir haben heute schönes Wetter," meinte der Mann, der kein anderer war, als der Distriktsvogt Klämstedt „es ist eine Sünde und Schande, daß das Tartarenpak so schönes Wetter am Schandpfahle haben soll — ha, ha, anders schmeckte es dem Lumpensammler diesen Winter: es war, hol's der Teufel so kalt, daß das Eis an den Stöcken saß — das kam nach!"

„Pfui!" äußerte der Notar, indem er einen kunstgerechten Knoten an seinem bunten seidenen Halstuche schürzte; die Stockstrafe ist abscheulich. Sitzt der Knoten gut, Herr Klämstedt?"

„Ja, schön! O ja, Herr Notar, Sie können Recht haben, aber doch schadet es nichts, wenn die Canaillen etwas auf den Pelz kriegen."

„Verzeihen Sie, Herr Notar," fragte Morgenquist, „hier steht, es war Anna Lena in Grötstock und hier wieder Anna Lena in Sump; ist das eine Person?"

„Ich weiß nicht, ich will den Häradshöfding fragen."

Der Notar ging in das andere Zimmer und der Distriktsvogt setzte sich auf einen Stuhl an den Tisch und blätterte in den Papieren. „Wie geht es mit der Forderung des Gastwirths Kannsten an den Küster? Hörst Du, Morgenquist?"

„Kaüsten? — laß mich denken" — antwortete der Angeredete und sah auf von seinem Papiere, „ja — er gewinnt; der Häradshöfding sagte, Kannsten ist ein großer Schurke — ja, er gewinnt."

„Ja, das war schön," sagte der Vogt, „ja der Häradshöfding hat Recht, Kannsten ist mir der rechte Fisch."

„Ja, so ist's," sagte Morgenquist; „der Häradshöfding sagte: sicherlich ist Kannstens Forderung falsch, da er es aber so schlau getrieben hat und der Küster dumm gewesen ist, so muß er bezahlen. — Der Küster muß bezahlen."

„Ja, o ja, das sagte ich ja Kannstens," entgegnete der Vogt, die Forderung ist gesetzlich, und was den Küster betrifft, so: wer nicht die Augen aufthut, der muß den Beutel aufthun."

Der Notar trat in diesem Augenblicke aus dem innern Zimmer und unterbrach das Gespräch mit: „Anna Lena in Grötstock, die früher in Sump gewohnt hat — so soll es sein, Morgenquist; verbessere Er es, wenn Er kann.

Der ganze Platz, der das Tingshaus umgab, war mit Menschen angefüllt, und jetzt sah man, wie ein kleiner alter Mann sich zu dem einen Flügel durchdrängte, auf dessen Dach sich ein kleiner Thurm befand; der alte Mann ergriff das Tau, welches zu der Glocke hinaufging, und nun erklang diese zu einem Zeichen, daß das Gericht sich setzte. Auf den Bänken vor der Hausthür saßen einige ältliche Bauern in ihren Feierkleidern, barbiert und mit weißen, fest zugebundenen Halstüchern; die grauen Kniehosen reichten nur wenig über die Kniescheibe hinunter, und darauf erschienen ein Paar graue „recht und unrecht" gestrickte wollene Strümpfe, die gleichsam in ein Stiefelpaar hinabtauchten, an welchen letzteren die Strippen schlaff herabhingen wie die Blätter der Mimosa zur Nachtzeit.

Diese waren Beisitzer, welche bei dem ersten Klange der Glocke von der Bank aufstanden u. mit langsamen und feierlichen Schritten sich in den Tingssaal begaben, um ihren Platz an dem Tingstische einzunehnen. Bald füllte sich das Zimmer mit Leuten, welche hineinströmten, und unmittelbar hinter den Schranken, welche den Richterplatz von der Versammlung scheiden, stand in voller Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, ein ganzes Glied alter Weiber, welche sich vorgedrängt haten.

Jetzt kam der Häradshöfding; mit ihm trat der Districtsvogt Klämstedt ein und stellte sich zur Rechten des mit Leder überzogenen Stuhles, den der Häradshöfding einnahm.

Der Heradshöfding Berglin war ein junger Mann ein Extranotiarius im Hofgerichte, der verordnet war, dem Landgerichtssprengel Klintorp während der Krankheit des ordentlichen Häradshöfdinges vorzustehen. Der junge Richter hatte ein düsteres, etwas genirtes Aeußeres, als er auf dem Richtersitz Platz nahm. — Er war noch ungewohnt in seinem wichtigen Berufe, dem Volke Recht und Gesetz zu sprechen und hatte den Unterschied zwischen der Theorie und der Anwendung noch nicht recht gelernt. Er hatte noch nicht einmal den rechten Schlendrian oder die Expeditionsgewohnheit inne, den man für einen Richter so nothwendig erachtet und hatte Mühe, die Sprache kunstmäßig genug zu verwickeln. In der Sprache, die bei den Urtheilen der Gerichte angewendet wird, ist noch weit mehr Verwirrung übrig, als da sein sollte. Noch haben wir zu einem großen Theile diese langen Perioden, diese eingeschachtelten Zwischensätze übrig, welche ehedem die juridische Sprache zu einer ganz andern als der im Lande üblichen machten, nämlich zu einer Art von Orakelantwort, welche gedeutet und erklärt werden mußte. Gleichwohl ist es gegeben, daß wenn Etwas deutlich sein muß, so ist es wohl eine juridische Urkunde in welcher es oft genug auf die Deutung ankommt, ob ein Mensch seine Existenz als Mensch und Mitbürger behalten darf. Noch Eins trägt dazu bei, die juridischen Handlungen undeutlich zu machen, und das ist die Handschrift. Alle solche Urkunden werden nämlich mit deutscher Schrift geschrieben, die jetzt kein Mensch mehr zum täglichen Gebrauche anwendet; sie erfordert also wiederum ein neues Studium, auf welches der Recht Suchende sich legen muß Diese Schrift nutzt auch zu nichts weiter, als daß sie sich ziehen läßt, und daß man damit besser als mit der gewöhnlichen Geld aus den Taschen des Volkes pressen kann. Mit einem Worte: die Beibehaltung oder die Abschaffung der deutschen Schrift bestimmt den Werth des Gerichtssprengels, und diese Frage ist so wichtig, daß kaum die Reichsstände eine Aenderung darin treffen können. Der Häradshöfding Berglin war jedoch keiner von denen, welche das Richteramt als einen Nahrungszweig betrachten; er sowohl als viele anderen Diener des Gesetzes war ein edler Mann, der das Unzusammenhängende in unsern gesetzlichen Einrichtungen, sowohl hinsichtlich des Expeditionsstyles, als auch der Schrift beklagen.

Seine Miene war heute düstrer, als gewöhnlich, und es schien ihm schwer zu werden, als er aufrief: „Lars Anders vom Waldkathen, angeklagt wegen Mordbrand bei dem Schulzen Peter Eliasson in Klinta. Gerichtsdiener hole den Lars Anders!" Es war still im ganzen Saale, kaum athmete man in der Erwartung des Lars Anders. Endlich hörte man Leute im Hausflur gehen, und bald stand Lars Anders vor den Schranken, welche vor dem Verbrecher geöffnet wurden. „Tritt vor, Lars Anders!" sagte der Häradshöfding. „Gerichtsdiener! komm und stelle Dich hieher." Der Alte trat zu dem Richter, und dieser raunte ihm ein Paar Worte ins Ohr, welche die Wirkung hatten, daß ein Stuhl hinter Lars Anders gesetzt wurde.

Der junge Richter schien mit sich selbst zu kämpfen; er schwieg eine Weile; endlich sagte er: „Lars Anders! Du hast bekannt, daß Du vorsetzlich und aus Rache bei dem Schulzen Peter Eliasson in Klinta Mordbrand angelegt hast."

„Ja, gnädiger Herr Lagman! vorsetzlich," antwortete der Gefangene, welcher so ruhig dastand, als ginge ihn die Sache gar nichts an; er war bleich, doch sein Auge nicht mehr so muthlos, als da er auf dem Grabe seines Weibes saß; er zitterte nicht, er schämte sich nicht mehr.

„Nun, Lars Anders!" fuhr der Richter fort, und seine Stimme zitterte ein wenig, „es ist meine Pflicht, Dir Dein Urtheil zu verkündigen," und nun begann er die lange Einleitung zu lesen; endlich kam er zu dem Urtheile, welches folgendermaßen lautete: „und soll daher Lars Anders vom Waldkathen sich selbst zur Strafe und Andern zur Warnung laut §. 2 Cap. XI des Gesetzestitels von Verbrechen das Leben durch Enthauptung verlieren."

Ein lange zurückgehaltenes Ach! sausete durch die Versammlung; doch auf Lars Anders Wangen stieg eine feine Röthe auf, und

ein eigenthümliches Lächeln spielte um Mund und Augen. — „Dank, gnädiger Herr Lagman!“ sagte der Verurtheilte, als das Urtheil vorgelesen war, „das ist ein gerechtes Urtheil.“

„Du kannst bei dem Könige um Gnade anhalten,“ sagte der Richter, gleichsam um das blutige Gesetz abzubitten, nach welchem er hatte verurtheilen müssen, „Gnade, Lars Anders! der König ist gnädig.“

„Nein, gnädiger Herr Lagman! ich bitte nicht um mein Leben, doch um eine Gnade will ich bitten.“

„Um welche?“ fragte der Richter, der in diesem Augenblicke seine Rolle vergaß, „was wünschest Du?“

„Ach ja, gnädiger Herr Lagman, lassen Sie mich in geweihter Erde liegen; denn, sehen Sie, es thut mir weh, wenn ich daran denke, daß mein Sohn das Grab seines Vaters auf dem Galgenberge unter den Wachholderbüschen suchen soll — und dann so liegt Anna Stina in geweihter Erde—dort wollte ich gerne auch liegen“—und nun erst brach ein Thränenstrom hervor aus den Augen des Verurtheilten, und auf einen Wink des Richters wurde er wieder in das Gefängniß gebracht.

An dem darauf folgenden Abende saß der Häradshöfding Berglin und schrieb ein Gesuch um Gnade für Lars Anders; dieses sollte angewendet werden, wenn das Bestätigungsurtheil des Hofgerichts gefällt war und dann den Acten zum Könige folgen.

Unter allen königlichen Prärogativen ist das Begnadigungsrecht das schönste, indem es bisweilen einen Tropfen Himmel in die Galle der irdischen Nothwendigkeit gießt.

Es ist ein schweres Loos, über Tausende zu richten, an Gottes Staat dem Volke Recht zu sprechen, und das Begnädigungsrecht ist also das einzige Juwel in der Königskrone, welches ich mein nennen möchte; alle übrigen würden mich mit ihrem Gewicht zu Boden drücken; nur dieses ist eine Gabe des Himmels, welche erleichtert anstatt niederzudrücken; doch besser wäre es in Wahrheit, wenn das Gesetz so sein könnte, daß es stets in ungeschwächter Kraft gelten dürfte, daß es sowohl Strafe als auch Gnade, das heißt volle Gerechtigkeit in sich trüge, und daß seine Wirksamkeit durch keine Machtausübung gehemmt zu werden brauchte, welche zu richten und zu bestimmen das Gesetz keine Macht hat. Doch ein solches Gesetz ist noch nicht gegeben und kann vielleicht nie von Menschen gegeben werden. Unsere Gesetze sind nur Approximationen zu dem ewig Rechten, welches in und außer uns lebt und sich bewegt, welches der Geist und das Leben in allem Geschaffenen ist, und dieses Rechte ist für uns eine Zahl, die nie gerade aufgeht; die Gerechtigkeit ist ein Decimalbruch von lauter Neunen, die erst in der Ewigkeit eine Einheit werden.

Es gehört eine vieljährige Uebung dazu, bis ein Richter sich dazu gewöhnt, ein Todesurtheil mit Ruhe abkündigen zu können. Der Häradshöfding Berglin besaß noch nicht diese Ruhe, welche man sich nur dadurch erwirbt, daß man mit der Form zusammenwächst, daß man petrificirt wird in der Berührung mit unsern Gesetzen, welche, selbst Petrificate, allmälig anstecken. Seine Gedanken bewegten sich daher die ganze Nacht hindurch um den armen Lars Anders und das Urtheil, welches er über den Delinquenten hatte fällen müssen.

Es war ihm schwer, sich selbst von der Gerechtigkeit seines Urtheils zu überzeugen, denn er sah stets den isolirten Menschen und nicht das Mitglied eines Staatesbündnisses vor sich. Am folgenden Morgen ging er hinaus in das Schreibezimmer—er hatte ein Bedürfniß sich mitzutheilen.

„Wie ist's mit Lars Anders?“ fragte er den Distriktsvogt Mämstedt.

„O, er befindet sich vortrefflich; als der Gerichtsdiener heute früh zu ihm in das Gefängniß kam, so schlief er so sanft wie ein Kind.“

„So?“ sagte der Richter und blieb plötzlich mitten im Zimmer stehen, „er schlief wie ein Kind—ich möchte wohl einen zum Tode Verurtheilten schlafen sehen.“

„O ja, das könnte curios genug sein,“ meinte Morgenquist und griff in die Dose; ich muß sagen, ich bin oft dabei gewesen, daß Jemand zum Tode verurtheilt wurde, aber noch habe ich

keinen gesehen, der so ruhig aussah, wie Lars Anders — er lächelte ja, als der Herr Häradshöfding ihm das Urtheil vorlasen."

„Er sah dankbar aus, der arme Teufel," sagte der vornehme Gehülfe in der Sammetweste.

„Ja," entgegnete der Häradshöfding, „ich habe die ganze Nacht über die Gerechtigkeit des Urtheils nachgedacht."

„Ueber die Gerechtigkeit?" greinte der Districtsvogt, „gewiß war das Urtheil gerecht, das Gesetz ist deutlich."

„Ist aber das Gesetz gerecht?" sagte der Häradshöfding mit fragender Miene.

Der Districtsvogt und Morgenquist glotzten den Richter mit dummer Verwunderung an, daß dieser eine wunderliche Frage that; sie hatten beide so lange dem Ting beigewohnt, waren bei der Abkündigung so vieler verschiedenartiger Urtheile zugegen gewesen, daß in ihnen die Idee festgewurzelt war, Alles sei gerecht, was mit einem Gesetzesparagraphen, einer königlichen Erklärung oder in Ermangelung alles dessen mit Präjudicaten vertheidigt werden konnte; also war die Frage, ob das Gesetz gerecht wäre, so ungereimt, daß keiner von ihnen ein Wort zu erwiedern vermochte. Endlich brach der Districtsvogt das Schweigen — „ja, gewiß ist das Urtheil gerecht, denn es steht in dem Gesetzestitel von Verbrechen Cap. XI, §. 2. —"

„Ja, Sie haben Recht," unterbrach ihn der Richter, „Sie haben Recht: ein Gesetz muß gerecht sein, so lange es gilt, man muß und soll ihm gehorchen, nicht weil es völlig richtig ist, sondern weil außer demselben die Gesetzeslosigkeit beginnt, weil wir nicht das Recht haben, ein Gesetz wegzuwerfen und zu dem Gutdünken unsre Zuflucht zu nehmen, wenn dieses auch edler und besser wäre — das ist meine Ansicht."

„Ja, so ist es," sagte der Voigt.

„So denke ich ebenfalls," sagte der Gehülfe in der Sammetweste, „das Gesetz mag es selbst verantworten, daß es nicht gerecht ist; wir wenden es nur auf jeden besondern Fall an, und übrigens kümmert es mich nicht, wie es geht."

Der Richter lächelte traurig, „wir gehorchen und zerschmettern;" sagte er bitter, „die Nothwendigkeit schleppt uns an ihrem Gängelbande und auf dem Wege lassen wir die Räder des Gesetzes diejenige zermalmen, welche niederfallen und anbeten, und eben diese Räder zermalmen auch uns selbst; doch nichts destoweniger müssen wir gehorchen trotz unserm innern Gefühle, trotz dem Himmel, der da lächelt und vergiebt und dessen Sonne auf Alle herabstrahlt. Wir zerstören, statt daß wir bessern sollten — wir reißen ein, statt daß wir aufbauen sollten — aber so ist unser Schicksal, so müssen wir handeln als Mitglieder in einem Staate — nur zu!"

7.

Der Lorbeerzweig.

Es war einige Tage nach Johannis, drei Jahre nach der Zeit, da Lina Liljewik verließ; die Morgensonne schien herrlich in ihr Zimmer beim Grafen Liljekors in Stockholm; das schöne Mädchen saß vor ihrer Toilette in tiefen Gedanken verloren und betrachtete einen grünen Lorbeerzweig, der in einem Wasserglase stand und nun zu vergilben begann.

Das Mädchen hob die schlaffen Blätter auf, welche sich über die Kante des Glases hinabsenkten, seufzte und lispelte zu sich selbst: „der Lorbeer welkt! ach, daß er nicht aufleben und beständig grünen konnte, aber," fuhr sie fort, „ich bekam ihn doch einmal zu sehen, konnte mit ihm reden, ja sogar mit ihm tanzen; die Tante ging auf meinen Vorschlag ein, nach Upsala zu reisen und der Promotion beizuwohnen; Lindman wurde Primus — das war etwas Ausgezeichnetes, sagte man mir; gewiß aber hätte er sich besser als Ultimus gepaßt, als der kleine bleiche Mann, der Verse an die Damen vorlas; Lindman beantwortete die Magisterfrage — mein Gott, wie sonderbar klingt das Lateinische! Armer Lindman! da warf er einen Blick auf mich, als wollte er sagen: lieber redete ich zu Dir. Armer Lorbeer, du verwelkst — und das schon drei Tage nach der Promotion!"

„Als wir mit einander tanzten — er stand da wie ein Belvederischer Apollo mit dem Lorbeer auf der schönen, marmorglatten, ruhigen Stirn da flüsterte er: „wollen wir tauschen?" und deutete auf eine weiße Rose, die ich an der

Brust hatte, und dann auf einen Lorbeerzweig, den er im Knopfloche hatte. Wir tauschten— ach, wie glücklich war ich!"

In diesem Augenblicke ging die Thüre auf, und die Gräfin Liljekors trat ein.

„Guten Morgen, liebe Tante!" sagte Lina, und schob mit Heftigkeit das Glas von sich, so daß das Wasser auf die Toilette rann; „guten Morgen, liebe Tante! ich glaubte kaum, daß Sie schon auf wären."

„Guten Morgen, liebe Lina!" sagte die Gräfin und küßte die Brudertochter ihres Mannes auf die Stirn, „warum wirst du so roth, Lina? Ich bin ja kein Mann, der in Dein Allerheiligstes dringt."

Lina erröthete noch mehr, denn sie hatte bemerkt, daß die Tante bei der Promotion sie selbst und Lindman scharf beobachtet hatte; sie fürchtete sogar, die Tante könnte etwas gesehen, etwas gehört haben.

„Du bist glücklich und froh, meine gute Lina!" sagte die Tante, indem sie sich stellte, als bemerkte sie die Verlegenheit des Mädchens nicht, „es ist eine Freude, Dich in der Societät zu sehen; Du machst Deinem Namen und deiner Familie Ehre.

„So, liebe Tante? meinen Sie das?" sagte das Mädchen und schlug die Augen nieder.

„Ja, gewiß, mein Kind, das meint die ganze Welt, Du bist eine Zierde des Hofes, und es gibt keinen Menschen, der Dich nicht liebt—viele bewundern Dich sogar."

„Ach, warum denn das, liebe Tante?" fragte das Mädchen und schlug die Augen fragend auf.

„Warum, mein Kind?" erwiederte die Tante und nahm neben der Toilette Platz, „warum? — das will ich Dir sagen: Du bist jung, talentvoll, hast ein liebenswürdiges Wesen, gerade diese rechte Weise, anzulocken und anzustoßen, welche die Männer so schön finden."

„Liebe Tante! ich will gewiß Keinen locken," sagte das Mädchen verschämt; „ich will nur nicht unhöflich sein," fuhr sie mit einem unbehaglichen inneren Gefühle fort, da die Tante ihre Weise auf diese Art anatomirte.

Die Gräfin lächelte und nahm gleichsam in Gedanken den Lorbeerzweig aus dem Wasserglase: „Ja, Lina Du hast Recht — Höflichkeit gegen Alle ist unsre Pflicht — das ist die erste Forderung an die Weiblichkeit." Die Gräfin begann jetzt die Blätter des Lorbeers zu brechen und zu zerpflücken.

„Liebe Tante! lassen Sie meinen kleinen Lorbeerzweig!" bat Lina und streckte die Hand aus.

„Kleinigkeit, mein Kind! Er wird ja schon trocken, und Du sollst einen ganzen Korb voll Lorbeeren aus der Orangerie haben; ja, ich will Dir einen wachsenden Lorbeerbaum herauf holen lassen; Du kannst ihn dort auf den Fensterschemel setzen. Man wird glauben, daß hier eine Sapho oder eine Corinna wohnt, und nicht ein Hoffräulein der Königin."

Die unbarmherzige Gräfin fuhr fort, den Zweig zu zerpflücken; das eine Blatt nach dem andern fiel zerbrochen auf die Erde.

„Aber, gute Tante!" sagte das Mädchen mit etwas zitternder Stimme, „lassen Sie mir diesen kleineu Zweig ganz! beste Tante, bitte!"

„Hat denn dieser Lorbeerzweig für Dich einen besondern Werth?" fragte die Tante mit ernster Miene?

„Nein, nein, gewiß nicht, Tante!—aber—"

„Ja, ja, Kind! ich scherze ja nur! Du sollst einen ganzen wachsenden Lorbeerbaum herauf bekommen; das wird Dir lieb sein — nicht wahr?" und nun fiel das letzte Blatt und der nackte Stengel auf die Erde.

„Lebe wohl, Linchen! Ich schicke sogleich zum Gärtner," sagte die Gräfin und ging.

Lina stand einen Augenblick still wie eine Bildsäule und betrachtete die umhergestreueten Blätter; ihre Wangen glühten von Harm und Angst. Endlich bückte sie sich und las ihren zerpflückten Liebling auf. „Armer Lorbeer! armer Lindman!" lispelte sie, und einige warme Thränen fielen auf die Blätter.

* * *

„Es ist wie ich ahnte; eine Jugendliebe ist mit im Spiele," sagte die Gräfin zu ihrem Manne, welcher in einem kostbaren Sammet-

rock in einer liegenden Stellung auf dem Sopha, unter dem Portrait der Stammvaters saß.

Der alte Graf runzelte die Stirn. „Welche Thorheiten! und wer ist der Gegenstand?“ fragte er etwas bitter.

„Ich habe zu bemerken geglaubt, daß sie allzu sehr, und mehr als es sich paßt für ein Mädchen von ihrem Stande,“ antwortete die Gräfin, „mehr als ich es für ein Mädchen von ihrer Bildung für möglich hielt —“

„Nun—Jaquette, laß die Präludien!“ sagte der Graf unzufrieden, „mit einem Worte: sie liebt Einen, der unter ihr steht?“

„Ja, gewiß—einen Magister Lindman, der früher auf Lillsewik war und nun bei der Promotion Primus, oder wie es heißt, gewesen ist.“

„Also darum wollte Lina so gerne bei der Promotion sein, und drang so eigensinnig auf die Reise,“ fügte der Graf hinzu und versank in tiefe Gedanken.

Die Gräfin schwieg eine Weile, bis sie es für passend erachtete, den Gedankengang ihres Mannes zu unterbrechen. „Ich bedaure das arme Mädchen,“ bemerkte sie; „ihr Herz wird tief verletzt werden, wenn sie von ihrer Jugendliebe lassen muß.“ Diese Aeußerung der Gräfin war aufrichtig, denn es giebt kein Weib, das nicht fühlt, was das zu bedeuten hat, wenn ein Jugendtraum gewaltsam zerstört wird.

„Und ich,“ meinte der Graf ernsthaft, „bedaure, daß ein Fräulein Liljekors vergessen konnte, was sie sich selbst und ihrem Namen schuldig ist. Das Weib hat eben so gut wie der Mann theure Pflichten gegen seine eigene Ehre und ihr opfert der Mann das Leben, und das Weib seine erste Liebe, wenn dieses Opfer gefordert wird.“

„Aber,“ sagte die Gräfin mitleidig, „Du bist zu streng—“

„Nein, meine Jaquette, „antwortete er und ergriff die Hand der Gräfin—„glaube mir, ich fühle tief, wie es heißt, einer Idee alles zu opfern; glaube mir, ich fühle tief, was es heißt, freiwillig das Kostbarste zu zerstören, das man zu besitzen meint—auch ich habe das oft gethan aber ich habe mich nachher wieder beruhigt.— Mich hat gleichsam eine innere Stimme beruhigt und gesagt: erst jetzt warst du des Namens würdig, den Du trägst—und Sie, meine Gräfin!“ fuhr er mit einer stolzen Senkung des Hauptes fort, „Sie wissen, was es heißt, einen Namen zu besitzen, der unbefleckt und geehrt Jahrhunderte lang gelebt hat. Er wird dereinst aussterben — doch auf dem Wappen soll kein Fleck sitzen, wenn es dereinst zerschlagen wird.“

„Doch wie soll man dem Dinge abhelfen?“ fragte die Gräfin.

„Der junge Kerl muß weg,“ sagte der Graf.

„Aber wie?“

Der Graf saß lange still und überlegte; endlich klärte sich sein Gesicht auf und er lächelte: „Ich glaube das Mittel in meiner Hand zu haben,“ sagte er, „der Sohn des Barons Nordenstorm soll nach Italien reisen; der Baron sucht einen passenden Gouverneur für den Jungen; ich glaube, dieser Magister wird große Lust haben, die klassische Erde zu betreten; ich will diesen Magister vorschlagen — wie heißt er doch noch? ich habe ihn nur einmal in aller Eile auf Liljewik gesehen — er hatte ein vortheilhaftes Aeußeres — ja, wirklich, ein recht angenehmer Mann.“

„Er heißt Lindman,“ antwortete die Gräfin.

„Was sind seine Eltern?“ fragte der Graf.

„O, ganz obscure Leute; wenn ich nicht irre, sind sie Kassathenleute.“

„Kassathenleute,“ wiederholte der Graf, „in der That, schlechter konnte die kleine Lina nicht wählen.“

* * *

„Sie sind bezaubernd, meine gute Cousine!“ wiederholte der Kammerherr des Tages wohl hundertmal: „wäre ich in Paris gewesen, und Sie und zwei der schönsten Mädchen in der Hauptstadt oder selbst zwei von den Grazien hätten mein Urtheil begehrt—Sie, beste Lina, hätten den Apfel bekommen; doch ich bin kein Paris, obgleich ich in Paris gewesen bin—ha, ha ha! — nur die Betonung unterscheidet beide Worte.

„Nun, was sagen Sie? gefallen ihnen meine Füchse? Ein paar schöne Thiere—der eine Bucephalus und der andere Sleipner—ha, ha, ha! Norden und Süden!—aber wie gefällt Ihnen der Wagen? eine recht schöne Construction; man schwankt in ihm, als säße man auf einer Morgenwolke.“

„Ja, bester Cousin,“ antwortete Lina, „Pferde und Wagen gefallen mir.“

„Und der Besitzer derselben, meine gute Cousine?“

„Ja, ich meine, er ist ein recht artiger Herr Cousin.“

„Herr Cousin? weiter nichts?“

„Nein, es ist auf die Art recht schön — bester Jules—ich habe meine Gedanken anderswo.“

„Vielleicht in Italien in der Grotte Pausilippo oder in dem Schatten des Lorbeers auf Virgils Grabe?“ fragte der Kammerherr etwas spitzig.

„Warum denn nicht? ja wohl, Cousin“ lachte Lina.

„Und vielleicht denkt die kleine Lina auch an den Lorbeerbekränzten?“

„Wen meinen Sie — Cousin Jules, Sie werden unausstehlich!“ unterbrach ihn Lina erröthend.

„Den lorbeerbegränzten Dichter Tasso — ha, ha, ha! — ich bin wohl unausstehlich, weil ich den Tasso nenne, der Jerusalems Befreiung von den Saracenen besungen hat? Uebrigens Cousine Lina, weiß ich von keiner Lorbeer bekränzten Person draußen; denn daß man Lorbeerblätter zu eingemachten Häring und auf verlesene Studentenköpfe anwendet, kann man wohl keine Lorbeerkränzung nennen; es ist höchstens nur ein Einmachen, ein Einsalzen. — Ich glaube, Sie werden böse? oh, ich weiß Sie —“

„Nichts, Cousin Jules!“ unterbrach Lina ihren schwatzhaften Vetter, „nichts anders, als daß Sie ein Kammerherr sind und wahrscheinlich weder in Lorbeeren eingemacht noch damit bekränzt werden: in jenem Falle würden Sie nach dem Tode zu etwas taugen und in diesem während Lebens. Verzeihen Sie, Cousin Jules,“ fuhr sie fort, und erhob sich stolz und warf dem beschränkten Menschen, der so unglücklich nach Einfällen haschte, einen Blick voller Harm und Verachtung zu, „verzeihen Sie! Es ziemt nicht einem Fräulein Liljekors, zuzuhören, wie die Ehre der Familie in ihrer Person sinkt. — Sie scheinen,“ fuhr sie eifriger fort, „Sie scheinen mit Ihrem Spott einen ehrenwerthen Mann, den sie gar nicht kennen, und den Sie gar nicht einmal kennen lernen können, herabsetzen zu wollen; doch, Cousin Jules, eben so gewiß, als Gott ihn nicht zu einem Grafen bestimmt hat, eben so gewiß hat er sie nicht zum Magister haben wollen — Sie müssen die Gelehrsamkeit nicht verachten, mein Cousin weil sie das Unglück haben, keine zu besitzen, das ist eben so, als wenn der Bettler in seinen Lumpen behauptet, er verachte das Glück der Reichen. Das ist Selbstbetrug, und,“ fuhr sie fast lachend fort, „es ist ja nicht recht, einfältige Leute zu betrügen.“

Der Kammerherr stand wie aus den Wolken gefallen da; er hatte wohl die empfindliche Saite berühren wollen, doch hatte er sich's nicht träumen lassen, daß das sanfte Mädchen ihn so scharf, so ohne alle Schonung zurecht weisen würde. „Ich muß gestehen — das war ein wenig stark!“ sagte er zu sich selbst, als sie ihm den Rücken wendete und ging.

Es giebt gewisse Gegenstände, die uns leicht auf das Aeußerste reizen; selbst die sanfteste Seele kann zu einem augenblicklichen Zorne gereizt werden, und zeigt dann, daß ihr keinesweges die Schärfe fehlt. Verhöhnt das Theuerste, was wir besitzen, unsere Eltern, oder den, welchen wir eben so warm, wenn auch auf eine andere Art lieben, wie diese, und Ihr sollt sehen, daß der Zorn überkocht, daß das verletzte Herz sich rächt. Als Kind erwischte ich einmal einen kleinen Vogel in seinem Neste, ich hielt ihn in meiner Hand, und fühlte, wie das kleine Herz vor Angst klopfte; aber der kleine Vogel biß mich, daß es blutete, sein spitzer Schnabel drang tief in meinen Finger ein. Ich ließ ihn fliegen, und sieh! in dem folgenden Augenblick saß er in dem Gipfel des Baumes und sang—länger dauerte der Zorn nicht. So war es auch mit Lina — nur einige Augenblicke, und sie bereuete ihre Härte gegen den

Cousin Jules; sie hätte ihm gern ihre Heftigkeit abgebeten, wenn nicht der Kammerherr, wie alle beschränkten Menschen, sich jetzt seinerseits beleidigt gefühlt und mit seinen stumpfen Waffen zu rächen gesucht hätte. Sobald Lina einen Schritt zur Versöhnung that, so deutete der Kammerherr denselben nicht als den Beweis eines guten Herzens bei seiner schönen Feindin, sondern als einen Vorpostensieg, den er durch sein Genie erfochten hatte, und nun angriff er mit desto größerer Heftigkeit an, um seine Feindin gänzlich zu vernichten. Der Kammerherr bewies mit seinem Beispiele den Satz, daß der Streit mit einem Dummkopfe endlos ist.

8.

Ein Freier.

Lindman hatte, wie man aus dem Vorhergehenden abnehmen kann, das Anerbieten angenommen, und reis'te jetzt mit dem jungen Nordenstrom in Italien. Sowohl seine, als auch Lina's Neigung war ihnen beiden klar, doch wollte keines von ihnen an die Zukunft denken. Lindman hatte die deutlichste Vorstellung, wie wenig er zu hoffen hätte da Lina ihn liebte; das Mädchen dagegen hielt ihre Verbindung für nicht so ganz unmöglich. Lindman konnte ein ausgezeichneter Mann, konnte sogar Bischof werden; und sie dachte nur flüchtig daran, daß ihr Geliebter, wenn er dereinst den Krummstab in seiner Hand hielt und die doppelte Tiara auf seinem Haupte trug, ein ganz anderer sein würde, als der Lindman, den sie einst in der Eremitage überraschte, nämlich, daß dann schon graue Haare unter seinen Locken befindlich und das Alter schon eingetreten sein würde. Das neunzehnjährige Mädchen bedachte auch nicht, daß sie schon beinahe eine Greisin sein würde, ehe Lindman einen Rang eingenommen hätte, der ihn zu ihres Gleichen machte. Der Jugend ist ein Decennium von Jahren mehr oder weniger nichts; Alles liegt so nahe, Alles so frisch, so grün, so hoffnungsvoll.

So war die Lage der Dinge zwischen den beiden Liebenden; doch außer ihnen bewegte sich eine Masse von Wünschen und Pänen, die allmälig ihre Lage gegen einander änderte.

Es gab in der Societät auch einen jungen Lieutenant: er war einer von diesen jungen Männern, die niemals die reinen Freuden der Jugend geschmeckt haben. Der Lieutenant Baron Sigfried von Turn war ein junger Mann von, wenn man so will, vortheilhaftem Aeußern, eine lange und schlanke Figur, große, blitzende braune Augen, schwarzes lockiges Haar und eine interessante bleiche Hautfarbe gaben dem Grafen etwas Stolzes, zugleich aber seiner Miene auch etwas Düsteres. Der junge Turn, wie er von den Alten in Stockholm genannt wurde, oder der lange Turn, wie die Leute ihn nannten, hatte einen feinen und zuvorkommenden Takt; man merkte es ihm an, daß er immer zu Hause, daß seine Seele nie gleichsam abwesend war, und das machte, daß man ihm keine Miene, kein Wort vorzuwerfen hatte; dennoch liebte man ihn nicht in demselben Grade, und mit Ausnahme einiger halbgebildeten Mamsellen, die seine „schöne Augen und sein schwarzes Haar" nicht genug bewundern konnten, gab es fast keinen in seiner näheren Umgebung, der ihn recht verstand.

Aber von Turn konnte seine Freunde wählen, und war auch von einem Schwarme solcher Leute umgeben, die ihm dienten und die ihm ihre Seele öffneten, ohne etwas von ihm dagegen zu entbehren. Diese Freunde waren ihm sämmtlich bei Weitem untergeordnet; von Turn war unter ihnen immer der Regierende, er regierte unumschränkt, und wenn man auf natürliche Egoisten in der strengsten Bedeutung des Wortes Achtung giebt, so wird man bemerken, daß auch diese Freunde haben, aber immer solche, die nur eine Art Unterthanen sind; ein Egoist duldet keine Ueberlegenheit in seiner Nähe, er ist ein Hai im Gesellschaftsleben, er verschlingt Alles, mit Ausnahme der Lootsenfische, die in seinem Schlepptau gehen.

Es war also beinahe eine Nothwendigkeit, daß der Baron von Turn in dem Kammerherrn Jules von Liljekors, Lina's witzigem Cousin, einen Freund haben sollte; selten ereignete es sich, daß der Kammerherr eine Viertelstunde redete, ohne wenigstens dreimal gesagt zu haben: „mein intimer Freund, der Baron von Turn;" dagegen aber erwähnte dieser nie des armen Kammerherrn, ohne durch ein kleines Verziehen

des Wunders verstehen zu geben, wie weit unter sich er diesen intimen Freund ansah. Indessen hatte von Turn noch nie zu einem Menschen ein einziges Wort geäußert, das als eine Mißachtung des Kammerherrn gedeutet werden konnte, sondern hatte bei vielen Gelegenheiten ihn vertheidigt, gleichwohl so, daß Jeder die edle Nachsicht des Vertheidigers bewunderte, statt seine Vertheidigung als geltend anzunehmen.

Baron von Turn war mit einem Worte einer von denjenigen, die dem Ruhme eines guten Herzens nachstrebten, und die mit sicherer Berechnung auf die Gelegenheit lauern, Proben davon zu zeigen, wo es die Aufmerksamkeit erwecken kann.

Lina's offenes Gemüth war von dem Dunklen in der Weise des Barons zurückgestoßen worden; sie fand seine Gesellschaft unterhaltend und interessant, war aber nicht im Stande, sich zu gewöhnen an seinen düstern Blick, sein oft wiederkehrendes satyrisches Lächeln und seine Art, die Gegenstände, die ihr am nächsten lagen, nämlich Natur und Kunst, zu behandeln. Er wußte nämlich noch nicht, wie sich Lina beide Gegenstände schätzte; doch allmälig fand er auch dies, und vorsichtig, ohne daß es den Anstrich hatte, als wenn er seine ehemaligen Ansichten veränderte, schlich er sich in ihren Gedankengang ein, und bald war von Turn nichts anderes, als ein bloßes Echo ihrer innerlichen Gefühle.

Auf diese Art gewann er immer mehr das Vertrauen des Mädchens; sie bedurfte auch so nothwendig eines Menschen, der sie verstand— und welches Mädchen bedarf nicht eines solchen? Es gibt so viele Eingänge in das unerfahrne Herz, daß sie dieselben selbst nicht findet, und sie will daher zu einer Gesellschafterin auf ihren Entdeckungsreisen in dem unbekannten Reiche des Geistes eine gleichgesinnte Seele haben. Der Jüngling dagegen fühlt sich oft stark genug, in das Innerste seines Wesens einzudringen und die Wüsten desselben zu durchstreifen.

In der Voliere, die in der Nähe von Lina's Zimmer lag, stand an einem Abende das Mädchen mit thränenfeuchten Augen vor einem glänzenden Käfig von Mahagony, in welchem ihre Lieblinge, ein Paar Turteltauben wohnten.

An jedem Tage besuchte sie dieselben und fütterte sie aus der Hand und saß dort und lauschte und hörte, wie sie in ihrem glänzenden Gefängnisse girrten, und betrachtete sie, wenn sie sich schnäbelten und in fröhlichem Eifer, sich gegenseitig gefallen, mit den schönen geschmeidigen Flügeln flatterten. Nun aber lag der Tauber auf dem Boden des Käfiges und flatterte, ohne im Stande zu sein, sich zu erheben, und die Gattin zupfte an seinen Federn, und versuchte vergeblich, ihn zu erheben, denn er kämpfte mit dem Tode. „Armer Ali, sagte Lina halb flüsternd und faltete die Hände über die Brust zusammen,—„armer Ali, was Du für Schmerzen hast — und Du, Sultana, bleibst allein, bald allein!"

„Es ist grausam, daß alle Bande zerrissen werden sollen," sagte er und deutete auf den Vogel.

„Ja," seufzte Lina.

„Und," fuhr er fort, „was hat der arme Vogel gethan? — er hat geliebt — das ist alles!"

Lina betrachtete verwundert ihren unerforschlichen Freund, der anstatt sie mit der Vorstellung zu trösten, daß eine Turteltaube höchstens drei Reichsthaler kostete, an ihrem Schmerze Theil nahm. „Nicht wahr," sagte das Mädchen, „es schmerzt, wenn man ein Thier leiden und sterben sieht."

„Ach ja!" seufzte von Turn, „es liegt etwas Trostloses in dem Gedanken, daß diese Beiden nun auf ewig getrennt werden—wir Menschen, Fräulein Lina, hoffen auf ein Wiedersehen in einer andern Welt, aber die armen Thiere haben nicht diese Hoffnung, sie treffen sich nie wieder."

„Nein!" seufzte Lina und betrachtete die sterbende Taube mit unverwandten Blicken.

Von Turn fuhr nach einer Pause fort: „Wir Menschen, wir besitzen viel; denn ich glaube einen Theil von Schwedenborg's Lehre, weil dieselbe mein Herz so recht trifft und meinen Träumen schmeichelt."

„Nun? und was träumen Sie denn?“

„Ach ja, Fräulein Lina, es gibt eine innere Harmonie unter den Menschen, und nur eine solche Harmonie kann eine Vereinigung zu einem Abbild des Himmels auf Erden machen; es gibt Viele, Fräulein Lina, die nicht so glücklich sind, wie diese Turteltaube, nämlich eine Gattin auf Erden zu finden, es gibt Viele, die hier ihrem Ideale sehr nahe stehen, die in dem Brennpunkte der Seele sein Bild tragen, die aber dennoch durch unübersteigliche Hindernisse, durch Vorurtheile oder andere Ursachen gleichsam von einer unsichtbaren Hand getrennt werden.“

„Ach ja, Herr Baron, Sie haben Recht,“ sagte Lina, und ihre Gedanken eilten schneller als ein Blitz nach Italien und zu Lindman.

„Ich will hoffen, daß dem so ist,“ fuhr der Baron fort, „denn das ist meine einzige Freude — sehen Sie, wenn ich es hier nicht wage, eine Frage auszusprechen, die mir auf der Seele brennt, wenn ich mich hier auch froh stellen muß, selbst wenn mein Gegenstand mir entrissen wird — was thut's? — nur zu!“

„So verzweifelt dürfen Sie nicht sein,“ sagte Lina.

„Nein, mein Fräulein, nicht verzweifelt, sondern so hoffnungsvoll, denn jenseits giebt es keine Vorurtheile, keine Hindernisse, keinen Widerstand: die Scheidemauer ist gefallen, und mein Geist vereinigt sich mit meinem Gegenstande; da erhalte auch ich eine Gattin.“

Die Turteltaube machte eine heftige Bewegung im Käfig, dann lag sie still und die Gattin stieß einen klagenden Schrei aus. „Der Vogel stirbt,“ rief Lina aus; „sehen Sie, Herr von Turn, er rührt sich nicht mehr; er ist todt, der arme Ali! Arme Sultana! Du sollst in mein Zimmer kommen, dort will ich mit Dir von Ali plaudern! Vielleicht verstehst Du, wie es ist,“ fuhr sie fort und streichelte die überlebende Taube, welche auf dem höchsten Stocke sitzend die Federn schüttelte und mit gedämpfter Stimme klagte.

„Ei, hat man je so etwas gesehen!“ rief der Kammerherr, der in diesem Augenblicke eintrat, „mein guter Freund von Turn und die kleine Lina vor dem Taubenkäfig! ha! ha! ha! Wie heißt doch das Lied: Im Walde seufzt die Turteltaub', die Treue wohnt dort in dem Laub—“

„Der Tauber ist todt,“ sagte Lina halb flüsternd, gleichsam um nicht die Trauer der Gattin zu stören, und um Stille im Leichenzimmer zu gebieten.

„Ach so! — ha, ha, ha! — Also ein wirklich pleurantes Ereigniß?“ fuhr er mit Pathos fort, „ein treuer Gatte, der zu den Füßen der Geliebten stirbt! O, das ist charamant! das ist prächtig! das könnte Stoff zu einem ganzen Gedichte hergeben!“

„Gehen wir!“ unterbrach ihn Lina und ging.

* * *

„Deine Cousine ist ein edles Mädchen,“ sagte von Turn ernsthaft zum Kammerherrn; „Du hättest ihren Ideengang nicht mit Spott unterbrechen sollen: man darf nicht einmal über ein anderes Thier lachen, wenn es leidet und stirbt.“

„Da haben wir wieder Deine verdammte Sentimentalität!“ sagte der Kammerherr.— „Wärest Du nicht der Du bist und mein Freund, so könnte man Dich für ein altes Weib halten, so viel Mitleiden kannst Du hervorpressen.“

„Aber, Bruder Jules,“ entgegnete von Turn, „fühlst Du wirklich keinen Schmerz, wenn Du ein Thier leiden siehst?“

„Ich? nein! wozu das?“ antwortete der Kammerherr; „ja, ich bin aber doch nicht hart, das kann ich nicht sagen; ich weiß noch: da der Jäger den alten Bijour erschießen sollte, und das Rindvieh ihm ein Bein abschoß, so daß der arme Hund schrie und auf drei Beinen umhersprang; da ging ich hinzu, gab dem Lümmel eine Ohrfeige und sagte: sollst Du Thiere quälen, Du Lümmel? Und so schoß ich selbst, aber mit einer Kugel auf funfzig Schritt, und hol' mich dieser und jener! die Kugel traf präcise in das Schulterblatt gerade unter dem Ohrlappen, obgleich der Hund so klein war wie ein Kaninchen.

„So sollst Du schießen, Du Wicht! sagte ich dem Jäger, und er verbeugte sich und sagte:

„Der Herr Graf ist mein Meister! — ha, ha, ha! — Du sollst wissen, ich kann auch schießen!“

„Ja, ich weiß, Du hast viele Talente,“ sagte von Turn, „doch sage mir a propos, hat Deine Cousine nicht irgend eine alte Verbindung, irgend eine affaire du coeur?“

„Affaire? ja gewiß! Ich will meine Cousine nicht verleumden; doch das ist ja keine Verleumdung, und besonders wenn ich Dir's sage!“ antwortete der Kammerherr mit verlegenem Gelächter, als schämte er sich gleichsam seiner Verrätherei.

„Nein, gewiß nicht, wir sind ja wie Leib und Seele!“ sagte von Turn und nahm diese vertrauliche Art an, die seinem Freunde, dem Kammerherrn angehörte.

„Gut, nun erkenne ich dich wieder — aber welche Moralpredigten warfst du mir vor einem Augenblick an den Hals? Hat Lina mich verleumdet?“

„O nein, gewiß nicht, nein, weit entfernt!“ antwortete von Turn mit zweideutigem Lächeln.

„So, so? ja ja, das sieht ihr ähnlich!“ rief der Kammerherr; „ach so, Herr von Turn! Du thust Recht, daß Du ihr Vertrauen nicht täuschest! sie haßt, sie verachtet mich — nicht wahr?“

„O nein, behüte!“ sagte von Turn mit einem neuen Lächeln, das seinen Worten widersprach.

„Ja, ich verstehe!“ entgegnete der Freund, „ich verstehe! o ja, thut nichts; ich bin doch der ich bin!“

„Nun? hat sie eine ältere Verbindung?“ fragte von Turn, der nun einsah, daß der arme Kammerherr hinlänglich gereiz war und alles entdecken würde.

„Ja gewiß; Du sollst Alles erfahren. Lina ist verliebt gewesen und ist es noch.“ Der Kammerherr hielt plötzlich inne und stand an, den Namen des Geliebten auszusprechen, nicht weil er sich ein Gewissen daraus machte, seine schöne Cousine zu verrathen, sondern weil der Name so obscur, so ohne allen Klang war, daß er das Ansehen der Familie herabsetzen konnte, wenn jemand erführe, daß ein Fräulein Liljekors sich so tief herabgelassen hätte.

„Und in wen denn, bester Jules?“ fragte Turn und legte seine Hand vertraulich auf seine Schulter: „wenn ich recht sehe, so liebt sie einen Unwürdigen.“

„Ja, ja, einen Unwürdigen,“ antwortete der Kammerherr; „das thut nichts; Du weißt Diana liebte den Endymion — eine Göttin liebte einen armen Jäger.“

„Und eine solche Liebe ist also zu entschuldigen,“ fuhr von Turn fort.

„Ja, ach ja, da eine Göttin einen Jäger lieben konnte, so geht es wohl zur Noth an, daß ein Fräulein Liljekors sich verliebt hat in einen überstudirten Studenten, einen Bücherwurm, einen solchen Upsaler Pedanten, wie Magister Lindman.“

„Meinst Du den, der jetzt in Italien reist?“

„Ja gewiß, man entfernte ihn,“ fuhr der Kammerherr fort, „aber Du kannst Dir vorstellen, wie erbittert meine liebe Cousine seinetwegen auf mich ist; ich hatte neulich einen Einfall und —“

„Er war wohl wie gewöhnlich scharf und witzig?“ sagte von Turn.

„Wie man's nimmt,“ erklärte der Kammerherr bescheiden ausweichend, „aber er verletzte tief und das Mädchen wurde bitter — seit der Zeit hat sie mich nicht leiden können — sie wendete uns ja nur noch vor einem Augenblicke den Rücken wegen meines Einfalles über ihre Turteltaube —“

„Da hattest Du aber Unrecht,“ sagte von Turn, „daß ist unläugbar —“.

„Du fährst also noch fort, mir Vorwürfe zu machen?“ fiel der Freund ein; „doch sage mir, war es etwas anderes, als ein unschuldiger Einfall? — und was war da für ein Grund zu weinen? — man kann ja solche Thiere dutzendweise für sechs Reichsthaler Banco das Paar kaufen das konnte ja also als ein Scherz passiren.“

„Aber dennoch war es Unrecht.“

„Sage mir doch, mein lieber Bruder, warum denn?“

„Man muß schonend sein gegen die Vorurtheile eines Mädchens,“ erklärt von Turn.

„Ja ja, in dem Falle hast Du Recht; ha, ha,

ha! Du hast Recht," antwortete der Kammerherr lachend.

9.

Der Brief.

„Hätte ich einen historischen Namen wie Du, Liljekors," sagte einige Zeit später Turn zu seinem Freunde, so wär ich glücklich."

„Ja gewiß, es ist wirklich etwas, einen Namen zu besitzen," sagte der Kammerherr, doch in diesem Falle bist du ebenfalls nicht leer ausgegangen; Dein Stammvater zeichnete sich im dreißigjährigen Kriege aus; und obgleich unsere Familie sich uns den Zeiten des Magnus Smeck datirt — damals hieß sie Lilja mit den drei Kreuzen—so sind wir doch beide von historischer Natur."

„Aber," fuhr von Turn fort, „glaubst Du, Dein Vater und Deine Anverwandten schätzen ihren Namen so hoch, daß jener Magister nicht in die Familie kommen können?"

„Er? nimmermehr! Ein überstudirter Student sollte in unsere Familie kommen?" rief der Kammerherr aus. „Vater und Mutter sind sehr bekümmert, daß dieser Lindman bald wieder nach Hause kommt—es sind Briefe von Nordenstrom angelangt."

„Ja, ich habe ebenfalls einen Brief von dem jungen Nordenstrom erhalten, sagte Turn, „und ist wichtig, daß Fräulein Lina noch vor der Rückkehr des Magisters mit einem Andern verbunden wird — es könnte einen Skandal geben."

„Skandal? Nein, das glaube ich nicht," sagte der Kammerherr, welcher ungeachtet seines beschränkten Verstandes Lina's Werth einsah; „das glaube ich nicht, eben so wenig aber, daß es möglich ist, sie zu einer andern Verbindung zu überreden.

„Wenn aber Lindman ihrer in den Armen einer Andern vergessen hätte? fragte von Turn und sah seinen Freund scharf an.

„Ja, das wäre ein anderes Ding, aber so einfältig ist er nicht, dieser Magister," meinte der Kammerher.

„Wenn es aber doch wäre, wenn ich schwarz auf weiß hätte?"

„Das wäre etwas anderes — aber hast Du das?"

„Ja, es wäre ein Deinem ehrwürdigen Namen dargebrachter Tribut, wenn man dem Mädchen diese elenden Liebesgrillen aus dem Kopfe reißen könnte."

„Ja gewiß, wenn man sie nur dahin bringen kann, daß sie es glaubt. Sie vergöttert den Kerl; stelle dir vor, sie setzte ihn in ein Parallele mit mir und sogar noch ein gutes Stück über mich und sagte: seine Kenntnisse wägen meine Talente auf; sie vergöttert ihn und wird nicht ein Wort glauben."

„Kennt sie die Handschrift des jungen Nordenstorm?"

„Ja, ganz gewiß; sie hat bisweilen einen Brief, Zeichnungen und dergleichen und zuletzt eine Beschreibung des Vesuvs von ihm aus Italien erhalten; aber dieser Magister schreibt nie, das weiß ich. Sie kennt also seine Hand."

Von Turn öffnete sein Schreibpult und nahm einen Brief des jungen Nordenstorm heraus. „Sieh da, Bruder Jules!" sagte er und gab dem Kammerherrn den Brief.

„Victoria!" rief dieser nach einigen Augenblicken, „Victoria!—Mein Gouverneur, Herr Lindman, hat hier in Florenz eine sehr vortheilhafte Verbindung mit einer jungen Wittwe geschlossen; sie heißt Hobbes, ist eine geborne Italienerin, aber Wittwe des reichen Banquieurs Hobbes in Liverpool; sie wohnt hier auf ihrer Villa; wir sind dort tagtäglich, und L. ist bis über die Ohren verliebt; er hat gleichwohl versprochen, mich noch ein gutes Stück Weges auf meiner Rückreise zu begleiten; nach Schweden aber will er nicht eher kommen, als bis er verheirathet ist. Er erhält gegen eine Million; die Wittwe ist 23 Jahre und schön wie der Tag." —„Das war charamant! Das wird meiner Cousine den Kopf verdrehen!"

„Wir wollen aber doch nicht unvorsichtig sein," sagte von Turn; „Du kannst das eigentliche Manoeuvre machen; Du nimmst diesen Brief, der, wie Du siehst, an keiner Stelle erkennen läßt, an wen er ist, also kam er eben so gut an Dich, wie an mich geschrieben sein.— Nun gut, Du redest mit Lina von Lindman, schonst natürlicherweise ihr Gefühl und endigst damit, daß Du den Brief zeigst." (Schl.folgt.)

Poetisches.

(Aus dem Teutone.)

Das Abentheuer.

Schon Abend war's, da ging ich aus,
Und ging durch Flur und Wald,
Da kam ich an ein kleines Haus,
Denn auf dem grauen Halmenbach
Wuchs Immergrün und Moos,
Und nebenbei ein klarer Bach
Mit leisem Murmeln floß.

Ich stand und stand, und sah mir's an,
Und konnte nicht hinfort,
Als fesselte ein Geisterbann
Mich an den lieben Ort.
Und traulich flimmerte ein Licht
Durch's grüne Fensterlein,
Wie wenn der Mond durch Wolken bricht
Mit seinem falben Schein.

Und als ich nun durch's Fenster sah,
Da zitterte mein Blick,
Und überraschet stand ich da,
Und konnte nicht zurück.
Es pocht' und wogte mir die Brust
In unbekanntem Drang,
Und unter himmlisch-süßer Lust
Ward mir gar weh und bang.

Ein Engelsmädchen, zart und schlank,
Mit unschuldvollem Blick,
Saß bei der Lampe Schein und sang
Der Liebe Leid und Glück.
Mein ganzes Wesen ward entbrannt
Von wundersüßer Pein,
Ach! was ich da so tief empfand,
Mußt' wohl die Liebe sein!

Ich pochte an das Fenster an,
Und flehend rief ich ihr,
Und sieh! es ward mir aufgethan
Die kleine Hüttenthür.
Doch ach! mein Herz sträubt sich empor,
Es überläuft mich kalt:
Ein altes Weib tritt schnell hervor
Von krüpplichter Gestalt.

Da wich ich ängstlich scheu zurück;
Sie folgte immer nach,
Und ächzte mir mit scheelem Blick
Manch süßes: Weh und Ach!
„Wo ist die schöne Sängerin,
Die ich im Häuschen sah?"
Ach! — krächzte sie — mein Schatz, ich bin
Die schöne Säng'rin ja!

Da wurde mir so angst und graus,
Es drückte mich so schwer,
Und zitternd eilte ich nach Haus,
Als käm' sie hinterher.
Und nie mehr geh' zum Wald ich hin,
Ist auch der Abend schön,
Und möchte wohl, die Sängerin
Hätt' nimmer ich geseh'n.

Verlachet ihr das Mährlein? geht!
Es stecket Wahrheit drin;
Wer unter dem Pantoffel steht,
Erkennt leicht seinen Sinn.
Der Frauen Reize bald verblühn,
Es schrumpft ihr Angesicht
Gern möcht' man nun die Alte fliehn,
Doch — kann man's immer nicht!

F. H. Bergen.

Jedem Freunde beim Eintritt in die Welt gewidmet.

Drei Worte.

Willst Du, o Jüngling, froh durch's Leben geh'n
Und ohne Furcht an seinem Ziele steh'n,
Soll fester Muth Dir stets zur Seite sein
Und Liebe Dir des Dankes Thränen weih'n;
So nimm von mir auf Deiner Erdenbahn —
Drei Worte an.

Verehre Gott! Such' ihn in der Natur;
Wohin Du siehst, entdeckst Du seine Spur.
Nicht dunkel ist, was der Erhab'ne spricht,
Kein Doppelsinn; denn unser Gott ist Licht!
Der Finsterling trübt diesen klaren Quell —
„Dein Gott sei hell!"

„He, glaubt der alte Bettler, daß die Tabourets hier für seinen schlechten Hut hingestellt sind?"

Luigi setzte den Hut mit scheuer Hand vor sich auf den Boden und fing trotz der zitternden Hand an zu spielen.

Endlich kam er in den Zug; lange hatte er den alten Freund, die Geige, nicht gehört: das Herz ging ihm auf. Sich, sein Leid und den Ort vergessend, wo er stand, entschwebte sein Geist mit den Tönen in eine Welt des Friedens, der Freude und der Seligkeit. So wohl war ihm lange nicht gewesen, denn seit Jahren hatte er jede Musik vermieden, weil sie ihn nur schmerzlich an seine frühere Stellung erinnerte.

Das präcise, ausdrucksvolle Spiel und die meisterhafte Behandlung des Instruments erregte bald Aufmerksamkeit. Jetzt begann der alte Musikant den Schwur aus Wilhelm Tell, als plötzlich ein großer, korpulenter Mann heftig aufspringend, auf den Greis zueilte und rief:

„Großer Gott, Luigi!"

Es war Lablache, der den alten Kapellmeister an seinem Spiele erkannt hatte.

„Sie hier, Monsieur Lablache?" antwortete der alte Musikant mit zitternder Stimme.

„Wie, Freund, dahin ist es mit Dir gekommen?"

„Ich sehe nicht mehr gut ... das Alter ... die Noth ..."

„Gut, gut, darüber später, armer alter Freund! ... Jetzt spiele mir einmal mein Rondeau aus der Semiramis."

Der Greis faßte sich und begann. Nach der Introduktion erhob sich im Saale eine Stimme so gewaltig, so herrlich ... es war Lablache's Stimme und sie that Wunder.

Alles stand wie bezaubert, die tiefste Stille herrschte, die Billardspieler machten Halt, die Spaziergänger im Bazar drängten sich zur Thür des Divans — es war ein Ereigniß.

Als Lablache die Arie gesungen, nahm er den Hut des alten Musikanten, ging im Saale und in der Gallerie von Gast zu Gast. Der Segen war dem Enthusiasmus gleich. Mit freudestrahlendem Gesichte kehrte Lablache endlich zu Luigi zurück, gab ihm den geldschweren Hut und sagte:

„Hier alter Freund. Wir theilen ein ander Mal! Auf Wiedersehen!"—

Und damit ging der Künstler, um sich dem Sturme des Enthusiasmus zu entziehen.

Dieser Abend brachte einen völligen Umschwung im Schicksale Luigi's hervor. Die allgemeine Theilnahme war für ihn gewonnen worden, er gab Musikunterricht und wurde glänzend honorirt; genug, es ging ihm am Abend seines Lebens wieder ganz nach Wunsch und Verdienst. Kurz vor seinem Ende erlebte er noch die Freude, daß sich seine Tochter mit einem ausgezeichneten Musiker verheirathete und somit ihre Zukunft, wie die letzten Tage seiner Frau gesichert waren.

Wenn bei Lablache die Rede auf diesen Vorfall kommt, pflegt er zu sagen:

„Der Abend gehört zu den schönsten meines Lebens."

Die gefrornen Seefahrer.

Das Meer birgt in seinem Schooße schauerliche Wunder, — Wunder im Sturme und in den Eisregionen der Pole. Tausende und Tausende versinken in die Tiefe und werden nie wieder gesehen; aber viele Kinder des Ozeans trifft ein noch fürchterlicheres Geschick.

Lange zuvor, ehe noch die Europäer den Gedanken an das Daseyn der neuen Welt faßten, wurden die nördlichen Meere von den tollkühnen Freibeutern des Nordens, die oft den Titel „König der Meere" trugen, in allen Richtungen durchkreuzt. Sie hatten Island entdeckt und die dortige Niederlassung wurde das Asyl ganzer Horden jener Normänner, die das allmählige Vordringen der Civilisation aus Scandinavien verdrängte. Seiner Zeit sandte auch Island seine Colonien aus und bewerkstelligte im Anfange des 10. Jahrhunderts eine Ansiedelung auf der Küste von Grönland. Sie kränkelte lange wegen Mangels an Bevölkerung, und zuletzt rüstete 988 Erik Raude, ein isländischer Häuptling in Schneefall, eine Expedition von 25 Gallioten aus. Mit genügender Mannschaft und Colonisten versehen, segelte er von Island ab, um nach Grönland zu steuern, das ein milderes und freundlicheres Clima zu haben schien. Sie beschifften das Meer 15 Tage lang und konnten kein Land erspähen. Am nächsten Tage erhob sich ein Sturm und meh-

Der Greis schüttelte den Kopf.

„Sag nicht wieder nein; laß mich handeln. Du siehst, daß es so nicht mehr geht. Seit vier Wochen habe ich keine Arbeit mehr; wir haben verkauft und versetzt, was wir irgend entbehren konnten und mehr als das. Es bleibt uns nichts mehr. Der Winter ist streng und jetzt kömmt die Nacht. Wir haben kein Feuer, kein Essen, und wenn Du auch jetzt wieder nein sagst, so gehen wir alle drei zu Grunde und sind selbst Schuld daran! . . . Du weißt, wie ich Deine Bedenken achte, aber vertraue mir, laß mich!“

„„Nein, nein Kind!““ antwortete der Greis, „„Du sollst nicht zum Theater, Du taugst nicht dazu. Ich kenne diese Welt u. will mein Kind nicht dem Verderben opfern.““

Es lag ein Schmerz und zugleich ein Stolz, ja man könnte sagen, der Eigensinn der Verzweiflung der unverschuldeten Armuth in dem Tone, mit welchem der alte Mann dies sagte, der dem bittenden Mädchen das Herz fast abdrückte.

„„Da Du so weit gehen wolltest,““ fuhr der Greis fort, „„so will ich noch einen Schritt weiter gehen. Ich habe mich lange und zu lange gesträubt; mein falscher Stolz ist an Allem Schuld. Muth, wir werden nicht Hungers sterben.““

Er stand auf, nahm die Geige von der Wand und sagte in sich gekehrt:

„Vierzig Jahre verdiente ich mit ihr mein Brod in Ehren; fünf Jahre rührte ich sie nicht an . . . gut, ich gehe und bringe Hülfe.“

„„Was hast Du vor?““ fragte die Tochter ängstlich, während die Mutter das Gebetbuch zumachte und ihm die Hand reichte.

„Was ich vorhabe? Was ich früher trieb . . ich spiele die Geige.“

„„Aber, Vater, seit vierzig Jahren dirigirtest Du das Orchester . . . Du sagtest selbst, daß, wer sich einmal ans Befehlen gewöhnt habe, schwer mehr gehorchen lerne und nun gar jetzt . . .““

„Jetzt, wo ich keine Noten mehr lesen kann spiele ich aus dem Gedächtniß. Ich hätte es längst thun sollen.“

„„Doch wo?““ fragte die Mutter.

„Wo es Gott gefällt. Muth, Franziska, Muth! Steh auf, ich bitte Dich; mach mir das Herz nicht noch schwerer. Soll unser Kind für elendes Stundengeld Choristin werden und sich mißhandeln lassen? Lieber will ich um ein Stück Brod spielen.“

„Das neue Kaffeehaus in der Gallerie von Christoforis ist seit einiger Zeit der Sammelplatz der Fremden . . .“

„„Und dort willst Du . . .““

„Will ich Brod für Weib und Kind verdienen, dort will ich spielen.“

„Luigi, Du thust es nicht . . . nein, nein!“

„Ich will, was ich muß; ich will dem feigen Stolze nicht länger Raum geben, sondern meine Pflicht thun. Es bleibt dabei! Jetzt laß mich gehen.“

Mutter und Tochter küßten den Greis unter Thränen. Gebeugt verließ Luigi das Zimmer.

Es war Nacht. Die ungewöhnlich strenge Kälte, der eisige Wind hielt die Bewohner der Stadt in den Häusern; die Straßen waren leer.

Als Luigi die Wohnung im Rücken hatte, ließ er seinem Schmerze freien Lauf. Der Kampf des Gewissens bei solcher Noth mag übertrieben und thöricht erscheinen; aber Künstlerstolz ist ja bekannt, und Luigi hatte früher in glänzenden Verhältnissen gelebt; die Art, wie er seine Stelle verlor, wie er herunter kam, da er mit Ehren alt geworden, hatte den stolzen Italiener erbittert, vergrämt.

Langsam schlich er der Corsia dei Servi zu; je näher er dem Kaffeehause kam, desto unschlüßiger wurde er. Endlich fing er an zu eilen, als wolle er so seinen Sorgen entfliehen. Jetzt war der Bazar erreicht. Im Kaffeehause wogte es auf und ab; Alles schien sich dort vor dem rauhen Wetter bergen zu wollen.

Unschlüssig stand der alte Mann vor der Thür des großen Saales; endlich faßte er sich ein Herz, sprach ein kurzes Gebet, dachte an Weib und Tochter und trat ein.

Er setzte den Hut auf ein Tabouret an der Thür und fing an zu stimmen.

Da kam ein Kellner, sah den gebeugten Greis an und sagte barsch:

„He, glaubt der alte Bettler, daß die Tabouret's hier für seinen schlechten Hut hingestellt sind?“

Luigi setzte den Hut mit scheuer Hand vor sich auf den Boden und fing trotz der zitternden Hand an zu spielen.

Endlich kam er in den Zug; lange hatte er den alten Freund, die Geige, nicht gehört: das Herz ging ihm auf. Sich, sein Leid und den Ort vergessend, wo er stand, entschwebte sein Geist mit den Tönen in eine Welt des Friedens, der Freude und der Seligkeit. So wohl war ihm lange nicht gewesen, denn seit Jahren hatte er jede Musik vermieden, weil sie ihn nur schmerzlich an seine frühere Stellung erinnerte.

Das präcise, ausdrucksvolle Spiel und die meisterhafte Behandlung des Instruments erregte bald Aufmerksamkeit. Jetzt begann der alte Musikant den Schwur aus Wilhelm Tell, als plötzlich ein großer, korpulenter Mann heftig aufsprang, auf den Greis zueilte und rief:

„Großer Gott, Luigi!“

Es war Lablache, der den alten Kapellmeister an seinem Spiele erkannt hatte.

„„Sie hier, Monsieur Lablache?““ antwortete der alte Musikant mit zitternder Stimme.

„Wie, Freund, dahin ist es mit Dir gekommen?“

„„Ich sehe nicht mehr gut ... und Alter ... die Noth ...““

„Gut, gut, darüber später, armer alter Freund! ... Jetzt spiele mir einmal mein Rondeau aus der Semiramis.“

Der Greis faßte sich und begann. Nach der Introduktion erhob sich im Saale eine Stimme so gewaltig, so herrlich ... es war Lablache's Stimme und sie that Wunder.

Alles stand wie bezaubert, die tiefste Stille herrschte, die Billardspieler machten Halt, die Spaziergänger im Bazar drängten sich zur Thür des Divans — es war ein Ereigniß.

Als Lablache die Arie gesungen, nahm er den Hut des alten Musikanten, ging im Saale und in der Gallerie von Gast zu Gast. Der Segen war dem Enthusiasmus gleich. Mit freudestrahlendem Gesichte kehrte Lablache endlich zu Luigi zurück, gab ihm den geldschweren Hut und sagte:

„Hier alter Freund. Wir theilen ein ander Mal! Auf Wiedersehen!“ —

Und damit ging der Künstler, um sich dem Sturme des Enthusiasmus zu entziehen.

Dieser Abend brachte einen völligen Umschwung im Schicksale Luigi's hervor. Die allgemeine Theilnahme war für ihn gewonnen worden, er gab Musikunterricht und wurde glänzend honorirt; genug, es ging ihm am Abend seines Lebens wieder ganz nach Wunsch und Verdienst. Kurz vor seinem Ende erlebte er noch die Freude, daß sich seine Tochter mit einem ausgezeichneten Musiker verheirathete und somit ihre Zukunft, wie die letzten Tage seiner Frau gesichert waren.

Wenn bei Lablache die Rede auf diesen Vorfall kommt, pflegt er zu sagen:

„Der Abend gehört zu den schönsten meines Lebens.“

———

Die gefrornen Seefahrer.

Das Meer birgt in seinem Schooße schauerliche Wunder, — Wunder im Sturme und in den Eisregionen der Pole. Tausende und Tausende versinken in die Tiefe und werden nie wieder gesehen; aber viele Kinder des Ozeans trifft ein noch fürchterlicheres Geschick.

Lange zuvor, ehe noch die Europäer den Gedanken an das Daseyn der neuen Welt faßten, wurden die nördlichen Meere von den kühnen Freibeutern des Nordens, die oft den Titel „König der Meere“ trugen, in allen Richtungen durchkreuzt. Sie hatten Island entdeckt und die dortige Niederlassung wurde das Asyl ganzer Horden jener Normänner, die das allmählige Vordringen der Civilisation aus Scandinavien verdrängte. Seiner Zeit sandte auch Island seine Colonien aus und bewerkstelligte im Anfange des 10. Jahrhunderts eine Ansiedelung auf der Küste von Grönland. Sie kränkelte lange wegen Mangels an Bevölkerung, und zuletzt rüstete 988 Erik Raude, ein isländischer Häuptling in Schneefall, eine Expedition von 25 Gallioten aus. Mit genügender Mannschaft und Colonisten versehen, segelte er von Island ab, um nach Grönland zu steuern, das ein milderes und freundlicheres Clima zu haben schien. Sie beschifften das Meer 15 Tage lang und konnten kein Land erspähen. Am nächsten Tage erhob sich ein Sturm und meh-

[illegible] der kecken Fahrzeuge versanken in die Tiefe. Hochragende Eisberge bedeckten das Wasser, so weit das Auge sehen konnte, und nur wenige der Galliotien entgingen der Gefahr.

Der Morgen des 17ten Tages war hell und wolkenlos. Das Meer hatte sich beruhigt, und in weiter Ferne nach Norden konnten die Eisberge gesehen werden, wie sie sich in den Sonnenstrahlen spiegelten. Die Ueberreste der zerstreuten Flotte sammelten sich wieder, um ihre Reise weiter fortzusetzen, aber Ericks Fahrzeug war nicht unter ihnen. Die Mannschaft der einen Galliote, welche weiter als die übrigen verschlagen worden war, berichtete, daß mit Anbruch des Morgens die ungeheuren Eisfelder, welche den Ozean bedeckten, von der Strömung an ihr vorüber getrieben wurden, u. daß sie das Fahrzeug Erick Raude's von einem ungeheuren Eisfelde und von unwiderstehlicher Gewalt hingerissen, mit Windesschnelle forttreiben gesehen. Die Mannschaft hatte alle Herrschaft über ihr Fahrzeug verloren, und stand in wilder Verzweiflung, die Arme in einander geschlagen, auf dem Deck. Wenige Augenblicke nachher wurde es von Hunderten der Eisberge umringt, die sich in Masse fortbewegten und bald hinter dem Horizonte verschwanden. Daß die Galliote derer, die diese Botschaft überbrachten, der Gefahr entrann, war wunderbar genug; aber man setzte keinen Zweifel in ihre Aussagen und das Fahrzeug Erick Raude's wurde nie wieder gesehen.

Ein halbes Jahrhundert später gründet man auf der westlichen Küste Grönlands eine dänische Colonie. Die Mannschaft des Fahrzeuges, welches die Colonisten dahin brachte, überstieg eine Hügelreihe, die sich in nördlicher Richtung hinzog.

Diese kühnen Seefahrer drangen vielleicht weiter bis an den Pol vor, als alle Abenteurer nach ihnen. Als sie sich auf dem höchsten Gipfel der Berge umschauten, sahen sie nichts als ein ungeheures, unendliches Eisfeld, das an vielen Stellen wellenartig geformt war und zahllose groteske Formationen zeigte. Nicht weit von der Küste erspähten sie die Figur eines Schiffes von Eis, aus dem sich schimmernde Eissäulen statt der Masten erhoben. Neugierde trieb sie, die wunderliche Erscheinung näher zu untersuchen,— ihre Entdeckung war eine schauerliche. Menschengestalten lagen in der Geberde der Verzweiflung umher, aber sie waren eisige Massen; nur eine Figur stand aufrecht und lehnte sich mit untergeschlagenen Armen gegen den Mast; die Seefahrer nahmen eine Axt, um das Eis abzuschlagen— und die Züge eines Hauptmanns wurden sichtbar— blaß und todt, aber frei von aller Fäulniß.

Das war ohne Zweifel Raude's Fahrzeug und die aufrechte Figur seine Leiche. Von Kälte erstarrt, war seine Mannschaft um ihn her gefallen; er blieb stehen, während die eisige Hand des Todes über ihn fuhr. Der Schaum des Ozeans und kalte Regenschauer hatten sich, so wie sie auf die Unglücklichen fielen, in Eis verwandelt und jede Figur mit einer Eiskruste bedeckt, welche vom kurzlebenden Strahle der grönländischen Sonne nicht entfernt werden konnte.

Die entsetzten Entdecker dieses Eisschiffes wußten nicht, ob ihnen vielleicht ein ähnliches Schicksal bevorstehe. Sie knieten auf dem Decke nieder, beteten in der Sprache ihrer Väter für die Seelen der erfrornen Mannschaft und verließen eilig die schaurige Scene, denn der Abend rückte schnell heran.

Die geheimnißvolle Maske.

Obschon Joseph der Zweite zum Segen für die Welt Jahrhunderte hätte leben sollen, so wünschten ihm doch Tausende den Tod. Einer unter diesen, dessen Namen aber nicht bekannt geworden ist, hatte einmal die Kühnheit, ihn durch ein Sinnbild, das wir alle kennen, an seine Sterblichkeit zu erinnern, und das geschah auf einem Maskenballe.

Ein Gesandter gab einmal bei einer gewissen feierlichen Gelegenheit auf einem Theater in Wien eine Freiredoute, wobei sich auch der Kaiser einfand. Vor Joseph brauchte man sich bei dergleichen Gelegenheiten nicht zu geniren. Es erschienen daher Inventionsmasken aller Art, die eine immer toller als die andere. Manche fielen dem Kaiser auf, theils durch ihre besondere Erfindung, theils durch ihr Betragen gegen ihn, denn er war leicht zu erkennen.

Nach 11 Uhr trat eine übermenschlich große Figur durch die weit aufgerissenen Thürflügel mit großem Pomp und einem imponirenden Wesen in den Saal. Die Masken machten ehrerbietig Platz—sie schritt mitten durch gerade auf den Kaiser zu und reichte ihm vertraulich die Hand. Dieser war Anfangs etwas betroffen, faßte sich aber sogleich und schlug ein.

„Willkommen, Maske!" — „Guten Abend Kaiser Joseph!"—„Wer sind Sie?"—„Was Sie sind, das sagt Ihnen mein Anzug." — „Sehr sonderbar und keck!" sagte Joseph zu den Umstehenden, „der Anzug eines Kaisers bei der Krönung in Frankfurt."

Wirklich fehlte auch nicht das Geringste an diesem Anzuge. Der goldene Reichsapfel, das Schwert Karls des Großen—nichts fehlte. Die Kleidung glich ganz dem Originale.—„In der That eine prächtige Maske!" sagten Mehrere. Der Kaiser faßte sie bei der Hand, zog sie auf die Seite und fragte: „Wer sind Sie?"

Die Maske reichte ihm blos die Hand und gab zu verstehen, der Kaiser möchte den Anfangsbuchstaben ihres Namens hineinschreiben. —„Hab' ich es nöthig? ich befehle hiermit als Kaiser, daß man mir den Namen sage!"

„Maskenfreiheit!"—sagte die Figur, drehte sich um und verlor sich im Gewühl der übrigen Masken. Der Kaiser ließ sie gehen. Bald nachher begegneten sie sich wieder. „Werde ich's erfahren?" fragte Joseph.

„Punkt 12 Uhr!"—war die Antwort. Die Wachen erhielten Befehl, die Maske nicht aus den Augen zu lassen und ihr den Ausgang aus dem Saale zu verhindern.

Bald war es allgemein bekannt, der nachgemachte Kaiser würde sich Punkt 12 demaskiren. Die Erwartung war auf's Aeusserste gespannt.

Es war dreiviertel auf 12. Der Maskenkaiser blieb im Hintergrund des Saals in der Mitte unbeweglich stehen. Auf seinen Befehl wurden zwei Taburets gebracht und vor ihn hingestellt.—Jetzt legte er den Reichsscepter, Reichsapfel und das Schwert auf das eine, und auf das andere die Alba und Stola. Schon griff er nach der Krone, um sie abzulegen, als Joseph, eine Uhr in der Hand haltend, auf einmal schrie, „Punkt 12 Uhr!"—Im Augenblicke sprangen die goldenen Haken am ledernen Gürtel auf, die Kaiserkrone stürzte vom Haupte der Mantel und das Unterkleid öffneten sich und fielen von den Schultern, und — starr und unbeweglich erblickte man ein — Todtengerippe.

Wie versteinert stand Joseph da. Er erholte sich bald wieder. „Bei Gott! eine starke Lektion," — rief er aus, und begab sich in seinen Palast, um sie zu vergessen? nein, sie gut anzuwenden.

Ein Zweikampf aus vergangener Zeit.

In den Kriegen Ludwigs des Vierzehnten trug es sich zu, daß Marschall Catinat während eines italienischen Feldzuges zu einer Rückbewegung gezwungen ward, die einige Nachtmärsche nach sich zog, wodurch die Armee sehr erschöpft ward.

Natürlich war auch der wackere Feldherr dabei just nicht von rosenfarbener Laune. Da brachte ihm, während der nächtlichen Züge, ein Ordonanzreiter schriftliche Meldung von einem Seitencorps herüber, aus welcher Catinat wohl, den Umständen nach, eben wiederum nicht viel Erfreuliches hoffen mochte. Der Mond stand hell am Himmel; aber die Lampe des Firmaments verlieh doch nicht hinlänglich bestimmtes Licht, um einige rasch hingeworfene Meldungszeilen dabei zu entziffern. Auch war nöthigen Falls schriftliche Antwort vonnöthen. Der Marschall trat daher in eine nahe Bauernhütte, von ihren verscheuchten Bewohnern verlassen, ließ eine vorgefundene ärmliche Lampe durch sein Gefolge anzünden, gebot sodann, ihn allein zu lassen.

Die Meldung bestätigte nur allzusehr des Feldherrn unangenehme Erwartungen. Indem er nun sinnend auf und ab ging, erwägend, wie dem Uebel am besten oder doch am erträglichsten zu begegnen sei, sah er plötzlich, daß er nicht allein sei, wie er es doch so eben erst geboten hatte. Am Kamin lag, auf dem Boden im tiefen Erschöpfungsschlaf hingestreckt, ein Mensch, in einen gemeinen Dragonermantel gewickelt.

Hinaus herrschte der Marschall, indem er sich an den Bauerntisch setzte seine Antwort

auf jene Meldung mit Bleistift niederschreibend. Als er sich dabei nach seinem ungebetenen Stubengenossen umsah, lag der Dragoner noch immer am Kamin fest.

Hinaus! donnerte abermals der Marschall.

Der Schläfer, sein Haupt nur kaum aus dem Mantel vorstreckend, wie die Schnecke aus dem Gehäuse, murmelte ein paar verdrießliche Worte, etwa des Inhalts:

Was kümmert Ihr Euch um mich? Ich kümmere mich nicht um Euch! und streckte sich dann wiederum zurück.

Da übermannte den gereizten Marschall der Zorn. Aufspringend, riß er den Degen aus der Scheide und versetzte dem Widerspenstigen einen flachen Klingenhieb über die Schultern. Nun aber fuhr auch der Geschlagene empor, wie ein erzürnter Löwe, warf den Soldatenmantel des Gemeinen zurück und zeigte, die Hand am Schwertgefäß, dem Marschall seine Offizier-Uniform.

Catinat sagte sogleich: Sie haben ganz Recht! Kammerad, folgen Sie mir.

Schweigend gingen Beide in den Garten der Hütte hinaus und fochten zusammen im hellen Mondlicht. Bald blutete der Feldherr aus einer Armwunde. Der Dragoneroffizier verneigte sich tief und ging schweigend von hinnen. Catinat wandte gegen sein Gefolge irgend eine andere Ursache seiner an sich leichten Verletzung vor und hielt die Sache für beendigt. Aber am Jahrestage nachher ließ sich bei dem Marschall in seinem Hotel zu Paris ein Dragonerhauptmann melden. Alsbald kannte Catinat in dem Eintretenden jenen Beleidigten, der sich ehrerbietig und tief neigte, ohne ein Wort zu sprechen.

Wohl, ich verstehe Sie, Kamerad! sprach der Marschall und führte den Gegner in den Park, wo der Zweikampf erneut anhob und der Beleidigte abermal Sieger blieb. Und so ging es fürder, Jahr auf Jahr, und jeder Zeit mit demselben Ausgange. Denn der Dragonerhauptmann, dem Marschall weit in Führung des Stoßdegens überlegen, hütete sich dennoch, und zwar wohl eben deswegen, einen Feldherrn wie Catinat, einen ausgezeichneten Heereshelden Frankreichs, lähmend oder gar tödtend zu treffen. Es galt nur eine alljährliche Versöhnung durch des Beleidigers hervorspritzendes Blut. Catinat dagegen bewahrte das wunderliche Geheimniß streng verschwiegen. Nie, als bei jenem verdrießlichen Murren am Kamin, hat der Marschall je ein Wort aus dem Munde seines Widersachers vernommen. Im Uebrigen genügten die höflichen Pantominen und das scharfe Geklirre der stählernen Zungen. Nach Jahren jedoch offenbarte sich die Sache folgender Gestalt.

Einst an der Tafel des Marschalls, sagte Jemand so beiläufig, das Heer habe einen Verlust erlitten durch den Tod eines Dragonerkapitäns von ausgezeichneter Tapferkeit und Dienstkenntniß. Dabei nannte er den Namen, welcher dem Marschall seit der ersten Anmeldung seines Gegners zu Paris unvergeßlich geblieben war.

So? der ist todt? sagte Catinat. Ein großes Glück für mich!

Wie das, Monseigneur? fragte man. Was gewinnen Sie dabei?

Die Leibrente einer Stoßdegenwunde alljährlich, sagte lächelnd der Marschall.

Und nun erst kam das wunderliche Besuchsverhältniß an das Tageslicht.

Miscellen.

(Ein Lebenslauf.) Ein französisches Bataillon war in Salamanka in einem Dominikanerkloster einquartirt und der Chef dieses Bataillons, Maury, erfuhr bald, daß in einem unterirdischen Kerker ein junger Mönch bei Wasser und Brod gefangen gehalten würde, der nie wieder das Tageslicht erblicken sollte. Der Soldat ließ sich zu dem Unglücklichen führen, der ihm seine Geschichte erzählte: „Ich heiße Don Alonzo de Fuento Hormosa. Meine Familie besaß große Reichthümer; ich widmete mich der militärischen Laufbahn, verliebte mich in die einzige Tochter meines Generals und sollte die Hand derselben erhalten, als mein Vater den größ:en Theil eines Vermögens verlor. Damit mein älterer Bruder den Glanz unseres Hauses einigermaßen erhalten konnte, mußte ich in ein Kloster gehen; mein Bruder erhielt die Hand meiner Geliebten und ich begrub mich nun gern in den stillen Klostermauern. Bald aber empfand ich Reue und entfloh, wurde verfolgt und flüchtete mich in den erzbischöflichen

Pallast. Der Erzbischof liebte mich und versprach mir, mich nicht auszuliefern. Ich lebte über ein Jahr in seinem Hause und ersuchte in dieser Zeit meinen Bruder, mir die Mittel zu gewähren, in das Ausland zu entkommen. Er antwortete mir lange nicht und als er mir endlich schrieb, machte er mir Vorwürfe wegen meines Verbrechens, wie er meine Flucht nannte, und weigerte sich, mich irgend wie zu unterstützen. Ich wagte mich endlich aus dem erzbischöflichen Palast hinaus, weil ich glaubte, nach so langer Zeit vergessen zu sein, aber kaum hatte ich die Straße betreten, als ich mich ergriffen sah. Man brachte mich in diesen Kerker, legte mir Ketten an und ich schmachte nun seit zwei Jahren hier." Der französische Offizier, den das traurige Schicksal des jungen Mannes tief ergriffen hatte, versprach ihm zu helfen. Er hielt sein Wort; in der achten Nacht darauf begab er sich mit einem Schlosser still an den Kerker des Armen hinunter. Die Thüre wurde geöffnet und die Kette des Gefangenen durchfeilt, den der Officier in einen Bagagewagen des Regiments versteckte u. so durch Spanien hindurch brachte. In Bayonne endlich ließ er den Gefangenen heraus und sagte zu ihm: „Sie sind frei; hier ist eine Summe Geld, welche die Officiere für Sie gesammelt haben. Wollen Sie die militärische Laufbahn neu betreten, so werden wir Sie mit Vergnügen unter uns sehen." Der junge Mann nahm den Vorschlag gern an und wurde in wenigen Jahren unter dem wohlbekannten Namen Bellefontaine einer der ausgezeichnetsten Offiziere der französischen Armee.

Welches ist die vortrefflichste Regierung?

"Diejenige, sagte Bias, wo die Einwohner weder zu reich noch zu arm sind."

"Diejenige, sagte Anacharsis der Scythe, wo die Jugend geehrt und das Laster verabscheut wird."

"Diejenige, sagt Pittakus, deren Aemter nur dem Tugendhaften, niemals aber dem Bösen übertragen werden."

"Diejenige, sagt Eliopulus, wo die Bürger Tadel mehr fürchten, als Strafe."

"Diejenige, sagte Chilo, wo man Gesetze mehr achtet, als Redner."

"Nur Diejenige, sagte Solon, wo durch eine dem geringsten Unterthan zugefügte Beleidigung die ganze Constitution beleidigt ist."

Ein vernünftiges Mädchen. — Neulich wurde in einer Gesellschaft sehr viel über die wunderbare Heilkraft der galvanischen Ringe gesprochen. Ein anwesendes Mädchen bemerkte dabei sehr treffend, daß sie zwar nichts gegen die galvanischen Ringe einzuwenden habe, allein sie glaube, daß die Eheringe das beste Universalmittel für junge Frauenzimmer wären.

Dreizehn Mal gehangen und doch nicht todt. Ein junger Mann aus Wadt, der sich in ein junges Mädchen verliebt hatte, welche seine Liebe nicht erwiederte, nahm sich zuletzt vor, seinem Leben selbst ein Ende zu machen. Demzufolge kaufte er sich einen tüchtigen Strick und mittelst desselben henkte er sich an einen Baum in seinem Garten auf. Aber wie groß war seine Verwunderung, sein Leidwesen, als er eine Stunde nachher noch gar nichts vom Sterben spürte. Er hatte die ganze Zeit über in der Luft gebaumelt und keinen Schmerz gefühlt, ausser einen leichten Druck in der Kehle. Da er das Räthsel nicht lösen konnte, so glaubte er nichts besseres thun zu können, als daß er sich von dem Stricke wieder losmachte und sich wo anders aufhing. Ach, der Arme sollte hier nicht glücklicher sein, als das erste Mal. In der Verzweiflung und aufgebracht darüber, daß sein Unglück ihm selbst hier noch einen Streich spiele, machte er in den nächsten Tagen noch 11 verschiedene Versuche, die sämmtlich fehlschlugen. Endlich befreite ihn eine Brustentzündung von der Last des Lebens, die er für unerträglich hielt. Aber er hatte im Sterben nicht einmal die Genugthuung, zu erfahren, warum bei ihm das Hängen nicht wirken wollte; die Sache ergab sich erst, als man die Sektion machte, wobei man fand, daß seine Luftröhre ganz und gar verknöchert war.

Ein seltenes Beispiel weiblicher Schweigsamkeit. Eine Dame zu Celle lernte während der Kriegszeit einen Hauptmann kennen, mit dem sie sich verlobte. Kurz nach der Verlobung verließ derselbe Celle, und die Braut that das Gelübde, bevor er nicht zurückkehren würde, oder bevor sie nicht erführe, daß er gestorben, kein Wort zu sprechen. Sie hielt mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit zwanzig Jahre lang dieses Gelübde. Selbst der Tod ihrer Mutter, der in diesem Zeitraume stattfand, entlockte ihr kein Wort, und ihre Umgebung glaubte allgemein, daß sie die Sprache gänzlich verloren. Endlich nach zwanzigjährigem Harren kehrt der Bräutigam zurück und jetzt entschlüpft ihren Lippen das erste Wort, allein das lange Schweigen hatte, wie sich leicht denken läßt, auf ihre Sprache einen nachtheiligen Einfluß ausgeübt und sie konnte anfangs gar nicht zusammenhängend sprechen. Sie heirathete den lange Erwarteten und lebt jetzt geachtet und glücklich noch in Celle.

Michels Zopf.

Die Historie vom Bürgermeister Tzech, welcher nach dem Könige von Preußen schoß, aber schlecht zielte und dafür mit dem Leben büßen mußte, ist bekannt, nicht aber sein merkwürdiges Urtheil, welches also lautete: Verurtheilt zum Tode durch das Beil und Verlust der preußischen National-Kokarde.

Muß nicht jeder die Weisheit und Voraussicht eines preußischen Richters bewundern, welcher berechnete, in welche furchtbare Verlegenheit der arme Tzech kommen mußte, wohin er, nachdem er seinen Kopf verloren, seine Kokarde stecken sollte, da jeder brave Preuße dieselbe nur am Hute trägt, und um ihn aus dieser Verlegenheit zu reißen, mit dem Verluste des Kopfes gleich auch den Verlust der National Kokarde erkannte.

In dem Gesangbuche der Fürstenthümer Greitz, Schleiz und Lobenstein steht noch heut zu Tag in einem Erndte-Liede der Vers:

Gieb Regen Herr und Sonnenschein,
In Greitz, in Schleitz und Lobenstein
Und wollen die Andern auch was ha'n,
So mögen sie dir's selber sa'n.

Wie weit ist dies Lied noch von der deutschen Einheit entfernt!

In Altona, dieser altväterischen Stadt mit kleinen Thoren, hat sich jüngst der drollige Fall ereignet, daß ein mit Wollsäcken beladener Frachtwagen sich in dem nach Hamburg führenden Thore so fest fuhr, daß er weder vor- noch rückwärts konnte, und die Stadt abschloß. Ein Hamburger, der gerade hinein wollte, meinte: jetzt säßen die Altonaer recht in der Wolle.

Die Irländer sind doch wunderliche Käuze. Einer, der seine Frau verloren, — er besitzt einen Park mit Fontainen, — läßt sich ein paar Tonnen Tinte kommen, um an ihrem Begräbnißtage das Wasser der Fontainen zu schwärzen.

Lehrer. Wie viel Stunden hat der Tag? Schüler. Fünf und Zwanzig! Lehrer. Wie so denn? Schüler. Nun, Sie sagten doch vorhin, daß der Tag schon um eine Stunde länger ist.

Er ist auf den Hund gekommen. Der im dreißigjährigen Kriege so berühmte Graf von Wallenstein soll zur Entstehung dieser sprichwörtlichen Redensart die Veranlassung gegeben haben. Er studirte auf der Universität zu Altdorf und nahm an den lustigen Streichen der Studirenden thätigen Antheil. Gerade um diese Zeit wurde ein neues Gefängniß (carcer) erbaut. Der damalige Rector der Universität wünschte, daß es lange unbesetzt bleiben möchte, und machte daher bekannt, daß das Gefängniß nach demjenigen benannt werden sollte, welcher zuerst als Gefangener dahin kommen würde. Das Gefühl der Schande sollte also von solcher Strafwürdigkeit abhalten. Aber der Erste, dem endlich doch nach längerer Zeit die Carcerstrafe zuerkannt wurde, war Wallenstein. Dieser wußte indessen Rath, seinen Namen nicht zu brandmarken. Er nahm nämlich, als er eingesperrt werden sollte, einen Hund mit sich, u. schob diesen vor sich zur Thür hinein. Man lachte über diesen Einfall, und das Carcer hieß von nun an der Hund. Auf den Hund kommen, hieß ursprünglich so viel, als aufs Carcer kommen. In der Folge brauchte man diese Redensart in einer ausgedehnteren Bedeutung, und bezeichnete damit so viel, als in schlechte Umstände gerathen.

Neues Wörterbuch.

Enthaltsamkeit — Heimliche Befriedigung.

Wohlthätigkeit — Solchen Geld geben, die nicht in Noth sind.

Barmherzigkeit — Im moralischen Sinne: Beschönigung von Verbrechen; im religiösen: die in den Himmel zu schicken, die ganz wo anders hingehören; in ökonomischer: siehe Wohlthätigkeit.

Würde: — Steifheit des Nackens und Förmlichkeit in den Manieren, — mit viel Aufmerksamkeit auf die eigenen, und Mißachtung der Interessen Anderer.

Eleganz — Im allgemeinen, alles, was die Bewunderung der Narren erregt.

Freundschaft — Ein zwischen zwei Personen gestiftetes Bündniß, um sich gegenseitig bei Hintergehung u. Betrug der ganzen übrigen Welt zu helfen.

Dankbarkeit — Die geheime Abneigung, die gewöhnlich Schuldner gegen ihre Gläubiger empfinden.

Demuth — Geistiger Stolz, Devotion gegen Höherstehende, meist mit aufgeblasenem Wesen gegen Untergebene verbunden.

Unabhängigkeit — Die Gleichgültigkeit, die wir gegen Andere fühlen, nachdem wir die ihrige gegen uns erfahren haben.

Gerechtigkeit — Von dem Starken über den Schwachen verhängte Strafen.

Betrügerei — Betrogen werden, wo wir zu betrügen hofften.
Moralität — Pfiffige Selbstsucht.
Nachbarn — Solche, die uns am Meisten dienen, gegen die Wenigsten Gegendienste.
Rechtgläubigkeit — Unser Glaube.
Vorurtheil — Die Weigerung unserer Ansichten anzunehmen.
Religion — Die Hoffnung und der Glaube, daß wir und unsere Gleichgesinnten selig, und die, welche andrer Ansicht sind, verd—t werden.

Holzkohlen und Ruß gegen Grundbirnen-Fäule. — Ein Hr. Rogers in Dublin macht die Anzeige, daß er aus mehrfältiger Erfahrung gefunden habe, daß Kohlen und Holz oder Torf ein zuverlässiges Mittel gegen die Fäulniß der Grundbirnen seien und sogar die bereits angegriffnen wieder gesund mache. Der berühmte Professor Liebig gibt den Kohlen gleich gutes Zeugniß, noch mehr aber dem Ruß. Beide sagen, daß die Fäulniß eine constitutionelle Schwäche, oder Mangel innerer Lebenskraft sei.

Kohlen und Ruß nehmen die überflüssigen und wässerigten Säften der Grundbirnen auf, und nehmen also die Ursache der Fäulniß hinweg. Daher sollten Kohlen und Ruß auch beim Pflanzen derselben angewendet werden, denn sie verhindern das Entstehen wässeriger Säfte und bringen den Pflanzen vermehrte Wärme und Lebenskraft.

Fettflecken aus Seidenzeugen vollständig zu entfernen.

Die gewöhnliche Methode, Fettflecke aus Seidenzeugen zu entfernen, besteht darin, daß man das Fett oder Oel durch Abreiben mittelst mit Terpentinöl getränktem Fließpapier entfernt, oder den Fleck mit einem Brei aus Pfeifererde und Wasser bedeckt, die trockene Masse alsdann einige Zeit mit einem heißen Bügeleisen beschwert, wieder abreibt und dieses wiederholt, bis der Fleck verschwunden ist. Ersteres hat die Unannehmlichkeit, daß das Terpentinöl, abgesehen von den vielen Personen, sehr unangenehmen Geruch, wenn es nicht völlig rein, d. h. nicht durch wiederholte Destillation mit Wasser von jeder Spur des durch Oxidation an der Luft entstehenden Harzes befreit ist, nach dem Verflüchtigen selbst einen oft sehr bemerkbaren Harzfleck zurückläßt und daher nochmaliges Nachwaschen mit starkem Weingeist nöthig macht und außerdem difficile Farben leicht verändert; letzteres gibt nur bei öfterem Wiederholen ein günstiges Resultat und ist daher langweilig. Als sehr einfach und keineswegs kostspielig kann sich dagegen folgendes Verfahren empfehlen.

Man umgibt den Fleck mittelst eines feinen Haarpinsels mit einem nicht zu schmalen Rand von einer verdünnten Auflösung von arabischem Gummi in Wasser [1 Theil Gummi auf 16 Theile Wasser], läßt denselben austrocknen und wäscht hierauf das Fett oder Oel mit reinem Schwefeläther aus, was am besten ohne einen zu großen Verlust von Aether gelingt, wenn man sich dazu eines kleinen Schwämmchens bedient. Der Aether verflüchtigt sich fast augenblicklich wieder, und findet man, daß noch Spuren von Fettsubstanz zurückgeblieben sind, so ist höchstens ein nochmaliges Auswaschen mit Aether erforderlich, um die letzten Antheile desselben zu entfernen.

Die um den Fleck gezogene Gummilage, welche, da Gummi im Aether völlig unlöslich ist, die Verbreitung des fett- od. öhlhaltigen Aethers vollständig verhindert, wird alsdann mit lauem Wasser sehr leicht wieder weggenommen. Die einzige Vorsicht, welche dieses Verfahren erheischt, ist, daß man die Verbreitung der Aetherlösung über den Gummirand vorsichtig vermeidet und keinen säurehaltigen Aether anwendet, da dieser sehr leicht zerstörend auf die Farben, namentlich grüne Kupferfarben, einwirkt und die Entstehung eines Flecks zur Folge hat.

Ein noch einfacheres und sicheres Mittel ist folgendes:

Man übertünche die Fettflecken etwas dick mit Eigelb, lasse dasselbe an einem luftigen Ort vollständig trocknen, schäle und reibe es, wenn es sich verhärtet hat, aus und wasche den Platz mit lauem Wasser rein, so wird der Fettfleck verschwunden sein. Eben dieß läßt sich bei vielen andern Gegenständen, z. B. Haarbürsten, anwenden. Man sättige dieselben mit Eigelb und warte zu, bis die Masse ganz hart geworden, reibe sie dann aus und wäsche sofort die Seide in heißem Wasser, so wird sie vollständig gereinigt und wie neu aussehen.

Wiederauftauchen einer Insel im See Ontario. — Der Oswego „Advertiser" meldet, daß Gull Island, etwa 2 Meilen vom nördlichen Ufer des Ontario-See's, zwischen Port Hope und Coburg, das sieben volle Jahre unter Wasser gewesen, wieder zum Vorschein gekommen ist. Ein Brief von Wm. Osborn, dem Wächter des Leuchthauses, meldet, daß der Felsen um das Leuchthaus herum, wenigstens einen Fuß hoch über dem Wasser sei und daß der See jetzt niedriger sei als je. Der Fall des Wassers vom 1. Dezember 1845 bis zum 24. März 1846 war 9 Zoll; von da bis zum 9. Juni 14 Zoll, und vom 9. Juni bis zum 21. August abermals 5 Zoll.


Die Festung Gibraltar.

Walhalla:

Eine Monatsschrift zur Belehrung und Erheiterung.

2. Band. — Philadelphia, Dezember 1846. — 6. Heft.

Aus dem Alltagsleben

von

Onkel Adams.

Nur zu!

(Schluß.)

„Soll ich aber lügen?" fragte der Kammerherr, der im Grunde keine böse Natur war.

„Lügen?" wiederholte von Turn. — „Nun gut! thue, was Du willst, suche durch eine kleine Mystification die Ehre Deiner Familie zu retten, oder laß es sein und sieh späterhin entweder eine Mesaliance oder einen Skandal; denn glaube mir — er scheuet nichts!"

„Aber, von Turn!" entgegnete der Kammerherr, „er heirathet ja und da ist meine ganze Einmischung ganz unnöthig, die Sache spricht ja für sich selbst."

„Ach so? Du glaubst also, eine reiche Frau Hobbes wird einen Abenteurer aus Schweden heirathen? Nein, lieber Bruder, sie kann ihn leiden mögen, kann ihm die Freude gönnen, ihr erklärter Liebhaber zu sein; aber die junge Italienerin wird seiner bald überdrüssig und schickt ihn seiner Jugendliebe bald mit einigen hundert Pfund zurück. Du siehst ein, der Kerl hat, wenn es ihm verunglückt, eben so nichtswürdig gehandelt, als wenn es ihm gelingt; doch in jenem Falle steht die Gefahr vor der Thür!"

„Du hast Recht, ich bin meinem Namen die Aufopferung dessen schuldig, was ich für strikte Rechte halte; denn nicht ist es so ganz recht zu lügen."

„Wenn es anginge, daß ich Fräulein Lina's und Lindman's gegenseitiges Verhältniß wüßte, so könntest Du mehr denn gerne meinen Namen nennen, und ich würde ihr da selbst den Brief zeigen; wenn ich aber das thäte, so wäre ich auch gezwungen, ihr zu entdecken, wer mir von ihrer Jugendliebe und von dem Gegenstand derselben erzählt hat, und —"

„Nein, zum T—! das geht nicht an! Gib mir den Brief; die Wirkung sollst Du bald sehen."

Als der Kammerherr gegangen war, rieb sich von Turn die Hände und sagte zu sich selbst: „Handschriften nachmachen können, ist ein gutes Ding; daß dort zu einem Postscriptum Platz war, ist das zweite; doch der Geist krönt das Werk — einen Dummkopf haben, auf den man den Haß werfen kann, ist das dritte — drei Dinge sind gut!"

* * *

„Sie werden so bleich, liebe Cousine!" sagte

der Kammerherr Jules, der sich Lina gegenüber gesetzt hatte, da er den verfälschten Brief des jungen Nordenstorm vorlas. „Sie werden so bleich wie eine Schneelilie," fuhr er fort; „freuen Sie sich nicht über das Glück, das Ihrem ehemaligen Informator auf Liljewik, dem Magister Lindman begegnet ist — eine große Fortune! eine große Fortune! — eine junge schöne Dame, Güter in Italien und in England. Er ist glücklich der Kerl!"

Der Kammerherr, wie schon gesagt, obgleich von Natur nicht böse, theilte gleichwohl mit andern Menschen von beschränktem Verstande die Eigenschaft, daß er keine Gränze für seine Handlungen kannte. Er hatte gegen seine Cousine „ein Horn in der Seite," war jedoch weit entfernt von wirklichem Haß; nichtsdestoweniger ließ er die Rache mit zermalmendem Gewichte auf ihr Herz fallen, und that Alles, was in seinen Kräften stand, dieselbe durch seine grausame Theilnahme noch zu vergrößern und zu schärfen.

Lina hatte den Brief durchgelesen. Kein einziger Zweifel über die Aechtheit desselben stieg in ihr auf; sie glaubte Alles. Es war ein Glück im Unglück, daß der Kammerherr in seiner Begierde sie zu peinigen zu weit ging; wäre sie allein gewesen und hätte dem Eindrucke des ersten Augenblicks folgen können, so wäre sie in Verzweiflung gefallen; doch jetzt siegte ihr Stolz über ihr Gefühl. Sie erblaßte wohl, denn dafür konnte sie nicht, aber sie sagte kein sterbendes Wort, das ihre Gefühle verrathen konnte, denn das wäre ein Sieg gewesen, den sie dem Kammerherrn nicht gönnte. Die schöne Dulderin schlug daher bald von dem Briefe die Augen auf und sagte, wie es schien ruhig zu dem Kammerherrn: Cousin Jules! glauben Sie noch, daß ich Lindman liebe? Sie sehen, wie ruhig ich bin."

„Ja, ich sehe," erwiederte dieser, der eine Scene mit Ohnmachten erwartet hatte, die jedoch ausblieb; „ich sehe es," sagte er etwas beschämt, weil er sich verrechnet hatte.

„Nun gut, Cousin Jules," fuhr Lina fort, „obgleich ich nicht Ursache habe, Lindman zu lieben, — Sie sehen, daß ist mir rein unmöglich, wenn ich es auch wollte, — so — mein bester Cousin! steht Lindman hinsichtlich seiner Kenntnisse und Verstandes so hoch über Ihnen, daß er kein passender Gegenstand Ihrer Verachtung ist. Sie sehen nun ein, daß ich unter veränderten Umständen denselben Satz behaupte, den ich Ihnen schon früher gesagt habe, und, mein Cousin! von diesem Augenblick an bitte ich mir aus, daß Sie nie wieder seinen Namen nennen. Leben Sie wohl, Cousin! ich habe heute den Dienst bei Hofe; meine Kammerjungfer wartet; Adieu, Cousin!"

Der Kammerherr ging in der Ueberzeugung, daß seine Rache mißlungen, daß der Pfeil das Herz verfehlt hatte, ohne es zu treffen; doch er ging mitten durch dasselbe und schmerzte.

An dem Tage war ein großes Fest am Hofe, und in dem weiten Cirkel schöner Damen saß auch das Fräulein Liljekors eben so schön wie gewöhnlich, nur ein wenig blaß, und sie war schalkhaft und scherzte; Witz und Anmuth strahlten aus ihren Augen und der schöne Mund lächelte. Aber bisweilen preßte sie die Hand an das Herz und dachte: nur zu! und dann scherzte sie wieder und lächelte, als wenn der Schmerz nie dieses Herz berührt hätte.

10.

Mamsell Dahl.

Ein Jahr war verflossen — Alles war verändert: die Gräfin Liljekors war kurz nach Lina's Hochzeit mit von Turn gestorben, Lina war jetzt Besitzerin von Liljewik und wohnte des Sommers dort. Der See lag so ruhig da und die Sonne schien warm; es war ein Tag im August; Mamsell Dahl, der nach dem Tode der Gräfin von dem Baron ein Zimmer in dem einen Flügel angewiesen worden war, weil er, wie er sagte, keine alte Weiber im Hause haben wollte," begoß ihre Blumen und legte neuen Sand in den Käfig des Kanarienvogels, als Lina eintrat.

Die alte Gouvernante, die sich ein ganzes Leben hindurch gewöhnt hatte, das Mienenspiel ihrer Umgebung zu beobachten — eine Fertigkeit, die bei Personen, die in einem steten abhängigen Verhältnisse stehen, fast zu einer förmlichen Kunst emporgetrieben wird — sah sogleich, daß

die junge Gräfin einen harten Kampf mit sich selbst kämpfte, aber einen Kampf von solcher Natur, daß sie ihn nicht entdecken durfte.

„Ich kam zu Dir, gute Dahl," sagte Lina und setzte sich auf den kleinen von Kattun überzogenen Sopha; „es ist oben im Salon so warm und"—

„Willkommen, gute Gräfin," antwortete die Mamsell und ordnete die Blumentöpfe.

„Gräfin?" sagte Lina, warum heiße ich nicht mehr Du und Lina wie früher? Will die einzige Freundin meiner Mutter fremd werden? Dahl! bist Du mir böse?"

„Nein, gewiß nicht, gute Lina! aber—aber —es schickt sich nicht, Sie so beim blossen Namen zu nennen — seitdem Sie verheirathet sind."

„Verheirathet!" wiederholte Lina und fuhr zusammen.

„Ja, verheirathet, meine gute, geliebte Lina!" wiederholte die Alte, setzte sich neben die junge Frau, und ergriff ihre Hand. — „Meine Augen werden dunkel, gute Lina, aber dennoch sehe ich, daß Sie heute nicht so ruhig sind, wie gestern, und nicht so fröhlich, als Sie zuerst hieher kamen."

„Ja gewiß – ich bin ja froh," sagte Lina mit gezwungenem Lächeln—einem solchen, wie wenn ein Marmorbild den Versuch machen wollte, zu lächeln, und die steifen Züge nicht gehorchen wollen.

„Lächeln Sie nicht so, gute Lina!" sagte Mamsell Dahl, „so dürfen Sie nicht lächeln! Weinen Sie, liebes Kind, und weinen Sie aus an der Brust der Alten!—Glauben Sie mir, in meiner Brust ist noch viel Liebe übrig, komm Kind!" Die Alte breitete die Arme aus, und Lina neigte ihr Haupt auf die Brust der Freundin, und schluchzte leise. „Du weinst Lina!" begann die Gouvernante von Neuem mit zitternder Stimme— „liebst Du mich, mich, die einzige und letzte Freundin Deiner seligen Mutter?"

„Ja, ja!" flüsterte Lina, und schmiegte sich näher an die Alte.

„Du brauchst ebenfalls eine Freundin, nur eine einzige, kein Mensch kann ohne einen Freund sein — willst Du mich zur Freundin haben, meine herzlich geliebte Lina?" fragte die Alte; „sage mir, was drückt Dich?"

„Nichts, gute Dahl!" sagte die Gräfin, indem sie sich erhob und mit dem Finger eine Thräne aus dem Augenwinkel drückte; „nichts — ich bin nur für den Augenblick kindisch — das bin ich bisweilen."

Mamsell Dahl heftete ihren Blick auf die Gräfin; es lag ein traurig forschender Ernst in dem Auge der Alten: die Gräfin erröthete und ein verlegenes Lächeln kräuselte ihre Lippen, als sie fragte: „Du glaubst mir nicht, gute Dahl?"

„Nein, Gräfin! ich glaube Ihnen nicht, Sie sind nicht meine geliebte Lina; Sie sind die Gräfin von Turn, Sie sind nicht das unschuldige Landmädchen, das sich vormals über den Park, über die Vögel und über die Blumen freuete und wieder geliebt wurde; Sie sind eine gebildete Dame mit gebildetem Verstande und einem verbildeten Herzen — Sie —"

„Nein, nein!" rief die Gräfin, als hätte eine Schlange sie gestochen, „ich bin noch die vorige, gute Dahl! Ich bin noch die vorige kleine Lina, doch mit einer steinernen Schale festgewachsen. — Siehst Du, gute Seele, als Daphne in einem Lorbeerbaum verwandelt wurde, — der Gott kam und fühlte, wie das Herz des Mädchens noch unter der Rinde schlug, die sich über ihre Brust zog.

Du hast mir die Fabel selbst erzählt—so ist es auch mit mir: ich bin verwandelt; ich bin fest gewachsen an dem Orte, wohin ich von kindischer Eitelkeit gejagt wurde; aber fühle, gute Dahl, fühle, ob nicht Lina's Herz noch jetzt unter der Rinde schlägt, wenn Gott oder eine Freundin die Hand darauf legt! Sage, gute Dahl, darf ich vor irgend Jemandem, darf ich Dir mein Herz öffnen? Muß ich nicht allein, ganz allein dulden, und Gott anvertrauen, was mich drückt, was mich peinigt und nach allmählig die Rinde zersprengen und mich nun hier kommen lassen wird? Gute Dahl! seit gestern wünsche ich zu sterben!"

Die Alte betrachtete das arme einsame Kind, das Gattin geworden war, um sich nur nicht ganz verlassen zu fühlen. Von Turn war nicht

mehr der vorige: er vernachlässigte seine junge Gattin, er belohnte sie, wenn sie bei ihm Trost und Hülfe suchte, nur mit einem kalten Lächeln und einem: „Du bist so kindisch, liebe Lina!" Er liebte sie nicht und fühlte nur Unmuth, nicht Genuß in diesen sogenannten Kindereien, welche das Weib so liebenswürdig, so unwiderstehlich machen.

„Nun, gute Lina!" sagte Mamsell Dahl, „da Sie mir nicht anvertrauen wollen, was Sie drückt—verzeihen Sie mir, Frau Gräfin!" unterbrach sie sich selbst, „verzeihen Sie, wenn ich Ihnen eine Frage thue."

„Ja, meine Freundin," lächelte die Gräfin, „gerne, fragen Sie, was sie wollen, und ich werde antworten.

„Wohlan denn!" begann die Alte; „ich habe mir die Ehe gedacht — hören Sie mich zu Ende und unterbrechen Sie mich nicht — ich habe mir die Ehe gedacht als einen Zusammenguß zweier Seelen, und nicht als eine blosse Vermischung ihrer Geldangelegenheiten; ich habe mir die Ehe gedacht als eine göttliche, und nicht blos menschliche Einrichtung, gestiftet um der weltlichen Ordnung willen; aber ich weiß auch dabei, daß Alles, was von Gott ist, zu gleicher Zeit mit der bürgerlichen Gesellschaft in Harmonie stehen muß, weil das, was ein Werk des Herrn ist, in alle Formen paßt, eben deßhalb, weil es an und für sich selbst die Urform aller Dinge ist. Aber, gute Lina, die Ehen, wie sie oft sind, scheinen mir keine Ehen in der innern göttlichen Bedeutung des Wortes zu sein, sondern nur eine weltliche Einrichtung, deren Mängel von dem Vorhange der Errichtung, deren Mängel von dem Vorhange der Heiligkeit, den die Religion ihnen leiht, allzu unzulänglich bedeckt werden. Sie verstehen, Lina, wenn ich Sie frage, wie eine Mutter fragen würde: Sind sie verheirathet?"

Die Gräfin saß einen Augenblick und dachte nach über diese Frage; endlich sagte sie mit zitternder aber noch deutlicher Stimme: „Nein, nein, gute Seele! ich bin nicht vor Gott, sondern nur vor Menschen; er liebt nicht mich, und ich kann ihn nicht hochachten."

„Und dennoch gaben Sie ihm Ihre Hand," sagte die Alte, „dennoch gelobten Sie vor Gott, ihn in Noth und Lust zu lieben? Lina! Lina! armes Kind, Du hast übel gethan!"

„Ja," lispelte die Gräfin, und neigte ihr Haupt an die Brust ihrer alten Freundin, „ich habe übel gethan."

„Warum," fuhr die Alte fort und drückte ihre Lippen auf die Stirn der Reuigen, „warum thatest Du so? Liebtest Du ihn, da Du ihm Deine Hand reichtest?"

„Ja und nein," antwortete die Gräfin; „er war der Beste, den ich in der menschenleeren Welt sah; aber er war doch nicht derjenige, den ich lieben konnte, er war nur der am wenigsten unausstehliche, der, den ich am wenigsten verachtete."

„Und Du heirathetest also blos, um verheirathet zu werden? fragte Mamsell Dahl.

„Nein, gute Seele," schluchzte die Gräfin, „es war nicht einmal so rein und edel, es war noch schlechter. Ach! es liegt viel Böses in dem Herzen eines Menschen; ich bin schlechter, als Du glaubst."

„Nun?" fragte die Alte, „Du bist verleitet worden von Turn's Wesen, seinem Namen, oder wie?"

„Nein, nein, noch elender," sagte die Gräfin, und schloß sich fest an die Alte, „ich führte mich noch schlechter auf."

„War es denn, um unabhängig zu werden? Vielleicht, um eine eigene Equipage oder dergleichen zu bekommen?" fragte die Alte.

„Nein antwortete die Gräfin. Sie erhob sich und wischte die Augen, „nein, meine Freundin, ich heirathete aus Rache, um zu trotzen, um zu zeigen, daß auch ich im Stande wäre, ein Gelübde zu brechen; ich glaubte, ich wetteiferte mit einem Andern in der Kunst, eine treue Liebe zu verletzen, zu verlassen, zu verhöhnen; aber ich hatte Keinen, mit dem ich wetteiferte: ich allein war schuldig, ich allein war diejenige, welche betrog. Er war rein, wie er stets gewesen, und ich war unrein, war falsch, war rachsüchtig und brach mein Gelübde."

„Und wem brachst Du es denn, arme Lina?" fragte die Alte mit tiefem Mitleiden.

„Lindman," sagte die Gräfin; „wir liebten

uns, wir hatten uns, wenn auch ohne Worte, Treue und Liebe geschworen; man verleitete mich zu glauben, daß er mich wegen einer Andern verlassen hätte, und ich opferte meinen schönsten Traum, opferte mein Leben und meine Freude, um ihm zu zeigen, daß ich nicht treuer liebte, als er."

„Wie weißt Du, daß Du betrogen wurdest?" fragte die Gouvernante weiter.

„Ich habe es lange geahnt, gestern aber erhielt ich einen Brief von dem Kammerherrn Jules, der sich in diesem Augenblicke seiner Gesundheit halber in Italien aufhält. Armer Jules! er lebt nicht lange; er wankt wie ein Schatten im Lorbeerhaine, und sitzt wie ein Gespenst auf den Ruinen Roms; er weiß, daß er sterben muß, und schließt daher jetzt seine Rechnung mit der Welt ab; auch mit mir war seine Rechnung unabgeschlossen, und sein Brief enthält einen vollständigen Bericht über den Betrug, an welchem er Theil genommen hat, wenn auch Anfangs ohne etwas davon zu wissen, aber doch um sich wegen meiner Sarkasmen zu rächen, dann aber aus Scham, daß er ein blindes Werkzeug in der Hand eines überlegenen, eines kalt berechnenden Willens gewesen war. Er sieht ein, daß er zwei Menschen unglücklich gemacht hat, und nun bittet er am Rande des Grabes um Verzeihung dessen, was er verbrochen hat."

„Und Du verzeihst ihm Lina?" fragte die Alte.

„Ja, ich verzeihe ihm, nie aber mir selbst. Ich verzeihe sogar von Turn seine schlaue Betrügerei, ich bin allein die Schuldige; es wäre m e i n e Pflicht gewesen, durch Tugend zu trotzen und nicht durch ein Verbrechen; ich habe mich in dem letzteren selbst übertroffen, und nun fällt es zurück auf mich; Alles drückt das Herz."

„Du hast Recht, Lina?" sagte Mamsell Dahl, „Du hast gefehlt, und mußt auch dafür leiden, ich kann Dich nur bedauern. Mein Kind, Du bist in ein Netz verwickelt gewesen, das Dein Mann um Dich gesponnen hat," fuhr die alte eifrig fort, „Du warst unbedachtsam; Du dachtest Deinen Schmerz zu betäuben, da Du ihn vollkommen machtest; gerade das Halbe in einem Unglücke plagt am meisten die Vorbereitungen zu einem Schmerze machen uns am schwächsten; wenn der auf den Tod angeklagte sein Urtheil erwartet, so krümmt er sich in der Verzweiflung; ist dieses aber gefallen, so wird er ruhiger; es liegt ein Trost in dem Unwiederruflichen, in demjenigen, was wir als den Willen der Vorsehung oder des Schicksales ansehen wollen; so lange ein Unglück noch innerhalb der Gränze unseres Vermögens, dasselbe zu lindern oder ihm zuvorzukommen liegt, so wird jeder Nerven zum Widerstand gespannt, und mit Angst arbeiten wir, um wieder loszukommen; ist es jedoch über uns hereingebrochen, so kämpfen wir nicht länger, weil es sich nicht mehr der Mühe verlohnt.

Du wolltest Dich nicht rächen, armes Kind, Du wolltest nur Dein Unglück vollkommen und die Trennung von dem Geliebten unheilbar machen, denn Du erwartest, daß erst dann die Resignation kommen würde. Aber dennoch gelang es Dir nicht eher, als in diesem Augenblicke, jetzt erst ist es vollkommen, und jetzt erst kommt Deine Geduld. Ich sehe nicht mehr als einen Weg vor Dir, meine junge Freundin, den Du wandern kannst," fuhr die Alte mit mütterlicher Zärtlichkeit fort, während die Gräfin geduldig, wie ein Lamm, da saß und auf Trost von den Lippen der Alten zu warten schien, „Du hast nur einen Weg zu wählen, und dieser ist der, daß Du streng Deine Pflichten als Gattin erfüllst, und auch als Mutter, wenn Du es jemals wirst. Der Kampf ist nicht schwer, denn es ist nicht schwer zu verzeihen und zu lieben; Gott wird Dir zu Beidem Kraft verleihen, denn es ist die Kraft der Liebe; mag es sein, daß Dein Mann Dich nicht liebt, daß er Dein Gefühl tief gekränkt, Deine Vernunft betrogen und Dein Herz verhöhnt hat; Du kannst, Du mußt ihm dennoch verzeihen, nicht weil er es verdient, sondern weil Du besser und edler zu sein verdienst, als er.

Lieb ihn, so er der Liebe werth,
Wo nicht, so thu' es im Verdrusse!

sagt Frau Lenngren, und das ist eine Lebensregel für jede Gattin. Deine Ehe, so wie sie jetzt ist, ist keine Ehe; doch eine gute Seele kann selbst das Unheilige heiligen; die sanfte Glorie,

betrogen, sie hat weder sich selbst noch Sie, noch auch mich getäuscht, denn sie hat nie den Herrn getäuscht."

Der Geistliche schien durch diese Worte erschüttert zu werden; in seinem Innern ging ein plötzliches Erwachen vor; er hatte sich vorher so gut gehärtet, wie er konnte, doch Lina's Name in dem Munde eines Sterbenden, welches bewies, wie sehr sich der eisenharte Mann verändert hatte—das alles machte einen eigenthümlichen Eindruck auf Lindman, welcher fühlte, daß nun in einem Augenblicke der concentrirte Funke der Liebe und des Schmerzes seines ganzen Lebens auf einmal die Seele durcheilte.

Der edle Geistliche und der Baron redeten lange miteinander, ehe beide ihre Rechnung abgeschlossen hatten; endlich ging der Geistliche und der Baron ruhte ermattet von seiner Anstrengung aus.

Der Baron von Turn hatte nur ein Kind, eine Tochter, die jetzt acht Jahre alt war. Lina und sie waren einige Stunden später die eine ohne Gatten, die andere ohne Vater. Es war still und düster in der glänzenden Wohnung des Barons von Turn; die Fenster wurden mit Laken verhängt, die prächtigen Möbel mit Damast überzogen, die Stutzuhr im Leichenzimmer war stehen geblieben und schlug nicht mehr, und eine Blase, welche glänzend und mit schillernden Farben auf dem Flusse der Zeit gesegelt hatte, war geplatzt.

11.

Nur zu!

„Wir sind beide," sagte die verwittwete Gräfin von Turn, „nicht mehr jung; ich bin die Mutter eines bald erwachsenen Mädchens, und Sie, lieber Lindman, sind alt geworden, Ihr Haar ist schon ergraut, Sie gehen gebückter als vormals; war es gut oder übel, daß unser Jugendtraum nicht verwirklicht wurde?"

„Die Frage kann ich nicht mit Bestimmtheit beantworten," meinte Lindman, „gewiß aber ist, daß wir an innerem Werthe durch diese neue Prüfung nichts verloren haben; wir haben beide unsern innern Kampf durchgekämpft, und daß wir gesiegt haben, wird dadurch am Besten bewiesen, daß wir jetzt als Freunde mit Ruhe auf die hinreißend schönen Gemälde unsrer Jugend zurückblicken können. Sie haben an Frische und Colorit nichts verloren, aber ein friedvolles Licht beleuchtet sie, und wir sehen sie ohne Schmerz und ohne Vorwurf wieder."

„Ja," sagte die Gräfin lächelnd, „es war eine harte Probe; doch, Lindman, jetzt können wir uns mit Freuden wiedersehen; wir sind uns nicht weniger theuer, weil wir uns nie zugehören können; die Freundschaft, die Liebe dagegen ist eigennützig und pocht auf Aufopferungen."

„Nein, meine beste Lina!" entgegnete Lindman, „wenn die Liebe rein ist, wie die unsrige es war, so braucht sie nicht den Namen Freundschaft anzunehmen, um besser oder heiliger zu sein; ich liebe Sie noch und jetzt weit weniger als vormals, weil ich in Ihnen, Lina, einen Abglanz des Guten, des Himmlischen sehe; als Sie ihrer Liebe zu mir entsagten, als ich sah, wie sie mit Liebe und nur mit Liebe Ihren Mann besserten, da Sie Ihre Pflichten erfüllten und gerne erfüllten, da, ach da, Lina, meinte ich, daß Sie, weit entfernt, mich zu verlassen, meinem Herzen mit jedem Tage näher kamen, und ich liebte wärmer und wahrer, je weiter Ihr Begriff von Pflicht und Recht Sie von mir zu entfernen schien.

Die Liebe ist das Leben der Welt, ist die Zahl, in welcher alle andern gerade aufgehen, und daher kommt es, daß man nicht eine Person lieben kann, ohne sie alle zu lieben. Jede wahre Liebe trägt in ihrer Wurzel auch Menschenliebe; beide gehören zusammen, und wir sehen es im Leben auch bei denjenigen, die blind handeln und sich keine Rechenschaft dafür ablegen. Es ist fast unmöglich, daß ein liebendes Mädchen ein bettelndes Kind abweisen kann, ohne es zu lieben und Mitleiden mit demselben zu empfinden, und wenn Sie Familien beobachtet haben, so werden Sie bemerkt haben, daß der Arme nirgends liebevoller behandelt wird, als gerade dort, wo Mann und Frau sich gegenseitig lieben, und daß er nirgends härter abgewiesen wird, als dort, wo der häusliche Friede geflohen ist.

„Ich habe,“ sagte Lina, „nur meine Pflicht erfüllt.“

„Ja, ach ja, ich weiß es,“ entgegnete der Kranke, „doch Du erfülltest die Pflichten eines Engels, und nicht eines schwachen Menschen; Du warst hold gegen den, der mit eisenharter Hand Dein Glück zerbrach, Du pflegtest, Du erfreutest den, der Deine Jugendfreude trübte, mein Hochmuth rang mit Dir; ich verhöhnte Deine Liebe, ich stieß Deine Zärtlichkeit zurück, denn sie verletzte meine Eigenliebe; ich wollte nicht g e l i e b t werden; gehaßt wollte ich sein, um in mir selbst Gleichgewicht zu finden.

Aber wie ich auch höhnte, wie ich auch Deine Liebe von mir stieß, so schmiegtest Du Dich meinem Herzen immer näher, Du umschlangst mich immer mehr mit Deinen Armen, und zuletzt, Lina, fiel ich nieder und b e t e t e an; mein Kampf war beendigt: ich hatte mit dem Herrn gerungen.“

„Dank, Dank, mein Geliebter!“ lispelte Lina und strich mit der Hand die Locken des Kranken hinweg von seiner Stirn, welche sich mit kaltem Schweiße bedeckte; „ich weiß, was Du denkst, was Du fühlst; ich habe es viele Jahre lang Deiner Handlungsart angesehen; ich habe Deinen Blicken alles angemerkt, denn die Liebe ist scharfsichtig. Doch Du wirst matt; Du darfst nicht so viel reden!“

„Warum denn nicht?“ sagte der Baron mit traurigem Lächeln, „warum denn nicht? Weißt Du, Lina! der Arzt hat mir gesagt, daß ich nicht zu retten bin, und ich habe die Todesbotschaft mit Ruhe vernommen; auch das ist Dein Werk; ehedem schauderte ich vor dem Tode, jetzt aber nicht mehr; ich weiß, daß ich fortgehe auf dem Wege der Verbesserung, und daß dieser durch den Tod nicht unterbrochen wird; ich bin überzeugt, Lina, daß wir uns in einem andern Leben wiedersehen, uns lieben und besser verstehen werden, als hier. Was ist die Uhr, Lina?“

„Sie schlug so eben Eins.“

„So?“ fuhr der Kranke fort; „da mußt Du mich verlassen; gehe den kleinen Kabinetsweg! Lebe wohl so lange! ich will allein sein mit einem Geistlichen, den ich habe rufen lassen.“

Nach einigen kleinen Schwierigkeiten ging die Gattin weg auf dem Wege, den ihr Mann vorgeschrieben hatte und jetzt erhob er die matte Hand und faßte den Glockenzug. Der Kammerherr zeigte sich an der Thür. „Ist der Pastor draußen?“ fragte der Baron.

„Ja.“

„Bitte ihn, herein zu kommen!“

Bald trat ein Geistlicher herein und näherte sich dem Bette. Es war eine Gestalt, der man es ansehen konnte, daß die Natur sie zu etwas Kraftvollem bestimmt hatte, aber Kränklichkeit und vielleicht auch Sorgen hatten ihn schwächer gemacht, als man von seinem hohen Körperwuchse erwarten konnte. Das Gesicht war gleich und trug nun das Gepräge eines feierlichen Ernstes, aber auf der Wange brannte eine begrenzte Röthe gleich einem Blutstropfen auf dem Schnee und über die Schläfe zogen einige hellblaue Adern eine marmorähnliche Zeichnung.

„Willkommen!“ rief der Kranke dem Geistlichen entgegen und streckte die Hand aus, die der geistliche Mann drückte. „Sie sind derjenige,“ fuhr der Baron fort, die Hand festhaltend, „Sie sind derjenige, der das Recht hat, mich zu hassen und zu verachten; auch mit Ihnen will ich Versöhnung suchen; Lindman! hassen Sie mich?“

„Nein, Herr Baron, ich habe Sie nie gehaßt, sondern nur bedauert; ich habe Schrecken vor Ihnen empfunden, so wie ich empfinde, wenn ich sehe, daß ein Kind mit einer scharfen Waffe spielt oder an dem steilen Abhange eines Abgrundes klettert; das ist kein Haß, wenn auch ein unheimliches Gefühl. So ist's gewesen.“

„Ja, gerade aus dieser Ursache, mein bester Pastor, habe ich Sie berufen, mir das heilige Abendmahl mitzutheilen; ich wollte, daß derjenige, den ich am tiefsten beleidigt habe, mir beten helfen sollte, und daß dieses von Herzen geschieht, das weiß ich; denn Sie können nicht lügen und ein bedeutungsloses Gebet beten; Sie können nicht hassen, das hat mir Lina gesagt, und an Lina glaube ich; sie hat mich nie

betrogen, sie hat weder sich selbst noch Sie, noch auch mich getäuscht, denn sie hat nie den Herrn getäuscht."

Der Geistliche schien durch diese Worte erschüttert zu werden; in seinem Innern ging ein plötzliches Erwachen vor; er hatte sich vorher so gut gehärtet, wie er konnte, doch Lina's Name in dem Munde eines Sterbenden, welches bewies, wie sehr sich der eisenharte Mann verändert hatte—das alles machte einen eigenthümlichen Eindruck auf Lindman, welcher fühlte, daß nun in einem Augenblicke der concentrirte Funke der Liebe und des Schmerzes seines ganzen Lebens auf einmal die Seele durcheilte.

Der edle Geistliche und der Baron redeten lange miteinander, ehe beide ihre Rechnung abgeschlossen hatten; endlich ging der Geistliche und der Baron ruhte ermattet von seiner Anstrengung aus.

Der Baron von Turn hatte nur ein Kind, eine Tochter, die jetzt acht Jahre alt war. Lina und sie waren einige Stunden später die eine ohne Gatten, die andere ohne Vater. Es war still und düster in der glänzenden Wohnung des Barons von Turn; die Fenster wurden mit Laken verhängt, die prächtigen Möbel mit Damast überzogen, die Stutzuhr im Leichenzimmer war stehen geblieben und schlug nicht mehr, und eine Blase, welche glänzend und mit schillernden Farben auf dem Flusse der Zeit geschwebt hatte, war geplatzt.

11.

Nur zu!

„Wir sind beide," sagte die verwittwete Gräfin von Turn, „nicht mehr jung; ich bin die Mutter eines bald erwachsenenen Mädchens, und Sie, lieber Lindman, sind alt geworden, Ihr Haar ist schon ergraut, Sie gehen gebückter als vormals; war es gut oder übel, daß unser Jugendtraum nicht verwirklicht wurde?"

„Die Frage kann ich nicht mit Bestimmtheit beantworten," meinte Lindman, „gewiß aber ist, daß wir an innerem Werthe durch diese neue Prüfung nichts verloren haben; wir haben beide unsern innern Kampf durchgekämpft, und daß wir gesiegt haben, wird dadurch am Besten bewiesen, daß wir jetzt als Freunde mit Ruhe auf die hinreißend schönen Gemälde unsrer Jugend zurückblicken können. Sie haben an Frische und Colorit nichts verloren, aber ein friedvolles Licht beleuchtet sie, und wir sehen sie ohne Schmerz und ohne Vorwurf wieder."

„Ja," sagte die Gräfin lächelnd, „es war eine harte Probe; doch, Lindman, jetzt können wir uns mit Freuden wiedersehen; wir sind uns nicht weniger theuer, weil wir uns nie zugehören können; die Freundschaft, die Liebe dagegen ist eigennützig und pocht auf Aufopferungen."

„Nein, meine beste Lina!" entgegnete Lindman, „wenn die Liebe rein ist, wie die unsrige es war, so braucht sie nicht den Namen Freundschaft anzunehmen, um besser oder heiliger zu sein; ich liebe Sie noch und jetzt weit weniger als vormals, weil ich in Ihnen, Lina, einen Abglanz des Guten, des Himmlischen sehe; als Sie ihrer Liebe zu mir entsagten, als ich sah, wie sie mit Liebe und nur mit Liebe Ihren Mann besserten, da Sie Ihre Pflichten erfüllten und gerne erfüllten, da, ach da, Lina, meinte ich, daß Sie, weit entfernt, mich zu verlassen, meinem Herzen mit jedem Tage näher kamen, und ich liebte wärmer und wahrer, je weiter Ihr Begriff von Pflicht und Recht Sie von mir zu entfernen schien.

Die Liebe ist das Leben der Welt, ist die Zahl, in welcher alle andern gerade aufgehen, und daher kommt es, daß man nicht eine Person lieben kann, ohne sie alle zu lieben. Jede wahre Liebe trägt in ihrer Wurzel auch Menschenliebe; beide gehören zusammen, und wir sehen es im Leben auch bei denjenigen, die blind handeln und sich keine Rechenschaft dafür ablegen. Es ist fast unmöglich, daß ein liebendes Mädchen ein bettelndes Kind abweisen kann, ohne es zu lieben und Mitleiden mit demselben zu empfinden, und wenn Sie Familien beobachtet haben, so werden Sie bemerkt haben, daß der Arme nirgends liebevoller behandelt wird, als gerade dort, wo Mann und Frau sich gegenseitig lieben, und daß er nirgends härter abgewiesen wird, als dort, wo der häusliche Friede geflohen ist.

Lina! wo die Liebe fehlt, dort wohnt allein Egoismus, wo sie aber vorhanden ist, da ist auch mehr Liebe als für einen Gegenstand oder für eine Richtung vorhanden. Doch in einander übergehend gleich dem ungefärbten Lichte, da es sich in dem Prisma bricht, sind auch alle Farben der Liebe, sie zeigen sich in allen Uebergängen, in allen Abwechselungen, und es giebt doch nur eine einzige — nämlich Gottes Liebe."

Die Gräfin drückte ihrem Freunde die Hand und sah ihm lächelnd in die Augen. „Ja, ich glaube Ihnen, Lindman! Sie lieben mich jetzt inniger, als in unserer Jugend; so ist's auch mit mir, und ich erröthe nicht darüber."

So redete die Gräfin mit ihrem Jugendfreunde, da er viele Jahre nach dem Tode des Barons auf einen Besuch nach Liljewik gekommen war; es war ein Zusammentreffen zweier naheverwandter Seelen, die von Anfang an vereint gewesen waren und die sich auf Erden gefunden hatten; sie waren glücklich! Wie viele finden wohl, was sie gefunden haben — eine der ihrigen entsprechenden Seele? In Liebe und in Aufopferung, in Kampf und in Ruhe, überall waren sie sich begegnet.

Plötzlich wurde ihre Aufmerksamkeit durch einige Accorde auf dem Piano, das in dem angrenzenden Zimmer stand, angezogen. „Das ist meine Tochter," sagte die Gräfin; „hören wir zu, was sie singt." Und das Mädchen sang mit reiner und weicher Stimme: „Nur zu!"

Als sie das Lied geendigt hatte, war es, als wenn in Beiden ein und derselbe Gedanke nach Worten gesucht, aber keine gefunden hätte.

Endlich sagte Lindman: „Lina, nur zu! das haben wir beide, Sie und ich, oft geflüstert, als wollten wir gleichsam unser unruhiges Herz beruhigen. Nur zu, nur zu! Jetzt können wir mit Freuden diese Worte sagen; nur zu! gehe es nach dem Willen der Vorsehung, er ist der beste."

Ein Paar klare Thränen zitterten in den Augen der Gräfin, da sie die Hand ihres Freundes drückte und sagte: „Ja, Gott sei gelobt! nur zu! nur zu! Das Lied haben wir verstehen gelernt!

Eine morgenländische Erzählung.

1.

Unter den Pinien und Platanen des elterlichen Gartens wandelte Jussuf sinnend und tiefernst. Vor der murmelnden Quelle, die ihre silbernen Fluthen in ein Marmorbecken ergoß, über das eine liebliche Nymphe von durchsichtigem Alabaster sich neigte, blieb er stehen u. blickte hinab in das kräuselnde Wasser und sah gedankenvoll Tropfen nach Tropfen rinnen in das Bassin. Duftende Granaten, blühende Aloen standen zur Seite, und wenn der Wind sie bewegte und sie ihre Häupter neigten, schien es, als wollten sie Jussuf, den schönsten Jüngling der Stadt, den Liebling der Männer Adrianopels, den ersehnten Gatten aller Mädchen, deren tiefdunkle Augen durch den Schleier hervor mit Bewunderung und Entzücken oft auf ihm geruht, als wollten sie ihn begrüßen und ihm ihre Huldigung darbringen. Jussuf aber vernahm weder das Quellengemurmel, noch sah er die lockenden Blumen, und was er in der Tiefe des Wassers erblickte, war nicht sein eigenes Bild, das ihm doch in aller Fülle seiner Schönheit daraus entgegenstrahlte, sondern er fand, ohne zu suchen, auch dort seine eigenen heißen Wünsche, sein Sehnen und Zagen wieder. Gleich der Welle, die ihr bannet in den kalten Marmor, flüsterte er, und der ihr versaget weiter

zu fließen in jugendkräftigem Laufe, weiter, immer weiter dem Weltmeere zu, in das sie sich verlieren möchte, in dem unterzugehen ihre Bestimmung ist, so bannt Ihr auch mich an die Scholle. Mit einem seidenen Netze habt Ihr den jungen Leu umwoben, mit dem Hönig Eurer Worte seinen Schwur erschmeichelt, daß er nicht, wie er es doch könnte, das Netz zerreiße und hinausstürme in die Welt, die sein eigen ist, wenn er nur will? — Wieder starrte er hinab in die Fluth, finstere Falten zogen sich zusammen auf der hohen stolzen Stirne und seine Hand faßte nach dem Dolche, der in goldener Scheide in dem mit Diamanten verzierten Gürtel seines Oberkleides prangte. Stolz u. kräftig richtete er das schöne Haupt auf, und seine großen schwarzen Augen wandte er mit einem sehnenden Blick nach Abend hin, und seine Lippen murmelten: O, könnte ich dorthin! Hätte ich Flügel, um mich aufzuschwingen dorthin, könnte ich dem Winde gebieten, mich fortzuführen in seinem Mantel, und dorthin mich zu bringen! — Mit leuchtendem Blicke schaute er unverwandt nach Abend hin, wo in glühender Pracht die Sonne sich senkte, und mit ihren letzten Abschiedsstrahlen die vergoldeten Kuppeln der Moscheen und den Halbmond auf ihrer Spitze küßte, und seine Lippe bebte, wie in zitterndem Sehnen, seine Arme hoben sich, wie zum zärtlichen Umschlingen, und die Röthe des Verlangens brannte auf seinen Wangen. — Wohnte dort nach Abend Jussufs Geliebte? Sehnte er sich nach den Küssen ihrer Lippen, die so roth, wie die blühende Granade, drängte es ihn nach ihrer vollen, üppigen Gestalt, die reizend wie die der schwarzäugigen Houri des Paradieses, und verlangte ihn, an ihrem Busen zu ruhen und Welt und Leben zu vergessen an ihrem Herzen? Nein! Jussuf verachtete die Fesseln, die Weiberliebe über den Nacken des Mannes wirft, Jussufs Blut strömte glühend und drängend durch seine Adern, er fühlte, daß er ein Mann war, und wenn er seine starken Arme, seine muskelvolle Gestalt betrachtete, so durchzuckte ihn der Schmerz, daß er seine Arme nicht brauchen konnte, seine Feinde zu erschlagen, daß seine Gestalt nicht erglänzen sollte in der Reihe der Krieger. Wenn er hinweg schaute über Adrianopels Dächer und Thürme in die ferne, ferne Weite, so sagte er sich seufzend, daß dort in der Weite die Welt sei und das Leben, daß es dem Manne gezieme, Beides in seine Arme zu schließen, und zu erdrücken, nicht sich von Beiden zerdrücken zu lassen. Wenn er dorthin schaute nach Abend, so dachte er nur, daß dort der Feind und die Schlacht, in der sein Vater kämpfe, sein Vater, dem er gelobt, daheim zu bleiben, und das Haus, die Mutter und die Schwester zu hüten.

Nach Abend hin schaute er, dort ist sein Sehnen und Bangen, sein Wünschen und Verzweifeln! Jussuf liebt kein Weib, sondern nur den Krieg, sein Auge brennt in Kampfeslust, und sein Blut wallt in Schlachtendrang. Die Sonne war hinab gesunken, und von den Minarets ertönte der Ruf zum Abendgebet — Allah ist groß, murmelte Jussuff, und wandelte langsam und seufzend die schattige Pinienallee hinab.

2.

Ambraduft durchzog das weite Gemach, wo auf schwellenden, seidenen Polstern Duschmanta, die Perle des Orients, die Favoritin der Mutter Jussuffs, die Krone seines Harems lag. Das Haupt hatte sie rückwärts gelehnt auf die Polster, der eine entblößte, mit goldenen Spangen gezierte Arm ruhte auf der Mandolina, die in ihrem Schooße lag, und wenn zuweilen ihre Finger wie mechanisch über die Saiten fuhren, glich der Klang, der aus ihnen ertönte, dem letzten Liebesseufzer des sterbenden Schwans. Dieser Klang fand ein Echo in Duschmanta's Brust, und von ihren Lippen zitterten die Seufzer, und machten das Tönen der Saiten wiederum zu ihrem Echo. Ihr klares Gazellenauge hatte sie wie träumend zur Decke des Zimers gerichtet, die auf dunkelblauem Felde mit goldenen Sternen übersäet war, und schwere Seufzer hoben ihre schöne Brust. Dann flüsterte sie, und ihre Stimme klang wie das süßklagende Flöten der Nachtigall, die im verschwiegenen Haine dem Liebsten entgegenharrt: O Ihr goldenen Sterne alle, wie seid Ihr so glanzlos gegen das Sternenlicht seiner Augen, so todt, wie der junge Tag es ist gegen den Frühlingsmorgen seines

Angesichts! Wo weilt er, daß ich ihn in meine Arme fassen, an meinen Busen drücken kann! Strahlender Vogel des Paradieses, komm' und wiege Dich auf der Rose, sie welket ohne Dich! Das wird sie nicht, sagte eine Frauenstimme hinter ihr, und Duschmanta fuhr erschreckt empor.

Sie hatte nicht bemerkt, daß die seidenen Vorhänge, die zum Nebengemache führten, sich geöffnet hatten, und Zelmira, Jussuff's Mutter, hinter ihr stand. Das wird sie nicht, wiederholte das schöne königliche Weib. Perle der Schönheit, verschließe Dich nicht in die Muschel des Grams, und versenke Dich nicht in das Meer des Trübsinns, sondern strahle u. glänze, damit Jussuff Dich bemerkt, und zu sich empor ziehe an seine Brust.

Bin ich eine Perle, sagte Duschmanta, und richtete sich halb auf aus ihrer liegenden Stellung, ihre Freundin und Herrin zu begrüßen, bin ich eine Perle, o so soll Jussuff das Gold sein die Perle zu umschließen, und sein Herz das Meer, in das ich mich versenke.

Höre mich an, Duschmanta, sagte Zelmira ernst, und setzte sich neben ihre junge Freundin. Jussuff ist verändert und umgewandelt. Er flieht die Freuden der Jagd und der Tafel, in sich gekehrt und düster geht er einher, selten sieht man ihn lächeln, selten im Harem, und der schönsten Sklavin gönnt er keinen Blick.

Vielleicht hat die Liebe ein solches Wunder bewirkt! rief Duschmanta freudig, vielleicht, daß meine flehenden Blicke, meine Seufzer einen Wiederhall finden in seiner Brust.

Es ist nicht so, unterbrach sie Zelmira rasch. Jussuff krankt an einem andern Leid. Seine Gedanken sind nach Abend gerichtet, und sein Sehnen ist der Krieg.

Der Krieg, rief Duschmanta, und ihre pfirsichne Wange ward lilienbleich. Sie werden ihn tödten, ihn erlegen, wie das Thier der Wüste fällt von Jägers Hand.

Darum wollen wir ihn nicht ziehen lassen, unterbrach sie Zelmira schnell, und Du, Duschmanta, mußt die Fessel sein, die ihn hält, wenn das Wort es nicht mehr thut, das er dem Vater gegeben. Schmücke Dich, Duschmanta, rufe die Sklavinnen zu Gesang und Tanz; Musik soll ertönen, Duft umrauschen, und der mit Opium gemischte Sorbet, den Du aus goldener Schaale ihm reichst, ihn umnebeln. Dann, Duschmanta, nimm den muthigen Leuen in Deine Arme, drücke ihn an Deine Brust, und schaffe, daß die Liebe ihn milde und sanft macht, wie ein Lamm.

Das will ich, das will ich! sagte Duschmanta, und flog empor, nahm mit zitternden Händen aus der bemalten glänzenden Vase von den Blumen, und wand sie zu einem Strauße.

Was soll der Salem? fragte Zelmira.

Ihn zu mir rufen! antwortete Duschmanta, und fügte eine dunkelrothe Rose noch zu den übrigen. Sieh', wenn diese Rose ihm sagt, daß mein Herz bricht in Liebesqual, wird er kommen, gewiß kommen sei's auch nur aus Mitgefühl.

So gieb mir den Salem. Ich sah Jussuff im Garten, und will ihm selbst Deinen Brief überbringen!

3.

Welch ein berauschender Duft in Duschmanta's Gemache! Ueberdeckt ist der seidene Fußteppiche mit duftendem Jasmin, zum Zeichen, daß der Schritt des Geliebten willkommen ist, und Blumen unter seinen Füßen sich erheben. In den Ecken des Zimmers stehen hohe Candelaber mit blaßrothen Rosen geziert, und sollen dem Geliebten verkünden, daß Duschmanta ihn liebt. Leichte weiße Wölkchen, über dem brennenden Sandelholz sich erhebend, schwebten im Zimmer und verbreiteten einen süßen Wohlgeruch. Hinter dunkelrothen Vorhängen brennen farbige Lampen und werfen ein magisches Dämmerlicht durch das hohe Gemach, in dem Duschmanta in weißseidenem, mit Gold gesticktem Gewande auf dem Divan lehnt, mit klopfendem Herzen und stürmisch bewegter Brust! Da fliegt sie empor, und der einzige Ausruf: Er kommt! klingt von ihren zuckenden Lippen. Die Vorhänge öffnen sich, und ernst und stolz tritt Jussuff ein; Duschmanta aber, mit einem lauten Freudengeschrei, stürzt nieder zu seinen Füßen, und mit ihren weißen Armen seine Kniee umschlingend, hat sie nur noch Kraft zu stammeln: Geliebter!

Jussuff erbebt, er neigt sich hernieder zu der schönen Gestalt, er lößt ihre Arme von seinen Knieen und zieht das Liebe athmende Weib zu sich empor in seine Arme, und Duschmanta heftet ihr schwimmendes Auge auf Jussuff, ihren Liebling. Da ertönt süß schmelzende Musik, Flötenklänge und Harfengespiel; der Vorhang an der andern Seite des Gemachs fliegt auseinander, und eine reizende Gruppe schöner Mädchen in anmuthiger Verschlingung zeigt sich Jussuff's Blicken. Duschmanta zieht ihn zum Divan hin, und berauscht von dem Dufte der Blumen, entzückt von Duschmanta's Reizen, deren Schönheit er heute erst gewahrt, sinkt Jussuff auf den Divan hin, und leise legt Duschmanta einen Arm um seine Gestalt. Die Gruppe der Mädchen lös't sich, um sich aufs Neue zu verschlingen; in reizenden Windungen bewegen sich die wunderholden Gestalten hin und wieder, und als die sanften Melodien der unsichtbaren Musik sich nun aufschwingen zum lebensvolleren Takt, da werden auch die Bewegungen der Mädchen lebhafter, und schneller und im anmuthigen Tanze schwebten sie lautlos auf und ab.

Die Sklavinnen singen zur Janitscharenmusik:

Mahmud's Krieger auf zur Schlacht!
Auf zum blut'gen Streite!
Allah's Aug' im Himmel wacht,
Mahmud Euch zur Seite.

Muthig stürzt Euch in die Reih'n,
Jauchzend, ohne Zagen;
Allah wird Euch Sieg verleih'n,
Dürft nur Mahmud fragen.

Wenn der Moslem nieder sinkt,
Klagt nicht seiner Schmerzen,
Lust im Paradies ihm winkt,
In der Houri Herzen.

Darum Krieger, auf zur Schlacht!
Auf zum Siegesstreite!
Allah's Aug' im Himmel wacht,
Mahmud Euch zur Seite!

Jussuff hat die Hand an seinen Damascener gelegt, der an goldener Kette an seiner Hüfte hernieder hängt, und sein Auge blitzet auf zum Gott der Schlachten. Duschmanta blickte ihn an, und eine Thräne umschleiert ihr klares Auge, denn sie fühlt, daß Jussuff's Gedanken weit fort von ihr geflogen sind auf muthigen Schwingen, und daß ihre Liebe und ihre Seufzer ihm die Flügel nicht binden können.

Da öffnen sich die Vorhänge, und keuchend von weitem Marsche dringt ein Sklave herein. Mit dem Gesichte sich zur Erde neigend, reicht er seinem Herrn die Schrift dar, die er eilend den Lauf aus dem Lager gebracht von Jussuff's Vater, dem Pascha von drei Roßschweifen, dem Befehlshaber in des Kaisers Armee.

Jussuff entfaltet mit zitternden Händen das Blatt, aber nicht die Furcht, sondern die Erwartung macht seine Glieder beben. Dann springt er mit einem Jubelruf empor. Allah sei gelobt, ruft er, und seine Stimme ist mächtig, wie das Brausen des Orkans, der dem Aufgang der Sonne vorangeht. Allah sei gelobt! Ich bin frei! Mein Vater ruft mich, seinen Sohn, an seine Seite, ich soll kämpfen und siegen in der Schlacht! Auf zu Kampf und Sieg!

Ohne Duschmanta, der Zitternden, die ihr Haupt neigt, wie die vom Sturme geknickte Rose, nur ein Lebewohl zuzurufen, stürmt Jussuff hinaus, um den wilden Renner zu besteigen, und zu seinem Vater und zum Heere zu eilen. Duschmanta aber sinkt ohnmächtig in die Arme der Sklavinnen, und die Musik verstummt.

4.

Die Schlacht war verloren! Mit den Trümmern des Heeres kehrte Jussuff's Vater, der Pascha von drei Roßschweifen, der Anführer des Heeres, zurück, aber Jussuff war nicht an seiner Seite. Auf dem Schlachtfelde liegt er unter den Kriegern, den Leichen, sein Auge im Tode gebrochen, sein Angesicht zerfetzt von Säbelhieben, eine weit aufklaffende Wunde in der Brust. Aber das Blut fließt nicht mehr daraus hervor, es steht still, und Jussuff ist todt.

Tiefbekümmert saß sein Vater, der besiegte Heerführer, in seinem Palaste, tiefbekümmert aber stumm, denn es geziemt keinem Moslem zu klagen und zu jammern, wie ein Weib! Leise wimmernd sitzt ihm zur Seite Zelmira, Jussuff's Mutter, und Zoe, seine Schwester, Duschmanta liegt krank bis zum Tode auf ihrem La-

ihrer sündigen Gedanken; aber der Basilisk zieht mit Zaubergewalt das Vöglein in seine Kreise, daß es ihm näher kommen muß, und Zelmira auch konnte den Schlangenlockungen ihrer Gedanken nicht entgehen, und der Dämon der Sünde besiegte ihren Geist. — Mein Sohn muß reich sein und glücklich! murmelte sie zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor, daß es erklang, wie das Wuthgezische der Viper, die sich auf ihre Beute stürzt. Er muß reich sein! Der Fremde ist reich, und Niemand beobachtet mich!

Sie nahm vom Tische ein Messer und prüfte die Schneide, und ihr Auge leuchtete in blutgieriger Freude. Es ist scharf! sagte sie, und schlüpfte leise an das Lager des Fremden in der anstoßenden Kammer, die von der Lampe, die dort brannte, erhellt ward, und ihr gestattete, das von vielen Narben zerrissene Angesicht des Fremden, aber auch den Beutel voll Dublonen und den mit Diamanten verzierten Gürtel des Fremden zu erkennen. Sie gedachte bei diesen Reichthümern nur ihres Sohnes, sie liebte ihn niemals stärker als jetzt, wo sie für ihn freveln wollte, und als sie mit rascher Hand das Messer durch den Hals des Fremden stieß, gedachte sie mit unendlicher Liebe und Sehnsucht des Sohnes, für den sie diesen Mord beging.

Das Schlachtopfer ihrer Liebe schlug die Augen noch einmal auf, und seine Blicke trafen mit einem unbeschreiblichen, halb klagenden halb liebevollen Ausdruck Zelmira. Sie erbebte, und schauderte, denn diese Augen erinnerten sie an Jussuff ihren Sohn, und es schien ihr, nur Jussuff habe solche Augen, wie dieser Fremde, der jetzt seinen letzten Seufzer verhauchte.

„Wehe aber dem Mörder, der unschuldiges Blut vergießt; gleich wie der Pelican mit dem Blute seines Herzens sein Junges nährt, so wird auch der Mörder sein Herz zerfleischen an der Qual, die er selber erzeugte; und der Geier des Gewissens wird an seiner Leber nagen mit tödlichem Bisse!" Also sagt Mahomed, der Prophet!

7.

Zelmira hatte das Geld und die Schätze des Fremden ausgebreitet auf dem Tische, sie zählte die Dublonen, sie betrachtete die Diamanten. Umsonst, umsonst! der Sterbeblick des Gemordeten schwebte vor ihrem innern Auge, und sie dachte mit ängstigender Qual dabei an Jussuff. Die Leiche lag in der Kammer. Es war nicht mehr Zeit gewesen, sie einzuscharren, denn die Sonne ging schon auf, während sie die That vollbrachte, und sie wollte in nächster Nacht die Leiche vergraben. Auch hatte sie nichts zu fürchten, denn Niemand, selbst Zoe nicht, kam zu ihr. — Es klopfte an die Pforte, und Zelmira schreckte zusammen und lugte durch das kleine Schiebfenster, wer draußen sei. Es war Zoe, ihre Tochter, und Zelmira besann sich, daß, sie nicht einlassen, hieße Verdacht erregen. Sie warf ein Tuch über die Schätze auf ihrem Tische, öffnete ihr die Pforte, und Zoe trat ein zu ihrer Mutter. Sie sah so freudig und glücklich aus, daß Zelmira, die sich so verzweifelt fühlte, sich verletzt davon fand. — Ich wollte gestern schon zu Dir kommen, sagte sie rasch, ehe Zoe ein Wort gesprochen, um Dir zu sagen, daß Jussuff, mein Sohn, in einigen Tagen zurückkehrt. —

Ich weiß das schon, antwortete Zoe mit freudigem Lächeln und darum komme ich zu Dir. — Du weißt es? fragte Zelmira erbleichend. — Der Fremde sagte es mir, erwiederte Zoe ruhig. Sprachlos, entsetzt starrte Zelmira ihre Tochter an. Diese fuhr fort: Der Fremde war bei mir, ehe er zu Dir ging.

Welcher Fremde? stammelte endlich Zelmira.

Jener, der diese Nacht bei Dir zugebracht. Er ist Dir aber kein Fremder. Mutter, fühlst Du Dich stark genug, die Wahrheit zu hören? fragte Zoe, und blickte mit forschendem Auge ihre Mutter an.

Sprich, sprich, sagte Zelmire tonlos, und sank zurück in den hölzernen Sessel.

Nun freue ich mich um so mehr, daß jener Fremde meinem Anrathen gefolgt ist, sagte Zoe, ich fürchtete von der frohen Ueberraschung für Deine Gesundheit. Darum suchte ich, Dir die Erschütterung zu ersparen.

Welche Ueberraschung, welche Erschütterung? bebte Zelmira mühsam hervor.

Und Zoe sagte: Mutter, jener Fremder ist Dir bekannt! Nach langer Abwesenheit kehrt er zurück. Der Sultan hat ihm die Sünden seines Vaters verziehen, und ihn eingesetzt in seine Würden und Ehrenstellen, er hat ihn, den Sohn, wieder reich gemacht. Mutter, ahnst Du nicht, wer der Fremde ist? Er ist —

Nicht mein Sohn, nicht mein Sohn, kreischte Zelmira, und ihre Zähne schlugen auf einander, wie in Fieberfrost. Mein Sohn kehrt zurück, aber arm, wie ich es bin.

Reich kehrt er zurück, sagte Zoe, nur um Dich zu überraschen, um deine Freude zu sehen, hat er geschrieben, daß er arm sei Jener Fremde, dem Du als Gast die Pforte Deiner Hütte geöffnet, vernimm, es ist Dein Sohn, Jussuff, Dein Sohn.

Zelmira sah sie an mit dem Blicke eines Tigers, der nach Blut dürstet; sie packte Zoe mit beiden Armen, sie rüttelte sie mit übermächtiger Gewalt, und brüllte: Du lügst, Du lügst! Es ist mein Sohn nicht, nicht Jussuff!

Zoe, erschreckt und erstaunt, machte sich los von den Armen Zelmira's, und stürzte in die Kammer. Zelmira ihr nach. Als aber Zoe die tiefe Halswunde des Gemordeten, aus dem das Blut nicht mehr floß, als sie das gebrochene Auge sah, und die Todesfarbe des Angesichtes, da stöhnte sie laut, und ihr Gesicht mit ihren Händen bedeckend, wimmerte sie: Wehe wehe, es ist meiner Mutter Sohn, und meine Mutter hat ihn gemordet!

Zelmira, mit fieberisch zuckenden Lippen, mit wahnsinnigen Blicken, ächzend vor innerer Pein, riß das Gewand von der Brust des Gemordeten, dann stieß sie einen furchtbaren Schrei aus, einen Schrei, wie die Verdammten, denen die Paradieses-Freuden versagt sind, und die in dem Feuermeere der Schuld brennen durch alle Ewigkeit, ihn in ihrer Brust hegen, und sich neben der Leiche niederwerfend, raufte sie sich ihr Haar aus und zerriß ihr Gewand. Denn sie hatte auf der Brust des Gemordeten das Muttermaal entdeckt, an dem sie ihren Sohn erkennen mußte. Ja, ja, es ist mein Sohn, kreischte sie laut, er trägt das Mahl, mit dem er geboren, ich habe meinen Sohn gemordet um meines Sohnes willen!

Sie warf sich über die Leiche hin mit verzweiflungsvollem Geschrei, Zoe aber war ohnmächtig geworden. Von dem Geschrei angelockt, drangen die Nachbarn in die Hütte ein, und als sie die Leiche und die beiden Weiber sahen, entsetzten sie sich, und eilten, den Scheik mit seinen Trabanten zu rufen. Der Scheik kam mit seinen Dienern, und als er Zelmira bei Namen rief, richtete sie sich auf, und den Diener des Gesetzes erkennend, sagte sie, ihm ihre Hände hinreichend: Bindet mich, führet mich zum Tode! Dieser ist mein Sohn, und ich habe ihn gemordet!

So ward erfüllt das Wort Mahomed's, des Propheten, der da sagt: „Eine jede That trägt ihren Segen und ihren Fluch, ihre Strafe und ihren Lohn in sich. Gleich wie der Obstbaum erst erblüht, ehe denn die Frucht kommt, so muß auch die That erst erblühen, und dann erst wächst die Frucht der Vergeltung, und wie die Blume in ihrem Kelche den Saamen für kommende Tage trägt, so trägt auch die Sünde in ihrem Schooße die Strafe!—"

Die beiden Ringe.

1.

Jungen Leuten wird es schwer, das Alter zu verstehen: ihre Ansichten von dem Leben, von der Bedeutung der Zeit, von der Gegenwart und von der Zukunft sind ganz anders, als die seinigen, sie leben so zu sagen in einer entgegengesetzten Zone der Welt, des Gedankens und des Gefühls; sie verstehen weder seine Genüsse noch seine Sorgen. Die Hoffnung des Jünglings wächst üppig gleich einer Palme, die innerhalb der Tropen ihre Blätterkrone in die Höhe schießt; die Hoffnung des Greises dagegen ist gleich einer Zwergbirke, welche sich unter dem Polarkreise an die Seite der Felsen klammert; aber die Palme hat zwar einen hohen Stamm und prunkt mit einem lebhaften Grün, doch wächst sie nur in den Thälern und verschwindet weit unterhalb der Schneegränze; die Zwergbirke dagegen wirft ihre Ranken in die Lawinen und das feine Grün ist noch am Rande des Reiches der Kälte und des Todes zu finden. So ist es auch mit den Freuden des Greises: ihre Wurzeln haben einen höhern Wachspunkt und die Hoffnung des Greises ist das letzte Grün der menschlichen Seele. „So elend, so gering, so zertreten ist deine Freude, du alter Greis!" sagte der Jüngling, — „aber," entgegnete der Alte: „wenn die Blätter deines Glücksbaumes in der Frostnacht verwelken, da treibt meine kleine Freude ihre Knospen."

Wenn der Mensch jung ist, so liegt das Leben wie eine Blumenmatte ausgebreitet zu seinen Füßen; sieh! dort prunken die grünen Schattirungen der Hoffnung neben den rosenrothen der Liebe! aber es kommt eine Zeit, da man findet, daß die glänzenden Farben nicht ächt waren, daß die stolzesten Vorsätze des Menschen nur Modefarben sind, welche ein Tropfen Wasser oder der Sonnenschein bleicht; dann ist es gut, wenn man selbst eine Farbe hat, die nicht fällt. Wenn der Färber das Zeug grün färbt, so geschieht es entweder durch gelbe Farbe auf blauem Grunde oder durch blaue Farbe auf gelbem Grunde; nur die Grundfarbe ist durch Beize befestigt und bleibt, die andere Farbe aber bleicht allmählig, und darum kommt uns das Alte vor wie ein Kleid, das an der Sonne verschossen ist: wir sehen oft, daß die Eigenliebe die Grundfarbe der Menschenliebe, die Eitelkeit die der Tugend ist, und diese sticht im Alter hervor. Das geht auch uns einst so, laßt uns mit noch so vieler Mühe die Grundfarbe zu ändern suchen: sie bleibt dennoch, und kommt mit der Zeit hervor: die Sonne der sechzig Jahre bleicht die Modefarben.

Diese Allee von Ahornen und Kastanien führt auf das Rittergut Hallinge. Das Wohngebäude selbst sieht man nicht von dem Wege aus, weil es durch das kleine Eschengebüsch dort auf der Anhöhe dem Blicke entzogen wird; aber hier neben dem schönen Gitterthore, welches in der Gestalt einer aufgehenden Sonne mit gewaltigen hölzernen Strahlen gemacht ist, liegt ein kleines, nettes Häuschen. Wenn der Reisende den einen Zügel ansieht, um in die Allee hinein zu lenken, so kommt immer ein kleines rothbäckiges Mädchen mit weißgelbem flatterndem Haare aus dem Hause und öffnet das Thor: nehmen Sie sich in Acht und halten Sie Ihr muthiges Pferd ja fest, denn die Kleine hat noch nicht die Kraft, die schwere Pforte so

schnell zu öffnen; jetzt aber steht sie da und lächelt Ihnen entgegen mit ihren sanften blauen Augen, streicht die lichten Locken hinter die Ohren und knixt so nett zum Dank für die Kupfermünze, die Sie ihr zuwerfen.

So ist es viele Jahre lang gewesen, u. stets ist dieses kleine Mädchen gekommen, um das Thor zu öffnen, stets fast gleich groß und gleich alt; untersucht man jedoch die Sache genauer, so hat das kleine Mädchen nicht immer einen und denselben Namen; in diesem Jahre heißt sie Anna Stina, vor drei Jahren hieß sie Greta und vor noch längerer Zeit Sara; es ist nämlich eine ganze Serie von Schwestern einander in dem Amte gefolgt, das Oeffnen des Hallinger Gitterthores ist also eine Art von Fideikommiß, welches die eine Schwester von der andern erbt; doch Anna Stina, oder wie sie sich selbst nennt, „Tein-Tina," ist auch noch nicht die letzte, denn dort in dem Hause spielen noch zwei Suppleanten und eine liegt dort in dem trockenen Graben und bauet ein Schloß von Rinde und Holzstücken. Der alte Thorwächter ist nun zum dritten Male verheirathet und hat in allen seinen Tagen Gottes Segen an Kindern gehabt, alle gleich gelbharig gleich blauäugig, gleich rothbäckig und ihm gleich theuer. Der alte Troberg hatte schon vor ungefähr zwanzig Jahren seinen wichtigen Posten bei dem Hallinger Gitterthor inne, und war übrigens der Historiograph des Ortes; Troberg hatte seit der Zeit, da er dort eingezogen war, seine Aufmerksamkeit einzig und allein auf den Baron Gyllenfeldt, seinen Herrn und dessen Gut Hallinge gerichtet: dieses war seine Welt, sein Alles. Die ganze Welt hätte um gekehrt werden können, ohne daß Troberg es gemerkt hätte, wenn nur kein hölzerner Sonnenstrahl an dem Thore losging oder ein Baum in der Allee von dem Sturme erschüttert wurde. Troberg war ein Mann, der da meinte, es sei nichts passirt, wenn es nicht durch sein Thor passirt war.

Alle Menschen kannten Troberg, und das kleine Mädchen mußte des Tages wohl zehnmal die Frage: ist der alte Troberg zu Hause? mit ja beantworten; doch diese Frage war mehr eine Gewohnheit, als etwas anders: sie war eher eine Art Anzeige, daß man an dem Orte bekannt wäre. Troberg war bei Hallinge Parole und Losung.

Aber Troberg war kein Parasit, der bei diesem Gute aufgewachsen war. Es gab eine Zeit, da er jung war und in der weiten Welt umherschwamm. Er war Seemann gewesen und von seinen Knabenjahren an bis in die vierziger Jahre mit Handelsschiffen umher gefahren, bis er sich endlich neben dem Thore in Ruhe begab; jetzt war der Alte beinahe siebzig Jahre alt, aber noch rüstig; er kann noch lange leben, der alte Troberg, wenn ihn kein Unglück trifft. Inzwischen hatte der Alte seine Erinnerungen eben so gut, wie der allerberühmteste Mann, er hatte in seiner Jugend oftmals in der guten Stadt New-York längs Broadway promenirt und sich mit den Yankees gezankt; er hatte mehr als einen Cigarrenstummel bei Buenos Ayres in die Mündung des Rio Plata geworfen; er hatte den Tafelberg am Cap und den Peter Batt auf Mauritius gesehen—mit einem Worte: er war ein weit gereister Mann und saß oft des Abends und erzählte von diesen Orten und ihren Wundern seiner Frau und seinen Kindern, welche von Mauritius und dem Cap und Rio und Bahia etwa so viel Begriff hatten, wie von Deutschland oder Dänemark. Es war nämlich alles ausländisch, gehört zu diesen entlegenen Theilen der Welt, die ein Bauer in Schonen einmal vor dem Verfasser unter der allgemeinen Benennung „die deutschen Binnenländer" zusammenschlug, zu welchen er auch China mit einrechnete. Troberg's Häuschen war auch eine Art Kunstkabinett von einer Menge Curiositäten aus allen Ecken und Enden der Welt! er hatte mehre Arten von Schnecken, von getrockneten Seesternen und hübschen Meerigeln und eine Menge Bambusrohre und Porcellansachen, die er bald hier bald dort gekauft hatte; er hatte ausserdem mehrere Sorten sonderbare Nüsse und geflochtene Arbeiten aus dem Süden und aus dem Norden und einige Gemälde, die er in Rio Janeiro gekauft hatte, und welche in vierzig Tagen alle Sünden wegnahmen, sagte er lachend; es waren nämlich Heiligenbilder, welche diese Kraft besaßen.

Ehemals hatte er seine Wohnung in Hölsingborg gehabt: sie lag dort so klein und so nett an der Brucksstraße dicht am Strande, mit einem kleinen Garten vor der Thür, durch dessen grüne Stachenden man den Sund, Hölsingör und Kronoborg nebst den vielen Tausenden der vorbei segelnden Schiffe sah. Dort wohnten seine Frau und die Kinder, und die letztgenannten spielten unten am Strande und saßen des Morgens, wenn die Sonne das dänische Land mit den hellgrünen Buchenwäldern und den fleißigen Windmühlen beleuchtete, wartend ob nicht ein Kriegsschiff kommen würde—„dieses Segel da hinten im Kattegat ist so groß, es ist gewiß ein Russe!" — „nein, es ist ein Engländer," disputirte ein zweites; — „nein, es ist ein Schwede," sagte ein drittes — „ich sehe die blaue Flagge im Winde flattern; richtig, jetzt raucht es aus der Kanonenlucke — pang! das war ein Schuß; wir wollen zählen!" — es wurden dreizehn;— „es ist ein Russe," sagten die Kinder zu einander, wenn das Schiff mit gestrichenem Marssegel an der Festung vorbeifuhr, welche jetzt die Salute beantwortete, daß die Fenster in dem kleinen Hause erzitterten. „Lege das Ohr auf die Erde, Peter! so sollst du hören, wie es knallt," sagte der älteste Knabe, und wirklich, der Schuß war noch einmal so stark.

Dort wohnte damals Troberg's Familie; er aber war selten zu Hause; doch einmal in jedem zweiten Jahre kam ein Schiff an; es ankerte bei Helsingör, und ein kleines Boot kam wie ein Pfeil über den Sund geschossen und landete vor Troberg's Hütte.

Ein sonnenverbrannter Matrose in seiner leichten Tracht, eilte aus dem Bote hinauf durch den kleinen Garten. Dort spielten die Kinder: der Sonnengebrannte nahm sie in seine Arme und küßte sie: „kennst du mich Janne?" fragte er den Aeltesten, und dieser antwortete sogleich: „Ach ja, das bist du ja, Vater!" und nun watschelte gleich Einer von den Kleinen hin an das Fenster des Häuschens und rief: „Nun ist Vater hier! Vater ist draußen im Garten und tritt die Salbei nieder!" Ein junges hübsches Weib eilt sogleich hinaus bei dem Rufe: „Gott gesegne Dich, daß Du auch einmal nach Hause kommst!" sagt sie und streichelt die sonnenverbrannte Wange ihres Mannes; „Gott segne Dich! Alle Kinder sind Gott Lob! gesund." Aber Troberg hat nur Urlaub erhalten, auf so lange Zeit an's Land zu gehen, bis der Zoll erlegt ist. Jetzt weht ein günstiger Wind, das Boot wird abgestoßen und er eilt dahin. „Ich komme im Herbst herab!" ruft er der Frau und den Kindern zu, die dort unten am Strande stehen und auf die Haufen von Seetang steigen, um einen größern Gesichtskreis zu bekommen; aber der junge Matrose rudert mit kräftigen Zügen sein kleines Fahrzeug; jetzt ist er kaum mehr zu sehen, jetzt ist er dort unter dem Mastenwalde verschwunden.

So lebte der ehrliche Matrose viele Jahre mit seiner Frau und seinen kleinen Kindern, kam und ging, wie Haley's Komet seine weite Bahn, war aber immer willkommen, wenn er kam und vermißt, wenn er ging. Doch traf etwas ein, welches bewirkte, daß er mit einem Male sein unstetes Leben abbrach und sich in Ruhe begab. Dazu trieb ihn nicht die Armuth, nein, nur ein Ereigniß, eine Gelegenheit, da Troberg zu Jemandes Dienst sein konnte, und dergleichen versäumte er nie. Jetzt erhielt er sein Dienst bei Hallinge, es war eine Sinecure eben so gut wie ein Präbendepastorat, aber er erkannte dies auch ohne Bedenken.

Troberg freuete sich in seinem Sinne, da er mit Frau und Kind das kleine Haus bezogen hatte. „Nun bleiben wir zusammen jeden Tag," sagte er und streichelte die nunmehr erblichene Wange seiner Frau, „nun trennen wir uns nicht mehr!" Doch die Vorsehung spielt mit einem Matrosen eben so gut wie mit einem Könige, und schon nach einem Jahre war Elisabeth, Troberg's, Gattin abgereist, nicht über das Meer, sondern über das Grab in ein besseres schöneres Land. Da wurde Troberg traurig, aber auch seine Fregatten-Vogelnatur, welche sich vorher oft in seinem Herzen geregt und bewirkt hatte, daß er mit besonderem Interesse jede Wetterfahne auf dem Dache betrachtete, erhielt ihren Todesstoß — sie wäre sonst vielleicht wieder erwacht und hätte ihn ergriffen mit Sehnsucht nach den brausenden

Wogen, vielleicht wäre er von den Seinigen wieder hinaus in das Freie geflohen; jetzt aber lag er dort vor Anker bei sieben kleinen Kindern—das ist ein sicherer Anker.

Ich habe diesen Mann lange gekannt, er ist sich von seiner Jugend an gleich geblieben; die Grundfarbe seines Charakters war blau, wie die Farbe der Treue, und nur seine Lebensweise sein unaufhörlicher Kampf auf einem unsteten Elemente, seine Verachtung gegen alle Gefahren, die seinem Leben als Seemann anhingen, hatte seinem Charakter ein Aussehen von Härte in dem Farbentone gegeben, die demselben nicht angehörte; denn unbewacht war dieser weich wie der eines Weibes, und edler Entschlüsse und edler Handlungen ebenso fähig, wie der eines Helden—aber die Tugenden des Armen werden vergessen, während man die Untugenden des Großen preis't. Um wenigstens einen Winkel hier in der Welt für ein Bild über einen alten Seemann offen zu lassen, habe ich diese Zeilen aufgezeichnet; es ist ein Glück, daß der redliche Mann keiner Schmeichelreden bedarf. Ich bin kein Hofwalter.

Ich war jung und hielt mich eine Zeitlang in Stockholm auf; ich wurde der Zeuge eines Ereignisses, da ich den Troberg zum ersten Male sah. Das will ich erzählen.

Vor vielen Jahren erwachte ich über einen ungewöhnlichen Lärm in einer dunkeln Oktobernacht. Ich wußte nicht recht, was eigentlich meinen Schlaf gestört hatte, sondern lag noch einige Augenblicke ungewiß und starrte in die Dunkelheit hinein. Da hörte ich die Sturmglocke von einem benachbarten Thurme und gleichsam als ein unheimliches, vielfaches Echo antworteten die Glocken von den übrigen Thürmen in verschiedenen Tonarten. Aber alles war Klage. Ich wurde unruhig, ich hörte das Getümmel auf den Straßen, das Gerassel der Wagen, das Gewieher der Pferde und die dumpfen Schläge der Sturmglocken; ich konnte mich nicht beruhigen, sondern stand auf und kleidete mich an.

Ich eilte hinaus. Als ich hinabkam, rollte gerade eine Spritze an mir vorüber nach der Brandstätte hin; ich unterschied die Stange und die Flagge an dem dunklen Nachthimmel, die Laterne an dem Thurme der Nikolaikirche zeigte nach der südlichen Vorstadt; das Volk strömte lärmend, lachend und schwatzend die Straße entlang, und ich ging mit dem Strome. Mit taktmäßigen Schritten kam ein Trupp Fußsoldaten die Straße herab, und bald darauf sprengten einige Gardisten zu Pferde vorbei; die Karren rollten, das Wasser spritzte aus den Spünden der Tonnen hervor, die Fuhrknechte fluchten und die Straßenjungen schrieen in einem wilden Chore.

„Das Feuer ist beim Fatbur," (ein kleiner Landsee in der südlichen Vorstadt ziemlich entlegen und noch jetzt größtentheils von kleinen, hölzernen Häusern umgeben) sagte einer unter dem Haufen; „es giebt einen fürchterlichen Brand unter den Hütten." Es war ein starker Wind, und das Wasser spritzte an dem Kai hinauf, bei den rothen Kaufläden da ich dort am Rosenbad vorbeiging.

Endlich war ich dort. Klare Flammen flatterten gleich goldenen Gardinen im Winde aus den Fenstern eines großen Hauses; neben demselben lagen schon einige kleinere Gebäude in Ruinen. Das Feuer warf ein flackerendes unbestimmtes Licht auf die bewegliche Menge, welche gleich den Ameisen in einem Ameisenhaufen wimmelte und ihre Ameisenwege für die Schläuche anlegte; die Glocken der Kufen läutete ein monotones Accompagnement zu dem Getümmel des Volkes, zu dem hohen Gerassel der ankommenden Spritzen, welche auf ihren kleinen Rädern auf dem unebenen Pflaster gleichsam vorwärts geschleift wurden, zu dem Knarren der Pumpen und dem Sprühen der Flamme.

Ich drängte mich näher, aber der Rauch schlug die Herbstluft nieder, und nur dann und wann, wenn die Rauchmassen sich theilten, sah man, wie die Wasserstrahlen der Spritzen sich über den glühenden, mit einer goldrothen Farbe gleich der Farbe des französischen Goldes, glänzenden Ruinen kreuzten. Das Feuer verminderte sich ungeachtet des Sturmes, und bald war nichts mehr übrig, als eine rauchende Masse ohne Flammen, aus welcher bisweilen Millionen Funken emporstiegen gleich einem

Flocken Sperlinge, die von dem Kornfelde aufgescheucht wurden, und welche von dem Winde hinweggeführt in tausend schlangenähnlichen Windungen durch die Luft flogen; das Gedränge war stark und ich bahnte mir mit Mühe einen Rückweg und eilte davon.

Ich kam so auf meiner Flucht aus der Volksmasse ein wenig seitwärts von dem kleinen Landsee zu stehen, dort war es ruhig und still nur ein unbedeutendes Getöse von der Brandstätte erscholl bis hieher. Der Morgen graute. Ich setzte mich auf einen Haufen Bauholz und sah auf den rauchenden Haufen, der noch vor Kurzem von glücklichen Menschen bewohnt wurde.

Es wurde immer heller, der Himmel war regenerig und traurig und empfing die langsam emporsteigenden Rauchfelder in seinem Schoße. Da sah ich in der Dämmerung vor mir etwas dunkeles schweben, und bald stand ein Mann vor mir, der ein ohnmächtiges Frauenzimmer auf seinen Armen trug.

„Gut, daß es hier Menschen giebt!" sagte er und legte seine Bürde auf das Bauholz; „das war schön; sie ist, hol mich der T— ! ohnmächtig oder todt." — „So, nun Wasser her!" fuhr er in seinem Monologe fort, „und Sie, mein Herr! können so lange nach ihr sehen, bis ich mit Wasser komme." Der Mann eilte hinweg, wurde jedoch durch die Stacketen und Büsche in den vielen Gärten, welche damals in dieser Gegend waren, sehr aufgehalten. Ich hatte Zeit genug, das Frauenzimmer zu betrachten, sie war jung, vielleicht einige Jahre über 20 und außerordentlich schön, obgleich jetzt blaß wie ein Marmorbild und mit verbrannten Haaren. Ihr Retter kam bald zurück mit Wasser in seinem Hute und begann sie damit zu bespritzen — es erfolgte ein Zucken. „So!" sagte er und lächelte, „sie erholt sich!" Er sagte wahr, denn nach einigen Minuten schlug sie die Augen auf, diese aber irrten wild umher, und als der Blick die Rauchwolken über der Brandstätte traf, so erhob die Arme sich und ihre Augen brannten wie bei einem Thiere, dessen Junge man geraubt hat.

Ihr ganzes Aussehen verrieth, daß sie ihr Gesicht und ihr Gehör anstrengte, um etwas zu erforschen, das sie wissen wollte, aber es war eine Forschung der Verzweiflung, nicht die ruhige und sichere, sondern die leidenschaftliche. Jetzt wollte sie aufspringen und hinwegeilen, aber der Mann hielt sie zurück und sagte: „Nun, liebe Mamsell, oder was Sie ist, laufe Sie nur nicht weg; dort ist nichts zu thun, und die Leute retten alles, was zu retten ist." Das Frauenzimmer antwortete nicht, sondern sank zurück in ihre vorige Stellung, den starren Blick auf die weißen Rauchwolken geheftet, die jetzt immer deutlicher aus dem Morgennebel hervortraten. „Sie sollen wissen, Herr!" sagte der Mann, welcher, wie ich jetzt sah, in gewöhnlicher Matrosentracht gekleidet war, „Sie sollen wissen, daß dieses arme Ding geradewegs in das Feuer lief, aber ich sah sie noch zeitig genug und lief nach wie eine Katze; es war zwar ein wenig schauerlich, denn das Gebäude wollte über mich herstürzen, aber es ging ja doch, wenn ich auch ein Paar Brandwunden am Arme bekommen habe—doch das heilt bald genug wieder aus, ich habe Gottlob gutes Fleisch.— Nun liebe Mamsell! will sie einen Trank Wasser haben? Leihe Sie mir einen von ihren Schuhen, daraus kann man besser trinken, als aus dem großen Hut—der Henker auch, sie hat gar keine Schuhe, sie hat, glaube ich, gar nichts an, als den Leibmantel, das arme Ding!" Er wollte seine Jacke ausziehen, und sie ihr überhängen, aber ich gab meinen Mantel her — ich konnte ja nicht mehr thun.

„Hm, hm!" sagte der Seemann, „ich, sollen Sie wissen, kenne die Person nicht im allermindesten, denn ich bin Matrose auf dem Schiffe Victoria von Malmö, heiße Tryberg, und kam hieher, um zu helfen, wenn etwas zu thun wäre; aber es ist doch sonderbar, daß sie nicht redet!—Mamsell oder Madame oder Jungfrau, oder was sie ist!—wie ist's mit Ihr? friert Sie?—Herr Gott! sie sitzt hier und verdirbt sich ganz!" fuhr er fort, und ein Strahl einer wilden Herzlichkeit leuchtete auf seinem sonnenverbrannten Antlitze. „Arme Kleine! ihr ist gewiß alles verbrannt, was sie hatte, kann ich mir denken—das ist nicht so gut für den Armen. Wenn," begann er mit einer Art rohen Feierlichkeit, „wenn Gott das We-

nige, was Sie hatte, Rauch und Asche hat werden lassen, so meint er es damit nur gut. Gott meint es immer gut mit uns Elenden, und da soll Sie sich wohl so gut trösten, wie Andere, denn Sie soll wissen, Gott ist allenthalben und auch hier und gibt seinen Segen denen, die da hoffen und glauben; — wie ist's mit Ihr?" — Keine Antwort — das arme Weib saß noch immer in derselben Stellung.

Jetzt war das Feuer ganz gelöscht und die kindlichen Töne der Freudenmusik erklangen über das Wasser. Das Frauenzimmer erhob sich und lauschte. „Wer singt und trommelt dort?" sagte sie zu sich selbst, — „ist das nicht mein kleiner Sohn, der seine Trommel schlägt und sein Lied singt? — er sang immer so schön — gerade so wie jetzt."

„Nein Mamsell!" sagte Troberg, „das ist die Freudentrommel und bedeutet, daß alle Gefahr vorüber ist."

„Die Freudentrommel!" rief das Frauenzimmer und sank zurück; „es ist also nicht mein Sohn, der auf seine Trommel schlägt und singt, um seiner Mutter eine Freude zu machen? Ich will zu ihm!"

Jetzt sprang sie auf und wollte sich in's Wasser stürzen, aber Troberg und ich hielten sie mit vereinten Kräften zurück; sie sank ohnmächtig in unsre Arme. Keine Thräne feuchtete das weit offene Auge, welches wild um sich blickte — endlich arbeitete sich ein Seufzer hervor aus der beklemmten Brust! „mein kleiner Junge!" klang dieser Seufzer — und die Freudentöne klangen über den See herüber und mischten ihre Scherze mit der halbunterdrückten Klage der Mutter.

Wir trugen die Verzweifelte in ein nahes Haus. Es wurde nach einem nahen Doktor geschickt; ich und der redliche Troberg blieben da. Jetzt erst dachte ich daran, daß dieß arme Weib etwas zur Stärkung nöthig haben könnte, aber ich suchte vergebens nach meinem Taschenbuche; ich hatte es zu Hause gelassen. Mein ehrlicher Seemann aber sah ganz ruhig aus und begann, als er meine Gedanken erfuhr, in seinen Taschen umher zu suchen — das dauerte lange, aber zuletzt zog er etwas Zusammengerolltes und Schmutziges hervor.

„Sie soll einen Trunk Wein haben," sagte er; „hol' mich der T— ! das arme Ding stirbt sonst! Ja, ja, so ist es," fuhr er fort, „sie hat vielleicht bei dem Feuer ein Kind verloren — vielleicht ist ihr kleiner Sohn mit verbrannt oder in der Verwirrung weggekommen — da können keine Menschen trösten, sondern nur Gott allein — armes Weib!" — und mit verwendeter Hand strich sich der rohe Mensch über die Wange; er fühlte nämlich, daß etwas Ungewöhnliches — eine warme Thräne — an derselben hinab rann. — „So etwas," sagte er zu mir mit erzwungenem Lachen, welches bedeuten sollte, daß er die Sache auf der philosophischen Seite und mit Ruhe betrachtete, „so etwas ist doch recht jämmerlich — ich habe selbst Kinder — Gott behüte die kleinen Schelme zu Hause!" Wiederum glänzte eine Thräne in den Wimpern, aber Troberg wollte nichts von ihr wissen, sondern fuhr fort: „Das ist doch verteufelt, was der Rauch den Augen schadet! das kommt nach, ich fühle es — sie rinnen wie ein Paar Branntweinsblasen," — und jetzt hielt er die Hand vor die Augen und weinte und ärgerte sich, daß er nicht anders konnte. Redlicher Troberg! alles, was Du liebtest, stand in diesem Augenblicke vor Deiner Einbildung; Du sahst sie in Gefahr, Du hattest eine verzweifelte Mutter vor Dir und empfandest einen Theil ihrer Qual; wo Du aber nichts zu bereuen hast, nichts, dessen Du Dich zu schämen brauchst, — ärgerst Du Dich über Deine Thränen und schämst Dich, daß Du tief und lebhaft fühlst; Du willst ein tüchtiger Kerl sein, der vor nichts weicht: Dein Herz hat Dich besiegt, und darum ärgerst Du Dich!

Der Arzt kam, das Weib war wahnsinnig und wurde in das Irrenhaus gebracht.

Dies war mein erstes Zusammentreffen mit Troberg; aber nachher sah ich ihn oft im Hafen, wo er ging und das Schiff mit Eisen beladen half. Ich trat eines Tages zu dem redlichen Manne, er legte seine Eisenbürde nieder und reichte mir seine grobe mit Rost bedeckte Hand zu einem kräftigen Handschlage. „Nun sieh da den guten, kleinen Magister! Wissen Sie, wie es mit dem Frauenzimmer ging?"

Zu meiner Beschämung mußte ich bekennen, daß ich nicht nach ihr gefragt hatte. Mein Troberg hatte anders gehandelt, er hatte das Irrenhaus besucht u. mit der Kranken geredet. „Sie ist leider verrückt,“ sagte er, „und es war sehr Schad, daß sie ihren kleinen Jungen verlieren sollte; wenn nur keiner von meinen,“ fuhr er mit bekümmerter Miene fort, „in's Unglück kommt. Der verteufelte Reverberofen, den Ruuth da unten hat, sprüht Feuer und Flammen aus dem Schornsteine, und Elsbeth wohnt nahe dabei, kommt nur ein Funken auf das Dach, und es wäre nordwstlicher Wind, so reiste auch meine Hütte und das Komödienhaus, und man müßte noch Gott danken, wenn nicht die ganze Stadt mit drauf ginge. Wie gesagt,“ fuhr er in seiner unterbrochenen Erzählung fort, „wie gesagt, Herr Magister, sie ist ganz verrückt, weil sie ihren Jungen verloren hat, sie spricht davon, wie schön er war und wie fein gekleidet, und dann sagte sie, er wäre der Sohn eines vornehmen Mannes, aber den Namen dürfte sie nicht sagen, und er hätte einen kleinen Ring auf der Brust an einem schwarzen Bande um den Hals. Ja, ja, kann wohl sein, aber Junge und Ring liegen jetzt in der Asche denn sehen Sie, Sie müssen wissen, ich habe überall umher gespürt und bin dort auf der Lauer gewesen präcis so, Gott verzeihe mir meine Sünden! wie ein Zollschnüffler, obgleich ich doch keiner bin.“

„Und Ihr habt gar nichts von dem Kinde vernommen?“

„Den T— auch,“ sagte Troberg, gleichsam ein wenig beleidigt, „ich hätte den Jungen gerne mit meinen bloßen Fingern ausgegraben, wenn ich nur gekonnt hätte, wenn ich ihn nur wieder hätte lebendig kriegen können; das sollte eine Lust gegeben haben, wenn ich mit dem kleinen Schelm zu der Mutter gekommen wäre und gesehen hätte, wie sie ihn küßte und streichelte — das wäre eine richtige — so richtige — eine ordentliche Komödie.“

„Auch ich möchte mit dabei sein,“ sagte ich. „Troberg! Ihr seid ein Ehrenmann; Dank für alles Gute, das Ihr thun wollt! Gott wird's Euch dereinst lohnen.“

„O,“ lächelte Troberg und schüttelte meine Hand „nicht frägt Gott groß darnach, was ein armer Teufel wie ich bin thut; auch habe ich oft gedacht: was geht die Sache Dich an? Du bist ja nicht der Vater des Jungen; aber sieh, ich bin nun einmal so, und kann es nicht lassen, mir die Nase zu verbrennen für solche unglückliche Menschen; ich kann wohl sagen, es wurde ordentlich schwer, als ich sah, daß das junge Weib verzweifelte, und ich bereute es fast, daß ich sie dem Tode entriß; ich hatte dort ja nichts zu thun und hätte alles so gehen dürfen, wie es gemeint war, so schliefe sie jetzt in Ruhe, das soll ja doch einmal geschehen, und wann und wie, das kann einerlei sein, ob es geschieht im Feuer oder im Wasser — das wird wohl mein Ende, und dann muß die arme Elsbeth sich allein durchschlagen, so gut sie kann.“

Bald segelte das Schiff Victoria von Malmö hinaus in das weite Meer; es sollte mit einer Eisenladung nach Nordamerika; ich sah Troberg in vielen Jahren nicht wieder. Er schwebte umher in allen Klimaten und war nur bisweilen zu Hause bei den Seinigen; wenn ich ihn bisweilen traf, so geschah es nur in aller Eile. Troberg und ich vergaßen uns allmälig und nur jetzt, nachdem ich ihn als Thorwächter bei dem Edelhofe Hallinge wiedergefunden habe, dessen Besitzer mein akademischer Freund ist, sind sämmtliche Erinnerungen wieder in meiner Seele erwacht. Troberg ist der Mittelpunkt in einem Gemälde geworden, auf welchem viele Ereignisse und viele Schicksale sich durchkreuzen; ich habe daher erst sein Bild gezeichnet, so gut ich vermochte.

Er, der alte Greis, ist noch jetzt ein froher und glücklicher Mensch, der so viel Gutes thut, als er kann, und der alle seine Kinder mit gleicher Liebe liebt; noch schlägt wie in seiner Jugend sein weiches Herz in der harten Schale und noch schämt er sich eben so wie damals, wenn er zufällig wird was er „weibisch“ nennt, das heißt: wenn er jemanden verstehen läßt, daß er Mitleiden hat und weichere Gefühle als solche, die seiner Meinung nach dem Charakter eines Seemannes von ächtem Schrot und Korn anstehen. Sein Charakter war

mit keiner andern Farbe übertüncht, als mit der natürlichen, und diese ist sich gleich geblieben, eine sechszigjährige Sonne hat sie nicht bleichen können.

2.

Vor einigen und dreißig Jahren schlich sich ein junger Mann von vortheilhaftem Aeussern die Treppe eines weit in der südlichen Vorstadt gelegenen Hauses hinauf. Es war dies der junge Baron Gustaf Gyllenfält. Dort wohnte seit einem Jahre ein junges Frauenzimmer, das nie ausging, sondern stets allein saß, ausser wenn der Baron sie besuchte. Ihre einzigen Zerstreuungen waren ein Clavier und ein kleiner hübscher Knabe, der vier Jahre alt war. Mit dem Kinde spielte und plauderte sie, übrigens aber war sie traurig und saß oft in Thränen neben ihren kleinen Sohne, wenn dieser lag und schlief. Wenn er wieder erwachte, und der Mutter seine kleine Arme entgegen streckte, so trocknete sie ihre Thränen ab und schien froh zu sein.

Der Baron trat in das kleine nette Zimmer, welches einfach, aber geschmackvoll möblirt war. Das junge Frauenzimmer saß in diesem Augenblicke und spielte mit dem Knaben, der ein schönes Buch mit schönen Kupferstichen erhalten hatte; „da wären so hübsche Kerle und da wären auch Vater und Mutter," sagte der Kleine.

„Guten Abend, liebe Anna!" sagte der Baron bei seinem Eintritte. „Du siehst nicht froh aus — wie ist es mit Carl? Guten Abend, mein lieber Junge!" — Das Kind flog sogleich in seine Arme und küßte ihn. „Ach, ach! wie sehr willkommen bist Du, Vater!" Aber der Baron war nicht so froh, wie er die letzten Male gewesen war; er saß da und plauderte mit dem Knaben und der schönen Mutter, aber dennoch ruhte eine Wolke auf seiner Stirn die weder der Knabe wegglätten, noch die schöne Anna wegschmeicheln konnte. „Was fehlt Dir, Gustaf?" fragte Anna und strich ihm die dunkeln Locken von der Stirn; „es liegt Dir etwas auf dem Herzen, das sehe ich, ich kenne Dich so genau; vielleicht kommt jetzt Deine Zeit betrübt zu sein? Du bereuest wohl nicht Deine Verbindung mit der armen Pfarrerstochter jetzt, da Deine Versprechungen wahr werden sollen?"

„Nein, geliebte Anna!" sagte der Jüngling, und drückte sie an sich, „nein, Gott weiß es, daß ich Dich noch eben so liebe, und sollte ich das nicht, da Du für mich Alles geopfert, da Du Vater und Mutter verlassen hast, um an mich zu glauben? Nein, Anna! so ist es nicht."

„So sei denn froh, mein Gustaf!" sagte das Mädchen und lächelte. „Der alte Onkel hindert Dich nun nicht mehr, Dein Versprechen zu erfüllen; sieh den Knaben an und sage mir: Hast Du das Herz dazu, ihn zu verleugnen? Nein, Gustaf, das kannst Du nicht!"

„Nein, nein, nein!" sagte der Jüngling kopfschüttelnd; „nein, das kann ich nicht, das will ich nicht; denn Gott möge mir einen solchen Gedanken verbieten! Aber, gute Anna! mich drückt dennoch Etwas; das Testament meines Onkels wurde gestern eröffnet."

„Nun, und was weiter? Verbietet dieses Dir, einen Eid zu erfüllen, welchen Du Gott, dem Allgegenwärtigen, geschworen hast?"

„Nein, gute Anne! aber im Testament ist ein Vorbehalt, der mich schmerzt. Mein Onkel hat es mir zur Bedingung gemacht, ehe ich seine Güter antrete, eine dreijährige Reise in's Ausland zu machen, und vor Ablauf dieser drei Jahre mich nicht zu verheirathen. Ich kann diese Bedingung nicht umgehen; aber Du, Du mußt also noch drei Jahre lang in Deiner stillen Einsamkeit sitzen; und ich hatte gedacht, ich könnte jetzt Alles versöhnen, was ich verbrochen habe; aber ich darf nicht, gute Anna, ich darf nicht."

Anna lächelte, aber in den Augenwinkeln zitterten ein Paar klare Thränen: „es sind also noch drei Jahre," sagte sie u. drückte das Kind an ihre Brust, „armer Carl! Du mußt also noch drei Jahre auf Deinen Vater warten!"

„Anna, Anna!" bat der Baron, „mache mir diesen Augenblick nicht noch bitterer, als er schon ist; mache mir keine Vorwürfe!"

„Nein, Gustaf, ich mache Dir keine Vorwürfe, aber ich sehe es deutlich ein, daß die Vergehen der Väter mit ihrer Rache auf die Kinder übergehen; nicht um meinetwillen bin ich trau

rig; das geschieht wegen des Knaben, welcher vaterlos ist, wenn Du reisest; warum mußte das arme Kind ohne Rechte, ohne Schutz in die Welt kommen?"

„Nun gut, ich bleibe!" sagte der Baron und stand auf; „die großen Güter mögen sein — ich kann mich mit Dir und dem Kinde aus der Armuth emporarbeiten — ich reise nicht!"

Jetzt stand Anna auf und fiel ihm um den Hals. „Verzeihung dem schwachen Weibe!" sagte sie; „Verzeihunng der zarten Ranke, welche trauert, wenn ihr die Stütze entrissen wird! Doch sei Du ein Mann, Gustaf! Laß Dich nicht durch meine wunderlichen Gedanken auf Deinem Wege zum Ziele stören; erreichst Du es, so kommen wir wohl nach. Gustaf! ist es nicht so ... wenn Du zurück kommst ...?"

„So feiern wir die Hochzeit," antwortete der Baron, „und, Carl, Du sollst zwischen uns stehen im Brautstuhl; Deine Eltern werden Dir verzeihen. Dein Mann wird Dich lieben, Deine Untergebenen werden Dich anbeten; glaube mir, Anna! so habe ich mir die Sache ausgedacht; aber," fuhr er fort, „morgen muß ich reisen, es eilt — je eher ich reise, um so früher darf ich aus der testamentirten Verbannung in mein Vaterland und zu Dir und zu meinem Sohne zurückkehren.

Anna drückte nun ihr Haupt fester an seine Brust. Thue, wie Du willst, sagte sie, „Du handelst am besten für uns Alle."

„Ja, Anna! ich will recht handeln vor Gott, wenn es auch den Menschen nicht gefallen sollte. Ich erkenne den Standeshochmuth der Tante Juliana in meinem Testamente, aber es soll ihr nicht gelingen — sie hat berechnet, ich soll während der drei Jahre Zeit haben, Dich zu vergessen — die Grillen, wie sie meine Liebe nennt, sollen aus meinem Kopfe gehen, aber sie täuscht sich — die Liebe zu Dir ist festgewurzelt in meinem Herzen, und weder London's Geräusch, noch das spielende Paris, noch das stolze Rom, können das Herz ändern. Doch ich will Dir ein Unterpfand meiner Treue geben — sieh hier!"

Mit diesen Worten zog er einen Ring von altmodischer Form aus der Tasche, und steckte ihn auf Anna's Finger. „Dieser Ring," sagte er, „ist mit dem andern, der ihm gleich ist, und den ich an meiner Hand trage, ein Palladium in unserer Familie, und wer den Ring besitzt, den Du jetzt an deinem Finger hast, der ist, nach einer Familiensage, unauflöslich mit demjenigen verbunden, der den andern Ring trägt."

Anna betrachtete aufmerksam den kleinen Ring, welcher einen weißen Stein hatte, unter welchem ein zierliches C. R. in Gold eingelegt war, und dunkel durchschimmerte. Da sie ihn mit dem andern verglich, den Gustaf trug, fand sie, daß beide gleich waren, außer daß der Stein in dem seinigen hellroth war, und die Buchstaben C. R. von Silber.

„Du erzählst mir etwas ganz Neues," sagte sie; „erzähle mir auch die Geschichte! Was bedeutet dieses C. R.?"

„Das bedeutet," antwortete der Baron, „Christina Regina, und ist geschenkt zum Andenken an die Königin Christina, die Tochter des großen Gustaf Adolf. Einer meiner Vorfahren hatte auf einer Jagd der Königin das Leben gerettet, mit Gefahr seines eigenen; er fesselte ihre Aufmerksamkeit, und von diesem Augenblicke an mußte Arwid Gyllenfält sie auf allen ihren Reisen begleiten.

Er begleitete sie auch, da sie die irdische Krone, welche sie trug, niedergelegt hatte, um nach einem Stücke der Strahlenkrone zu greifen, welche die katholische Kirche auf die Häupter ihrer Heiligen gesetzt hat, aber die Gloria wollte nicht bleiben auf ihrem Haupte, in welchem sich eine ganze Welt von Gedanken bewegte, und in welchem die Blitze des Genie's mit ihrem plötzlichen und täuschenden Scheine leuchteten. Sie war die Tochter eines Kriegers und ihre Seele ein Schlachtfeld, auf welchem der Verstand und das Gefühl um die Herrschaft kämpften; das Gefühl erhob sich zuletzt, wie ein unterjochtes Volk, und stürzte sich in das Getümmel, wie die Völker thun, wenn sie losbrechen m ü s s e n — sie trat über zu dem katholischen Glauben — man sagt, aus Eitelkeit; vielleicht aber würde man gerechter sein, wenn man sagte: sie wurde katholisch, um mit einem Zuge den Durst ihrer Seele zu stillen — und

sie wählte den Trank, welcher am besten vor-nimmt. — So machen wir es Alle."

„Arwid Gyllenfält war ein eben so bigotter Lutheraner, wie die Katholiken es gewöhnlich in ihrem Glauben sind; er glaubte von dem Gifte des Unglaubens angesteckt zu sein, wenn er länger eine Person umgäbe, die seinem Glauben gemäß einer ewigen Verdammung anheim gefallen war. Jene Zeit war nicht wie die unserige, sie war eine Zeit der Gährung für den Glauben, und die Parteien standen einander bewaffnet gegenüber, wie Schweden und Dänemark, da sie um die drei Kronen kämpften und Leben und Blut nur für ein Wappenzeichen opferten. Aber die Zeit ändert Alles, und jetzt gedeihen die verschiedenen Religionen neben einander, gleich den Blumen auf einer Wiese, alle verschieden, aber alle von einer Sonne beleuchtet, und ihre Häupter gegen einen Himmel erhebend, und aus eines Schöpfers Hand hervorgegangen. Aber auf dem einen Grunde und auf dem einen Boden gehen alle Varitäten allmälig in einander über und man erkennt bald den eigentlichen Urtypus, welcher für das Klima und die Zeit paßt. Das war jedoch damals nicht möglich. Gyllenfält verließ daher die katholische Königin und kehrte nach Hause zurück; er floh fast hinweg von der Gefallenen. Christina war gefühlvoll für die Meinung eines Freundes, eines Retters; ihre neue Religion hatte von diesem Augenblicke an nicht mehr den Reiz, den sie bisher gehabt hatte, und der Trost ihres Beichtvaters konnte ihr den treuen Freund nicht wiederschenken, ihre Heiligen standen da, und waren sich gleich, in Trauer, wie in Freude. Das that er nicht. Inzwischen kam ihr das Gerücht zu Ohren, Gyllenfält wollte sich mit der Tochter eines Freundes ihres Vaters verheirathen. Sie wollte an sich erinnern; Gyllefält war arm — Christina besaß das Gut Hallinge, und nun ließ sie in Rom zwei Ringe machen, einen weißen und einen rothen, und schrieb einen Brief an Gyllenfält. Dieser Brief wird noch auf Hallinge verwahrt."

„Es war eine Schenkungsurkunde für Gyllenfält und seine Nachkommen auf das Gut Hallinge mit den dazu gehörigen Höfen; diese Schenkung aber begleiteten zwei Ringe, die in der Familie ebenfalls mit geerbt werden sollten, nämlich auf die Weise, daß der Ring, den ich jetzt an meiner Hand habe, immer einem Gyllenfält gehören und nie von ihm weggegeben werden sollte; den andern dagegen sollte er am Hochzeitabende seiner Braut schenken. Der eine Stein ist roth und der andere weiß, schrieb Christina, das bedeutet Liebe und Unschuld, Freude und Frieden."

„Aus dieser Ursache schenke ich Dir diesen Ring, er ist das sicherste Unterpfand meines Ernstes, meiner Liebe. Ja, Anna! an meinem Herzen sollst Du dereinst erfahren, daß Du mein Alles, mein Glück und mein Frieden bist."

„Dank, Gustaf! Dank, mein geliebter Gustaf!" lispelte Anna; „nun verstehe ich — Alles ist gut, weder meiner, noch des Knaben, vergissest Du — siehst Du, er will mit dem kleinen Ringe spielen."

„Ja, Anna, laß ihn spielen; einst aber soll er den rothen Ring tragen und seiner Braut, wer sie auch sei, den weißen schenken."

„Ach ja, Gustaf," sagte Anna mit einem himmlischen Lächeln, „so soll es sein! Lebe wohl so lange mein geliebter Gustaf!"

3.

Vier Jahre nach diesem Ereignisse, in einer finstern Decembernacht, gingen zwei Personen in dem dunkeln Lichtscheine die menschenleeren Straßen hinab, wo die Winde zwischen den stillen Häuserreihen wirbelnd mit den leichten Schneeflocken spielten. Es war ein langer schwarzbrauner Kerl in einer alten Schifferjacke, begleitet von einem kleinen Knaben in dünnen und zerlumpten Kleidern. Das Gesicht des Seemannes, welches größtentheils von dem großen Hute mit breiten Krempen bedeckt war, konnte man kaum unterscheiden, aber dann und wann blitzte ein düster glänzendes Auge unter einem buschigen Augenlieder-Paare hervor, und blickte aufmerksam um sich her. Das Gesicht des Knaben war durch die kleine lederne Mütze, welche nachläßig im Nacken saß, gar nicht bedeckt; es war ein schönes, kindliches Gesicht, aber bleich — vielleicht kam das von dem Scheine der Laternen. — Der Lange blieb stehen.

„Still, Junge! klappe nicht so mit den Zähnen! hörtest Du etwas?“ — „Nein, ich hörte nichts,“ antwortete der Knabe, und stand da, zitternd vor Kälte, und zog die blaugefrorenen Hände in den Aermel seiner Jacke, „nein, ich hörte Nichts.“

Beide setzten die Wanderung mit steter Aufmerksamkeit auf jeden Laut fort, bis sie in die Oesterlanggate kamen. „Bleibe Du nun hier!“ sagte der Kerl zu dem Knaben als sie an die Ecke der Schiffer Carls Gasse kamen, „ich gehe voraus, und wenn ich huste, so kömst du!“

Der Knabe blieb stehen und kroch in eine Ecke. Die Uhr schlug Eins in der großen Kirche, in der deutschen und bald in alleu Kirchen der Stadt; man hörte Geräusch und Schritte ankommender Personen, es war die Patrouille. Der Knabe kroch zusammen in eine Thürnische, bis sie vorüber war. Nach langem Warten hörte er husten, und nun schlich er im Schatten leise dahin woher der Laut kam.

Es war stockfinster in der Gasse, von welcher das heisere Husten kam. Der Knabe tappte an den Wänden dahin, sah aber seinen Begleiter nicht. „Ist Er hier Odell?“ fragte der Knabe mit zitterndem Flüstern. — Sagst Du den Namen? Du Hund!“ sagte sein Begleiter, der in diesem Augenblick wie ein Schatten vor ihm stand. „Wenn Du Satansjunge den Namen sagst, so will ich dich!“ fuhr er fort. „Sieh hier ist die Laterne, komme!“

Er öffnete jetzt die Klappe an einer Blendlaterne und ein starker Schein fiel auf das reine Antlitz des frierenden Knaben, auf welches Schrecken u. Noth schon ihre Züge gezeichnet hatten. „Sieh hier, Junge! nimm die Laterne! Weißt du noch, was die Frau sagte? So! hier hast Du einen Schlüssel — wenn Du hinein kommst, so gehst du links zu dem Pulte und öffnest leise die Laden, verstehst Du? und so reichst Du mir alles Silber und Gold, das Du findest!“ Der lange Kerl nahm den Knaben und hob ihn auf seinen Armen hinauf zu einer entzwei gedrückten Fensterscheibe; — „so! halte dich nun mit einer Hand fest!“ flüsterte er, „und steig mit dem Fuß auf meinen Hut! so kriech' hinein! nimm die Laterne in Acht!“

Der Knabe war in dem Zimmer, ein dunkler Mondschein fiel durch das Fenster herein. Der lange Kerl stand in Ordnung mit einem offenen Sack. Jetzt sah man einen schwankenden Schatten am Fenster, und der Knabe reichte eine Menge Silber dem Langen zu, welcher alles leise in seinen Sack legte. Endlich kam der Knabe zum letzten Male an das Fenster, stieg hinaus, setzte den Fuß auf den Kopf des Mannes und war mit einem Sprung unten auf der Straße. „Dort war es so warm und schön,“ sagte der Knabe; „hu, hu! hier ist ein kalter Wind, Od...“

„Halt's Maul, Junge! nennst Du einen Namen, so setzt's Hiebe!“

Die beiden Wanderer traten jetzt den Rückweg an; sie durcheilten und durchirrten Straßen und Gassen und lauschten aufmerksam auf jedes Geräusch. Endlich weit hinauf in der nördlichen Vorstadt standen sie still vor einem großen alten Hause, welches dort lag, umgeben von einigen knotigen Bäumen, deren nackte Zweige jetzt im Winterwinde pfiffen. Der Lange hustete, eine kleine Fensterlucke ging auf und bald darauf rasselte es im Hausflure, die Thür öffnete sich zur Hälfte, die beiden Wanderer schlichen hinein und die Thür wurde verschlossen.

Bald trat der Lange mit seinem Sack in ein kleines Zimmer des Erdgeschoßes; es war sichtbarlich ein Krugzimmer, obgleich weder ein Krugtisch noch die gewöhnlichen Attribute eines solchen Nahrungszweiges dort zu sehen waren; aber eine große Branntweinflasche neben einer Theetasse mit einigen Stücken Zwieback, ein Tisch voller Karten und voller Kreidestriche bewies, daß der Ort von Fremden besucht wurde, es war ein heimliches Wirthshaus. Ein tief herabgebranntes Licht stand auf dem einen Tische, welcher feucht war von einer übergossenen Branntweinfluth. Der Knabe eilte, so bald er eintrat, zu dem Ofen und hielt seine steif gefrornen Hände auf die warmen Kohlen. Der Lange setzte seine Bürde auf den Spieltisch. „So!“ sagte er, und warf den Hut in einen Winkel, „so, in Gottes Namen, da haben wir den Plunder! das ging schnell und gut.“

Die Person, welche den Ankömmlingen die Thür oegffnet hatte, war ein junges Mädche

von ziemlich angenehmen Aeußern, obgleich ihr Blick Frechheit verrieth, und das dunkelbraune Haar in einer unangenehmen Unordnung über Gesicht und Hals wogte. „Das kann Er wohl sagen, Odell!" meinte sie; „hätte er nicht den Jungen bei sich gehabt, so wäre es gewiß nicht so gut gegangen; Du, Carl, nahmst es doch wohl?"

„Ja," sagte der Knabe, und strich sich die Haare aus dem Gesicht, „Odell hob mich auf und ich kroch hinein, der Schlüssel schloß wie geschmiert."

„Ja, Du bist ein artiger Junge!" sagte das Mädchen, „Du mußt etwas Warmes haben, Du armer Schelm!"

Inzwischen hatte der lange Kerl sich auf eine hölzerne Bank geworfen, den Sack aufgebunden und aus demselben einen silbernen Becher genommen. „Laß er das bleiben, Odell" sagte das Mädchen. „Ich will die Frau wecken, damit sie das Ihrige bekommt." Das Mädchen ging.

Nach einigen Augenblicken ging die Thür auf und eine lange magere Frau zeigte sich. „Das war schön," sagte sie, „mir war wirklich Angst daß die Patrouille Euch fassen möchte. — Nun, was hast Du bekommen?"

„O ja, so ziemlich," lachte Odell; „der alte Kämmerer kann wohl nicht riechen, daß sein guter Odell mit dabei war; aber sieh, Odell wußte, wo das Spielzeug lag und er kniff es auch; nun Branntwein her, Frau, und dann schätzen wir den Plunder, und Sie erhält ihn für guten Preis; — der Junge soll einen Uddewaller haben, ja das soll er!"

Die lange Frau, welche nur einen Unterrock und ein großes carrirtes Tuch umgeworfen hatte, strich ihre schwarzen, borstenähnlichen Haare aus dem Gesichte und sah den Knaben an, der noch immer am Ofen stand und sich wärmte. „Nun, es war schön," sagte sie, „daß Du einkommen konntest; nun sollst Du auch einen Ueberrock haben, und wenn Du artig bist — so weißt Du, wo Frau Gömner wohnt, bei der Du Essen und Wärme bekommst, wenn Du nur nie ihren Namen nennst."

„Dank, liebe Frau!" sagte der Knabe. „Sie sind immer so gut und artig gegen mich."

Die Alte begann nun zu wiegen und zu rechnen. — „Ja, es sind zwölf und ein halbes Pfund," sagte sie zuletzt, „sehe er selbst nach, Odell! hier steht es genau auf dreizehn Pfund, aber die Serviette wiegt ein halbes Pfund, das macht, laß mich denken! 6 Schillinge für das Loth, giebt gerade 4 Reichsthaler für das Pfund, und zwölf mal vier ist 48 und zwei dazu für das halbe Pfund — gerade 50 Reichsthaler soll er haben."

„Ja, o ja," sagte der Kerl, „aber hol mich der T—! sechs Schillinge für das Loth ist zu wenig; zwölf will ich haben."

„Schämt er sich nicht?" sagte die Alte ärgerlich, „der Goldschmied gibt nicht viel mehr für den Plunder, und wenn er will, so kann Er allein handeln; ich will nichts damit zu thun haben, ehrlich währt am längsten, und dann komme und sag' Er mir in's Gesicht, daß ich Jemanden betrogen habe; pfui dem, der das thut!"

„O ja!" sagte der Kerl, „so sei es denn! Wir beide sind so alte Bekannte, daß es sich nicht der Mühe verlohnt, zu zanken, ich bekomme dann und wann einen Schnaps oben drein."

„Ja, das soll Er haben! Brita! gib Kaffee her und Branntwein und etwas zum Zubiß!"

Bald kam das Mädchen mit dem Begehrten und schenkte dem Knaben, der ihr lieb zu sein schien, eine Tasse Kaffee ein. „Komm her, Carl, Du armer Junge, und nimm dir!"

„Gieß ein wenig Branntwein dazu," sagte der Kerl, „den Knaben fror so, daß ihm die Zähne im Munde klapperten; — ja trink du! wenn es auch im Anfange ein wenig schlecht schmeckt, so wärmt es doch den Körper; trinke, so wirst du warm wie eine halbgebratene Katze!"

Der lange Kerl hielt eine lange Mahlzeit. Er nahm ganz ordentlich den Ganzen, den Halben, die Perle und die ganze Reihe von Schnäpsen, die er für das Wohl seines Körpers nöthig erachtete; der Knabe dagegen schlief unwillkührlich ein, so bald der Hunger gestillt

war. Der Lichtschein fiel auf das Gesicht des Kindes; wie sanft, wie engelrein waren nicht diese bleichen Züge, und dieses Lächeln um den schön geformten Mund war so kindlich gut, so rein und ungemischt sorgenfrei, daß man hätte darauf schwören mögen, der Knabe sei noch nicht in die Schule des Lasters gekommen. Der gute Geist kämpft lange gegen die Zerstörung, und da er am Tage es nicht wagt sich zu zeigen, so kommt er hervor und ergießt seinen Glanz noch über das Antlitz des schlafenden Verbrechers, ein Wink davon, daß der Schlaf und der Tod alles versöhnen. Das lichte, lockige Haar des Knaben fiel frei herab um den schönen Kopf, und er lag da wie ein kindlicher Endymion in Lumpen gehüllt; man ahnte beinahe, daß unter denselbtn ein paar Flügel sein müßten.

Frau Gömmer saß jetzt und suchte die fünfzig Reichsthaler zusammen. Sie wendete und strich die zerknitterten und schmutzigen Zettel, befestigte hie und da einen abgerissenen Theil mit einer Stecknadel, und legte jeden Reichsthaler besonders. — „So, Odell!" sagte sie endlich, „hier sind fünfzig Reichsthaler! Nun hat er das Seinige richtig erhalten, und nun soll ich acht und zwanzig haben, denn das ist Er schuldig — acht und zwanzig Reichsthaler und vier und dreißig Schillinge aber es geht nicht so genau unter uns, es sei gerade acht und zwanzig Reichsthaler, so erhält er gerade zwei und zwanzig."

Der lange Kerl nahm das Geld und steckte dasselbe ohne es zu zählen in seine Jackentasche.

„Zähle er nach, Odell!" sagte die Alte; „sonst glaubt er nachher, es ist unrichtig, und Gott bewahre mich davor, daß ich einen Menschen betrügen sollte! Ehrlich währt am längsten."

„Ist nicht nöthig," sagte der Mann; „ist nicht nöthig, wir kennen uns! Aber wenn nur der Junge nicht aus der Schule schwatzt!"

"O nein, damit hat es keine Gefahr," erwiederte die Alte, „er schweigt schon, das arme Kind; Er soll wissen, Odell, daß ich den Knaben gewisser Maßen angenommen habe; denn Er weiß wohl noch den großen Brand in der südlichen Vorstadt vor vier Jahren; damals wohnte ich dort auch, und ging in der Nacht aus und sah mir das Feuer an, und da ich nach Hause ging, so kam dort ein kleiner Junge halbnackend gelaufen und weinte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Warum weinst Du? fragte ich. — Wo ist Mutter? fragte der Knabe und faßte mich an und sah mich mit seinen schönen blauen Augen an, als wollt' er mich um Hülfe bitten. Ich war ordentlich gerührt und nahm das Kind auf den Arm. Er mochte ungefähr vier Jahre alt sein. Wie heißt Deine Mutter? fragte ich den Knaben und küßte ihn. — Sie heißt Mamsell, sagte der Knabe. Und wie heißest Du? fragte ich weiter. Ich heiße Carl; antwortete der kleine Knabe. Als wir nach Hause kamen, so besah ich das arme Würmchen näher; er hatte feine Wäsche und ein Band um den Hals, an welchem ein goldener Ring saß, ein kleiner hübscher Ring, aber an Goldgewicht nicht viel werth; ich wollte ihm den Ring aufheben, denn versteht sich, ich wollte dem Kinde nichts wegnehmen, denn kleinen Kindern etwas zu nehmen ist eine Sünde, die Gott am jüngsten Tage nie vergibt; aber sieh, da kann Er glauben, gab es ein Gejammer und Geweine; der Junge wollte seinen Ring nicht lassen, und da machte ich ihm nur eine stärkere Schnur, daß er ihn nicht verlieren sollte. Er erzählte ferner daß sein Vater — wie er weiter hieß, als Gustaf, das wußte er nicht — daß sein Vater seiner Mutter den Ring geschenkt hätte. Er versteht wohl, daß es nicht leicht war, die Mutter zu erfragen, die sich auch wahrscheinlich nicht viel aus ihm macht, da sie nicht einmal im Tageblatte sich nach ihm erkundigt hat. So behielt ich denn den Jungen, denn ich mag ihn leiden, und er mich auch, ja, ja — seit der Zeit, da sie meinen Alfred im Gefängnisse hungern ließen und ihn prügelten, daß der arme Junge den Tod davon nahm, bin ich so allein gewesen.

Das häßliche Weib bückte sich herab auf den Knaben und küßte ihn auf die Stirn. „Gott behüte Dich, armes Kind! flüsterte sie und ein Strom bitterer Erinnerungen floß durch ihr vertrocknetes Herz und erweichte dasselbe.

---

von ziemlich angenehmen Aeußern, obgleich ihr Blick Frechheit verrieth, und das dunkelbraune Haar in einer unangenehmen Unordnung über Gesicht und Hals wogte. „Das kann Er wohl sagen, Odell!" meinte sie; „hätte er nicht den Jungen bei sich gehabt, so wäre es gewiß nicht so gut gegangen; Du, Carl, nahmst es doch wohl?"

„Ja," sagte der Knabe, und strich sich die Haare aus dem Gesicht, „Odell hob mich auf und ich kroch hinein, der Schlüssel schloß wie geschmiert."

„Ja, Du bist ein artiger Junge!" sagte das Mädchen, „Du mußt etwas Warmes haben, Du armer Schelm!"

Inzwischen hatte der lange Kerl sich auf eine hölzerne Bank geworfen, den Sack aufgebunden und aus demselben einen silbernen Becher genommen. „Laß er das bleiben, Odell" sagte das Mädchen. „Ich will die Frau wecken, damit sie das Ihrige bekommt." Das Mädchen ging.

Nach einigen Augenblicken ging die Thür auf und eine lange magere Frau zeigte sich. „Das war schön," sagte sie, „mir war wirklich Angst daß die Patrouille Euch fassen möchte. — Nun, was hast Du bekommen?"

„O ja, so ziemlich," lachte Odell; „der alte Kämmerer kann wohl nicht riechen, daß sein guter Odell mit dabei war; aber sieh, Odell wußte, wo das Spielzeug lag und er kniff es auch; nun Branntwein her, Frau, und dann schätzen wir den Plunder, und Sie erhält ihn für guten Preis; — der Junge soll einen Uddewaller haben, ja das soll er!"

Die lange Frau, welche nur einen Unterrock und ein großes carrirtes Tuch umgeworfen hatte, strich ihre schwarzen, borstenähnlichen Haare aus dem Gesichte und sah den Knaben an, der noch immer am Ofen stand und sich wärmte. „Nun, es war schön," sagte sie, „daß Du einkommen konntest; nun sollst Du auch einen Ueberrock haben, und wenn Du artig bist — so weißt Du, wo Frau Gömner wohnt, bei der Du Essen und Wärme bekommst, wenn Du nur nie ihren Namen nennst."

„Dank, liebe Frau!" sagte der Knabe. „Sie sind immer so gut und artig gegen mich."

Die Alte begann nun zu wiegen und zu rechnen. — „Ja, es sind zwölf und ein halbes Pfund," sagte sie zuletzt, „sehe er selbst nach, Odell! hier steht es genau auf dreizehn Pfund, aber die Serviette wiegt ein halbes Pfund, das macht, laß mich denken! 6 Schillinge für das Loth, giebt gerade 4 Reichsthaler für das Pfund, und zwölf mal vier ist 48 und zwei dazu für das halbe Pfund — gerade 50 Reichsthaler soll er haben."

„Ja, o ja," sagte der Kerl, „aber hol mich der T—! sechs Schillinge für das Loth ist zu wenig; zwölf will ich haben."

„Schämt er sich nicht?" sagte die Alte ärgerlich, „der Goldschmied gibt nicht viel mehr für den Plunder, und wenn er will, so kann Er allein handeln; ich will nichts damit zu thun haben, ehrlich währt am längsten, und dann komme und sag' Er mir in's Gesicht, daß ich Jemanden betrogen habe; pfui dem, der das thut!"

„O ja!" sagte der Kerl, „so sei es denn! Wir beide sind so alte Bekannte, daß es sich nicht der Mühe verlohnt, zu zanken, ich bekomme dann und wann einen Schnaps oben drein."

„Ja, das soll Er haben! Brita! gib Kaffee her und Branntwein und etwas zum Zubiß!"

Bald kam das Mädchen mit dem Begehrten und schenkte dem Knaben, der ihr lieb zu sein schien, eine Tasse Kaffee ein. „Komm her, Carl, Du armer Junge, und nimm dir!"

„Gieß ein wenig Branntwein dazu," sagte der Kerl, „den Knaben fror so, daß ihm die Zähne im Munde klapperten; — ja trink du! wenn es auch im Anfange ein wenig schlecht schmeckt, so wärmt es doch den Körper; trinke, so wirst du warm wie eine halbgebratene Katze!"

Der lange Kerl hielt eine lange Mahlzeit. Er nahm ganz ordentlich den Ganzen, den Halben, die Perle und die ganze Reihe von Schnäpsen, die er für das Wohl seines Körpers nöthig erachtete; der Knabe dagegen schlief unwillkührlich ein, so bald der Hunger gestillt

war. Der Lichtschein fiel auf das Gesicht des Kindes; wie sanft, wie engelrein waren nicht diese bleichen Züge, und dieses Lächeln um den schön geformten Mund war so kindlich gut, so rein und ungemischt sorgenfrei, daß man hätte darauf schwören mögen, der Knabe sei noch nicht in die Schule des Lasters gekommen. Der gute Geist kämpft lange gegen die Zerstörung, und da er am Tage es nicht wagt sich zu zeigen, so kommt er hervor und ergießt seinen Glanz noch über das Antlitz des schlafenden Verbrechers, ein Wink davon, daß der Schlaf und der Tod alles versöhnen. Das lichte, lockige Haar des Knaben fiel frei herab um den schönen Kopf, und er lag da wie ein kindlicher Endymion in Lumpen gehüllt; man ahnte beinahe, daß unter denselbtn ein paar Flügel sein müßten.

Frau Gömmer saß jetzt und suchte die fünfzig Reichsthaler zusammen. Sie wendete und strich die zerknitterten und schmutzigen Zettel, befestigte hie und da einen abgerissenen Theil mit einer Stecknadel, und legte jeden Reichsthaler besonders. — „So, Odell!" sagte sie endlich, „hier sind fünfzig Reichsthaler! Nun hat er das Seinige richtig erhalten, und nun soll ich acht und zwanzig haben, denn das ist Er schuldig — acht und zwanzig Reichsthaler und vier und dreißig Schillinge aber es geht nicht so genau unter uns, es sei gerade acht und zwanzig Reichsthaler, so erhält er gerade zwei und zwanzig."

Der lange Kerl nahm das Geld und steckte dasselbe ohne es zu zählen in seine Jackentasche.

„Zähle er nach, Odell!" sagte die Alte; „sonst glaubt er nachher, es ist unrichtig, und Gott bewahre mich davor, daß ich einen Menschen betrügen sollte! Ehrlich währt am längsten."

„Ist nicht nöthig," sagte der Mann; „ist nicht nöthig, wir kennen uns! Aber wenn nur der Junge nicht aus der Schule schwatzt!"

"O nein, damit hat es keine Gefahr," erwiederte die Alte, „er schweigt schon, das arme Kind; Er soll wissen, Odell, daß ich den Knaben gewisser Maßen angenommen habe; denn Er weiß wohl noch den großen Brand in der südlichen Vorstadt vor vier Jahren; damals wohnte ich dort auch, und ging in der Nacht aus und sah mir das Feuer an, und da ich nach Hause ging, so kam dort ein kleiner Junge halbnackend gelaufen und weinte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Warum weinst Du? fragte ich. — Wo ist Mutter? fragte der Knabe und faßte mich an und sah mich mit seinen schönen blauen Augen an, als wollt' er mich um Hülfe bitten. Ich war ordentlich gerührt und nahm das Kind auf den Arm. Er mochte ungefähr vier Jahre alt sein. Wie heißt Deine Mutter? fragte ich den Knaben und küßte ihn. — Sie heißt Mamsell, sagte der Knabe. Und wie heißest Du? fragte ich weiter. Ich heiße Carl; antwortete der kleine Knabe. Als wir nach Hause kamen, so besah ich das arme Würmchen näher; er hatte feine Wäsche und ein Band um den Hals, an welchem ein goldener Ring saß, ein kleiner hübscher Ring, aber an Goldgewicht nicht viel werth; ich wollte ihm den Ring aufheben, denn versteht sich, ich wollte dem Kinde nichts wegnehmen, denn kleinen Kindern etwas zu nehmen ist eine Sünde, die Gott am jüngsten Tage nie vergibt; aber sieh, da kann Er glauben, gab es ein Gejammer und Geweine; der Junge wollte seinen Ring nicht lassen, und da machte ich ihm nur eine stärkere Schnur, daß er ihn nicht verlieren sollte. Er erzählte ferner daß sein Vater — wie er weiter hieß, als Gustaf, das wußte er nicht — daß sein Vater seiner Mutter den Ring geschenkt hätte. Er versteht wohl, daß es nicht leicht war, die Mutter zu erfragen, die sich auch wahrscheinlich nicht viel aus ihm macht, da sie nicht einmal im Tageblatte sich nach ihm erkundigt hat. So behielt ich denn den Jungen, denn ich mag ihn leiden, und er mich auch, ja, ja — seit der Zeit, da sie meinen Alfred im Gefängnisse hungern ließen und ihn prügelten, daß der arme Junge den Tod davon nahm, bin ich so allein gewesen.

Das häßliche Weib bückte sich herab auf den Knaben und küßte ihn auf die Stirn. „Gott behüte Dich, armes Kind! flüsterte sie und ein Strom bitterer Erinnerungen floß durch ihr vertrocknetes Herz und erweichte dasselbe.

———

„Still! steht stille hier im Birkenwalde! Pfui T—, wie tröpfelt es von den Zweigen! Das ist ein nichtswürdiger Staubregen, der geht durch und durch!“ — „Wie lange sollen wir hier stehen und warten?“ — „O, nur so lange, bis ich und der Junge uns nach dem Gebäude schleichen, und horchen, ob dort alles still ist.“

Alles war ruhig und still auf Hallinge, als ein Kerl und ein Knabe, der etwa zehn Jahre alt sein mochte, mitten in der finstern Nacht und unter einem Staubregen sich gleich Schatten durch die Büsche und Bäume des großen Hallinger Gartens schlichen. — „Siest Du etwas, Carl?“ fragte der Mann. „Nein!“ antwortete dieser flüsternd; „ich sehe nur ein wenig von der Dachrinne, dort strömt ein großer Wasserstrahl herab.“ — „Ja ja, das glaube ich wohl; der T— hole ein solches Wetter! wenn nur die beiden Canaillen dort im Gebüsch still stehen und nicht weglaufen, denn die Hunde könnten aufwachen und Lärm machen, und da kommen Knechte und alles Pack auf einmal in Bewegung,“ bemerkte der Mann. Jetzt sind wir da,“ fuhr er flüsternd fort, „das vierte Fenster von dieser Ecke soll es sein — zähle Du auch. Hier ist es; gehe vorsichtig zurück und lootse die Andern her; sie sollen draußen Wache stehen, während wir hinein kriechen.“ Der Knabe eilte hinweg in der Dunkelheit und bald kam er mit de beiden Genossen zurück.

„So! jetzt ist die Scheibe los!“ sagte Odell. — Carl steck Du die Hand hinein und hebe die Haken ab — so! nun in Gottes Namen!“

Jetzt krochen der Knabe und Odell in das Zimmer; hier zündete Odell ein mitgebrachtes Licht an und öffnete mit einen Dietrich einen großen und altmodischen Wallnußschrank, in welchem der Baron Gyllenfält sein Silber ververwahrte. – „Sieh hier!“ flüsterte Odell, „hier ist ein kleines Kästchen, darin ist — laß sehen! — lauter Gold — nimm das! Ich will das Silber nehmen!“

Odell war eben bei dieser Arbeit, als die Thür aufging und der Baron Gyllenfält mit einem brennden Lichte in der einen und mit einem bloßen Säbel in der andern Hand eintrat. Der Baron setzte sein Licht nieder und stürmte auf Odell ein, der seiner kaum ansichtig geworden war, als er schon einen Säbelhieb erhalten hatte. Er war jedoch nicht gefährlich, Odell zog sogleich ein Messer und drang auf den Baron ein. Der Knabe entfloh durch das Fenster und sagte den beiden Andern, sie sollten dem Odell beistehen. Beide krochen hinein — der Kampf wurde verzweifelt, aber die Geschicklichkeit des Barons machte, daß Odell bald mit einer tiefen Wunde am Halse zu Boden stürzte; ein purpurrother Strom ergoß sich aus der Wunde und erschöpfte bald die Quelle des Lebens; aber Rache und Furcht vereinigte die beiden Andern zu gemeinschaftlicher Kraftanstrengung, und bald lag der Baron neben seinem Feinde, an einer tiefen Kopfwunde blutend.

Der Knabe war inzwischen entflohen und hatte sich hinter einige Büsche versteckt. Ein Todesschauer schüttelte alle seine Glieder, da er das Röcheln der Sterbenden und das Getöse des Kampfes hörte, und obgleich er selbst zu den Verbrechern gehörte, so betete er dennoch zu Gott, daß Leute kommen und dem Kampfe ein Ende machen möchten.

Jetzt sprangen die beiden Helfersknechte zum Fenster hinaus. „Das war, hol mich der Teufel! kein Kinderspiel,“ sagte der Eine; „er hieb tüchtig mit dem Säbel um sich; Odell erhielt auch ein seliges Ende; sein Hals war auf der einen Seite beinahe ganz durchgehauen; aber so liegt doch auch der Baron neben ihm — er erhielt auch seine Extrapost — ja, ja, die Sonne wird er nicht mehr betrachten, es ist rein aus.“

„Aber,“ sagte der Andere, „auf dieser Reise wurden wir nicht fett, nicht so viel, wie eine Priese Tabak bekam ich, sondern nur eine Ritze in den Rücken; o ja, sie ist gewiß nicht tiefer, als ein kleiner Zoll, und so viel Stahl habe ich schon früher gefühlt. Ich möchte nur wissen, wo der verdammte Junge geblieben ist; er hatte gewiß etwas in den Klauen; aber der Hase lief in der Angst wohl über alle Berge.“

Jetzt begannen die Leute in einem Flügel sich zu rühren; ein Licht ging in dem obern Stockwerke hin und her, eine Glocke läutet. „Es ist,“ sagte der Eine, das Beste, wir machen uns davon, sonst kommt es darauf an, wie wir

durchkommen! Die beiden Kerle eilten davon auf dem Wege, den sie gekommen waren, der Knabe aber entfloh auf einem andern über das Feld und erreichte den Wald, wo er sich durch das Dickigt drängte und über Felsen entfloh.

Als der Tag graute und die Sonne sich erhob und die Gewölke mit ihren Strahlen zertheilte, da saß der kleine Knabe ermüdet auf dem bemoosten Abhange eines Felsens mit dem kostbaren Kästchen neben sich.

Kinder sind Kinder, was sie auch übrigens durch ihre Erziehung sein mögen. Das kostbare Kästchen hatte er nur aus Instinkt mitgenommen, nicht weil er daran gedacht hatte, daß es Geldwerth besaß; doch nun beim Tageslichte da er die kostbare Einlegung von Perlenmutter auf dem schönen Ebenholzküstchen sah, erwachte seine Neugierde.

„Ach, wie schön!" sagte er zu sich selbst, da er es öffnete und der Spiegel unter dem Deckel sein bleiches Gesicht zurückstrahlte, und eine Menge Gold und prächtige glänzende Steine ihm entgegenblitzten. „Ach, wie schön! wie wird das der Frau Gömner gefallen! Gewiß bekomme ich neue Stiefeln und ein gutes Gericht Essen, vielleicht sogar Pfefferkuchen und Kaffe — ach, ach!" So fuhr er in seinem Monologe fort und holte die eine Kostbarkeit nach der andern aus dem Kästchen hervor. „Aber sieh! da ist ein kleiner Ring," fuhr er fort, „aber der Stein ist roth, sonst wäre er meinem ganz gleich." Der Knabe knöpfte seine Jacke auf und holte den kleinen Ring hervor, der um seinen Hals hing. „Ei, ei!" sagte er, „ganz gleich — C. R. — ganz gleich!" Eine dunkle Erinnerung aus seiner frühesten Kindheit erwachte in ihm; er entsann sich seiner Mutter und des Herrn, den er Vater nannte — „wie war es doch? hatte er nicht einen Ring mit einem rothen Steine an seinem Finger?" — Es wurde immer klarer, und tagte in den Hainen der Erinnerung.

Die Sonne schien scharf auf den Felsen, der Mittag nahete, und noch immer saß der Knabe da und hielt den gefundenen Ring in seinen Fingern; er war so bleich und starrte vor sich hin; sein getreues Kindesgedächtniß war erwacht; er sah den jungen Mann, welcher seine Mutter besuchte, und welchen er Vater nannte, als sähe er ihn in einem Spiegel; ach, er hatte ihn oft geküßt und umarmt; er war derjenige, der den Ring an seinem Finger trug — er und kein Anderer. Ohne zu wissen, weshalb? löste er den Knoten an der Schnur auf, die er um den Hals trug, hing den gefundenen Ring an denselben und legte an seiner Statt den seinigen mit dem weißen Steine in das Kästchen.

Die Seele des Kindes war aus ihrem Schlummer erwacht, und ein Gefühl mehr der Angst als der Reue bemächtigte sich des jungen Herzens. Es gibt gute und böse Naturen, die auf eine Zeitlang gebunden werden können, die aber doch zuletzt sich los machen und aus ihrem Schlummer erwachen. Das Gute in einer menschlichen Seele kann durch Centnerlast der Noth niedergebeugt und mit dem Bande der Gewohnheit fest an die Erde gebunden werden, aber ein einziger Zufall kann die Last verrücken und das Band z reißen, und das Gute springt empor gleich einer jungen Birke, die man mit ihrer grünen Krone in den Staub gebeugt hat, und die mit großer Federkraft sich wieder erhebt, sobald das Band reißt, und die nun gerade und hoch dasteht und ihre Krone wiederum wie zuvor in dem Lichte badet. Doch das Band muß früh reißen, sonst wächst die Seele krumm, und wenn er im Alter von seinen Fesseln gelöst wird, so hat der Stamm seine Federkraft verloren und nur ein Paar verkrüppelte Zweige strecken sich in die Höhe gleichsam zu einer Bitte um Schonung. Der junge Knabe aber hatte noch Kraft übrig; augenblicklich war er eingeweiht zu einem neuen Leben, war er durch eine innere, unwiderstehliche Kraft verpflichtet sich einen neuen Weg zu bahnen; derjenige, welcher seine Jugend zu Verbrechen geleitet hatte lag todt dort auf dem Gute, der böse Dämon des Kindes war nicht mehr, das Band zerrissen und die Seele frei.

Aber — es war keine Reue. Das Kind kann nichts bereuen, sondern nur traurig sein; die Farbe des Verbrechens hat noch nicht Zeit gehabt, in das Herz fest einzudringen; es bedarf nicht der brennenden Thränen, um sie abzuwaschen; schon ein Seufzer bläst den dun-

kein Staub weg, der auf der Seele liegt, und diese ist wieder rein und fleckenfrei, wie ein Spiegel. Dort ist noch die frische, starke, wachsende Kraft vorhanden, welche das Schlechte, das Kranke, das Todte von sich schiebt, so wie der junge Baum seine trockenen Zweige fallen läßt, und neue Triebe hervortreibt, während dagegen der alte Baum aus Mangel an Kraft Kernfäule bekommt, wenn er nur an der Oberfläche verwundet wird.

Der Knabe hätte noch länger in seinen Betrachtungen da gesessen, wenn er nicht in der Entfernung Menschenstimmen im Walde gehört hätte. Da erhob er sich und floh, und ließ das kostbare Kästchen zurück auf dem Felsen unter dem Heidekraut und dem Moose.

6.

Es war eine furchtbare Alteration in der Wohnung des Fräuleins Juliana dort auf Hallinge. Fräulein Juliana war nämlich die Tante des Barons, und war während seiner ausländischen Reise, das heißt, drei ganze Jahre nach dem Tode des seligen Hofmarschalls die Königin des Ortes gewesen, und auch noch nach seiner Rückkunft hatte sie die Herrschaft im Hause behauptet.

Fräulein Juliana war eine von diesen gnädigen Alten, welche in und durch Etikette leben, und welche von ihrem himmlischen Bilde gefallen zu sein wähnen, wenn sie einen einzigen Augenblick vergessen, daß ihr Ururururgroßvater zu den Zeiten der großmächtigsten Königin Christina General der Kavallerie war, und zwar bei dem höchsteigenen Regimente der Königin.

Als Baron Gustaf aus Italien zurückkam, eilte er sogleich nach Stockholm. Fräulein Juliana merkte also deutlich, daß er seine wahnsinnigen Grillen noch nicht vergessen hätte, und daß er sich unter seinem Stande verheirathen würde zu Schimpf und Schande für die ganze Familie, und besonders für das Fräulein selbst, welche einen Flecken auf ihrem Wappenschilde mit gleichem Abscheu betrachtete, wie einen Fettflecken auf dem stahlblauen Stiftfräuleinskleide, mit welchem sie ihre etwas lange und magere Figur an Feiertagen zu zieren pflegte. Fräulein Juliana saß daher zu Hause wie auf Nadeln, und hatte viele Attacken von Nervenschwäche, wenn sie daran dachte, daß eine simple Pastorstochter an ihrer Stelle auf Hallinge regieren und von den Untergebenen des Gutes angebetet werden sollte. Es ist eine eigenthümliche Krankheit an mächtigen Personen, daß sie geliebt werden wollen.

Der Vater Friedrich des Großen prügelte seine Unterthanen, um, „statt gefürchtet, geliebt zu werden,“ und Fräulein Juliana beobachtete die strengste Etikette gegen die ihrigen, saß dort steif, wie eine Puppe, und einsilbig, wie ein Nachmittagsprediger, um die Herzen ihrer Unterthanen zu erobern. Das Fräulein wäre sehr böse geworden, wenn ihr Jemand gesagt hätte, daß ein einziger Mensch auf dem ganzen Gute vorhanden wäre, der nicht ihre Person für eben so nothwendig hielte, wie die Luft für den Vogel. Fräulein Juliana mußte das Element sein, welches Allem Leben gab, und Gott sei dem gnädig, der sich die Freiheit nahm, auf eigene Hand und ohne ihren Schutz glücklich und wohl zu leben. Wie bekannt, kann ein König oder eine Königin, wenn diese auch nur ein kleines Mädchen ist, zwölf oder fünfzehn Millionen Menschen unter ihren Schutz und Protektion nehmen. So machte es auch Fräulein Juliana, obgleich es auf Hallinge nicht so schrecklich viel gab; aber sie war dennoch bis dato die hohe Beschützerin des armen Volkes gewesen. Es war daher ärgerlich, daß dieses eine neue erhalten und das Fräulein selbst in die Dunkelheit zurück treten sollte; aber das Allernichtswürdigste von Allem war, daß die erwartete Beschützerin eine einfache Pastorstochter war, ohne Namen und ohne Ahnen.

Fräulein Juliana hätte es daher sehr gerne gesehen, wenn der Baron Gustaf auf dem Wege von Hallinge nach Stockholm den Hals gebrochen hätte, an welchem letzteren Orte er wie das Fräulein sich ausdrückte, „eine neue Freiherrin und gnädige Frau creiren wollte.“

Doch zu der herzinnigsten Freude des Fräuleins kehrte der Baron ohne eine Freiherrin zurück, aber in sehr niedergeschlagener Laune. Er ging beständig allein in dem Parke und im Walde umher, und die Leute sagten, sie hätten oft gehört, wie er seufzte und in stummer Ver-

zweiflung bei dem Tempel der Liebe im Parke auf und ab ginge. So nannte man eine offene Rotunda; dort unter den üppigen Baummassen stand ein weißer Säulenkranz, der eine leichte Kuppel trug; in der Mitte des Tempels stand ein Marmorbild, nämlich ein Knabe mit einem Köcher auf dem Rücken, der Binde vor den schelmischen Augen, und im Begriff, einen goldenen Pfeil von dem gespannten Bogen abzuschießen—dies war der Gott der Liebe. Die Vögel sangen ihre Lieder ihm zu Ehren; die Schmetterlinge tanzten ihren lustigen Tanz vor dem Götterbilde, die Blumen nickten ihren kleinen Häuptern und beugten sich vor dem Bilde dessen, der alles Lebendige regiert; doch Er, der das Götterbild und den Park besaß, und der Alles hatte, was ein Mensch sich nur wünschen kann, Gesundheit, Jugend und Reichthum, er saß auf den Stufen des Tempels und weinte stille Thränen—Thränen der Reue.

Hier war es, wo er seiner Anna zum ersten Male Treue schwur; hier war es, wo er mit seinem Worte seinem Lächeln, seinen Gelübden, den Morgenfrieden ihres Herzens wegschwatzte: er hatte Vieles verschuldet und Vieles zu bereuen.

Anna war die Tochter des armen Comministers der Gemeine. Sie wohnte unweit Hallinge, und schwärmte bisweilen in dem Parke umher. Wenn Sie, meine Herrschaften, nach Hallinge kommen, so können Sie das rothe Dach des Comministerhauses dort jenseit des Baches über dem Eschenhaine hervordämmern sehen. Gustav schwärmte ebenfalls in dem Parke umher, um dem steifen Hofleben auf dem Gute zu entgegehen, welches zu jener Zeit dort herrschte, da sein Onkel, ein alter, stolzer Hofmarschall, hier mit seiner eben so steifen Schwester, Fräulein Juliana, wohnte. Auf seinen Wanderungen traf Gustav seine Anna. Er fand Natur, Unschuld und diese unnachahmliche, weibliche Naivetät, die keine Erziehung schenken kann; er brannte für die arme Pastorstochter —nun gut! bald brannten sie Beide für einander.

Der alte Milden, der Comminister, sah betrübt aus, trug jedoch seine Betrübniß mit Schweigen und Resignation.—Alles sollet jetzt wieder gut, Alles wieder versöhnt worden sein; aber Gustaf's Nachforschungen in Stockholm waren fruchtlos. Seit der Feuersbrunst in der südlichen Vorstadt hörte jegliche Spur von Mutter und Sohn auf.

Die Trauer des Barons war dauernd und tief; er verheirathete sich nie, und Fräulein Juliana hütete sich klüglich, ihn daran zu erinnern. Sie hielt, wie zuvor, das Scepter in ihrer Hand, der Baron führte eine Art freudeloses und leeres Eremitenleben, und das Fräulein konnte daher noch immer in dem großen, mit Sammet überzogenen Sopha sitzen und repräsentiren. Die Leute merkten bald, daß das Fräulein regierte, und sie behielt daher noch immer den alten Namen: „unser gnädiges Fräulein auf Hallinge."

So waren mehre Jahre verflossen, als der schreckliche Einbruch auf Hallinge geschah, und, wie gesagt, „es war eine furchtbare Alteration in der Wohnung des alten Fräuleins auf Hallinge."

Knechte und Mägde liefen durch einander, der Baron wurde in sein Zimmer getragen und das Fräulein nahm calmirende Tropfen ein; ihre Kammerjungfer trank ein Glas kaltes Wasser nach dem andern aus, um gleichsam ihre erregten Gefühle hinunterzuspielen. Der Küster kam und schlug dem Baron, und einem halben Dutzend Mägden, welche Herzklopfen bekommen hatten, die Ader: das war ein ganzes Lazareth.

Nach einem langen Schlummer erwachte der Baron Gustaf und öffnete die düstern Augen. Da erblickte er an seinem Bette einen Greis: es war der tief gekränkte Milden, der Vater seiner Anna, welcher bisher dem Verführer seines Kindes ausgewichen war. Dort saß der Alte und heftete einen freundlichen Blick auf den Sterbenden; ein Lächeln kräuselte seine bleichen Lippen, er wollte reden, der alte Mann, und konnte nicht. Der Kranke war still; es war ein feierliches Schweigen, da zwei getrennte Wesen sich wieder vereinigen sollten. Da reichte Gustaf dem Greise seine Arme entgegen und bewegte seine Lippen, als wollte er reden, und der Alte verstand ihn, und sank an seine Brust. „Versöhnung!" stammelte der Kranke und

„Versöhnung!" flüsterte der Greis. Die Versöhnung war geschehen, war befestigt. Die Umarmung dauerte lange; dann aber erhob der Greis sein weißes Haupt, sein Blick war gleichsam verklärt und sagte:

„Weißt Du noch wohl, mein Sohn, wie Alles vor Deinem Geiste spielte, da du ein Kind warest; wie blühendreich und schön war Dir diese Welt! Entsinnst Du Dich, wie Du an meiner Hand oft auf den Wiesen sprangst und spieltest, und mich fragtest, wer die Blumen wachsen und die Schmetterlinge Honig aus ihren Kelchen saugen ließe? Da sagte ich dir, es wäre ein allgütiger Vater im Himmel, der Alles regierte und Alles segnete — jetzt hat eben dieser allgütige Vater Dich auf das Krankenlager gelegt, Du bist jetzt ein Samenkorn, das vielleicht bald in die Erde gelegt werden soll, um zu einer andern Blüthe zu keimen — Jüngling! bist Du bereit, zu sterben?"

Ein kaum hörbares „Ja" beantwortete seine Frage — „ja, ich will sterben sagte der Baron.

„Nicht so, mein Sohn! nicht die Verzweiflung, nicht die Reue soll dich dazu zwingen; du sollst dem Grabe zuwanken wie ein Kind, daß mit unsichern Schritten zu seinem Vater wankt, um in seinem Schooße zu sitzen und seine Liebkosungen zu genießen — so will es der Gott der Liebe. Bedenke es, mein Sohn! dort werden wir uns dereinst alle begegnen — zuerst triffst Du meine Anna — flüsterte es ihr zu, wenn sie es nicht schon weiß, daß ihr irdischer Vater ihr und Dir verziehen hat — so gewiß, wie der himmlische seinen Kindern ihre Schulden verziehen hat.

Der Greis bereitete Gustaf zum Tode vor, und da er ging, war es, als umgebe ein Heiligenschein sein Antlitz. Selig sind, die da trösten können!

„Also Du willst nothwendig mit an Bord?" sagte Troberg auf dem Kaidamme an dem Hafen von Norrköping sitzend; also Du willst ein Seegast werden?—wie heißt Du, Junge?"

„Ich heiße Carl," sagte der Knabe, „und will ein tüchtiger Seeman werden, wenn ich darf".

„Ja, ja," sagte Troberg, „das ist leicht gesagt, aber nicht so leicht gethan; Du kannst glauben, das ist keine Spielerei—Du hast wohl Deine Papiere und Beweise in Ordnung?— Sonst nimmt der Capitän Dich nicht mit."

Der Knabe erröthete und zitterte vor Schrecken; an ein solches Hinderniß hatte er nicht gedacht. „Nein—Beweise?—nein, die habe ich nicht," antwortete er.

Der ehrliche Seemann warf einen Cigarrenstummel in's Wasser: — „Nun zum T—! so schaffe Dir," sagte er. „Wie heißt Dein Vater?"

„Ich weiß nicht."

„Nun und Deine Mutter?"

„Sie hieß Anna."

„Nun, wo bist Du denn her?

„Aus Stockholm."

„Was für ein Gönner war denn Dein Vater? wie alt bist Du?"

„Ich bin ungefähr eilf Jahre."

„So — wie bist Du hinausgekommen in die Welt?" —

Jede Frage schnitt dem armen Jungen wie ein Messerstich in die Seele; aber Troberg's Gesicht war eines von denen, die keine Furcht, sondern nur Vertrauen erwecken; der arme Knabe beschloß daher, dem ehrlichen Seemann Alles zu sagen; er setzte sich neben ihn und blickte ihm lange mit seinen redlichen blauen Augen in das Gesicht.

„Warum siehst Du mich so an?" fragte Troberg, und zündete sich eine Cigarre an.

„Ich wollte sehen, Bootsmann," sagte der Knabe, „ob Er auch Herz dazu hätte, ein Kind unglücklich zu machen."

„O, Geschwätz! das habe ich nicht, Du kleiner Dummbart! ich will keinen Menschen unglücklich machen."

„Bootsmann! Er will mich also nicht unglücklich machen?"

„Wer zum T— hat das gesagt?" antwortete Troberg lachend; ich glaube Du kollerst!"

„Nein, Bootsmann; ich kollere nicht, aber ich will erzählen, wie es mit der ganzen Sache zusammenhängt."

Die drei Zeichen.

Der Morgen graute. Die Hochzeitgäste nickten bei herabgebrannten Lichtern um die Wette, die Spielleute, schlaftrunken oder träumend, griffen falsche Saiten, und nur leidenschaftliche Tänzer schaukelten sich noch auf den Wellen taktloser Mißtöne. Das Auge des glücklichen Bräutigams schaute umher nach der reizenden Braut, die von neckenden Freundinnen entführt und in die Brautkammer war geleitet worden. Dort mußte Franz sie suchen. Schöner Ahnung voll, eilte er durch das anstoßende Gemach. Er wollte die zweite Thüre öffnen da stand plötzlich in einem schillernden Lichtkreise eine schreckliche Gestalt, ein langer, hagerer, hochlänglicher Mann, mit Stundenglas und Sense in den fleischlosen Händen, vor ihm. Der Jüngling erkannte den Tod und schauderte zurück.

„Erkennst du mich?“ fragte finstern Blickes und mit dumpfem Tone der Furchtbare.

Weh' mir, daß ich dich erkenne! sprach etwas ermannt, der Erschütterte. Und was suchst du hier?

„Dich!“ brummte Jener. „Bereite dich, du folgst mir!“

Ich? Der Fünfundzwanzigjährige? Am Hochzeittage? In einer Stunde, die blühenden Jünglingen ein neues, schönes Leben verheißt? die mit duftenden Blüthen glänzende Früchte bietet? Jetzt ehe ich Malwine als mein holdes Weib küsse? fragte dieser. Fort setze er hinzu, fort von mir! trolle dich in die Spitäler zu den Bewußtlosen, und lasse den Bräutigam, den Begüterten, den Lebensfrohen ungeneckt, den Hochzeiter, der Wichtigeres zu thun hat, als mit dir zu schwätzen, Schöneres, als von hinnen zu gehen. Das Gespenst schwang sein gräßlich-blinkendes Eisen, daß ein Fieberfrost dem Bedrohten durch die Gebeine fuhr. Flehend und kleinmüthig warf er sich dem Hagern zu Füßen. Höre meine Bitte! rief er, und schone meine Jugend! Laß' mich zuvor glücklich sein, daß ich sagen darf: Ich habe gelebt! Nur einige Jahre, ach! nur ein Jahr gönne mir noch; dann erscheine mir wieder, und ich will dich willkommen heißen, wie ich heute dir fluchen muß.

Schneidenden Blicks sah die Erscheinung den Knieenden an, und sprach nach einem kurzen Schweigen: „Der rührenden Bitte des Glücklichen wiederstehe ich nicht. Ich lasse ab von dir für dieses Mal. Genieße des Daseins Wonne! Erst nach einer langen Reihe von Jahren, wenn Alter und Schwäche dich beugen, wann dein Frohsinn schwand, deine Lebenslust dich verließ, sollst du mich wieder sehen! Und daß du dann nicht meine Strenge, meine Härte schiltst, so will ich dir vorher drei Zeichen meiner Nähe geben. Das wirst du wohl zufrieden sein?“

Vollkommen! jauchzte Franz. Habe Dank, du Gütiger! Doch jetzt vollende deine Milde, indem du dich entfernst. Mein harrt die Braut und der Himmel!

„Ich will nicht länger stören!“ grinsete das Gespenst. Gib und nimm das Glück, freue dich der heitern, genußreichen Tage, bis du, ermüdet von der Last und Schwüle, mit Ruhe die drei Zeichen meiner baldigen Erscheinung empfängst. Lebe glücklich!“ Er rüttelte die Sense und schwand hinweg.

Franz flog in die Brautkammer.

Oft noch empfing ihn dort die liebende und geliebte Malwina.

Er war lange das, was der Sterbliche glückliche nennt; seine Gattin hatte keine Launen; seine Freunde ohne Falsch, liebten und achteten ihn. Bald hörte er von gutgearteten Kindern sich mit Entzücken Vater nennen. Sein Landgut stieg jährlich im Werthe, seine Felder trugen reiche Frucht. Er war mit der Welt und sich selber zufrieden. Kleine Uebel trug er mit Würde und Geduld.

So verstrich Tag um Tag. Das Alter nahte seine braunen Locken färbten grau, dann weiß.

Sechzig Jahre seit der Hochzeit waren nun mit leisem Flügelschlage entwichen. Da trat in einer Winternacht die bekannte Schreckgestalt wieder vor ihn hin, rufend: Da bin ich, dich abzufordern!

Schon wieder hier? stammelte entsetzt der Bejahrte.

Sechzig Jahre sind dahin, seit wir uns sa-

Baron Gustaf Gyllenfält war glücklich gerettet worden; er saß nun ungefähr einen Monat nach der Mordnacht vor seinem Tische mit verbundenem Kopfe, und stützte denselben mit beiden Händen; er war in tiefen Gedanken verloren. Da hörte er das seidene Kleid seiner Tante in dem äußeren Zimmer rauschen, und bald stand die hohe Gestalt des Fräuleins Juliana vor ihm.

„Guten Morgen, mein lieber Neveu," sagte sie und reichte ihm ihre Hand. Gustav küßte dieselbe, „guten Tag, mein Neveu! ich bin zu Dir gekommen, um einen Augenblick mit Dir zu reden. Als mein Bruder, dein seliger Vater, lieber Gustaf, und mein anderer Bruder, der Hofmarschall, dein Onkel, starben, so baten mich beide, ich möchte Dir und dem armen Volke eine Mutter sein; ich habe meinen Beruf als Mutter des Volks so gut erfüllt, wie ich gekonnt, und bin mit der wärmsten Liebe und mit der innigsten Treue belohnt worden; meine Kammerjungfer Jeannette erzählt mir jeden Tag erneuerte Proben von der Liebe des Volkes; nach der schrecklichen Nacht fragte man natürlich nach Deinem Befinden, aber auch nach dem meinigen; das arme Volk fürchtete, ich könnte vor Alteration sterben und gab sich nicht zufrieden, als bis ich mich am Fenster zeigte."

„O ja," sagte der Baron, „ich bezweifle gewiß nicht, daß meine Tante geliebt wird; aber was befiehlt meine gnädige Tante jetzt?"

„Nichts befiehlt — nur wünscht; meine Macht hier ist nur die des Herzens, nicht diejenige, welche der Zufall verleiht; ich wünsche nur."

„Was wünscht denn meine Tante? fragte Gustaf, welcher dem Gespräche gern ein Ende machen wollte.

„Ja, mein bester Neveu; ein so frohes Ereigniß, wie die Wiederherstellung der kostbaren Gesundheit eines Gutshern oder Magnaten nach einer so großen Gefahr muß auf eine passende Weise gefeiert werden; man hat durch Jeannette um die Erlaubniß anhalten lassen, auf dem Hofe zu tanzen; Alle singen Lieder Dir zu Ehren; man darf dem armen Volke die kleine Freude nicht abschlagen, seine Liebe gegen seine Herrschoft so gut auszüdrücken, als es vermag.

„Meinethalben," sagte der Baron.

„Nun weiter, mein lieber Neveu," fuhr die Tante fort; „wir haben das Juwelenkästchen wieder bekommen, und ich habe es mitgebracht, um in Deiner Gegenwart die Kleinodien der Familie zu inventiren; hier ist das Kästchen ganz unversehrt, und hier habe ich den Katalog."

„Das kann meine Tante ja thun, wenn es ihr gefällig ist."

„Nein mein lieber Neveu! diese Kleinodien sind ein Familieneigenthum, über sie habe ich nichts zu disponiren. Sonderbar genug," fuhr sie fort, „glaube ich kaum, daß eine einzige Piece fehlt; die Schurken sind wahrscheinlich so erschrocken gewesen, daß sie ihren Raub vergessen haben."

Der Baron antwortete nichts und die Tante fuhr fort: „Es sind, wie Du weißt, zwei ergriffen, sie waren alte Festungsgefangene, wollen aber weiter nichts bekennen, als daß sie zufällig diesen Odell, den Du, mein Neveu, mit dem Tode strafest, getroffen haben; man fand die Schurken in einer ganz andern Gegend, als das Schmuckkästchen, und noch dazu so kurze Zeit nachher, daß sie unmöglich, selbst wenn sie gelaufen wären, von dem Orte, wo das Kästchen gefunden wurde, an den Ort kommen konnten, wo man sie festnahm; es ist also wahrscheinlich, daß der junge Schurke, erschreckt über die Folgen seines Verbrechens, das Kästchen nicht mitzunehmen wagte, und es darum auf dem Felsen stehen ließ. Wir haben also, wie ich hoffe, alle unsere Pretiosen wieder, und ich will nun die Liste durchgehen."

(Schluß folgt.)

———o———

Die drei Zeichen.

Der Morgen graute. Die Hochzeitgäste nickten bei herabgebrannten Lichtern um die Wette, die Spielleute, schlaftrunken oder träumend, griffen falsche Saiten, und nur leidenschaftliche Tänzer schaukelten sich noch auf den Wellen taktloser Mißtöne. Das Auge des glücklichen Bräutigams schaute umher nach der reizenden Braut, die von neckenden Freundinnen entführt und in die Brautkammer war geleitet worden. Dort mußte Franz sie suchen. Schöner Ahnung voll, eilte er durch das anstoßende Gemach. Er wollte die zweite Thüre öffnen da stand plötzlich in einem schillernden Lichtkreise eine schreckliche Gestalt, ein langer, hagerer, hochlänglicher Mann, mit Stundenglas und Sense in den fleischlosen Händen, vor ihm. Der Jüngling erkannte den Tod und schauderte zurück.

„Erkennst du mich?" fragte finstern Blickes und mit dumpfem Tone der Furchtbare.

Weh' mir, daß ich dich erkenne! sprach etwas ermannt, der Erschütterte. Und was suchst du hier?

„Dich!" brummte Jener. „Bereite dich, du folgst mir!"

Ich? Der Fünfundzwanzigjährige? Am Hochzeittage? In einer Stunde, die blühenden Jünglingen ein neues, schönes Leben verheißt? die mit duftenden Blüthen glänzende Früchte bietet? Jetzt ehe ich Malwine als mein holdes Weib küßte? fragte dieser. Fort setzte er hinzu, fort von mir! trolle dich in die Spitäler zu den Bewußtlosen, und lasse den Bräutigam, den Begüterten, den Lebensfrohen ungeneckt, den Hochzeiter, der Wichtigeres zu thun hat, als mit dir zu schwätzen, Schöneres, als von hinnen zu gehen. Das Gespenst schwang sein gräßlich-blinkendes Eisen, daß ein Fieberfrost dem Bedrohten durch die Gebeine fuhr. Flehend und kleinmüthig warf er sich dem Hagern zu Füßen. Höre meine Bitte! rief er, und schone meine Jugend! Laß' mich zuvor glücklich sein, daß ich sagen darf: Ich habe gelebt! Nur einige Jahre, ach! nur ein Jahr gönne mir noch; dann erscheine mir wieder, und ich will dich willkommen heißen, wie ich heute dir fluchen muß.

Schneidenden Blicks sah die Erscheinung den Knieenden an, und sprach nach einem kurzen Schweigen: „Der rührenden Bitte des Glücklichen wiederstehe ich nicht. Ich lasse ab von dir für dieses Mal. Genieße des Daseins Wonne! Erst nach einer langen Reihe von Jahren, wenn Alter und Schwäche dich beugen, wann dein Frohsinn schwand, deine Lebenslust dich verließ, sollst du mich wieder sehen! Und daß du dann nicht meine Strenge, meine Härte schiltst, so will ich dir vorher drei Zeichen meiner Nähe geben. Das wirst du wohl zufrieden sein?"

Vollkommen! jauchzte Franz. Habe Dank, du Gütiger! Doch jetzt vollende deine Milde, indem du dich entfernst. Mein harrt die Braut und der Himmel!

„Ich will nicht länger stören!" grinsete das Gespenst. Gib und nimm das Glück, freue dich der heitern, genußreichen Tage, bis du, ermüdet von der Last und Schwüle, mit Ruhe die drei Zeichen meiner baldigen Erscheinung empfängst. Lebe glücklich!" Er rüttelte die Sense und schwand hinweg.

Franz flog in die Brautkammer.

Oft noch empfing ihn dort die liebende und geliebte Malwina.

Er war lange das, was der Sterbliche glückliche nennt; seine Gattin hatte keine Launen; seine Freunde ohne Falsch, liebten und achteten ihn. Bald hörte er von gutgearteten Kindern sich mit Entzücken Vater nennen. Sein Landgut stieg jährlich im Werthe, seine Felder trugen reiche Frucht. Er war mit der Welt und sich selber zufrieden. Kleine Uebel trug er mit Würde und Geduld.

So verstrich Tag um Tag. Das Alter malte seine braunen Locken früher grau, dann weiß.

Sechszig Jahre seit der Hochzeit waren nun mit leisem Flügelschlage entwichen. Da trat in einer Winternacht die bekannte Schreckgestalt wieder vor ihn hin, rufend: Da bin ich, dich abzufordern!

Schon wieder hier? stammelte entsetzt der Bejahrte.

Sechszig Jahre sind dahin, seit wir uns sa-

hen, und du sprichst: Schon wieder?! Bin ich dir nicht willkommen.

Wem wärst du es?

Dem Dulder, dem Greise, dem Lebensmüden.

Der Leidende ahnt eine bessere Zukunft und fürchtet dich; der Greis hängt an der süßen Gewohnheit des Daseins und die Lebensliebe ist um so stärker, je mehr er Jahre zählt; so wie die Wurzel der hundertjährigen Eiche fester sich mit der mütterlichen Erde verband, als die der neugepflanzten, und darum findest du keinen wirklichen Lebensmüden. Hat mich auch die Kraft und das Glühen der Jugend verlassen, so freue ich mich doch einzelner schöner Stunden. Rauh und steil ist des Alters Pfad, doch reifend glänzt am Wege mir noch manche süße Frucht. Und so gewähre mir eine zweite Frist. Zudem hast du nicht Wort gehalten, und kommst mir folglich unerwartet. — Du gelobtest mir drei Zeichen.

Davon hernach. Du weigerst also dich und hängst noch am Genusse? Nun freilich. Du lustwandeltest noch gern eine Zeitlang in den reizenden Umgebungen deines heiteren Dörfchens?

Wie gern! vermöchte ich es nur! Seit drei Jahre schon sind meine Kniee unbeugsam, meine Füsse erlahmt.

Schade! Aber du siehst dein Weib, deine Freunde um dich, wie sie sorgsam und treu dich pflegen!

Sähe ich sie doch! Seit einigen Jahren ist mein Auge erblindet.

Doch kürzen deine Lieben dir die Stunden, durch Darstellungen, Erzählungen und freundliche Zusprache!

Ach! auch mein Gehör ist fast ganz verloren.

Du gehst, du hörst, du siehst nicht mehr? Siehe da, Freund, meine drei Zeichen!

Franz bebte zusammen.

Und bei alledem unglücklich? Blieb mir nicht die Erinnerung, die Wonne der Hoffnung? Trage ich nicht das freundlich warme Gefühl in mir, mit welchem ich die Welt und ihren erhabenen Vater freudig umfasse? Fesseln mich nicht unaussprechlich süße Fäden an meine Gattin, meine Söhne? Legt nicht die Liebe noch den Greis an ihre segenreiche Brust.

O Lebenslust, die du den Kerker und das Siechenlager erhellst und lüftest, und im Wurme wie im Könige der Schöpfung waltest! so bist du nimmer zu ertödten? sprach die Erscheinung, und fuhr dann, zu Franz gewendet, mit mildem, aber ernstem Tone fort: Des Jünglings Flehen bewegte mich; den abgespannten Greis muß ich, auch wider seinen Willen, zur Ruhe führen. Doch zittere nicht. Sanft wie die Mutterliebe, will ich dich von hinnen leiten. Ruhe süß, Lebenspilger.

Die Sense berührte mild des Greises Haupt. Franz entschlief. Ein heiterer Traum woh sich um ihn. Er sah sich in der Mitte seiner Lieben, im Vollgenusse der Freuden. Rüstig wandelte er mit der Geliebten durch süßduftende Gefilde; ein prächtiges Roth strahlte vom Abendhimmel, unter dem das ferne Gebirge in schöner Bläue schwamm. Nachtigallen sangen im frischen Grün des Gebüsches, und von der weidenden Heerde herüber tönten einfach liebliche Klänge.

Unmerklich erbleichten jetzt die Gestalten, die Berge und die Wolkensäume; sanft verklangen allmählich die schwebenden Töne. Ein Rosenschein umhüllte die Gegenstände. Franz war nicht mehr; aber er starb nicht; ein traumloser wohlthätiger Schlummer versetzte ihn in eine Welt voll Licht und Liebe.

Poetisches.

—o—

Deutsche Morgendämmerung.

(Hr. J. St. zum Gruß.)

Es birgt die Nacht in tiefem Schweigen
Die Erd' mit ihrem dunklen Kleid,
Nicht eine Regung will sich zeigen,
Nur dumpfe Ruhe weit und breit;
Es leuchtet in die Menschenträume
Der Mond allein mit mattem Glanz,
Und durch die finstern, blauen Räume
Wogt nur der Sterne wirrer Tanz.

Der Schlummer hält in seinen Schlingen
Noch alle Wesen sanft und lind,
Da fliegt einher mit feuchten Schwingen
Der frische, kühle Morgenwind:
Nun fängt's im Thale an zu leben,
Die Nebel wallen hin und her,
Ein ewig Senken und Erheben,
Ein unabsehbar, graues Meer.

Und aus der Tiefe steigt ein Tönen,
So lang gezogen, banggeschwellt,
Ein ächzend, markdurchdringend Stöhnen,
Das Seufzen einer kranken Welt,
Um alle Bergesgipfel kreist es,
Und hallet wider von der Flur;
Das ist der Wehruf unsers Geistes,
Ob der entgötterten Natur.

Da heb' ich selber an zu klagen,
Der ich geschaut der Erde Pracht,
Daß wir mit Blindheit all' geschlagen,
Die sie zum Werkzeug nur gemacht:
Vom Irrthum sind wir längst umflossen,
Und grollend zog die Wahrheit fort,
Seit unser Geist vom Thron gestoßen,
Und in dem Bann das ird'sche Wort.

Der weisen Leitung unsrer Triebe,
Der eig'nen Sinne klarem Blick
Entsagten wir um eine Liebe,
Die ohne Hoffnung, ohne Glück.
Ach! seit der Erd' wir abgeschworen,
Quält uns ein Sehnen immerdar,
Als machte, was wir hier verloren,
Ein Jenseits nach dem Tode wahr.

Geläugnet haben wir das Walten,
Das in dem Kern der Welten schafft,
Die wir uns selber nur entfalten
Durch seine schöpferische Kraft;
Der Bergquell will es uns verkünden,
Es ruft's das lenzgeborne Laub,
Daß Gott nur in der Welt zu finden,
Und unvergänglich auch der Staub.

O finstre Nacht! in der wir hausen,
Dich preist allein der eitle Wahn:
Ich aber hör' ein fernes Brausen,
Als käm' der Morgenwind heran;
Krächzt auch die unheilschwangern Lieder
Der Eulen lichtentwöhnt Geschlecht,
Der heitre Tag kehrt dennoch wieder,
Und bringt der Menschheit altes Recht.

Schon dämmert's mählig aller Orten,
Des Nebels graue Hülle bricht,
Hell thun sich auf des Himmels Pforten,
Es naht der Sonne strahlend Licht.
Heil! wenn der Morgen uns gekommen,
Ein Abend für die Priesterzunft,
Dann muß als einz'ge Satzung frommen
Naturgesetz und die Vernunft.

—o—

Vaterlands Zukunft.

(Mitgetheilt von Freundeshand.)

Fern vom Geräusch der Welt und ihres Lebens,
Im stillen, ungestörten Kämmerlein,
Führt mich mein Geist, im Fluge seines Strebens,
In meines Vaterlandes Zukunft ein.

Die düst're Grabesstille ist verschwunden,
Die Tyrannei den Völkern einst gebot;
Und aus den Ketten, die es fest umbunden,
Steht Deutschland frei, obgleich von Wunden roth.

Der wackre Bürger strebt mit regem Fleiße,
Denn sein ist jetzt der harten Arbeit Lohn,
Ein freier Mann, ob auch nach vielem Schweiße,
Errungen ist's, sein Heerd ist jetzt sein Thron!

Frei ist die Sprache, hin des Denkens Schranke,
Frei ist sein Sinn, und frei ist auch sein Blick!
Und wie nach schwerem Siechthum, jeder Kranke
Von neuem lebt, so lächelt ihm sein Glück!

Die Luft, die einst nur Königen gehörte,
Sie ist jetzt sein, sein ist das Vaterland;
Und wie ihn einst der Sklavendruck beschwerte,
So fest umschlingt ihn jetzt der Freiheit Band!

O schöne Zeit, wann wirst du Wahrheit werden,
Wann wird die Heimath wieder Männer seh'n?
Wann wird statt Königen und Höflingsheerden,
Der freie Mann durch deine Gauen gehn?

Ist es ein Traum? und willst du ewig schlafen?
Nie mehr dich zeigen in der alten Kraft?
Nie mehr zu kühnen Thaten dich erraffen
Der Ahnen werth? ist dir der Arm erschlafft?

O nein! das Morgenroth fängt an zu schimmern,
Schon blendet es des feigen Zwingherrn Blick,
Und auf der morschen Throne wüsten Trümmern!
Keimt Dir das schönste, reinste Erdenglück!

Ja dann, wenn jene Throne wirklich wanken,
Und wenn der Freiheitsruf die Luft durchdringt,
Dann eilen deine Söhne in die Schranken,
Die jetzt ihr Schicksal in die Ferne zwingt!

Dann sammeln sie sich unter deinen Fahnen,
Sind wieder Deutsche, ganz mit Herz und Hand!
Zur Wahrheit wird das göttlich schöne Ahnen,
Und fest geknüpft der Freiheit goldnes Band!

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und wär' er in Ketten geboren!"

Joseph Hark.

Lebensbaum.

Zu Heidelberg im Schlosse
Da steht ein Lebensbaum,
Dreihundert Jahr und drüber
Träumt er den Pflanzentraum.

Er sieht auf die Jugendbäume
Er sieht sie grün und todt —
Dreihundert Jahr und drüber
Zählt er das Morgenroth.

Jetzt will er sich niederneigen
Der alte, mürbe Greis;
Sie haben mit Eisenstangen
Ihn wieder gebracht in's Gleis.

Es grünet im christlichen Glauben,
Ein Lebensbaum ewig jung,
Dreihundert Jahr und drüber
Die Kirchenverbesserung.

Jüngst haben mit Eisenstangen
Zum Stehn sie den Baum gebracht,
Als ihn der Sturm der Zeiten
So mürb und morsch gemacht:

Was auf der Erde blühet,
Mag heißen, wie es will,
Und mag es sich „ewig" schelten
Steht mal im Wachsen still.

Und wär' es die Offenbarung,
Und wär' es der Lebensbaum;
Kann er keine Früchte mehr treiben,
So wird er zum — Menschentraum!

Und andre Bäum' erstehen,
Und neuer Same geht auf . . .
Ein ewiger Strom des Wachsens,
Ein wechselnder Blüthenlauf.



Die letzten Opfer unter Robespierre's Schreckensregierung.

Walhalla:

Eine Monatsschrift zur Belehrung und Erheiterung.

2. Band. Philadelphia, Januar 1847. 1. Heft.

Die beiden Ringe.

[Fortsetzung.]

Fräulein Juliana las nun aus Lestedie die eine Nummer nach der andern her; Alles war richtig da. „Jetzt, mein lieber Neveu,“ sagte sie endlich, „komme ich zu Nro. 43. zwei Ringe, einer mit einem rothen und einer mit einem weißen Steine, beide gemerkt mit C. R.; wie du weißt, ist der eine weggekommen,“ fuhr sie fort, mit einer höhnischen Verziehung des Mundes (denn die Tante errieth die Empfängerin desselben); „aber der andere hat auch seinen Werth.“ Das Fräulein begann zu suchen unter einer Menge von Ringen und feinen Ketten, Goldschlössern und kleineren Stücken.

Der Baron wendete sich hinweg, um den fatalen Ring nicht zu sehen, der in seiner Seele lauter schmerzhafte Gefühle weckte.

„Sollte nicht der rothe noch vorhanden sein?“ fragte endlich die Tante.

„Ja, Tante! der rothe ist da, der weiße ist weg,“ seufzte Gustaf.

Da ist es doch wirklich sonderbar, daß der weiße sich hier vorfindet der rothe aber fehlt.“

„Wie?“ rief der Baron, und sprang auf; darf ich sehen!“

Der Ring mit dem weißen Steine glänzte ihm entgegen, eben jener Ring, den er vor seiner Reise nach Italien seiner Anna an den Finger steckte.

„Gott, mein Gott!“ rief er aus, „soll ich denn noch wahnsinnig werden? Wie kommt der Ring denn hieher? Wer hat ihn hingelegt? Wer hat die Ringe umgetauscht?“

„Beruhige Dich, mein Neveu!“ sagte die Tante, „das hat wahrscheinlich der junge Schurke gethan, von dem ich vorhin redete wahrscheinlich er.“

„Der Knabe!“ sagte Gustaf nachsinnend, „vielleicht ist er es. Wie alt sollte er nach der Angabe der Gefangenen sein?“

Ungefähr zwölf Jahre,“ entgegnete die Tante, „nach demjenigen zu urtheilen, was mir Jeanette erzählt hat. Es war Schade, daß man nicht den jungen Dieb erwischte, da hätte man erfahren können, wo sich der andere Ring befindet; der rothe war auf jeden Fall kostbarer; es war Schade, daß man ihn nicht ertappen konnte.“

„Ja, Tante, Sie haben Recht!“ sagte der Baron, ohne zu wissen, weßhalb.

„Da hätte man wenigstens Einen strafen können für das grobe Verbrechen, sich mit Gewalt in ein altes und geehrtes Haus einzubrechen; diese französische Revolution hat die Masse in wilde Thiere verwandelt; wann geschah es wohl früher, daß man in einen adeligen Herrensitz einzubrechen und zu stehlen wagte; nur die neuen Zeiten sind es, welche—“

„Tante, Tante!" rief Gustaf aus; nun haben Sie genug geredet; dieser junge Knabe war mein Sohn, der Erbe von Hallinge, der Erbe meines Namens, meines Vermögens."

„Sohn?" sagte die Tante, und wäre vor Alteration beinahe vom Stuhle gefallen; „das ist nicht möglich; Du rasest! Ich gehe, ich gehe, um Hülfe zu schaffen!" Und jetzt eilte Tante Juliana hinauf in ihre Wohnung und ließ den Pastor Milden holen; denn er war der einzige, der in der letzten Zeit Zutritt bei dem Baron erhalten hatte.

Der Pastor kam; es wurde eine lange Conferenz gehalten, bei welcher man das Fräulein Juliana zu ihrem nicht geringen Aerger für überflüssig erachtete. Ihr Neffe war mit einem Male frisch und gesund geworden, war abgereist, man wußte nicht, wohin, auf allen Wegen wurde nach dem Knaben geforscht, der den Ring in dem Schmuckkästchen umgetauscht hatte; es gab ein Nachfragen in der ganzen Gegend, und der Baron interessirte sich so eifrig für diesen Jungen; man rieth hin und her, die Meisten meinten jedoch, der Baron sei durch einen harten Schlag auf den Kopf seines Verstandes beraubt worden. Fräulein Juliana, welche den Zusammenhang errieth, schwieg, um nicht einen Flecken auf das Wappen ihrer Familie zu setzen; sie machte in Gedanken des Tages wohl hundert Mal die Geschichte ihrer Familie durch, um sich über die Gegenwart und die Zukunft zu trösten. So vergingen mehrere Monate; aber der Baron kam noch düsterer, als vorher, nach Hause. Fräulein Juliana freute sich in ihrem Herzen; denn sie sah nun ein, daß jener Sprößling nicht gefunden war. Die Familie sollte also rein und unbefleckt aussterben, und der Wappenschild zerschmettert werden, ohne daß unedles Blut den Grund des dunkelrothen Herzenswappens gebleicht hatte.

5.

In einem Boote, das unweit der Rhede von Port Louis auf der Insel St. Mauritius mit einer Kette an einer Klippe befestigt war, lag einige Jahre später ein Knabe, so lang er war, unter den Ruderbänken ausgestreckt; er war gekleidet in einer leichten weißen Seemannstracht, und der weiße Strohhut lag neben ihm. Ein gewaltiger Kokosbaum, welcher sich auf dem sandigen Gestade erhob, breitete seine Laubkrone aus über den schlafenden Knaben. Am Ufer aber saß ein Matrose und rauchte in aller Gemächlichkeit seine Cigarre, indem er das schöne Gemälde betrachtete, das sich vor seinen Blicken ausbreitete. Gerade vor sich sah er, wie der schöne Schooner Victoria von Malmö seine Masten über den blanken Wasserspiegel erhob, und dort in größerer Ferne unterschied er die weißen und vielfarbigen Häuserreihen in Port Louis gleichsam durch eine Jalousie voll Masten und Wimpeln; oberhalb der Stadt breiteten sich an einem sanften Abhange licht-grüne Laubmassen aus, und weiter hin, wo sich das Land schnell in die Wolken erhob, wo der eine Berg sich auf den Riesenschultern des andern empor klomm, wurde das Grün dunkler, hie und da von grauen Felsenwänden unterbrochen, die hohe Spitze des Pouceberges, der Form nach einem empor gesteckten Daumen gleich, seine nackten Wände in den klaren Himmel emporstreckte. Hie und da in den Winkeln der aufgestapelten Berge schimmerte etwas Weißes hervor, welches aussah wie ein Gewebe auf der Bleiche bei einem friedfertigen Pfarrhofe in Schweden — es war ein Wasserfall, der von der Klippe herab stürzte, um sich nachher gleich einer im Grünen sich windenden Silberschlange einen Weg nach dem Ufer zu suchen.

Der Knabe erwachte und rieb sich die Augen jetzt öffnete er sie, und warf einen freundlichen Blick auf den Matrosen. „Ach, Tröberg!" sagte er, „ich habe gewiß lange geschlafen? — Aber das Rudern machte mich heute so müde, es ist hier fürchterlich warm."

„Ja ja, Du armer Junge, Du hattest den Schlaf wohl nöthig; denn Du hast es sehr schlecht, seitdem der Capitän angefangen hat, so verteufelt zu saufen; es ist aber doch Schade um ihn, denn er ist ein guter Capitän, aber nun säuft er allzuviel und trinkt Grogg den ganzen Tag, um sich, wie er sagt, vor der Cholera in Acht zu nehmen, vor welcher er Angst hat, wie vor Prügeln. Die schöne Brigg, welcher wir

auf der Höhe von Port Dauphin begegneten, hatte die halbe Besatzung in der Krankheit verloren, welche in Calcutta wüthete, als wäre sie rasend—dahin sollen wir auch — und wenn die Krankheit damals so stark war, so wird sie in dieser Jahreszeit immer ärger und ärger; in drei Monaten sind wir dort und das schlimmste ist, — diese Krankheit macht den Capitän so verrückt."

„O ja" sagte der Knabe, „ich muß wohl arbeiten, aber was thut das? Ich bin, Gott sei Lob und Dank! unter ehrlichen Leuten."

„Ja, das bist Du," sagte Troberg, und stand auf.

„Nun Troberg!" sagte der Knabe, und warf einen schelmischen Blick auf seinen Mentor, „nun, Troberg! hat Er Schande von mir gehabt, daß Er für meine Aufführung sich verbürgte?"

„Nein, mein Junge, nein gewiß nicht; aber mir ist oft bange gewesen, daß es mit Dir zum Henker gehen sollte, Du bist mir ein halsbrechend dumm-dreister Geselle.—Als es so heftig stürmte, da wir das Cap passirten, da lagst Du oben in der Takelage und bargst die Marssegel in einem Sturme, in welchem ich und Andere wie Vögel weggeweht wären. Da dachte ich manchmal: Adieu mit dem Wagehals! Aber Du entertest Dich doch wieder herab, und das Alles war recht gut. Es wäre nicht so angenehm gewesen, wenn wir hätten den Hühnerstall und Bretter nach Dir auswerfen müssen— wenn es erst so weit gekommen ist, so ist es vorbei mit dem ganzen Plunder."

„Aber, Troberg!" unterbrach ihn der Knabe, „Er versprach mir ja, er wollte mich mit nach einer Landstelle nehmen — wie geht's damit?"

„Ja, ja," antwortete der Angeredete, „ich ließ Dich nur erst ein wenig ausschlafen, denn das geht tüchtig bergan, kannst Du glauben, obgleich Herr Wester's Hof nicht eben weit ist."

„Wester?" fragte der Knabe ist ein Engländer?"

„Ja, das sollst Du sehen!" entgegnete Troberg, „er ist eben so gut ein Schwede wie Du und ich, obgleich er die Sprache jetzt schlecht spricht; aber siehst Du ein Schwede ist er dennoch und nicht weit von Helsingborg geboren, ja und noch dazu in der Gegend, wo ich Frau und Kinder habe, — ja nun fahren Sie wohl Schlitten den Berg hinab da beim Kirchhofe, dort geht's gut hinunter—denn siehst Du, Carl dort ist man jetzt in der Mitte des Winters und hat Schnee und Eis—vielleicht hält sogar der Sund — doch das pflegt er nicht im Februar; aber wir sind erst im Anfange, und da kann es dennoch sein."

„Das ist aber doch sonderbar," sagte der Knabe, „Und hier gehen wir und schwitzen vor Wärme. Ja, ja, so ist es, aber wir sind ein tüchtig Stück von Hause."

Auf dem Wege nach dem Hofe des Herrn Wester erzählte Troberg die Geschichte des Mannes. Wester war nämlich Kaufmann gewesen in einer von den schwedischen Seestädten, hatte viel speculirt, aber Unglück gehabt. Als er nun sah, daß die Affairen nicht länger gehen wollten, und da er zuletzt auf einmal mehre Wechsel mit Protest zurück erhielt, so ergriff er seine Partie und reiste ins Ausland, das heißt: er lief weg. Der Banquerott, welcher nun entstand, deckte gleichwohl fast ganz die Schulden, und das Uebrige hatte er nachher mit Zinsen und Allem bezahlt.

Endlich nach mancherlei Schicksalen hatte er auf Mauritius oder Isle de France geankert und dort war er zuletzt mit der Tochter eines Plantagebesitzers verheirathet worden, hatte die Besitzung desselben geerbt, und wohnte jetzt in einem schönen Thale zwischen Mastagne longue und den äußern Gruppen des riesenhaften Pouceberges.

Bald lag die schöne Landstelle vor ihnen, ein nettes Landhaus mit einer von zwölf schlanken Säulen getragenen Ausbaute vor dem Eingange — eine Art Peristil, umgeben von blühenden Mandelbäumen. Hinter dem Gebäude erhoben sich einige Brodfruchtbäume mit ihren gelben Früchten und noch weiter zur Rechten stand eine Pomeranzenreihe, eine Legion von Fremden, welche blüheten und ihren Wohlgeruch über den Hofraum verbreiteten, dessen schöne

Grasmatte jedesmal, da der Wind durch die Bäume säuselte, von einem feinen Staubregen befeuchtet wurde, der v. einem Wasserstrahl abspritzte, welcher aus einem in der Mitte des Hofes befindlichen kleinen Bassin emporstieg. Einige frohe und von der Sonne gebräunte Kinder lärmten draußen, und ein Mädchen, etwas größer, als die übrigen, lief den Ankömmlingen mit dem Rufe entgegen: „Trobær, mon cher, Trobær!“ — „Ja richtig, meine kleine Adli!“, sagte der Seemann, nahm das kleine Mädchen auf den Arm und trug sie über den Hof. „Hier ist ein Spielkamerad!“ fuhr er fort — „doch sie versteht ihre Muttersprache nicht — hier ist ein garçon, oder wie es in diesem französischen Rothwälsch heißt, das man hier zu Lande schwatzt.“

Jetzt trafen sie Herrn Wester. Er war ein Mann von einigen und vierzig Jahren mit einem schönen, obgleich schon etwas ältlichen Gesichte. Mit freundlichem Lächeln empfing er den redlichen Seemann, welcher sogleich seinen Schützling vorstellte.

„Steht der alte Thurm Kärnan noch bei Helsingborg, und wie befinden sich die dortigen Freunde? fragte Wester.

„Vortrefflich, wie der T—,“ antwortete der Seemann, und nun begann er eine lange Erzählung von Allem, was in dem freundlichen Städtchen sich zugetragen hatte, und dessen er sich entsinnen konnte. „Es ging ein Gemunkel, daß Herr A—'s Affairen schlecht ständen, daß B. sich aber gut durchbisse; C. hätte sich ein großes Haus gebaut, D. gegenüber; E. sollte die Mamsell F. heirathen und so weiter“ mit einem Worte: Troberg erzählte so viel Neues, als er wußte, natürlicher Weise untermischt von Verschiedenem, das speciell seine Frau und Kinder betraf — ein Kapitel, daß der redliche Seemann nie recht aus den Augen verlieren konnte.

Dem Knaben war bei der Unterredung der Alten die Zeit bald lang genug geworden; er schlich sich daher von ihnen aus dem offenen Peristile vor dem Hause, wo sie saßen, hinweg, und begab sich zu den Kindern, er verstand zwar ihre Sprache nicht, denn sie sprachen französisch wie ihre Mutter. Aber Kinder verstehen sich leicht, und der muntere Matrosenjunge und die Kinder des Herrn Wester schwatzten jedes seine Sprache, wendeten aber dabei die Zeichensprache tüchtig an. Das kleine Mädchen, welches den Troberg so freundlich begrüßte, den sie vor einigen Jahren gesehen, und dessen Züge und Namen ihr getreues kindliches Gedächtniß so fest behalten hatte, ergriff bald die Hand des Knaben, und nun lief die ganze Kinderschaar lachend und lärmend von dem Hofe hinweg. Sie gingen über eine von Bambusrohr gebaute Brücke, welche über einem in der Tiefe zwischen Felsen brausenden Strom schwebte, der weiter unten, nach dem er sich durch ein dichtes Bambusmoor geschlängelt hatte, das sich gleich einem gigantischen Schilfwalde an seinen Ufern ausbreitete, hie und da von einer Palme geziert, die gleich einer Standarte ihre Krone über die Umgebung erhob, auf ein lichtgrünes Feld hinabfloß, auf welchem ausgedehnte Reisfelder in dem feuchten Erdreiche wucherten, bis endlich der kleine Strom seine Fluthen mit den getrübteren Fluthen des Sterflusses vermischte. — Die leichte Brücke schwankte unter ihren Füßen, als sie hinüberliefen; jenseits derselben schlängelte sich der Weg aufwärts, und bald kamen die Kinder in ein Thal zwischen den Bergen, in welchem eine Zuckerpflanzung ihren Blicken begegnete. Eine Menge Neger gingen dort und arbeiteten in der starken Sonnenhitze; ihre schwarze Haut glänzte von Schweiß, aber nichts destoweniger sangen sie ihre eintönigen Lieder und schienen froh zu sein. Herr Wester war auch der gütigste Herr gegen die Sklaven. Kleine Negerknaben eilten an einander vorbei mit Bündeln von abgeschnittenem Zuckerrohr, große mit Ochsen bespannte und mit ähnlichen Bündeln beladene Wagen bewegten sich langsam über das Feld einem Gebäude zu, welches dicht unter dem jähen Abhange des Berges, der auf das Dach herabstürzen zu wollen schien, an dem Ufer des kleinen Stromes lag.

Die kleine Adelaide — denn so hieß das Mädchen — setzte mit ihrem neuen Bekannten und ihren Geschwistern den Weg nach der Mühle fort; die kleinen Negerkinder versammelten sich um ihre weißen Kameraden, und

die Gesellschaft wurde bald ein kleiner Haufe welcher troß der Wärme keuchend und athemlos die Anhöhe hinauf lief. Das Mädchen gab mit Zeichen zu verstehen, sie wollten die Zuckermühle besehen.

In einer solchen Mühle versieht ein Neger die Walze mit Zuckerrohr; der ausgepreßte Saft läuft in einer Rinne in die unterhalb derselben befindliche Kocherei; in Westindien hat man zu diesem Behuf Windmühlen und überdies hat die Insel zwischen ihren Bergen eine Menge kleiner Ströme, und Bäche, so daß man die allzu starke Bewegungskraft nicht nöthig hat.

Der Knabe hatte noch nie eine Zuckermühle gesehen, und nahm daher die Gelegenheit wahr; er erkundigte sich mit Zeichen so gut er konnte, wie alles zuginge, und das kleine Mädchen war sogleich fertig mit einer weitläufigen Erzählung auf französisch, die er nicht verstand, aber dagegen begleitet von einer Menge Geberden, die er recht gut begreifen konnte. Es gehört ein eigener Griff dazu, das Zuckerrohr zwischen die Walzen zu legen, so daß sie genug ausgepreßt werden, ohne daß zerquetschte Theile des Rohres mitfolgen und den Saft unrein machen; auch dieses wollte das Mädchen dem neugierigen Knaben zeigen und stellte sich daher anstatt des Negers vor die heftig sich umschwingenden Walzen. Carl stand daneben und sah, wie das eine Rohrbündel nach dem andern in dem unermeßlichen Rachen verschwand, welcher stets nach mehr dürstete.

Die beiden Quetschwalzen wurden durch einen schmalen, dieselben umgebenden Riemen von Büffelleder in Bewegung gesetzt. Die kleine Adelaide gab nicht Acht darauf, daß dieser Riemen an ihr sehr nahe vorbei lief; der Platz war für einen Neger berechnet, welcher fast nackend ist und keine Kleidungsstücke hat, die in der gefährlichen Maschine sich festsetzen können, nicht aber für ein in ihre leichte und von jedem Zugwinde flatternde Tracht gekleidetes Mädchen.

Plötzlich faßte die vorbeifahrende Schnalle des Riemens das Kleid des Mädchens und riß sie mit unwiderstehlicher Gewalt hinauf zu dem Drilling, welcher dicht unter dem Dache befindlich war und sie unfehlbar zerschmettert haben würde. Der Knabe mit einer Geistesgegenwart, wie sie fast nur derjenige besitzen kann, welcher unter Gefahren und Kämpfen mit ungezähmten Elementen erzogen ist, hatte augenblicklich ohne weiteres Besinnen seinen Entschluß gefaßt; ehe eine Sekunde verflossen war, fielen er und Adelaide zu gleicher Zeit zu Boden; der Knabe hatte mit seinem scharfen Seemannsmesser mit einem Zuge den steifen Riemen durchgeschnitten, und die Walzen standen; in demselben Augenblicke aber war er auch mit der Kraft, die der abgeschnittene Riemen noch besaß, zu Boden geschleudert worden. Dennoch war er zuerst wieder auf den Beinen und wollte Adelaiden helfen, welche unbeschädigt, aber von dem Schrecken betäubt, sich nur langsam wieder erhob; er wollte ihr die Hand reichen, doch diese gehorchte ihm nicht: der Arm war gebrochen. Das Mädchen merkte das Unglück, doch der Knabe lächelte nur und schüttelte den Kopf; es that sehr weh, aber er wollte sich nichts merken lassen. Inzwischen kehrte die Gesellschaft nach Hause zurück, ein gutmüthiger Neger machte eine Art von Binde für den beschädigten Arm, und endlich waren sie zu Hause.

Der gute Herr Wester und Troberg waren noch in ihrem Gespräche in der luftigen Veranda vertieft, als die Kinder kamen. Der Zug ging langsamer als gewöhnlich, und bald kam Adelaide zu ihrem Vater und erzählte das Unglück.

„So, zum T—!“ sagte Troberg, „ist mein Junge nun ganz lahm? wie ging das zu? wie ist es?“ — Das sonst so ruhige Antlitz des Seemannes hatte jetzt das Gepräge einer heftigen Unruhe. Der Arm wurde besichtigt, er war wirklich abgebrochen. „Ah, so!“ sagte Troberg etwas beunruhigt, „das geht denn noch wohl an, wenn nur keine Gedärme heraus kommen, so — aber nach Calcutta und so weiter kommst Du diesmal nicht, und dann so weiß wohl der T—, ob wir auf der Rückreise Port Louis anlaufen. Aber es läßt sich wohl verschienen, kann ich mir denken, und so kannst Du

wohl doch noch einiger Maßen durchschleichen, obgleich der Capitain Dich eine runde Zeit umsonst füttern muß."

„Nein, lieber Troberg," sagte Wester, „der Knabe bleibt bei mir; er hat meiner kleinen Tochter das Leben gerettet, Gott sei gelobt, daß er mit dabei war! — Hört Ihr, Kinder! nach der Zuckermühle dürft Ihr nie mehr gehen! — Daß ich noch nie an die Gefahr mit den Schnallen gedacht habe! — Der Junge bleibt bei mir!"

„Ja, o ja," sagte Troberg langsam; „das ist so, das; aber sieh ich habe den Jungen mitgenommen und soll ihm gleichsam an Vaters Stelle sein und —"

„Genug, redlicher Troberg!" sagte Wester lächelnd; „wenn ich ihm aber nun an Vaters Stelle sein wollte, bis Du einmal zurückkommst, so hast Du wohl nichts dagegen? Er soll behandelt werden, als wäre er mein Sohn, ich habe überdies keinen, sondern nur Mädchen; bist Du da zufrieden?"

„Ja, das wohl, aber," fuhr Troberg fort, der den muntern Knaben nicht gerne vom Schiffe verlieren wollte, (das war auch sein kleiner Eigennutz) „aber der arme Junge kommt dann vielleicht nie wieder nach Schweden zurück; und das wäre dann doch Schade, wenn er's hier auch vollauf hat. Was willst Du selbst, Carl?"

„Ich möchte wohl mit Victoria gehen," sagte er, aber ich kann ja doch nichts thun, das fühle ich, und Troberg kommt wohl wieder?"

„Ja, ja, verlaß Dich darauf nicht," sagte Troberg; „es wehen viele Winde bis dahin, und dann, so bin ich nur ein Mensch, obgleich ich so alt noch nicht bin und sterben müssen wir alle. Thue wie Du willst, Carl; Gott segne Dich, und sei artig! den Katechismus und Gesangbuch und Deine Kleider und die kupferne Schale werde ich Dir schicken; hast Du noch mehr auf dem Schiffe außer Deiner kleinen Kiste?"

„Kümmert Euch nicht um solche Kleinigkeiten," fiel Herr Wester ein; der Junge soll zu Bette gehen; so! nun gehen wir hinein!"

Dort saß Frau Wester, eine geborne Französin, mit ihrer Tochter auf dem Schooße, und hörte mit mütterlichem Entsetzen von der überstandenen Gefahr der Erzählung ihrer Adelaide zu; als die Gesellschaft mit dem Knaben eintrat, so flog sie ihm entgegen und küßte ihn auf die Stirn. „Gott segne Dich, hurtiger Knabe! Wester! wir behalten den Knaben," sagte sie auf französisch zu ihrem Manne; „er muß hier bleiben!"

„Ja, ja," sagte der Mann, „das ist so; jetzt aber muß erst ein Arzt von Port Louis geholt werden und der Knabe in Ruhe kommen."

Carl wurde in das kühlste Zimmer des Hauses geführt und auf ein Sopha gelegt, dessen elastische Matratzen mit Kokosbast gestopft waren. Er fühlte keine Schmerzen, sondern redete munter mit Adelaiden, welche auf einem Fußschemel neben ihm sitzend, lange Geschichten erzählte, um ihn zu unterhalten. Zwar verstand er nichts davon, aber die Augen des schönen Kindes redeten so deutlich von Dankbarkeit und Wohlgefallen, daß er jedes der klangreichen Worte zu verstehen wähnte, die über ihre Lippen flossen.

Troberg warf darauf einen Blick auf eine kostbare Stutzuhr, welche auf dem Tische stand. „So sagte er, „die Uhr ist schon vier, und der Capitän sagte, er glaubte, gegen Abend würde der Wind etwas stärker werden, so daß wir wenigstens in den Kanal hinauskommen könnten, um in der Nacht mit dem Landwinde in die See zu stechen; ich muß mich also von hier packen." Die Wester'sche Familie aber wollte den redlichen Seemann nicht von sich lassen, ohne ihm einige Körbe mit Früchten für ihn selbst und für den Capitän mitzugeben, und er mußte daher noch eine Weile bleiben; während dieser Zeit setzte er mit Herrn Wester unter dem Schatten der Bäume auf dem Hofe ihre Unterredung fort; Negerknaben kletterten in diese Bäume und warfen die goldenen Früchte hinab, welche von anderen in große Körbe gepackt wurden.

Inzwischen lag Carl in dem Zimmer mit seiner kleinen Gesellschafterin, welche unaufhörlich plauderte, um, wie sie meinte, den Kranken zu zerstreuen; jetzt aber machte ihr der Knabe

ein Zeichen, daß sie aufhören sollte, und gab zu verstehen, daß er schreiben wollte. Das Mädchen verstand seine Meinung, und holte ihm Tinte und Feder. Zwar war die Handschrift des Knaben nicht so gar schön, denn sie war nach Troberg's Vorschrift gebildet, und dieser konnte selbst nicht viel; aber er wollte ja auch nur an diesen seinen alten Freund schreiben, und war überzeugt, daß dieser wenigstens seine Hieroglyphen errathen würde, welche übrigens leicht von einem Gelehrten mit zu der sogenannten Keilschrift gerechnet werden konnten, die so vielen Gelehrten, und zuletzt dem Bischofe Minter in Kopenhagen, großes Kopfbrechen gemacht haben.

Als das zierliche Schreibzeug, wo man seine Feder in einem von einem Liebesgotte getragegenen Köcher tauchen sollte, vor ihm stand, und das blanke Rosapapier in Ordnung lag, so begann Carl seine Arbeit. — Der Brief war zwar nicht lang, kostete aber dennoch Zeit und Mühe.

Zuletzt nahm er einen Ring von seiner Brust, legte ihn hinein und umwickelte das Ganze mit einem Stück Papier, welches Adelaide sorgfältig mit einem seidenen Faden zuband. „So! nun mag Troberg kommen!" sagte der Knabe, und schob das Schreibzeug von sich.

Es dauerte auch nicht lange, so trat Troberg ein. Das Gesicht des ehrlichen Seemannes war steif, wie aus Stein gehauen; denn er strengte jede Muskel an, um, wie man es nennt, gute Miene zu halten. — „So, Carl!" sagte Troberg, „nun trennen wir uns; nun, flenne nicht, Junge! Hol' mich der T--! wenn Du flennst, so werde ich böse; so — Adieu! Gott segne Dich! Nun, was willst Du noch? Adieu, sage ich!" —

Troberg fühlte, daß diese ruhige Miene auf dem Wege war, zu verschwinden, ja er f ü h l t e sogar, daß noch e t w a s gleichsam in den A u g e n w i n k e l n zog; er fürchtete, er könnte, aller seiner guten Vorsätze ungeachtet, mit Schande bestehen. „Nun, was willst Du denn noch?" fragte er kurz, nachdem er den Knaben auf die Stirn geküßt hatte.

„Ja lieber Troberg! weiß Er wohl noch, daß ich Ihm in Norrkoping versprach, ich wollte ihn belohnen, so gut ich könnte, wenn er mich an Bord schaffte?"

„An solche Kleinigkeiten kann auch selbst der T— nicht denken," antwortete Troberg und wollte gehen.

„Nein, Troberg! nehme er dieses," bat der Knabe und gab ihm das kleine Paquet, welches er so sorgfältig hatte zubinden lassen, „nehme Er dieses und denke er an mich — ich will mich immer gut aufführen; Er soll nie Schande von mir haben!"

Troberg nahm mit Widerwillen das Paquet an. „Nein," sagte er, „ich habe Dir ja gesagt, Junge! ich will Nichts haben; es ist wohl ein Pflaster, oder so etwas, das Du zusammen gesucht hast; behalte das selbst!"

„Nein, Troberg!" bat der Knabe mit einer Innigkeit, die seinen Freund rührte, „nehme Er!"

„Thue dem Knaben den Gefallen," sagte Wester; „Du mußt bedenken, Troberg, daß man eine gut gemeinte Gabe nicht verschmähen soll, so klein sie auch ist."

„Ja, ja, das ist wahr, ja," sagte Troberg „es geschieht auch nicht darum, weil es wenig ist, sondern darum, weil der Junge den Stüber selbst besser gebrauchen kann."

„Es ist kein Geld," sagte der Knabe.

„Nun, das war eine andere Sache," sagte der Seemann, und steckte das Paquet in die Tasche; „so, Carl, Adieu!" und nun entfernte sich Troberg mit beibehaltener Kriegsehre; er war ganz überzeugt, daß Niemand bemerkt hätte, er sei ein armer Tropf bei ähnlichen Gelegenheiten — das freuete ihn recht herzlich. Einige Sklaven, welche die Körbe trugen, begleiteten ihn an den Strand.

Als Wester am folgenden Morgen seinen Tukus nach der Rhede hinrichtete, sah er die liebe schwedische Flagge nicht mehr ihre blauen und gelben Falten im Winde ausbreiten; Victoria von Malmö war verschwunden. Carl Nord war also ein kleiner Colonist auf Mauritius.

Troberg war schon einige Tage unter Segel gewesen, ohne an das von Carl empfangene Geschenk zu denken. „Es ist wohl ein Plun-

der," sagte er zu sich selbst, „den der arme Knabe mir zum Andenken geben wollte; ja was es auch sein mag, zu Hause in dem Schranke mit den gläsernen Thüren will ich es dennoch verwahren, denn ich halte von dem Jungen so viel, wie von meinem eigenen Kindern." Mit diesen Worten riß er die seidenen Faden ab und wickelte das kleine Packet auf. Ein Ring mit einem rothen Steine und geziert mit den goldenen Buchstaben C. N., fiel in seine Hand.— „Was ist das?" fuhr er in seinem Monologe fort; „doch hier steht etwas geschrieben — o ja, er schreibt nicht so übel, beinahe eben so gut wie ich selbst—laß sehen!" Und nun las er Folgendes:

„Mein lieber Troberg!

„Dieser Ring ist das Einzige, was ich besitze, den gebe ich Ihm; wenn er aber nach Hause kommt, so soll er nach Hallinge bei Nyköping gehen und nachsehen, ob der Baron lebt oder todtgeschlagen ist. Ich habe an keinen Menschen einen Gruß zu bestellen. — Lebe er immer wohl.

der dankbare
Carl Nord."

„Hm, hm!" das begreife ich nicht," sagte Troberg, und legte Ring und Brief in seine Seemannskiste; aber einige Tage darauf verstand er es besser. „Ich war doch ein verdammtes Rindvieh," sagte er bei sich selbst, und war so böse auf sich, daß er sich gerne alle Haare hätte ausreißen wollen. „Ich war doch ein Erzrindvieh, und sollte an der Raa hangen wie ein Seedieb, daß ich das mir nicht eher ansehen konnte — er war gewiß der Sohn dieser armen Mamsell. — Herr, mein Gott! nun habe ich dummes Vieh Alles verdorben. Das wäre etwas gewesen, wenn ich mit dem Juwele nach Stockholm gekommen und in das Irrenhaus gegangen wäre, und der Wahnsinnigen den Jungen in die Arme gelegt und gesagt hätte: „Das ist Dein Junge, er ist artig und bescheiden!" Sie wäre wieder klug geworden— ja das wäre sie. Aber gib Acht! Vielleicht läuft der Capitän auf der Rückreise bei Mauritius an—doch das glaube ich kaum. Daß ich ein solcher dummer Jan sein konnte!"

Auf diese Weise keifte Troberg mit sich selbst. Er öffnete seine Kiste und dachte an den kleinen Ring des Knaben. Aber der Capitän nahm auf der Rückreise einen andern Weg, und Troberg sah die Insel Mauritius nie wieder.

8.

Fräulein Juliana Gyllenfält war sehr krank und schwach; ihre Kammerjungfer erzählte ihr jeden Tag, daß die Trauer der Unterthanen gar keine Gränzen hätte; aber dieser Gegenstand interessirte das Fräulein nicht mehr so wie sonst. Sie fühlte es nämlich, daß es mit diesem Irdischen bald aus wäre, und daß sie nach dem Tode in einer Grabkapelle bei ihren Vorvätern liegen konnte, und daß die Unterthanen mit den Ihrigen draußen liegen mußten, gab ihr nur geringen Trost. An der Wiege, dem Anfangspunkte des Lebens, und am Grabe, der letzten Station, stoßen alle Wege zusammen, so verschieden sie auch vorher waren; Alle müssen dereinst ihr Nachtquartier an Einem Orte nehmen, so ungleich auch ihre Tagesreise gewesen ist; mögen sie durch reiche Weinberge gereist sein, wo die Trauben dufteten und die Nachtigallen sangen, oder über Heidesteppen, wo nur dann und wann ein Eisvogel sein einförmiges Geschrei hören läßt; dort im Halbdunkel liegt doch der Sammelplatz, wohin die verschiedenen Wege führen; er ist zu erkennen an einem grünen Hügel, der am Horizonte liegt, und über den der ruhige Sternenhimmel sich wölbt — dort ist ein Grabhügel das Landmerkmal.

Auf dem Tische des Fräuleins waren Flaschen, Büchsen und Schachteln in langen Linien aufgereiht; aber in keiner Flasche, in keiner Büchse und in keiner Schachtel gab es ein Mittel gegen das Alter und gegen die Folgen eines weichlichen Lebens, und sie hoffte auch nicht mehr darauf. Aber neben ihr lag ein Andachtsbuch und eine Bibel, und sie hörte mit Aufmerksamkeit ihrer Kammerjungfer zu, welche aus den Büchern laut vorlas; es gab also noch ein Arzneimittel, nämlich für die Seele, und es ist ein Beweis für die Unsterblichkeit der Seele, daß diese nie unheilbar krank ist; sie

kann daher nie sterben, denn sie kann noch in der zwölften Stunde von den tiefsten Wunden und von dem Krankheitsgifte geheilt werden.

Man hatte einen Arzt aus Stockholm geholt, den geschickten Doktor Hildner, wenn Sie ihn kennen. Aber, er konnte nichts thun, als nur die Achseln zucken, da er die elende Hütte, in welcher so viel Selbstsucht und Hochmuth gewohnt hatte, einzustürzen im Begriff sah, und das in demselben Augenblicke, da der Genius der Demuth und der Liebe zum ersten Male über ihre Schwelle getreten war.

Gegen Abend verschied Fräulein Juliana in Gegenwart des Arztes, ihres Neffen und des guten Pastors Milden. In dem Zimer herrschte ein feierliches Schewigen, welches nur von dem Schluchzen der Kammerjungfer unterbrochen wurde. Endlich brach die Gesellschaft auf und ging hinab in die Wohnung des Barons.

Fräulein Julanawar von keinem Menschen so geliebt worden, daß eine wirkliche Trauer nnd Frage kommen konnte. Ihr stolzes und steifes Wesen, ihr harter und strenger Ahnenhochmuth, hatten Alle von ihr entfernt. Dennoch wurde sie vermißt gleich einem Stücke Möbel, welches lange an einer Wand gestanden hat und jetzt mit einem Male weggenommen wird; dort ist ein leerer Platz, dort fehlt etwas; aber dieser leere Raum hat oft eine hellere Farbe, als die übrige Wand. Fräulein Juliana hinterließ auf Hallinge einen solchen hellen Flecken, gemalt mit der Farbe der Hoffnung. Man entbehrte zwar etwas, man fragte, warum die Tapeten der Zukunft so hell wären; man hätte antworten können: „bis jetzt stand Fräulein Juliana davor; nun aber ist sie weg."

Die neuliche Todesscene hatte gleichwohl die Gefühle des Barons erschüttert. „Mein lieber Herr Doktor!" sagte er nach einigem Schweigen; „Sie müssen recht unglücklich sein, weil Sie solche Scenen nicht vermeiden können."

„Ja," entgegnete der Arzt, „es ist wohl wahr, wir sind verurtheilt, unter Schmerzen zu leben und bei dem Lager des Todes zu sitzen, aber wir haben lange vorher bemerkt, daß die Lampe zu verlöschen im Begriff war, und werden daher nicht so heftig erschüttert, wenn sie nun wirklich erlöscht; wir müssen uns damit trösten, daß die Flamme des Lebens, nur von uns ungesehen, von Gott zu einer reinern und lauteren erneuert wird."

„Sie starb doch in Frieden, meine Tante," sagte der Baron, „das tröstet mich."

„Aber sie starb doch nicht vor Freude," bemerkte der Doktor.

„Wie?" fragte der Baron und hielt plötzlich inne mit seiner Wanderung über den polirten Fußboden, „kann man vor Freude sterben?

„Ja, ich glaube es," sagte der Doktor, „ich bin selbst bei dergleichen zugegen gewesen."

„Erzählen sie das Ereigniß, lieber Herr Doktor!" sagte der Baron, „wir bekommen in dieser Nacht doch keine Ruhe."

„Vor etwa einem halben Jahre war ich an einem Irrenhause Arzt, während der ordentliche Arzt auf Kosten des Staates eine Reise in das Ausland machte," so begann der Doktor seine Erzählung.

„In einem kleinen, saubern Zimmer wohnte ein Frauenzimmer von etwa vierzig Jahren; sie muß in ihrrr Jugend sehr schön gewesen sein. Ihr Wahnsinn war von der ruhigen Art, und sie beschäftigte sich unaufhörlich damit, ein Kopfzeug zu ändern, das, wie es schien, für einen Knaben bestimmt war. Die Bedienung nannte sie nur „die gute Frau," und in dem Einschreibungsbuche stand nur ein Vornahme; ich weiß also nicht, woher sie war. „Warum," fragte ich einmal, haben Sie einen so großen Mannshut gemacht? ich habe gehört, daß Sie bisher nur Mützen genäht haben." „Ja, sehen Sie," antwortete sie lächelnd, „mein Sohn ist jetzt groß und erwachsen; wenn er zurückkommt, so soll er den Hut haben; er hatte nichts auf dem Kopfe, da er in der Verwirrung weglief." „Ihr Sohn," fragte ich, „wie heißt er?"—Still!" sagte die Wahnsinnige, „still! sagen Sie es keinem Menschen, das ist ein Geheimniß!"

„Im vorigen Herbst vor etwa drei Monaten kam eines Tages ein Matrose in das Irrenhaus und fragte nach einer Mamsell, die er kannte; auch er wußte ihren Namen nicht;

aber eine alte Aufwärterin kannte den Mann und gab die Aufklärung, daß er „die gute Frau" in No. 14 meinte; er hatte sie vor einigen Jahren besucht."

„Ich begleitete den Matrosen zu der Kranken; sie saß und befestigte ein rosenrothes Band an den Hut und sang ein Wiegenlied; das war ihre alte Beschäftigung."

„Guten Tag, liebes Mamsellchen!" sagte der Matrose und trat näher. „Kennt Sie mich noch?"—Die wahnsinnige Mamsell heftete ihre dunkelblauen, scharfen Augen auf den Redner; ein sanftes Lächeln flog über ihre verwirrten Züge; sie reichte ihm ihre magere and. „Ach ja, sehr gut!" sagte sie; „Hier sieh er mein guter Matrose, nun hab ich dem Knaben einen Hut gemacht, ich lag vor einigen Nächten und dachte darüber nach, wie groß er wohl sein könnte, und da rechnete ich aus, daß er wohl seine siebzehn Jahre alt ist; er ist also erwachsen, und braucht wohl einen Hut; sieh, wie nett er ist! das rothe Band bedeutet Liebe; die Mutterliebe hat ihren Knoten um das Haupt des Sohnes geschürzt."

„Ach so, Sie weiß also, daß er lebt?" sagte der Matrose verwundert; „ja liebe Mamsell! ich kann Sie vielmehr grüßen von Ihrem Sohne; er lebt wirklich; das ist keine Einbildung."

Diese Worte wirkten wie ein Zauberschlag auf die Kranke; der Selbstbetrug, in welchem sie so viele Jahre hindurch ihre verwundete Seele allmählig gewiegt hatte, fiel hinweg, und sie sah mit einem Male ein, daß es nur Einbildung war.

„Nein, nein, nein!" rief sie und sprang auf; „er lebt nicht; er ist todt und unbegraben; ich weiß es, er lebt nicht!"

„Ja, Mamsell," sagte der Matrose, „er lebt ganz gewiß, glaube sie mir, und wenn Gott will, soll Sie ihn wiedersehen; hier ist das, was er mitgegeben hat — kennt Sie das Zeichen? Bei diesen Worten legte er ihr etwas Glänzendes in die Hand, das sah aus wie Gold.

„Die Wahnsinnige starrte den glänzenden Gegenstand an und warf einen furchtsamen, fragenden Blick auf den Matrosen; er verstand den Blick. „Bei Gott und meiner Seligkeit!" sagte er und streckte zwei Finger gen Himmel empor, „Ihr Sohn lebt und ist frisch und gesund!"

„Gott sei gelobt und gedankt! er lebt!" rief sie außer sich und warf sich in die Arme des Matrosen. Die Umarmung dauerte lange. — „Beruhigen Sie sich, Mamsell!" sagte der redliche Seemann, und ein Paar große Thränen glänzten in seinen ehrlichen Augen. Aber sie ließ ihn nicht los, die Umarmung dauerte fort.

„Sie ist so furchtbar schwer, Herr Doktor!" sagte er zu mir. „Helfen Sie mir, sie auf das Bett zu legen bis sie sich erholt!" Wir trugen und legten sie auf auf das Bett — „sie ist glaube ich ohnmächtig geworden," sagte der Matrose — „nein" antwortete ich, nachdem ich ihren Zustand näher untersucht hatte, „sie ist nicht ohnmächtig, sondern todt. Sie ist vor Freuden gestorben."

„Ihre eine Hand hielt etwas fest umschlossen; als wir die steifen Finger aufbrachen, fiel ein Ring aus der Hand."

„Ein Ring?" fragte der Baron und blieb stehen, „ein Ring, sagten Sie? wie sah er aus? Reden Sie! schnell! um Gottes willen, reden Sie! wie sah der Ring aus?"

Der Doktor lächelte über die Heftigkeit des Barons. „Der Ring? ja der war von sehr altmodischer Form und mit einem großen Steine; ich entsinne mich übrigens nicht so genau, wie er aussah, — der Herr Baron können ihn leicht zu sehen bekommen; denn der Matrose besuchte mich nachher oft und erzählte mir die ganze Geschichte, von Anfang bis zu Ende; — das ist ein recht sonderbares Ereigniß. Als ich hieher reis'te und er vernahm, wohin die Reise gehen sollte, so bat er mich, ihn mitzunehmen; — ich nahm den redlichen Mann als Aufwärter mit; er wohnt sonst in Schonen, und wollte dahin, denn sein Schiff liegt eingefroren bei Stockholm."

Der Baron ließ den Troberg heraufrufen; das gab eine lange Erzählung: der Baron weinte in dem einen Augenblicke, in dem andern lachte er vor Freuden, und unaufhörlich betrachtete er einen Ring mit einem rothen Steine, den er in der Hand hielt.

Dieser Zustand dauerte mehrere Tage, und da der Doktor abreis'te, so blieb Troberg dort.

„Du mußt bleiben," sagte der Baron zu ihm; „denn Du bist mir der einzige Bürge, daß ich meinen Sohn wieder haben soll, Du, der Du sein Erzieher und sein Freund gewesen bist, Du sollst ihn auch an das Herz seines Vaters legen!"

Im folgenden Frühlinge stach das Schiff Victoria von Malmö ohne Troberg in die See; denn Troberg hatte seine Sinekur bei dem Hallinger Gitterthore erhalten, und war übrigens das zweite Ich des Barons. Die Leute an Hallinge merkten deutlich, daß Fräulein Juliane's „Selbstregierung" ein Ende genommen hatte, denn der Baron regierte nach liberalen Grundsätzen, geleitet von seinem vor dem Volke und seinem eigenen Gewissen verantwortlichen Premierminister Elias Troberg, der im folgenden Frühlinge mit seiner Elsbeth und der ganzen Schaar von Kindern einzog.

Fünf Jahre später hielt an einem Sommerabende ein brillanter Landauer Wagen vor dem Hallinger Thore; eine von den kleinen gelbhaarigen Mädchen öffnete, und der Wagen wollte gerade durch das Thor rollen, als ein junger Mann, der in dem schönen Wagen neben einer prächtigen Dame saß, das Mädchen fragte: „Wie heißt Du, mein Kind?" — „Olava," antwortete das Kind. — „Wie heißt Dein Vater?" fragte er weiter. — „Er heißt Troberg" antwortete das Mädchen, und deutete auf das kleine nette Haus. Mit einem Sprunge war der junge Mann aus dem Wagen und in dem Hause, wo er sich in Trobergs Arme stürzte. „Kennst Du mich noch, Troberg? kennst Du noch den armen Carl Nord?"

„Ach ja, ach ja!" rief der Alte und schlug seine Arme um den Hals des schönen Jünglings, „das ist ja Carl selbst!"

„Die kleine Adli ist auch hier," fuhr Carl fort, „sieh, da ist sie," denn in diesem Augenblicke trat sie zur Thüre herein, „das, lieber Troberg ist meine kleine Adli; sie ist jetzt meine Frau, und schwedisch kann sie so gut wie wir."

Troberg mußte mit dem jungen Paare die Allee hinauffahren; er erhielt seinen Platz neben der kleinen Adli, Carl aber saß auf dem Rücksitze und hielt ihre Hände in den seinigen. Die Arbeitsleute, welche in diesem Augenblicke von ihrer Arbeit kamen, erstaunten mächtig, als sie den alten Thorhüter in einem so prächtigen Wagen neben einer so vornehmen Dame sitzen sahen, und glaubten beinahe, der Alte könnte die Augen verblenden, so sonderbar kam es ihnen vor.

Es gibt Gemälde, die nur ein Engel malen kann mit Farben, die aus dem Urquell der Liebe entlehnt sind. Ein solches Gemälde war es, da der Baron seinen Sohn an sein Herz schloß. Ich kann, ich will es nicht versuchen, dieses zu zeichnen.

Carl Nord blieb ein ganzes Jahr zu Hause; aber Adelaide konnte das Klima nicht ertragen; es war zu kalt für das zarte Wesen, erwachsen unter der Sonne der Linie, und sie kehrten zurück auf ihre Insel, begabt mit dem Segen ihres Vaters und den beiden Familienringen.

Aber viermal des Jahres kommt der Baron mit einem Briefe in der Hand hinab in Trobergs Häuschen, und lies't ihn dem Alten laut vor. Dieser Brief ist von Carl Nord, von dem glücklichen Colonisten auf der Insel Mauritius.

Ihnen nachzutragen; an meinen Kleidern kann, wie Sie sehen, nichts mehr verdorben werden. Ueberdem bin ich in dem Alter, das Sie vor jedem Argwohn sichert. Niemand wird glauben, daß ich Ihr Geliebter bin. Auch das Alter hat seine Vorrechte. Erlauben Sie mir also, Ihr Träger zu sein.

Das junge Mädchen betrachtet den alten Mann, der den Veilchentopf wie eine Flinte hält, womit ein Soldat das Gewehr präsentirt. Sie lächelt und sagt:

„Gut, mein Herr, ich nehme es an, jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie mir den Blumenstock bis zu meiner Wohnung tragen. Doch wohne ich etwas hoch ... im sechsten Stock ...

„Und wär's auf den Thürmen von Notredame, oder auf der Siegessäule auf dem Vendome-Platze, ja, wär's auf der Spitze des Obelisk, ich würde mit Freuden hinaufklettern, um Sie begleiten zu können."

„Nun denn, so kommen Sie, mein Herr," sagte das hübsche Kind.

Und der alte Herr folgte ihr bald laufend, bald springend, damit sie ja nicht glauben möge, daß das Tragen des Topfes ihm beschwerlich falle.

Die junge Person, die er nach Hause begleitete, konnte höchstens zwanzig Jahre alt sein. Ihr Anzug war sehr einfach: ein buntes Linnenkleid, ein schwarzseidenes Schürzchen, ein Busentuch von Foulard und ein einfaches Morgenhäubchen, das sich dicht an beide Backen anschloß, daraus bestand ihre ganze Toilette. Wer aber war diese junge Person? War sie Grisette, Handwerkerin, Kammerdienerin?

Schwer zu entscheiden, denn in Paris gleichen sich im Anzuge so viele, daß ein scharfes Kennerauge dazu gehört, um gleich auf den ersten Augenblick zu errathen, weß Geistes man ist.

In der Rue de la Laharpe macht sie vor einem alten Hause Halt und sagt zu ihrem Begleiter:

„Hier wohne ich mein Herr, nehmen Sie sich in Acht, die Treppe ist finster, halten Sie sich an dem Geländer fest.

Der alte Herr, der mit der Linken den Veilchenstock an seine Brust gedrückt hält, klammert sich mit der Rechten ängstlich am Geländer fest, das der Ariadnefaden in diesem Treppen - Labyrinthe ist. Ihm voran schreitet das junge Mädchen mit jener Sicherheit, welche uns die Gewohnheit verleiht.

„Nicht wahr, mein Herr, ich wohne ein wenig hoch? Wir haben hundertvier zehn Stufen zu steigen."

„Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, bald am Ziele zu sein.

„Hier sind wir," sagt das Mädchen.

3.

Sie öffnet eine Thür. Der alte Herr tritt in ein kleines, sehr bescheiden eingerichtetes Zimmer, in dem man nichts Ueberflüssiges findet. Aber das Wenige ist hübsch geordnet und mit großer Sorgfalt abgestaubt. Es herrscht darin der Zauber der nettesten Reinlichkeit.

Das junge Mädchen beeilt sich, dem alten Herrn den Blumenstock abzunehmen und ihm einen Stuhl anzubieten.

„Jetzt, mein Herr, sagt sie, hoffe ich, daß Sie so freundlich sein werden, mit mir mein bescheidenes Mittagsbrod zu theilen; Sie werden mir die Erfüllung dieser kleinen Bitte nicht versagen. Da es ihnen wünschenswerth sein muß, zu erfahren, wer ich bin, so erlauben Sie mir, Ihnen mit wenigen Worten die Geschichte meines Lebens zu erzählen.—Ich heiße Jenny Desgrillons und bin die Tochter armer, aber ehrlicher Handwerksleute, die mich im Illuminiren unterrichten ließen, wodurch ich mich seit drei Jahren, wo ich das Unglück gehabt, meine braven Eltern zu verlieren, wie Sie denken können, kümmerlich ernähre. Auf dem Sterbebette empfahl mich mein Vater dem Schutze eines alten Freundes, der Benoit heißt und Gewürzkrämer ist. Dieser Herr Benoit, ein lieber, herzensguter Mann, hat einen einzigen Sohn. Er heißt Fanfan, macht mir den Hof und will mich heirathen. Ich aber, mein Herr, kann Herrn Fanfan durchaus nicht leiden.

Leider fühle ich keinen Beruf in mir, Gewürzkrämerin zu werden,—ich habe von Jugend auf große Neigung zum Theater und möchte für mein Leben gern Schauspielerin werden,

von Spaziergängern wogte auf und ab; die Einen, um blos zu sehen, die Andern, um auch zu kaufen; doch fiel ihnen die Wahl so schwer, denn alle Blumen waren so schön!

Mitten in diesem Schwarme bemerkte man einen kleinen schwarzgekleideten Greis, dessen abgetragener Rock mehrere Generationen überlebt zu haben schien.

Dieser kleine Mann, dessen dürre Gestalt eben so abgetragen als dessen Kleidung erschien, trug eine Perücke, welche sich blond ausgab, vor Schaam aber roth geworden war. Sie war so kurz, daß sie ihm nur bis zu den Ohren reichte; unter ihr schimmerten weiße Haare hervor, die gewaltig von der Farbe seines Kopfputzes abstach. Auf dieser Perücke saß ein Hut mit so schmaler Krempe, daß Niemand begreifen konnte, wie man ihn fassen müsse, um damit grüßen zu können. Und bei alledem hatte dieser mehr als bescheidene Anzug nichts Abstoßendes, nichts Mitleiderregendes; denn in diesem knappen, abgeschabten Rocke schien der glücklichste Mensch auf Gottes weiter Erde zu wohnen; aus seinen grauen Augen strahlte Heiterkeit, auf seinen zusammengekniffenen Lippen schaukelte sich ein spöttisches Lächeln. Oft rieb er sich die Hände, wie Jemand, der ein gutes Geschäft gemacht hat und mit sich vollkommen zufrieden ist.

Nachdem der alte Herr lange Zeit auf dem Kai auf- und abgelaufen ist, alle Sträucher gemustert und in alle Blüthen, welche feinen Wohlgeruch ausathmen, seine dünne Nase gesteckt hat, nähert er sich einer der vielen Blumenhändlerinnen, zeigt mit dem Finger auf einen Veilchentopf und fragt nach dem Preise.

„Sechs Sous!“ lautet die Antwort.

„Sechs Sous? Und mir wagt Ihr so viel abzufordern; mir, einem alten Kunden?“

„Ich weiß nicht, ob Sie oft bei Andern etwas kaufen; ich sehe Sie heut zum ersten Male.“

„Glaubt das nicht, gute Frau! Wir haben uns schon oft gesehen. Vergeht doch kein Mittwoch und Sonnabend, wo ich nicht hier bin. Ich liebe sie ...“

„Mich?“ fragte die Verkäuferin.

„Die Blumen, meine ich, gute Frau; ich bete sie an, die Blumen! Ach Gott, wenn ich einen Garten hätte, aber leider habe ich nur ein Fenster, ein sehr schmales Fenster; ein Fenster, das auf den Hof hinausgeht und wohin sich nur selten ein Strahl der Sonne verirrt. Zwei Sous, gute Frau ...“

„Das geht nicht, alter Herr!“

„Bedenkt, daß ich ein guter Kunde bin. Alle zwei Monate kaufe ich mir ein neues Veilchen, denn das Veilchen, gute Frau, ist mein Liebling; es ist keine seltene, keine theuere Blume, aber lieblicher als alle. Also drei Sous!“

„Noch einen mehr, alter Herr.“

„Nein, gute Frau, das ist für mich viel zu theuer.“

Wenn dieser Herr das Veilchen nicht nimmt, so kaufe ich's, sagte ein junges Mädchen, das urplötzlich dicht neben dem kleinen Greise stand.

Der alte Herr betrachtet das hübsche Kind Anfangs mit zornigen, bald aber mit sehr mildem Blick. Sind wir Männer auch noch so alt, zwei schöne, schwarze, feurige und ziemlich geistreiche Augen, ein kleines Stumpfnäschen, ein niedliches, mit weißen Zähnen garnirtes Mäulchen und ein frisches Figürchen, in den Nimbus der Jugend gehüllt, verlieren niemals ihren Zauber für uns.

Herr Alexandrin [so heißt der alte Herr] ergreift den Topf und überreicht ihn dem jungen Mädchen:

„In ihrer Hand ist diese Blume besser aufgehoben als in der meinen ...“

„Ach Gott, mein Herr erwidert das junge Mädchen mit rosigem Lächeln, Sie sind doch nicht böse darüber? Wohl weiß ich, daß es noch viele Veilchen auf dem Markte giebt, aber oft hat man für einen Topf mehr Vorliebe als für den andern. Behalten Sie dieses Veilchen ... ich kaufe mir ein anderes.“

„Nein, nein, Mademoiselle, ich nehme es nicht zurück. Ach, wüßten Sie, wie glücklich es mich macht, Jemandem einen kleinen Dienst zu erweisen! Wollen Sie Gleiches mit Gleichem vergelten, so erlauben Sie mir, den Topf, der Ihr Kleid oder Ihre Handschuhe verderben würde,

Ihnen nachzutragen; an meinen Kleidern kann, wie Sie sehen, nichts mehr verdorben werden. Ueberdem bin ich in dem Alter, das Sie vor jedem Argwohn sichert. Niemand wird glauben, daß ich Ihr Geliebter bin. Auch das Alter hat seine Vorrechte. Erlauben Sie mir also, Ihr Träger zu sein.

Das junge Mädchen betrachtet den alten Mann, der den Veilchentopf wie eine Flinte hält, womit ein Soldat das Gewehr präsentirt. Sie lächelt und sagt:

„Gut, mein Herr, ich nehme es an, jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie mir den Blumenstock bis zu meiner Wohnung tragen. Doch wohne ich etwas hoch . . . im sechsten Stock . . .

„Und wär's auf den Thürmen von Notredame, oder auf der Siegessäule auf dem Vendome-Platze, ja, wär's auf der Spitze des Obelisk, ich würde mit Freuden hinaufklettern, um Sie begleiten zu können."

„Nun denn, so kommen Sie, mein Herr," sagte das hübsche Kind.

Und der alte Herr folgte ihr bald laufend, bald springend, damit sie ja nicht glauben möge, daß das Tragen des Topfes ihm beschwerlich falle.

Die junge Person, die er nach Hause begleitete, konnte höchstens zwanzig Jahre alt sein. Ihr Anzug war sehr einfach: ein buntes Linnenkleid, ein schwarzseidenes Schürzchen, ein Busentuch von Foulard und ein einfaches Morgenhäubchen, das sich dicht an beide Backen anschloß, daraus bestand ihre ganze Toilette. Wer aber war diese junge Person? War sie Grisette, Handwerkerin, Kammerdienerin?

Schwer zu entscheiden, denn in Paris gleichen sich im Anzuge so viele, daß ein starkes Kennerauge dazu gehört, um gleich auf den ersten Augenblick zu errathen, weß Geistes man ist.

In der Rue de la Laharpe macht sie vor einem alten Hause Halt und sagt zu ihrem Begleiter:

„Hier wohne ich mein Herr, nehmen Sie sich in Acht, die Treppe ist finster, halten Sie sich an dem Geländer fest.

Der alte Herr, der mit der Linken den Veilchenstock an seine Brust gedrückt hält, klammert sich mit der Rechten ängstlich am Geländer fest, das der Ariadnefaden in diesem Treppen-Labyrinthe ist. Ihm voran schreitet das junge Mädchen mit jener Sicherheit, welche uns die Gewohnheit verleiht.

„Nicht wahr, mein Herr, ich wohne ein wenig hoch? Wir haben hundertvier zehn Stufen zu steigen."

„Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, bald am Ziele zu sein.

„Hier sind wir," sagt das Mädchen.

3.

Sie öffnet eine Thür. Der alte Herr tritt in ein kleines, sehr bescheiden eingerichtetes Zimmer, in dem man nichts Ueberflüssiges findet. Aber das Wenige ist hübsch geordnet und mit großer Sorgfalt abgestaubt. Es herrscht darin der Zauber der nettesten Reinlichkeit.

Das junge Mädchen beeilt sich, dem alten Herrn den Blumenstock abzunehmen und ihm einen Stuhl anzubieten.

„Jetzt, mein Herr, sagt sie, hoffe ich, daß Sie so freundlich sein werden, mit mir mein bescheidenes Mittagsbrod zu theilen; Sie werden mir die Erfüllung dieser kleinen Bitte nicht versagen. Da es ihnen wünschenswerth sein muß, zu erfahren, wer ich bin, so erlauben Sie mir, Ihnen mit wenigen Worten die Geschichte meines Lebens zu erzählen.—Ich heiße Jenny Desgrillons und bin die Tochter armer, aber ehrlicher Handwerksleute, die mich im Illuminiren unterrichten ließen, wodurch ich mich seit drei Jahren, wo ich das Unglück gehabt, meine braven Eltern zu verlieren, wie Sie denken können, kümmerlich ernähre. Auf dem Sterbebette empfahl mich mein Vater dem Schutze eines alten Freundes, der Benoit heißt und Gewürzkrämer ist. Dieser Herr Benoit, ein lieber, herzensguter Mann, hat einen einzigen Sohn. Er heißt Fanfan, macht mir den Hof und will mich heirathen. Ich aber, mein Herr, kann Herrn Fanfan durchaus nicht leiden.

Leider fühle ich keinen Beruf in mir, Gewürzkrämerin zu werden,—ich habe von Jugend auf große Neigung zum Theater und möchte für mein Leben gern Schauspielerin werden,

hübsche Kleider tragen, heute als Prinzessin, morgen als Bauernmädchen erscheinen und mir den Beifall des Publikums erringen. Ach es muß ein süßes Gefühl sein, zu meinen Füßen einen jungen Mann zu sehen, der mich anbetet, der sich meinetwegen erschießen will. Noch schöner muß es sein, wenn ein vornehmer Stutzer artige Verse für mich in Musik setzt und mir in a moll oder e dur seine Liebe gesteht. Das muß ein Glück sein, von dem ich wachend träume, während ich den Blaubart und den kleinen Däumling illuminire. Wie aber fange ich es an, Schauspielerin zu werden und eine Anstellung im Theater zu erhalten? Ich kenne in dem großen Paris außer der Familie Benoit, keine menschliche Seele. Herr Benoit aber ist ein Mann, der das Theater verabscheut. Sie sehen, mein Herr, daß ich eines Freundes, einer Stütze bedarf. Ihr Alter, Ihr ehrliches Gesicht flößt mir so viel Vertrauen ein, daß ich den Muth habe, Sie um Ihren Rath zu bitten.

„Mademoiselle, sagte der alte Herr, der ihr aufmerksam zugehört hat, ich fühle mich durch das Vertrauen, das Sie mir schenken, unendlich geehrt und um mich desselben würdig zu zeigen, erlaube ich mir, Ihnen vor Allem zu sagen, wer ich bin.—Ich heiße Triptolomus Erasistratus Alexandrin; mein Großvater war Schullehrer, mein Vater öffentlicher Schreiber; ich selber gebe Unterricht im Schönschreiben und im Versbau, zehn Sous die Marke, das ist gewiß sehr wenig, dessenungeachtet könnte ich mich damit ganz anständig ernähren und brauchte nicht so schlechte Kleider zu tragen, hätte ich nicht eine unglückselige Leidenschaft, eine Leidenschaft, die mich oft verleitet, meine Stunden zu vernachlässigen.“

„Und diese Leidenschaft?“ fragt Jenny.

„Ist gleichfalls das Theater.“

„Wie, mein Herr, auch Sie wollen Schauspieler werden?“ fragt das junge Mädchen mit etwas spöttischem Lächeln.

„Das eben nicht ich möchte Schriftsteller, Autor, Dichter sein. Ich bin zwar Dichter, denn ich habe schon mehr als dreißig Stücke geschrieben, Dramen und Vaudevilles, Trauerspiele und Possen, aber noch keins von allen ist zur Aufführung gelangt, was mir, aufrichtig gesagt, sehr weh thut, da ich, ohne unbescheiden zu sein, wohl behaupten darf, daß unter diesen dreißig Stücken sich manches befindet, daß auf den Namen eines Meisterwerkes Anspruch machen darf. Aber man weist mich ab, man stößt mich zurück, man verkennt mein Talent. Die Eitelkeit meiner Collegen und die literarischen Cliquen versperren mir den Eingang zur Bühne.

„Aber glauben sie ja nicht, Mademoiselle,“ fuhr er fort, „das mich das abschreckt; im Gegentheil, diese Hindernisse entflammen meinen Muth; ich verfolge ruhig meine Bahn; ich schreibe, ich singe, ich dichte ... in dem kleinsten, unbedeutendsten Dinge finde ich Stoff zu einem fünfactigen Trauerspiel; ein einstürzender Schornstein, ein umgeworfenes Cabriolet, ein Sergeant der einem Diebe nachläuft, ein Mann, der seine Frau betrügt, eine Frau, die ihrem Manne untreu wird, giebt mir Stoff zu einem dreiactigen Lustspiel. Ich schicke meine Stücke an alle Bühnen, von der großen Oper bis zum Theater Petit Lazare; aber Gott mag wissen, woher es kommt, daß man mir alle meine Dramen wieder zurückschickt. Doch, wie gesagt, ich verliere den Muth nicht und habe gestern ein neues Stück angefangen, ein Stück ach ich wollte, ich könnte die Ehre haben, es Ihnen, sobald ich damit fertig bin, vorlesen zu dürfen ...

„Ach, thun Sie das doch ja!

„Als ich, verzeihen Sie mir meine Aufrichtigkeit, Ihr allerliebstes, schalkhaftes Gesichtchen sah, sagte ich zu mir: Welch' eine reizende Liebhaberin, welch' eine himmlische Soubrette, welch' ein köstlicher Page! Ich verhehle es Ihnen nicht, daß dieser Gedanke mir den Muth gab, Sie zu bitten, mich als den Träger Ihres Blumentopfes anzunehmen.“

„Sie sind also Dichter, mein lieber Herr?“

„Dichter, bis jetzt aber noch ungedruckt.“

„Ach wie froh bin ich, daß der Zufall mich mit Ihnen zusammengeführt. Sie werden mir Unterricht in der Declamation ertheilen, werden mit mir meine Rollen durchgehen

und mich auf meine Fehler aufmerksam machen...

„Mit tausend Freuden, liebes Kind. Racine, Voltaire, Moliere... ich kenne ihre Werke so gut auswendig, als meine eigenen.“

„Ich für meinen Theil kenne bis jetzt nur die Meisterwerke von Victor Ducange und Herrn Scribe... aber ich habe ein vortreffliches Gedächtniß... die stärkste Rolle lerne ich in einer Nacht...

„Desto besser, reitzende Melpomene. Ich werde Ihnen meine dreißig Stücke vorlesen, Sie werden sich die Rollen auswählen, die Ihnen am meisten zusagen, ich werde eine nach der andern mit durchnehmen und Sie zu einer Künstlerin ausbilden, die am Firmamente der Kunst bald als Sirius, als Stern erster Größe leuchten soll.

Der Dichter war ein wenig zu alt, die Schauspielerin war ein wenig zu jung, aber die Erfahrung des Einen sollte die Unerfahrenheit der Andern unterstützen.

Gegenseitig entzückt, sich kennen gelernt zu haben, setzt man sich zu Tische. Der alte Herr wird nicht müde, ihr die Intriguen seiner dreißig Meisterwerke zu erzählen. Jenny versteht zwar nichts, ist aber dessen ungeachtet ganz enthusiasmirt davon. Sie, ihrerseits, declamirt ihm bald eine Stelle aus dieser, bald eine Stelle aus jener Rolle vor. Kurz vorher hatte sie auf einem Vorstadttheater „Paul und Virginie“ gesehen, ein Stück, das ihr außerordentlich gefallen hatte.

Plötzlich erfaßt sie den alten Schreiblehrer beim Arme, zieht ihn in eine Ecke des Zimmers und spannt dort, um die Gewitterscene nachzuahmen, während welcher Paul sich hinter dem Kleide Virginiens verbirgt, über den alten Herrn und sich einen Regenschirm auf.

In demselben Augenblick erscheint ein junger Mann mit einem Säckchen in der Hand. Es ist Monsieur Fanfan, der einzige Erbe der Materialwaarenhandlung seines Vaters Benoit; Fanfan, der seiner jungen Freundin, in die er sterblich verliebt ist, als Act treuer Huldigung, ein Pfund getrockneter Pflaumen zu Füßen legen will.

Monsieur Fanfan ist nicht wenig bestürzt, Mademoiselle Jenny mit einem alten fremden Herrn unter einem Dache, einer Decke, einem Paraplui zu finden. Er nähert sich ihr und fragt:

„Regnet es bei Ihnen, Mademoiselle?“

Statt aller Antwort zieht der kalte Herr, vom Geiste seiner Rolle durchdrungen, seine Virginie in die andere Ecke des Zimmers und schreit:

„Das ist Herr von Labourdonnaye. Er kommt um Dich wegzuführen, Virginie. Aber, beim Himmel, es soll ihm nicht gelingen, Dich meinen Armen zu entreißen!“

Der junge Materialist betrachtet diese Scene mit einem kostbar dummen Gesichte. Das Alter des Herrn, mit dem sich Jenny unter dem Regenschirm versteckt hat, verschafft ihm sehr bald die Beruhigung, daß sein erster Argwohn ungegründet sei.

„Monsieur Fanfan,“ sagt Jenny, „ich stelle Ihnen einen unserer größten D i c h t e r, Herrn Triptolomeus Erasistratus Alexandrin vor.

Die einfältige Gewürzkrämer-Seele wirft ihre großen Augen auf die abgeschabten Kleider des kleinen Mannes und murmelt:

„Autor? Ach, ich verstehe, Autor! Was verkauft man, wenn man Autor ist?“

Jenny will platzen vor Lachen.

„Monsieur Fanfan,“ spricht sie „das ist eine Frage die nach Syrup riecht.“

„Mein Herr,“ sagt der alte Herr, indem er sich dem jungen Manne nähert und seine Finger in den offenen Pflaumensack steckt, den Monsieur Fanfan seiner Geliebten darreicht, „ein Autor, mein Herr, verkauft gar nichts. Ich, zum Beispiel, habe noch nie etwas verkauft.“

„Und wovon lebt denn so ein Autor, der nie was verkauft?“

„Vom Weihrauch der Kritik, vom Beifall des Publikums, das er heute zum Lachen und morgen zum Weinen hinreißt, das er heute erhebt und morgen erschüttert, heute aufregt und morgen — das ist freilich das schlimmste — einschläfert, aber selbst dann noch verschafft er dem Publikum einen Genuß, denn ist nicht auch der

Schlaf ein höchst angenehmer Genuß? Sie sehen also, mein Herr, daß ein Autor keine Kleinigkeit ist. Ehemals wurden ihm Altäre errichtet; jetzt zieht er vor, sich Häuser zu kaufen; letzteres ist weniger glorreich aber weit solider.

„Ah! nun begreife ich Sie. Ein Autor ist also ein Wesen, das sich Häuser kauft, antwortet Mosje Fanfan, fortwährend den abgeschabten Rock des kleinen Mannes betrachtend. Ah, dann ist das ein schöner Stand; und hätte ich das früher gewußt, so wäre auch ich Autor geworden. Hier, Mademoiselle Jenny, bringe ich Ihnen ein Pfund extrafeiner Pflaumen.— Papa erhielt sie direct aus Tours; sie sind süßer als Zucker. Er, Papa nämlich, hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß er Sie morgen zu Tisch erwartet; er will mit Ihnen wegen unserer Heirath reden und die Geschichte endlich in Ordnung bringen, um sich dann vom Geschäfte zurückzuziehen und mir seinen Laden zu überlassen.

„Mosje Fanfan, antwortet das junge Mädchen, indem sie Mutter Gans und einige andere Bilder, die sie illuminirt hatte, zusammenrollt, wenn Ihr Herr Vater Sie nur deßhalb zu mir schickt, so war es ganz unnütz, Sie zu incommodiren, denn ich will weder von Ihnen noch von Ihren Pflaumen etwas wissen. Ich bitte Sie und Herr Benoit, mich zukünftig mit Anträgen solcher Art gütigst zu verschonen. Ich habe keine Lust Gewürzkrämerin zu sein; ich will Schauspielerin werden. Ich will mich beklatscht, will mich in den Himmel gehoben, will mich vom Publikum vergöttert sehen. Man wird von mir in den Journalen reden. Sie begreifen wohl, Monsieur Fanfan, daß es ein höheres Glück ist, Abends auf dem Theater zu glänzen, als den ganzen lieben langen Tag in einer Bude sitzen und jedem Maulaffen für 5 Sous Zucker oder Kaffee zu verkaufen. Mein Name wird auf allen Anschlagszetteln prangen... er wird tagtäglich tausendmal zu lesen sein an allen Straßenecken von Paris. Dieser Herr, der sich sehr gut darauf versteht, hat mir gesagt, daß ich zu einer Liebhaberin, zu einer Soubrette, zu einem Pagen, wie geschaffen bin. Dieser Herr wird mir Unterricht ertheilen, dieser Herr wird mir Rollen einstudiren, dieser Herr wird mir den Weg zum Theater bahnen. Also, ein für allemal, von einer Heirath zwischen uns kann von nun an nicht mehr die Rede sein.

Drauf rollt sie die illuminirten Bilder zusammen und sagt:

„Leben Sie wohl, Monsieur Fanfan, ich muß jetzt meine Arbeit abtragen und mir das Theaterstück kaufen, in dem ich zum ersten Male auftreten will. Sie werden doch hineingehen, Monsieur Fanfan, werden doch applaudiren, Monsieur Fanfan?

Dem jungen Materialisten tritt eine Thräne ins Auge.

„Sie, Herr Alexandrin, werden die Güte haben, so lange zu warten, bis ich zurückkehre. Sie werden mir heute den ersten Unterricht geben..."

Der alte Herr verneigt sich tief.

4.

Das junge Mädchen ist fort. Monsieur Fanfan steht wie versteinert, während der Dichter ihm alle Pflaumen aus dem Sacke frißt.

Mein theurer Freund, man muß sich niemals seinem Berufe widersetzen. Wenn man einen Beruf in sich fühlt, so hat man auch ein entschiedenes Talent. Betrachten Sie mich, zum Beispiel, mich! Ich bin ein gebornes Genie, ein geborner Dichter, und wäre ich nicht gezwungen, mir mein Brod durch Schreibunterricht zu verdienen, so hätte ich schon längst einen unsterblichen Namen; aber das kommt noch. Mein Talent... aber Ihre Pflaumen sind wirklich vortrefflich... ich könnte mir nichts dir nichts, ein ganzes Pfund davon vertilgen...

Der arme verliebte Jüngling bemerkt nicht, daß der geschwätzige Alte nach und nach den ganzen Sack leert. Jenny's Worte haben ihn zu Boden gedonnert; er sieht, er hört nichts und kann kein Wort über seine Lippen bringen. Nachdem er einen großen, langen, schweren Seufzer ausgestoßen und wie Jemand, der einen bösen Traum gehabt, sich seine Augen gerieben hat, schreit er:

„Nun denn, so möge sie glücklich sein; das ist Alles, was ich wünsche. O ich Aermster, der ich geglaubt, ich sei im Stande, sie glücklich zu

machen! Leben Sie wohl, mein Herr, leben Sie wohl!"

Und Fanfan läuft fort und Alexandrin ist wegen der Pflaumen, die noch im Sacke sind, untröstlich.

Bald darauf kommt Jenny zurück; sie bringt einige Theaterstücke mit und wählt die Rollen aus; der alte Herr giebt ihr dann die erste Lection und verläßt sie mit dem Versprechen, am andern Morgen wieder zu kommen.

Der alte Mann hält sein Wort; vierzehn Tage lang erklimmt er jeden Vormittag zu der von Jenny festgesetzten Stunde die sechs finstern Treppen, um der jungen Künstlerin, die darüber Aschenbrödel, den ewigen Juden und ein Dutzend anderer Bilder, welche sie illuminiren soll, gänzlich vernachlässigt, die ausgewählten Rollen einzustudiren.

„Es wird gehen, sagt der alte Dichter, Sie machen rasende Fortschritte, Ihre Aussprache ist schon viel deutlicher, Sie haben schon mehr Feuer, mehr Gefühl! Nur so fortgefahren, liebes Kind; noch ein Jahr Unterricht und Sie werden reif zum ersten Debut sein."

„Wie, noch ein Jahr, noch ein ganzes, langes Jahr? Ah, das ist zu viel! So lange kann ich nicht warten."

„Hübsch vorsichtig, liebes Kind, übereilen Sie sich nicht, Sie könnten sich durch zu frühzeitiges Auftreten Ihre ganze Zukunft verderben."

„Aber haben Sie mir nicht gesagt, daß ich eine reizende Figur fürs Theater habe?"

„Ja, Ihr Aeußeres ist sehr hübsch; das allein aber reicht noch nicht hin. — Schönheit thut sehr viel, doch muß man auch Talent haben.

„Und habe ich denn kein Talent?"

„O ja, liebes Kind, doch muß es zuvor ausgebildet werden."

Jenny, die einen etwas allzuhohen Grad von Selbstvertrauen besaß, fing zu glauben an, daß sie schon mehr als ihr Lehrer verstehe.

Unglückseliger Weise hatte sich der alte Mañ eines schönen Morgens stark erkältet und dadurch einen Rheumatismus davongetragen, der ihm die Verpflichtung auflegte, sein Zimmer zu hüten und den Unterricht auszusetzen. Das junge Mädchen glaubte, ihr alter Lehrer vernachlässige sie. Anfangs war sie betrübt, bald aber tröstete sie sich und meinte:

„Wir wissen bereits genug!"

5.

Ein Monat war verflossen und der arme Greis noch immer an sein Zimmer gefesselt.— Doch glaube man ja nicht, daß ihm die Zeit lang geworden war; auf seinem schlechten Strohsessel, an der Ecke eines mehr rauchenden als wärmenden Kamins sitzend, machte der alte Herr Verse: heute eine Scene und morgen ein Lied. Die Musen waren seine treuen Gesellschafterinnen, in deren Umgang der Aermste sich reicher als ein Crösus dünkte. Die lieben, guten Musen! Wenn sie auch nicht den Körper ernähren, so beschäftigen sie doch wenigstens den Geist, und die, welche von ihnen am stiefmütterlichsten behandelt werden, fühlen sich oft gerade am glücklichsten. Die Musen gleichen jener Art von Geliebten, die uns sehr grausam behandeln, wiewohl wir ihnen die größten Opfer bringen, und trotzdem können wir uns nicht entschließen, sie zu verlassen, weil selbst in den Qualen, die sie uns bereiten, eine schmerzlichsüße Wonne liegt.

Als Herr Alexandrin wieder im Stande war auszugehen, begab er sich nach der Rue de Laharpe, in die Wohnung seiner Jungen Freundin. Es zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zu seiner Schülerin hin, um so mehr, da er während seiner Krankheit nicht ein Sterbenswörtchen von ihr gehört hatte. Und doch konnte er dem jungen Mädchen deshalb keinen Vorwurf machen, denn er hatte ihr nicht seine Adresse gegeben. Sie wußte also nicht, wo er wohnte, und konnte sich, selbst wenn sie's auch gewollt hätte, nicht nach der Gesundheit ihres alten Lehrers erkundigen.

Da Jenny in einem Hause wohnt, das einen Portier für einen überflüssigen Luxus-Artikel hält, so bleibt dem Alten Herrn nichts Anderes übrig, als selbst nachzusehen, ob die, die er suche, zu Hause ist.

„Mit pochendem Herzen steigt er die sechs hohen Treppen hinan; er klopft an Jenny's Thür; man öffnet; aber statt der jungen

schönen Illuminirerin, findet er einen dicken Kerl in einer Schürze, mit einem Beinkleid und einer Nadel in der Hand.

„Wen suchen Sie?“ fragt der Dicke.

„Wen ich suche? Mein Gott, wen anders, als die Dame des Hauses.“

„Ah, meine Gemahlin. Tritt ein wenig näher, geliebte Olympia, ein alter Herr wünscht Dich zu sprechen. Hast Du ihm während meiner Abwesenheit vielleicht Maaß zu einer Weste oder einem Pantalon genommen? Beides thäte dem Herrn Noth, wie ich sehe.

Dame Olympia nähert sich der Thür, betrachtet den kleinen Greis und sagt:

„Ich kenne diesen Herrn nicht, ich habe ihn niemals gesehen. Was will er von mir? Mein Herr, was wollen Sie von mir?“

Herr Alexandrin ist ganz bestürzt: er betrachtet die Thür und die Treppe und fragt:

„Bin ich denn hier nicht im sechsten Stockwerk?“

„Ja, da sind Sie?“

„Und bei wem?“

„Bei Herrn Wichmann, Schneidermeister, der neue und alte Kleider macht. Was wünschen Sie, sich machen zu lassen?“

„Ach, mein Herr, hier waltet ein Irrthum. Als ich vor einem Monate zum letzten Male hier war, wurde dieses Zimmer von einer jungen Dame bewohnt, welche Bilder illuminirte und, mit Erlaubniß zu sagen, Mademoiselle Jenny hieß.“

„Ach ja, ganz recht, vor einem Monat wohnte hier ein Anderer; jetzt wohne ich hier, ich, Monsieur Wichmann, Schneider. Brauchen Sie einen Frack, einen Rock?“

„O gewiß, ich könnte Beides gebrauchen; aber ich wiederhole Ihnen, daß ich nicht den Schneider, sondern Mademoiselle Jenny suche.

„Sie ist seit drei Wochen ausgezogen ...“

„Wo wohnt sie? Hat sie nicht ihre Addresse zurückgelassen?“

„O ja! Vielgeliebte Gattin, wo hast Du die Addresse des jungen Mädchens?“

„Wo ich sie habe? Habe ich sie denn überhaupt gehabt?“

„Ich hatte sie auf einer Karte, o ich erinnere mich dessen noch ganz genau, auf die Carreau-Dame geschrieben.“

„Auf die Carreau-Dame; ach, nun fällt mir's ein; die Karte habe ich unserer Tony zum Spielen gegeben; sie hat einen Kapuciner daraus gemacht und ihn verbrannt.“

„Hören Sie's, unsere Tochter hat aus der Addresse der Dame, die Sie suchen, einen verbrannten Kapuciner gemacht. Es thut mir Leid, doch wird mich das nicht abhalten, Ihnen Maaß zu nehmen, wenn Sie wünschen.“

„Nein, sage ich Ihnen, ich wünsche nichts, gar nichts, hören Sie's, gar nichts! Aber wenn man eine Adresse bekommt, so hebe man sie auf und gebe sie nicht seiner Tochter, daß sie Kapuciner daraus macht, sagt der alte Lehrer und stiefelt mit gerechtem Zorn die Treppe hinab. Wo sie nun finden, meine junge Schülerin? Paris ist so groß! Armes, junges Kind, meines Unterrichtes beraubt, wirst du wenig Fortschritte machen, und das ist Schade, denn ich nehme warmen Antheil an dieser lieben, kleinen Jenny!

Verdammter Schneider, warum hast du die Carreau-Dame deinem K i n d e gegeben? Bösewicht, ich werde dir das niemals verzeihen!

Der alte Herr versucht es, in der Nachbarschaft Erkundigung über Jenny einzuziehen; aber in Paris sind drei Wochen drei Jahrhunderte. Die Zeit führt hier so rasch Veränderungen, Wendungen und Neuerungen herbei, daß eine Person, die man vierzehn Tage nicht gesehen hat, ein ganz verschollenes Wesen ist, dessen man sich nicht mehr erinnern kann.

Da der alte Schreiblehrer durchaus nicht erfahren kann, was aus der jungen Illuminirerin geworden ist, so sagt er zu sich: Bilde Dir ein, Alexandrin, daß Jenny ein Traumbild gewesen ist und denke nicht mehr an das junge Kind alter Triptolomäus!

Und so vergingen fünf Monate, während welcher der kleine Greis fortfuhr, Schreibstunden zu geben, um zu leben, und Stücke zu dichten, um sich zu trösten.

Aber seine Leidenschaft für die Dichtkunst verhinderte ihn nicht, auch die Blumen und un-

ter diesen, mehr denn jede andere, das beschei- dene, anspruchslose, billige Veilchen zu lieben.

Alter, armer und dennoch glücklicher Poet!

6.

Eines Morgens, als Herr Alexandrin sich zufällig in der Nähe des Boulevard Saint Martin befindet, erinnert er sich, daß es auch in diesem Stadtviertel einen Blumen-Bazar giebt. Und zum Glück ist es gerade ein Mon- tag. Er schlägt den Weg nach dem Spring- brunnen ein. Schon von der Ferne lacht ihm ein hundertfarbiger Flor der reizendsten Blu- men entgegen. Er tritt näher, mengt sich in die Gruppen der Spaziergänger, bleibt stehen, betrachtete bald diese, bald jene Blüthe, athmet hier den süßen Duft einer Nelke, dort den ge- heimnißvollen Parfum eines Jasmins ein und ist entzückt. Bald aber kehrt er zu seiner Lieb- lingsblume zurück und läßt sein Auge mit unbe- schreiblichem Wohlgefallen auf einem Veilchen- topfe ruhen. Er nähert sich der Blumenhänd- lerin, fragt und handelt, als er plötzlich, in ge- ringer Entfernung von sich, eine Dame erblickt, die äußerst geschmackvoll, aber etwas kokett ge- kleidet ist.

„Was kostet dieser Rosenstock?" fragt die Dame.

Ihre Stimme scheint ihm bekannt. Er nä- hert sich der Dame, guckt ihr unter den Hut und erkennt ... ach, wen anders, als Mademoiselle Jenny.

„Sie hier, mein liebes Kind!" schreit er freu- dig überrascht.

Jenny kehrt sich um. Sie sieht, sie erkennt ihn und ruft:

„Ach, mein theurer Lehrer! Wie froh bin ich, Sie wiederzusehen ... ich glaubte Sie todt."

„Noch lebe ich und preise den Zufall, der mich, wie das erste Mal, auch heute unter Blu- men mit Ihnen zusammenführt. Ja, hier ist der Ort, wo Sie hingehören, wo ich Sie, als ich Sie nirgends finden konnte, hätte suchen sollen."

„Immer galant, mein lieber Professor! Aber ich habe Ihnen Manches zu erzählen. Wollen Sie mich nicht nach Hause begleiten?"

„Mit tausend Freuden! Aber Sie wohnen nicht mehr in der Rue de Laharpe, sechs Trep- pen hoch; ich habe sie dort vergebens ge- sucht."

„Ich wohne jetzt ein Paar hundert Schritte von hier, auf der andern Seite des Boule- vards ... Sie brauchen jetzt nicht mehr so hoch zu steigen ... ich wohne jetzt im dritten Stock..."

„Sie haben diesen Rosentopf gekauft. Er- lauben Sie mir, wie damals, Ihr Träger zu sein."

„Wie, Sie wollen?"

„Ach, das macht mir Freude ... ich habe dann den Glauben, wenigstens doch noch zu etwas in dieser Welt brauchbar zu sein."

„Eh bien, kommen Sie!"

Der alte Lehrer nimmt den Topf und folgt seiner jungen Schülerin. Bald aber fühlt er, daß ihm das Tragen diesmal saurer wird, denn der Rosentopf ist viel schwerer. Der ar- me, alte Mann! Dicke Schweißtropfen treten ihm auf die Stirn. Und während des Laufens und Schwitzens stellt er ganz im Stillen Be- trachtungen an und denkt bei sich:

„Teufel, sechs Monate haben, wie ich sehe, hier Vieles geändert. Zuerst ist ihre Toilette nicht mehr dieselbe; damals war Demoiselle Jenny sehr einfach, wie eine bescheidene Hand- werkerin gekleidet; heute trägt man einen bun- ten Hut, eine Robe a volants u. einen hübschen Shawl; damals wohnte man sechs Treppen hoch; jetzt ist man herabgestiegen, um im drit- ten Stockwerk zu wohnen; damals kaufte man sich ein anspruchsloses Veilchen, heute kauft man einen theuren Rosenstock. Hm, hm! Was doch innerhalb sechs Monaten nicht Alles geschehen kann! Ich weiß recht gut, daß man in Paris nicht viel Zeit braucht, um sein Glück zu machen, zumal wenn man jung ist und so hübsche Augen hat, wie meine Schüle- rin...

In demselben Augenblick hält Jenny vor ei- nem schönen Hause. Sie geht hinein; ihr Be- gleiter folgt ihr. Diesmal braucht er sich nicht am Geländer festzuklammern, denn die Treppe ist hell und sauber.

Ohne Anstrengung erreicht man das dritte Stockwerk. Hier wird der alte Lehrer von sei-

ner jungen Schülerin in ein kleines, reizend eingerichtetes Zimmer hineingeführt.

„Stellen Sie den Rosenstock dort auf die Console und setzen sie sich auf diesen Polsterstuhl, bittet Jenny, indem sie Shawl und Hut ablegt. Jetzt, mein lieber Lehrer, wollen wir mit einander plaudern. Sie sind gewiß über die Veränderung meiner Lage erstaunt? Aber Sie werden sich das Alles leicht erklären können, wenn ich Ihnen sage, daß ich seit drei Monaten Schauspielerin bin ...

„Sie Schauspielerin? Wie, theure Freundin, Sie sind bereits aufgetreten? Engagirt?"

„Engagirt und zwar als erste Liebhaberin ..."

„Ach mein Gott! Ich begreife nicht ..."

„Wie sich das Alles so rasch gemacht hat? Hören Sie: Wenige Tage nach Ihrem Ausbleiben ..."

„Ich hatte einen furchtbaren Rheumatismus."

„Armer Mann! Also wenige Tage nach Ihrem Ausbleiben mache ich durch eine meiner Freundinnen die Bekanntschaft eines Herrn, der mit dem Director des Theaters, bei welchem ich angestellt bin, eng befreundet, mich ihm vorstellt. Ich gefiel dem Director des Theaters, bei welchem ich angestellt bin, und noch an demselben Tage unterzeichnete ich den Contract. Zehn Tage darauf betrat ich zum ersten Male die Bühne und machte furore, ich sage Ihnen furore. Ich habe 2500 Francs Gage. Nun sagen Sie selbst, hatte ich nicht recht, meinem Berufe zu folgen? 2500 Francs! Ist das für eine Anfängerin nicht schon genug? Und ist das nicht besser, als sein ganz Lebelang den Blaubart und den Däumling illuminiren? Hatte ich nicht Recht, vollkommen Recht, den Heirathsantrag des einfältigen Monsieur Fanfan zurückzuweisen? Ach, ich bin jetzt so glücklich, so zufrieden! Und wenn die Kulissen-Cabalen, der Neid und die Eifersüchteleien meiner Kameradinnen, die Bosheit der Einen, die Klatschsucht der Andern nicht wären!!! Aber das macht nichts; ich werde mich allmälig daran gewöhnen und mir diese Dummheiten nicht zu Herzen nehmen, denn trotz jener kleinen Schattenseiten ist das Künstlerleben doch das schönste und beste, und ich wünsche mir niemals ein besseres Loos!"

„Es freut mich, meine theure Schülerin, daß Ihr Wunsch nunmehr erfüllt ist; erlauben Sie Ihrem alten Lehrer das Geständniß, daß es ihn sehr glücklich machen würde, wenn er Sie einmal spielen sehen könnte."

„Das kann gleich heute Abend geschehen ... ich trete in einer neuen Rolle auf ... Sie müssen kommen ... ich werde einen Platz für sie bestellen ... an der Casse brauchen Sie nur Ihren Namen zu nennen ... dann wird man Ihnen den Platz anweisen. Sehen Sie, dort liegt das Theater.

„Tausend Dank, reizende Thalia, ich werde nicht ermangeln, mich heute Abend einzustellen."

„Und auf Morgen lade ich Sie zum Frühstück ein. Sie werden mir sagen, ob Sie mit mir zufrieden gewesen sind, werden mir erzählen, was Ihre Nachbarn im Theater über mich gesprochen haben ...

„Abgemacht; heute Abend sehe ich Sie spielen, und morgen, morgen frühstücke ich mit Ihnen.

Alexandrin verläßt Jenny, entzückt, daß er seine junge Schülerin wiedergefunden hat und noch weit mehr entzückt, daß er heute, nach langer, langer Zeit, wieder einmal das Theater besuchen kann.

7.

Der alte Lehrer gönnt sich kaum Zeit zum Essen; er kann den Abend, die Eröffnung der Casse, nicht erwarten; er ist der Erste, der am Eingang des Theaters erscheint; er harrt und harrt.

Endlich wird geöffnet. Er tritt ein, er nennt sich, man weist ihm einen Platz im Orchester an; er ist der Erste im ganzen Saale. Er reibt sich seelenvergnügt die Hände, bewundert den alten Vorhang und denkt bei sich:

„Ach wie glücklich müssen doch Diejenigen sein, die jeden Abend ein Theater besuchen können!"

Nach und nach füllt sich der Saal. Unter den Personen, die in seiner Nähe Platz nehmen, glaubt er ein bekanntes Gesicht zu erken-

nen; besagtes Gesicht gehört einem jungen Menschen, der, was man ihm gleich ansehen kann, nicht das Schießpulver erfunden hat. Von Zeit zu Zeit zieht er aus seiner Rocktasche bald diesen bald jenen Nahrungsstoff, den er gedankenlos in den Mund schiebt, mit den Kinnladen zermalmt und gleichgültig hinunterwürgt.

Herr Alexandrin erkennt den Sohn des Gewürzkrämers, den Geliebten Jenny's, den Monsieur Fanfan. Der Dichter, entzückt, Jemanden zu finden, mit dem er sich von seiner Schülerin unterhalten kann, verläßt seinen Platz und setzt sich zu Monsieur Fanfan.

„Sie wissen also, junger Mann, daß sie jetzt Schauspielerin ist? Ohne Zweifel sind Sie wohl nur deshalb hier, um sie spielen zu sehen, um Zeuge ihres Triumphes zu sein?“

Der junge Mensch betrachtet den alten Mann, der diese Frage an ihn richtet, Anfangs mit allen Zeichen der Verwunderung, endlich ruft er:

„Ach, nun erst erkenne ich Sie! Sie sind derjenige, welcher eines Morgens bei Mademoiselle Jenny mit ihr unter einem Regenschirme versteckt war.“

„Derselbe, ganz recht! Wir probirten damals eine Scene; ich war ihr erster Lehrer; ich war es, der das heilige Feuer in ihr angefacht hat.“

„Ah, Sie also haben das heilige Feuer angefacht?“

„Ich will damit sagen, daß ich der Erste war, der ihren Beruf, ihr Talent erkannt und, ich darf wohl sagen, gesäugt und genährt, gehegt und gepflegt hat... ich darf wohl sagen.. aber, junger Mann, was essen Sie da?“

„Mandeln und Rosinen, um mir während der Zwischenacte die Zeit zu vertreiben.“

„Sie haben Recht, junger Mann, vollkommen Recht, das vertreibt die Zeit, das unterhält. Wir werden sie spielen sehen, wir werden Zeugen ihres Triumphs sein, wir werden aus Leibeskräften applaudiren. Nicht wahr, junger Mann? Aber es dauert verteufelt lange, eh' man anfängt. Auch ich will mir die Zeit vertreiben; geben Sie mir unterdessen etwelche Rosinen.“

„Sehr gern, alter Herr. Greifen Sie in meine linke Tasche.“

„Oh, das schickt sich nicht“

„Geniren Sie sich nicht; ich erlaube es Ihnen.“

Der Schreiblehrer läßt sich das nicht noch einmal sagen; er läßt eine seiner dürren Hände in Fanfans Rocktasche hinabtauchen und holt aus dem fast bodenlosen Grunde eine ganze Handvoll Rosinen hervor.

„Nicht wahr, junger Mann,“ fragt er, eine Rosine nach der andern in den Abgrund seines Magens befördernd, Sie liebten Mademoiselle Jenny?

„Ja, mein Herr, und wie mir scheint, liebe ich sie noch.“

„Wie Ihnen scheint? Ei, sind Sie dessen nicht gewiß?“

„Ach, mein Herr, leider nur allzugewiß, erwidert Monsieur Fanfan mit einem 48pfündigen Seufzer.

Der alte Dichter fühlt sich unendlich gerührt; aber statt zu weinen, wischt er blos die Nase und fragt:

„Sie haben sie heirathen wollen, diese reizende Jenny? Ach, junger Mann, Ihre Rosinen sind vortrefflich. Sie wären glücklich gewesen, hätten Sie Jenny Ihre Frau nennen dürfen.“

„Ja, mein Herr, ich war dumm genug zu glauben, daß auch sie das glücklich machen würde.“

„Dumm genug? Das scheint mir allzuhart. Aber da Ihnen das Wort einmal entwischt ist, so erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß es von Ihnen höchst selbstsüchtig und ungerecht gewesen wäre, dieses junge Mädchen zu hindern, ihre glänzende Laufbahn zu verfolgen. Sehen Sie doch, in wie kurzer Zeit sich ihre Lage so günstig umgestaltet hat! Jenny wohnt jetzt im dritten Stockwerk... sie hat eine sehr schöne Einrichtung.“

„Wie, schon jetzt? Und das Alles vom Theater?“

Alexandrin antwortet nicht; er findet, daß Monsieur Fanfan Betrachtungen anstellt, die

für einen Gewürzkrämer zu hinterlistig sind. Um dem Gespräche einen andern Lauf zu geben, läßt er seine Hand zum zweiten Male in den Mandel- und Rosinen-Grund hinabtauchen und sagt dabei:

„Sie haben Recht gehabt, diese Spielereien mitzunehmen, denn es scheint noch sehr lange zu dauern, eh' die Komödie beginnt.“

„Wenn Jenny, fuhr Fanfan fort, wirklich das Talent besäße, Glück auf der Bühne zu machen, so würde ich sagen, sie hat Recht gehabt, mich nicht zum Manne zu nehmen, wenn sie aber kein Talent hat...“

„Still, junger Mann, nun geht es los!“

Das erste Stück beginnt. Jenny ist erst im zweiten beschäftigt, das heut zum ersten Male in Scene geht. Das Publikum, neugierig, das neue Werk um dessenwillen es sich eingefunden hat, kennen zu lernen, schenkt dem vorangehenden Stücke wenig oder gar keine Aufmerksamkeit.

Der alte Dichter und der junge Gewürzkrämer können den Anfang des zweiten Stückes, das Auftreten Jenny's, nicht erwarten.

Das erste Stück hat endlich sein Ende erreicht. Nach einem kurzen Zwischenact beginnt das zweite. Jenny erscheint als junge Pächterin; ihr Anzug ist so reizend, daß sie Allen noch schöner als gewöhnlich erscheint.— Ueberall läßt sich ein beifälliges Gemurmel vernehmen.

„Jenny ist ganz allerliebst!“

„Sie ist in der That ein schönes Weib!“

„Sie hat ein Paar Spitzbuben-Augen!“

„Einen Mund, geschaffen zum Küssen!“

„Und ein bezauberndes Lächeln!“

Monsieur Fanfan, versunken im Anblick Jenny's, sagt nichts, gar nichts; der alte Dichter rückt auf seinem Platze unruhig hin und her, und von Zeit zu Zeit spricht er mit leiser Stimme zu sich selbst:

„Der linke Arm, wie eckig! den Kopf mehr nach hinten! Ach, mein Gott, sie erinnert sich nicht mehr, wie ich ihr hundert Mal gesagt habe, daß sie den Hals zu sehr in die Höhe streckt, daß sie schlecht umkehrt. Auf der Bühne wie im Leben ist es eine schwierige Kunst, gut umkehren zu können.“

Der erste Act ist zu Ende... es beginnt der zweite... das neue Stück ist schlecht und die Schauspielerin ist nicht gut... Jenny bleibt oft stecken. Das Publikum fängt erst zu murren und nach einem Weilchen auch zu pfeifen an.

„Das gilt nicht Jenny, die man auspfeift, das gilt dem Stücke, sagt der alte Mann zu seinem jungen Nachbar.

„Ich verstehe zwar nichts davon, erwiedert Monsieur Fanfan, aber es scheint mir, daß auch Mademoiselle Jenny nicht bei guter Laune ist.“

Er hat Recht. Jenny, noch nicht gewöhnt daran, die üble Laune des Publikums zu ertragen, wird von Scene zu Scene unruhiger und verliert immer mehr und mehr den Kopf.

Von allen Seiten geht jetzt das Pfeifen los... Jenny wird ohnmächtig... unter schrecklichem Tumult fällt der Vorhang.

„Alexandrin sitzt wie vom Blitz erschlagen und wagt nicht zu reden. Das Publikum entfernt sich. Der alte Dichter und der junge Gewürzkrämer bleiben bis zuletzt, dann gehen auch sie.

Auf dem Boulevard angekommen, fragt Monsieur Fanfan seinen Begleiter:

„Und das mein Herr, nennen Sie einen Triumph? Ich für meinen Theil habe dabei Todesqualen ausgestanden und möchte um keinen Preis der Erde noch ein Mal Zeuge eines solchen Triumphes sein. Ja, wenn nur Zwei oder Drei gezischt hätten, so würde ich sie geprügelt haben, um sie zum Schweigen zu bringen... aber es waren ihrer so viele: ich kann mich doch nicht mit dem ganzen Theater herumprügeln...“

„Mein theurer Freund,“ spricht der alte Mann, „ich wiederhole Ihnen noch ein Mal, daß das Publikum nur das Stück ausgezischt hat. Daß Jenny eine so abscheuliche Rolle gehabt, war nur die Schuld des Dichters. Sie hat sich die Rolle nicht gemacht.“

„Ah, das ist einerlei, mein Herr! Ich verstehe zwar nichts, aber es scheint mir, daß Mademoiselle Jenny ihre Rolle nicht gut gelernt hat... Ich kann mich irren, aber soviel weiß

ich ganz bestimmt, wenn Mademoiselle Jenny auftritt, gehe ich nie mehr ins Theater. Gute Nacht, mein Herr, ich glaube, es wäre für Jenny und mich viel besser gewesen, hätten Sie nie das heilige Feuer in ihr angefacht.“

Dann seufzt er noch einmal und verläßt Hrn. Alexandrin, der tiefbetrübt nach seiner Wohnung heimkehrt.

„Das junge Mädchen ist zu früh aufgetreten, sagt er zu sich selbst; sie hätte noch ein Jahr Unterricht bei mir genießen müssen.“

8.

Am andern Morgen stellt sich der alte Mann pünktlich bei seiner jungen Schülerin ein. Er findet sie traurig, niedergeschlagen, krank; sie bittet ihn, an einer Tafel Platz zu nehmen, auf der das Frühstück steht, das von ihrer Seite unberührt bleibt; aber während ihr Gast seinem Magen Genugthuung verschafft, bestürmt sie ihn mit tausend Fragen.

„Nun, was sprach man von mir?“

„Man sagt allgemein, daß das Stück nichts getaugt habe.“

„Aber was sagte man von mir?“

„Man fand, daß Ihr Anzug sehr nett, sehr schön war ... namentlich die Haube; ach, welch' eine köstliche Haube!“

„Aber von meinem Spiele ... von meinem Talente?“

„Man sagte, daß das Stück bedeutend gekürzt werden müsse ...

„Sie sprechen ewig vom Stück ... ich will wissen, was man über mich gesagt ... antworten Sie mir frei und unumwunden ...“

„Ach, theure Freundin, was soll man von einer Schauspielerin sagen, die das Unglück hat, in einem Stücke aufzutreten, welches durchfällt! Man beklagt sie; das ist Alles, was man thun kann. Auch Sie hat man bedauert, sehr bedauert; man war sehr betrübt darüber ... am meisten war es der arme Monsieur Fanfan; Sie kennen ihn, den jungen Gewürzkrämer, der Ihnen die hübschen Pflaumen brachte, der Sie heirathen wollte.“

„Wie, auch er war im Theater?“

„Er saß dicht an meiner Seite.“

„Und hat wohl tüchtig mitgezischt?“

„Sie verkennen den armen Jungen. Er hat die Zischer prügeln wollen; aber es waren ihrer so viele!“

„Ach, welch ein Abend! Es flimmerte mir vor den Augen, es war mir, als müsse ich ersticken! Ach, großer Gott, nicht Alles ist rosig auf dem Theater ... die Bühne hat auch ihre Dornen ... jetzt sehe ich's ein ...“

„Wenn die Bühne eine Rose ohne Dornen wäre, theure Freundin, dann würde alle Welt Komödie spielen wollen; Aber lassen Sie deshalb den Muth noch nicht sinken ... man muß ein Schach ertragen lernen und nicht gleich den Kopf verlieren. Es wäre freilich ganz anders geworden, wenn Sie meinen Rath befolgt hätten und nicht zu früh aufgetreten wären. Es ist durchaus nothwendig, daß Sie noch ein Jahr Unterricht nehmen!“

Mademoiselle biß ihre Lippen, zog finster ihre Augenbraunen und hörte ihm jetzt nur mit sehr zerstörter Miene zu. Dann erhob sie sich und sagte:

„Ich bitte tausend Mal um Verzeihung, mein lieber Herr Alexandrin, daß ich bald gehen muß ... wir haben Probe ...“

„Ah, ich begreife! Proben darf man nicht versäumen. Erlauben Sie mir, daß ich mich sogleich entferne ... Wann wünschen Sie, daß ich wieder kommen soll, um Ihnen von Neuem Unterricht zu geben?

„Noch weiß ich es selbst nicht genau. Doch habe ich ja jetzt ihre Adresse. Und wenn ich Zeit bekomme, werde ich es Ihnen sagen lassen.

„Ganz wohl; überdem werde ich auch uneingeladen Sie dann und wann besuchen. Sie erlauben es doch?“

„Gewiß, gewiß! Also auf Wiedersehen, Hr. Alexandrin!“

Der alte Lehrer nimmt seinen Hut und geht. Zu Hause angekommen, reibt er sich seelenvergnügt die Hände, weil er — was bei ihm schon lange nicht geschehen war — gut gefrühstückt und noch obendrein die Hoffnung mitgenommen hat, daß Mademoiselle Jenny von Neuem bei ihm Unterricht nehmen und ihn dann noch recht oft zum Frühstück einladen wird, denn Triptolemäus Eristratus Alexandrin ist, wie jeder Schöngeist, ein wenig Gourmand!

Acht Tage vergehen; der alte Lehrer erwartet tagtäglich, Jenny werde ihn rufen lassen. Da dies nicht geschieht, beschließt er, uneingeladen seine Aufwartung zu machen.

Er erreicht ihre Wohnung und fragt den Portier, ob Mademoiselle Jenny Desgrillons noch zu Hause sei. Der Hauswart betrachtet ihn ein Weilchen und sagt dann:

„Mademoiselle Jenny ist nicht da."

„Ich komme ein ander Mal; aber sagen Sie ihr: Monsieur Alexandrin, der seit acht Tagen mit Ungeduld Nachricht von ihr erwartet, sei hier gewesen, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Verstehen Sie mich?"

Der Schlingel antwortet nicht. Diese Menschenrace hat die Angewohnheit, gegen abgeschabte Kleider sehr grob zu sein.

Im Weggehen sagt der alte Mann zu sich:

„Ich bin überzeugt, sie wird mich morgen holen lassen."

Armer Alexandrin, du hast dich geirrt!

Der gute Alte läßt sich den weiten Weg nicht gereuen... er geht noch ein, noch zwei, noch drei Mal hin, aber immer sagt ihm der Portier:

„Mademoiselle ist ausgegangen, oder Mademoiselle ist nicht zu sprechen."

Das kränkt den armen Mann. Eines Morgens, als er wieder nachfragt und dieselbe abweisende Antwort erhält, sagt er zornig:

„Mademoiselle Jenny sollte von Rechtswegen immer zu sprechen sein für mich, ihren Lehrer; für mich, der ich aus i r eine Mars gemacht hätte, wäre sie nicht so eigensinnig gewesen. Jetzt, Hauswart, sagt der Mademoiselle Jenny, daß ich sie nicht mehr besuchen werde; wenn sie mich zu sehen wünscht, so weiß sie meine Wohnung und kann mich rufen lassen oder selber kommen, denn wer mich besucht, vergiebt sich nichts. Sagt ihr das, Portier, in meinem Namen!"

Statt aller Antwort schlägt der Grobian das Fenster seiner Loge dem alten Manne dicht vor der Nase zu. Er geht, aber diesmal reibt er sich nicht die Hände.

„O die Frauen, die Frauen! seufzt er tiefgekränkt vor sich hin. Cato behauptet, Weisheit und Vernunft seien unverträglich mit ihrem Geiste. Auch Catull hat dieses schwache, undankbare Geschlecht gekannt. Die Schwüre der Frauen, sagt er, sind auf den Flügeln des Windes und auf der Oberfläche der Wellen eingegraben. Von heute an denke ich wie Cato und Catull und sage mit Freund Virgil:

„Varium et mutabile varium foemina."

Die Zeit verstrich. Der alte Mann hörte nichts von seiner Schülerin. Treu seinem Entschlusse, hatte er sie seitdem nicht wieder aufgesucht, aber dessenungeachtet schlummerte tief im Herzen des greisen Dichters die alte Theilnahme an Jenny's Schicksal, und so oft er ausging, war es seine erste Sorge, die sämtlichen Theaterzettel zu lesen, um vielleicht auf dem einen oder dem andern den Namen seiner Schülerin zu finden.

Aber niemals fand er in der Reihe der andern Schauspielerinnen den Namen: Jenny Desgrillons.

„Das ist sehr sonderbar! sagte er sich. Sie muß also nur höchst selten auftreten. Oder sollte sie einen andern Namen angenommen haben? Leicht möglich, daß sie den ihrigen zu einfach gefunden hat. Armes Kind! Nicht der Name ist's, der uns Talent giebt; das Talent ist's, was uns einen Namen macht.

9.

Seidem war ein halbes Jahr vorübergegangen.

Noch gar oft gedachte der alte Dichter der hübschen Jenny in der Rue de La[illegible], die er Jener auf dem Boulevard Saint Martin vorzog; wohl dachte er auch an diese, doch las er nicht mehr so häufig als sonst die Theaterzettel, denn er wollte sie nicht mehr spielen sehen, aus Furcht, wieder, wie an jenem Abende, Zeuge ihrer Niederlage zu sein.

Eines schönen Tages hat der alte Mann, nachdem er ein Paar Schreibstunden gegeben, womit er die Bedürfnisse des ganzen Tages gedeckt, seinen gewöhnlichen Spaziergang bis zum Boulevard de la Madeleine verlängert und er findet sich plötzlich, ohne es zu wollen, auf dem Blumenmarkte.

Er bewundert diesen reizenden Markt, ist aber ganz erstaunt, hier so wenig Leute zu fin-

den. In der That sieht man hier weniger Blumen als auf den beiden andern Märkten, aber doch immer noch genug, um damit ein Körbchen „für die, die man liebt,“[3] auszufüllen.

Nachdem der Blumenfreund einen Topf nach dem andern mit poetischer Andacht geprüft hat, sucht er wie gewöhnlich einen Veilchentopf.

Aber leider sind auf dem Magdalenen-Markte die gewöhnlichen Blumen gerade die seltensten!

Noch immer sucht er seine Lieblingsblume, als plötzlich ein sehr eleganter, halbbedeckter Wagen Halt macht, aus dem eine junge Dame heraushüpft, die selber eine Blume, sylphenleicht mitten durch die andern Blumen schwebt. Diese junge Frau, die einen italienischen Strohhut trägt, der ihr Gesicht verbirgt, bleibt bald vor diesem, bald vor jenem Topfe stehen, ohne etwas finden zu können, was schön genug wäre, ihre Wahl zu fesseln.

Endlich gelingt es einer reizenden Camelia, die Blicke der jungen Sylphide zu fesseln. Sie nähert sich der Blume, um sie zu kaufen; dicht neben der Camelia, hinter welcher er einen bescheidenen Veilchentopf entdeckt haben will, steht der alte Alexandrin. Er vernimmt eine wohlbekannte Stimme, dreht sich um, erblickt die Dame und stößt einen Schrei freudiger Ueberraschung aus, denn es ist Jenny.

Auch sie ihrerseits erkennt alsogleich den alten Freund, lächelt ihn freundlich an, reicht ihm die fein behandschuhte Hand und sagt zu ihm:

„Es scheint, als sollten wir uns auf allen Blumenmärkten von Paris begegnen.“

„Ja, ja, so scheint es fast; man könnte sagen, daß das mehr als Zufall, daß dies Bestimmung ist.“

„Ich wette, daß Sie wieder ein Veilchen kaufen.“

„Das ist es, was ich suche. Ich bin treu und beständig, ich! Aber Sie? Sie? Heute ist es eine Camelia, die Sie kaufen. Sie haben keine Lieblingsblume, wie es scheint, denn heute lieben Sie diese Rose und morgen eine Camelia.“

„Sie sind böse auf mich ... und in der That, ich muß gestehen, daß Sie ein gutes Recht dazu haben, denn ich habe Sie gekränkt ...“

„Tief gekränkt, meine junge Freundin!“

„Wollen wir Frieden schließen?“

„Wer kann einer jungen, schönen Frau etwas abschlagen? Sie erlauben mir doch, Ihre Camelia zu tragen? Sie wissen, daß dies einmal mein Amt ist ...“

„Es sei, jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie mit mir in meinen Wagen steigen und mich wieder in meine Wohnung begleiten.“

„Sie wohnen nicht mehr auf dem Boulevard Saint Martin?“

„Seit Kurzem bewohne ich ein großes Quartier in der Rue d'Antin.“

„Nicht mehr drei Treppen hoch?“

„Ich bewohne den ersten Stock. Kommen Sie, alter Freund!“

Alexandrin nimmt die Camelia, die noch schwerer als der Rosenstock ist, aber Eigenliebe verdoppelt seine Kraft; es ist ein Stolz für ihn, Jenny's Träger zu sein.

Zehn Schritte vom Blumenmarkte hält die Kutsche; Jenny steigt ein, der Alte zögert einen Augenblick; Jenny reicht ihm ihre Hand, ihr Lakei nimmt ihm die Camelia ab und hilft ihm einsteigen.

Der Aermste weiß noch gar nicht, wo er ist, als er schon längst im blitzschnell dahinsausenden Wagen vor einer jungen, schönen Frau sitzt, die einen Cashemir, Spitzen und Federn trägt.

Der alte Mann, der zu träumen glaubt, reibt sich die Augen. Noch nie, in seinem ganzen Leben, saß er in einer solchen Equipage. Die Vorübergehenden werfen neugierige Blicke hinein; alle Stutzer holen ihre Gläser hervor, und Herr Alexandrin ist eitel genug zu glauben, das Alles gelte ihm!

Bald darauf hielt der Wagen vor einem der schönsten Häuser der Rue d'Antin; man fährt in den Hof hinein; ein Lakei öffnet den Wagenschlag und nimmt dem alten Herrn die Camelia ab, was ihm, aufrichtig gesagt, gar nicht unlieb ist; dann folgt er der jungen Freundin, die ihn in ein Zimmer eintreten läßt, in dem Alles kokett, elegant, prachtvoll ist.

Nachdem sie einen mit asiatischem Luxus

ausgestatteten Saal durchschritten haben, treten sie in ein mit Seide und Cashemir überkleidetes Schmollstübchen, wo dreifache Gardinen das helle Tageslicht verdunkeln.

Jenny giebt ihrem greisen Lehrer ein Zeichen, sich neben sie auf den Divan zu setzen. Alexandrin, der sich nicht enthalten kann, die Pracht, die ihn hier umgiebt, mit verwunderungsvoller Miene anzustaunen, wagt nur auf dem Rand des Divans Platz zu nehmen, leise vor sich hinmurmelnd:

„Ah wie schön, wie reizend, wie herrlich! Auf welchem Theater, meine theure Mademoiselle Jenny, spielen Sie jetzt?“

„Vor allem sey Ihnen gesagt, daß ich jetzt nicht mehr Mademoiselle Jenny bin. Man nennt mich jetzt Frau von Saint-Eugene.“

„Frau von Saint-Eugene? Ei, ei, das klingt viel stolzer!“

„Ferner bin ich nicht mehr Schauspielerin. Ich habe die Laufbahn, auf der man tausend Langweiligkeiten, tausend Unannehmlichkeiten geduldig ertragen muß, vor vier Monaten entsagt. Sie erinnern sich doch noch der ersten Aufführung jenes Stückes, in dem ich durchgefallen war?“

„O, so etwas vergißt man nicht so leicht! Ich saß im Orchester, neben einem schätzenswerthen Gewürzkrämer, neben Monsieur Fanfan, der mit mir brüderlich seine Angst und Rosinen getheilt hatte...“

„Am andern Morgen, als Sie mich besuchten, wollten Sie mir nicht gerade heraus sagen, daß ich auch Ihnen mißfallen habe. Ich eitle Närrin! Statt einzusehen, daß Sie damals vollkommen Recht gehabt, ärgerte ich mich über Sie, weil meine Eitelkeit sich dadurch verletzt fühlte, und deshalb, mein alter, würdiger Freund, gab ich meinem Portier den Befehl, Sie, so oft Sie mich besuchen wollten, abzuweisen.“

„Nach meinem eilften Besuche zweifelte ich nicht mehr daran, daß Sie mich nicht mehr wiedersehen wollten.“

„Verzeihen Sie mir mein großes Unrecht, mein guter Lehrer! Die Schmeicheleien meiner Anbeter hatten meinen Kopf verwirrt, ich hielt mich für ein großes Talent, wiewohl ich, was ich leider erst jetzt einsehe, nur höchst mittelmäßig war.

Gott mag es wissen, wohin mich meine Verzweiflung geführt hätte, wäre nicht ein Schutzgeist erschienen, der sich meiner angenommen. Um diese Zeit machte ich die Bekanntschaft eines sehr alten, aber sehr reichen und sehr vornehmen Herrn; er hatte mich an jenem Abend, an dem ich durchgefallen war, spielen gesehen und mich so lieb gewonnen, daß er mir sein Herz und sein Vermögen, Wagen, Cashemire, und Alles, was ich von ihm verlangte, zu meinen Füßen legte unter der Bedingung, daß ich das Theater verlassen und ausschließlich ihm angehören wolle. Der Augenblick, meiner Treu, war gut gewählt; ich verabscheute das Theater; ich liebte den Aufwand und nahm seine Anträge an.—

Seit jener Zeit bewohne ich dieses Quartier; ich habe Dienerschaft, Wagen und Pferde and das Bewußtsein, daß jeder Wunsch, den ich ausspreche, alsogleich in Erfüllung geht.

Der alte Lehrer, der seiner jungen Schülerin mit etwas sonderbarer Miene zugehört hat, begnügt sich, den Kopf zu schütteln, dann sagt er:

„Es ist erstaunlich, wie sehr sich Mademoiselle Jenny, seitdem sie sich als Frau von Saint-Eugene glücklich fühlt, so auffallend verändert hat. Sie haben nicht mehr, verzeihen Sie dem alten Manne seine Aufrichtigkeit, die jugendliche Frische, nicht mehr die kernige Gesundheit, die damals, als Sie noch im sechsten Stockwerk in der Rue de Laharpe gewohnt, Ihr reizendes Gesicht verschönerte. Sie sind jetzt — ach nehmen Sie mir's ja nicht übel, — sehr blaß; Ihr Gesicht ist eingefallen, Ihr Auge nicht mehr so klar als sonst. Verzeihung, wenn das, was ich Ihnen eben sage, Sie betrübt; aber ich muß es Ihnen sagen...“

„Das hat nichts zu bedeuten. Ich besuche jetzt alle Bälle, alle Abendgesellschaften, ich durchschwärme die Nächte, und das ermüdet mich, ich gebe es zu, aber was schadet das? Es ist vornehm, blaß zu sein... man findet mich so ganz charmant...“

„Und Ihr Herr Gemahl, Herr von Saint-

Eugene, was macht er? Wo ist er? Werden Sie mich ihm nicht vorstellen?"

Wenn Herr von Saint-Eugene hier ist, antwortet sie lächelnd, empfange ich Niemanden. Er kommt niemals vor vier Uhr. Wenn Sie mich also sprechen wollen, mein lieber Freund, so müssen Sie mich Morgens besuchen: ... wir frühstücken dann zusammen; ich erinnere mich, daß Sie ein wenig Gourmand sind; ich werde Ihnen die delicatesten Dinge vorsetzen ..."

Der alte Mann erhebt sich, nimmt seinen schlechten Hut, welchen er vor sich auf den Fußteppich hingestellt hatte, verbeugt sich und sagt mit ernstem Tone:

„Frau von Saint-Eugene, ich habe die Ehre, Ihnen guten Tag zu wünschen!"

„Wie, mein theurer Freund und Lehrer will mich schon wieder verlassen?"

„Ja, Frau von Saint-Eugene, ich habe heute noch zwei Schreibstunden zu geben. Ach, ich hätte mich nie auf etwas Anderes einlassen sollen!"

„Aber Sie werden mich doch recht bald wieder besuchen? — Hier, ich verspreche es Ihnen, werden Sie jedes Mal, wenn Sie vor vier Uhr hieher kommen, mich zu Hause finden."

„Das genügt, Frau von Saint-Eugene, ich werde mir das merken. Bleiben Sie sitzen, Frau von Saint-Eugene; ich bitte Sie, sich ja nicht stören zu lassen."

Und dann geht er. Auf der Treppe sagt er:

„Ah, das gefällt mir nicht! Das junge Mädchen geht jetzt einen Weg, den ich nicht liebe; sie hat das Theater verlassen, für das sie, wie ich geglaubt, so viel Beruf gehabt; aber es scheint, daß sie noch weit mehr Beruf zu Cashemirs und Federhüten in sich fühlt. Den alten Kripsakemann wird sie nicht mehr besuchen und, wenn sie ihm noch so gute Frühstücke verspricht. Ich bin Feinschmecker, das mag sein, ich will's durchaus nicht läugnen, aber meine Leckermäuligkeit wird mich nie zu niedern Handlungen verführen. Von nun an darf ich die Schwelle der Mademoiselle Jenny, die sich jetzt Frau von Saint-Eugene nennen läßt und einen Mann hat, der erst um vier Uhr zu ihr kommt, nicht mehr betreten."

10.

Alexandrin hat eben den Hof durchschritten und sich dem Ausgang genähert, als ein junger Mann mit einem Korbe, der mit Waaren angefüllt ist, in den Hof eintritt und mit dem alten Mann zusammenstößt.

„Mann Gottes, ruft Alexandrin, die Augen aufschlagend, man nimmt sich hübsch in Acht!"

Aber in demselben Augenblick ergreift er dessen Arm und sagt:

„Ah, Sie sind's, Monsieur Fanfan!"

„Ja, ich bin's. Ach nun erkenn' ich auch Sie! Sie sind der bewußte Lehrer, der bewußte Autor."

„Ich war's, junger Freund. Jetzt bin ich wieder das, was ich früher gewesen, Schreiblehrer. Mit dem Alter wird man klüger; aber wohin wollen Sie, Monsieur Fanfan?"

„Ich will Waaren, die man bei uns bestellt hat, abliefern."

„Hier, in diesem Hause?"

„Ja, lieber Herr!"

„Bei wem, wenn's erlaubt ist, zu fragen?"

„Bei, bei, warten Sie, der Name ist mir entfallen; doch nein, eben fällt er mir wieder ein, bei Frau von Saint-Eugene ... Das muß eine sehr reiche, vornehme Frau sein, denn sie hat in Kaffee und Zucker das Beste, was wir haben, bestellt."

„Sie wollen also wirklich zur Frau von Saint-Eugene? fragt der Dichter, den Gewürzkrämer zurückhaltend. — Verzeihen Sie, mein junger Freund, wenn ich Sie zuvor aufmerksam mache. Wissen Sie, wer die Dame ist, zu der Sie gehen wollen?

„Nein, aber sobald sie das, was sie kauft, Alles baar bezahlt, ist mir das sehr gleichgiltig."

„Es wird Ihnen nicht gleichgiltig sein, wenn Sie erfahren, daß diese Dame, welche im ersten Stockwerk ein prachtvolles Quartier bewohnt, die Dame, welche Cashemirs und Federhüte trägt, die Dame, die Wagen und Pferde hat, die Dame, die jetzt Camelias kauft, keine Andere ist, als Jenny Desgrillons; jene Jenny,

die einst, als sie noch vom Illuminiren sich ernährte, Ihre Frau werden sollte."

„Jenny!" schreit Fanfan, indem er den Korb vom Kopfe nimmt und ihn auf einen Stein hinstellt, Jenny! Wie, sie ist eine große Dame geworden? Sie hat sich in so kurzer Zeit ein so großes Vermögen verschafft? Ach, lieber Herr, nun sehe ich wohl ein, daß Sie Recht gehabt, als Sie sagten, Sie hätten das heilige Feuer in ihr angefacht. Nun sehe ich wohl ein, daß auch Jenny Recht gehabt, als sie sagte: daß es besser sei, Künstlerin als Gewürzkrämerin zu sein. Ich, ich hätte ihr niemals Wagen und Pferde halten, niemals Cashemirs und Federhüte kaufen können, ich armer Fanfan. Aber um solch ein Haus zu machen, muß sie bei der Oper sein."

„Nein, sie ist nicht bei der Oper."

„Also beim Ballet?"

„Auch das nicht, und dennoch macht sie große Sprünge," setzt der Alte mit schwerem Seufzer hinzu und guckt mit Sehnsucht in den Korb hinein, in dem aber, zum großen Leidwesen seiner Eßlust, alle Säcke fest zugebunden sind; sie ist nicht einmal bei einer Puppenkomödie ... sie hat das Theater ganz und gar verlassen."

„Verlassen?" rief Fanfan ganz erstaunt. — Und sie hat trotzdem ihr Glück gemacht? So ist es also ein reicher Mann, der sie geheirathet hat? Ja, ja, sie muß ja verheirathet sein, denn sie heißt ja Frau von Saint-Eugene. Ich bitte, ich beschwöre Sie, kennen Sie den Glücklichen? Wer und was ist Jenny's Gemahl? Ist er Pair von Frankreich?"

„Ihr Mann? Hm! Ich glaube, daß er eben so wenig Pair von Frankreich als Kaninchenfellhändler ist; ich glaube ... ach mein theurer Freund, die Weiber! Sehen Sie, junger Freund, schon Virgil hat gesagt:

„Varium et mutabile, semper foemina."

„Lieber Herr, fragt Fanfan, den Korb wieder auf den Kopf setzend, ich verstehe zwar kein Latein, aber ich weiß, was Sie sagen wollen. Ach, Jenny! Jenny! Mußte es dahin mit dir kommen! Also deßhalb wolltest du nicht mein Weib sein? O weh mir, daß ich das erleben muß! Aber weshalb jammere ich? Wenn sie glücklich ist, ach, dann bin ich es auch und habe nur den einzigen Wunsch, daß sie es ewig, ewig bleiben möge! Aber unmöglich kann sie verlangen, daß ich ihr Zucker und Kaffee verkaufen soll, ach nein! sie kann anderswo hinschicken; Zucker und Kaffee bekommt man überall. Ich kann, ich will sie niemals wiedersehen. Und wissen Sie warum, mein Herr? Das Herz würde mir brechen! Leben Sie wohl, leben Sie wohl und schenken Sie eine Thräne des Mitleids dem armen Fanfan, der auf Erden nichts Heiligeres gekannt hat, als jene Jenny, die nun auf ewig für mich verloren ist. Adieu, mein Herr, Adieu!

Mit Thränen im Auge entfernt sich der junge Mann; der alte Dichter sieht ihn gehen und sagt:

„Ein guter Kerl, dieser Gewürzkrämer! An seiner Stelle hätte ich eben so gehandelt; auch ich hätte meine Waare wieder nach Hause getragen. Aber ein Paar Unzen von diesem Kaffee und Zucker hätte er mir wohl anbieten können! Ach wie lange habe ich schon keinen Kaffee getrunken! Aber das bleibt sich gleich. Monsieur Fanfan hat darum doch ein gutes Herz! Einer Frau, die uns verachtet hat, muß man nicht einmal den Kaffee versüßen!"

Traurig und niedergeschlagen, eine Thräne im Auge und viel Hunger im Magen, kehrt der alte Schreiblehrer in seine stille Klause heim, sich das Versprechen abnehmend, Frau von Saint-Eugene nicht mehr zu besuchen und nie mehr eine Blume auf dem Magdalenenmarkt zu kaufen.

Armer Poet!

11.

Die Zeit ist die ewige Bewegung; sie bleibt nie stehen; sie schreitet rastlos vorwärts.

So war denn wieder ein halbes Jahr hinabgerauscht ins Meer der Vergessenheit.

Der alte Mann pflegte noch immer die Musen, die ihm nichts einbrachten; er war unglücklich, weil er Niemanden hatte, mit dem er vom Theater plaudern, dem er die Entwürfe zu seinen neuen Trauerspielen erzählen konnte. Ach, wie oft dachte er in solchen Augenblicken an Jenny, die ihm mit so viel Güte zuhörte, damals, als sie noch in der Rue de Laharpe im sechsten Stockwerk wohnte; damals, als sie noch

den „Blaubart" und den „Däumling" illuminirte; damals, als sie noch nicht zu einer Frau von Saint-Eugene herabgesunken war!

„Oft, wenn er an Jenny zurückdachte, hätte er weinen und ins Wasser springen mögen.

„Ich bin überzeugt, sagte er zu sich, daß sie auch jetzt noch mit Vergnügen mich anhören würde, denn ich muß gestehen, daß sie sich immer sehr freundlich gegen mich gezeigt und daß ihre jetzige Lage sie nicht stolzer gegen mich gemacht hat; aber ich kann, ich darf sie nicht mehr sehen ... ich habe es mir versprochen, denn der Umgang mit Frau Saint-Eugene behagt mir nicht ..."

Und dennoch dachte er beständig an Jenny ... sie war sein einziger Gedanke. In dem Alter Alexandrin's ist man nicht unbeständig in seinen Neigungen, in diesen Jahren verjagt kein neues Gefühl das alte, man bleibt treu, wenn Einem auch das Herz darüber bricht. Der alte Mann that sein Möglichstes, um, — treu seinem sich selbst gegebenen Versprechen, — Jenny nie mehr wiederzusehen; aber dieser Entschluß, Anfangs felsenfest, fing allmählig mehr und mehr zu schwanken an, und endlich fand er sogar Gründe, wichtige Gründe, ihn wieder aufzugeben.

„Ich muß gestehen, sagt er sich, daß ich mich gegen dieses junge Mädchen sehr hart und grausam gezeigt habe. Sie hingegen hatte sich das letzte Mal, als ich sie wiedergesehen, so artig und freundlich gegen mich benommen; auf dem Magdalenenmarkte hatte sie mich in ihren Wagen einsteigen lassen; sie hatte ihr Unrecht gegen mich eingesehen; sie hatte mich um Verzeihung gebeten, so etwas ist selten; so etwas geschieht nicht alle Tage. Und habe ich, genau betrachtet, mir ihr gegenüber gar keine Vorwürfe zu machen? War ich nicht Schuld daran, daß sie das Illuminiren aufgegeben hat? War ich nicht der Erste, der sie in ihrer Neigung zum Theater bestärkt hat? Ja wohl; damals beging ich großes Unrecht gegen sie, und jetzt, jetzt soll ich mich nicht mehr um sie bekümmern; jetzt sollte ich sie ganz und gar vergessen? ... Nein, nein, das geht nicht; das wäre undankbar, das wäre grausam, das wäre schändlich von mir! Was kümmert mich Frau von Saint-Eugene; ich will ja nur die gute Jenny besuchen. Es wäre schlecht, wenn ich diese wegen jener vergäße, um so schlechter, da ich sie das letzte Mal so verändert, so bleich und mager fand. Ich darf nicht länger zögern, ich muß ihr einen Besuch, nur einen einzigen Besuch abstatten, um zu erfahren, wie sie sich befindet; dabei vergebe ich mir nichts!

Eines Morgens, nachdem er Rock und Hut aufs Beste abgebürstet hat, begiebt er sich nach Jenny's Wohnung; acht Monate waren es ungefähr, seitdem er Jenny nicht mehr gesehen hatte. Wie schlug ihm das Herz, als er um die Ecke bog und sich in der Rue d'Antin befand. Er wußte nicht die Nummer ihres Hauses, aber unter Tausenden hoffte er's alsogleich wiederzuerkennen, denn selbst das Allergeringste, was in irgend einer Beziehung zu einem Wesen steht, an dessen Schicksal wir wärmen Antheil nehmen, prägt sich mit unverwischbaren Zügen in die tiefste Tiefe unserer Seele ein. Noch nach zehn, nach zwanzig Jahren erinnern wir uns der Farbe des Kleides, in dem wir zum ersten Male die Geliebte gesehen.

Der alte Mann betrachtet jedes Haus, an dem er vorübergeht; in der Gegend angelangt, wo, wie ihm scheint, dasjenige liegen muß, welches er sucht, erblickt er vor dem schwarz ausgeschlagenen Eingang einen Leichenwagen. Gerührt geht er vorbei und zieht seinen Hut; dann geht er weiter, um Jenny's Wohnung zu suchen; er muß ihr Haus übersehen haben, bildet er sich ein; er kehrt dann wieder um und findet hier noch den schwarzen Wagen.

Dieser traurige Anblick erfüllt ihn mit unbeschreiblicher Wehmuth, er rennt vorüber, sucht Jenny's Haus und kann es nicht finden.

Noch ein Mal umkehrend, befindet er sich vor dem schwarz ausgeschlagenen Hause; er ist überzeugt, daß Jenny hier wohnen muß; es überschleicht ihn eine Idee, die alles Blut in seinen Adern erstarren macht; er will sich überreden, daß Jeny in einem andern Hause wohnt, aber je mehr er die schwarz ausgeschlagene

Thür betrachtet, desto mehr dringt sich ihm die Gewißheit auf, daß er vor ihrer Wohnung sich befindet. Er sucht sich zu trösten: — Was ist denn so Merkwürdiges dabei, daß in dem Hause das meine junge Schülerin bewohnt, Jemand gestorben ist? In Paris wohnen so Viele unter einem Dache; drei Treppen hoch stirbt der Eine, zwei Treppen hoch verheirathet man sich und eine Treppe hoch kommt ein Kind zur Welt; das geschieht sehr häufig!

Der alte Mann tritt in den Hof hinein. Hier ist der Sarg aufgestellt. Bei diesem Anblick drängt sich alles Blut nach seinem Herzen; er eilt vorüber, sucht die Wohnung des Hauswarts, findet sie und fragt mit gebrochener Stimme:

— Ist dies nicht das Haus, in dem eine junge Dame wohnt, die sich Frau von Saint-Eugene nennt?

Die Frau des Portiers betrachtet ihn einen Augenblick, ohne ihm zu antworten, endlich sagt sie zögernd:

— Ja, mein Herr, ja, in diesem Hause hat sie gewohnt.

— Hat sie diese Wohnung verlassen, ist sie ausgezogen? fragt er ängstlich gespannt. Aber mein Gott, warum antworten Sie mir nicht?

— Sie sind vielleicht ein Verwandter, vielleicht der Vater der Frau von Saint-Eugene?

— Ich bin nur ihr Freund; doch wozu diese Frage? — Ich darf Ihnen nun die Wahrheit sagen; die Dame, die Sie suchen, wohnt nicht mehr im ersten Stock, sie wohnt jetzt hier, hier, sagt die Frau mit schluchzender Stimme und zeigt dabei auf den Sarg, der vor der Thür steht.

„Ist vorgestern gestorben. Schon seit einiger Zeit war sie leidend, doch wußte keiner von allen Aerzten, was ihr gefehlt. Seit einem Monat hat sie das Bett gehütet und es nicht wieder verlassen. Sie weinte Tag und Nacht und Niemand wußte, weßhalb."

„Arme Jenny, armes, junges Kind! stöhnt der weinende Greis. Wer hatte sie gepflegt?"

„Ich, mein Herr, ich wachte die drei letzten Nächte an ihrem Lager."

„Kamen Freunde, die sich nach ihr erkundigten?"

„Seit vier Wochen besuchte sie Niemand mehr!"

Der alte Mann zerfloß in Thränen.

Eine halbe Stunde später sah man den Leichenwagen durch die Rue d'Anjou rollen. Er trug Jenny. Und wer folgt ihr? Niemand, als der alte Mann. Er war der Einzige, der ihren Todt beweinte.

Der Leichenwagen zieht an einer Kirche vorüber, in der so eben eine Hochzeit gefeiert wird. Die Braut ist ein junges, hübsches Kind von achtzehn Jahren, der Bräutigam ist Monsieur Fanfan, der Gewürzkrämer.

Der Alte zieht sein Schnupftuch aus der Tasche und zerfließt, dem Leichenwagen bis zum Kirchhof folgend, in Thränen.

Der letzte Anbeter Jenny's hatte ihr einen kleinen Winkel auf dem Kirchhofe bei der Barriere Picpus gekauft; ein ganz kleines Gitter umgab den Grabeshügel, der so schmal war, daß kaum ein Paar Blumen darauf Platz hatten.

Am andern Morgen brachte der alte Mann einen bescheidenen Veilchentopf, und pflanzte ihn, als Blume der Erinnerung, auf das Grab seiner jungen Freundin.

„Arme Jenny! seufzte er. Diese Blume war die Ursache unserer Bekanntschaft. So oft ich jetzt ein Veilchen kaufe, werde ich dein Grab damit schmücken und es mit meinen Thränen begießen. Täglich will ich dich besuchen, meine Jenny, und dich fragen, wie du geschlafen hast."

Alexandrin hielt Wort. Täglich besuchte er zu einer und derselben Stunde Jenny's Grab, ließ sich nieder auf seine Knie, küßte die Erde, die deren irdische Hülle umschließt, murmelte ein kurzes Gebet und kehrte dann, bis zum Sterben betrübt, in seine stille Kammer heim.

12.

Vier Wochen später starb auch er.

Euterpe auf der Reise.

Nach Armand de Pontmartin.

Als Schauplatz der Vorfälle, welche wir jetzt unsern Lesern zu erzählen gedenken, haben wir die Stadt B. zu bezeichnen; doch wollen wir bitten, daß man sich nicht bemühen möge, Vermuthungen und Nachforschungen anzustellen, um herauszubringen, welche Stadt wir mit diesem Anfangsbuchstaben bezeichnen wollen. B. ist eine Provinzstadt wie hundert andere und man könnte von derselben erzählen, was man auch von andern erzählt, daß sie schöne öffentliche Plätze und Promenaden, einige alte Kirchen und eine philharmonische Gesellschaft, in welcher die Harmonie oft gestört ist, besitzt, daß sie zwei Journale zählt, in welchen man schöne Räthsel und kurzweilige Theaterberichte lies't, daß endlich ihre Bewohner ganz charmante Leute und ihre Umgebungen an Sonn- und Feiertagen ganz allerliebst sind. Diese gute Stadt B. befand sich zur Zeit unserer Geschichte in großer Verlegenheit, denn sie sah sich genöthigt, einen Deputirten zu erwählen. Derjenige, den sie im vergangenen Jahre ernannt hatte, und zwar in Folge eines vier Seiten langen Circulars, war zur dynastischen Opposition übergetreten, wozu ihn mancherlei Gründe, am meisten die des eigenen Vortheils, bewogen hatten; der gute Mann glaubte, auf solchem Wege schneller zum Ziele zu kommen.

Alle Leidenschaften der Wahlparteien, alle Umtriebe und Ränke waren jetzt erwacht; es wurde gezankt und gestritten, gewählt und verworfen, gelobt und getadelt; die Frauen mischten sich auch hinein und die Zeitung brachte jeden Tag ein paar Artikel über die Wahl und die Wähler. Da man sich nun gar nicht vereinigen konnte, so blieb weiter nichts übrig als aus Paris selber irgend einen hochgefeierten und hervorragenden Mann, ein Renommee des Tages, eine Celebrität zu wählen und zum Deputirten zu ernennen. Dieser Glückliche war Herr Carottines, ein sehr geschickter Mann, Publicist, Oekonomist, Socialist und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, ein Schönredner, ausgezeichneter Schriftsteller, und in allen Journalen, mit welchen er in Verbindung stand, als ein geistreicher Kopf bezeichnet, der auf der Höhe der Politik sich bewege, für die Entwickelung des Menschengeschlechts, und für alles Große und Edle wahrhaft begeistert sei. So trug man nun die Candidatur Herrn Carottines an. — Man schwärmte für ihn, wußte jeden Tag etwas Neues von ihm zu erzählen, kaufte seine Broschüren, las sie und wurde nicht klug daraus, weshalb man sie nur um so mehr bewunderte; ja, eine Dame gab sogar eine Soirée, in welcher die Statuette des großen Mannes aufgestellt war und bekränzt wurde, während man sich in Thee und Zuckerwasser berauschte. Mit Einem Worte, Herr Carottines war der Gott des Tages, der Liebling von B., das Ideal seiner Wähler; es fehlte weiter nichts, als daß man ihn noch persönlich kennen lerne, und dieses große Glück sollte erscheinen. Herr C. machte seinen Freunden die Anzeige, daß er jedenfalls in nächster Woche nach B. kommen und sich ihnen vorzustellen die Ehre haben würde; er wisse das Vertrauen, dessen man ihn gewürdigt habe, wohl zu schätzen und werde ihm zu entsprechen suchen. Die ganze Stadt befand sich nun in freudigster Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Um dieselbe Zeit erhielt ein Mitglied der dynastischen Opposition einen Brief aus Paris, worin ihm angezeigt wurde, daß Herr C. dieser

Tage in B. eintreffen und im „Hotel de France“ absteigen werde; man möge ihn auf's Beste empfangen und ihm alle Ehre erweisen, die ein so hochstehender, vortrefflicher Mann verdiene. Mit dem genannten Briefe traf noch ein anderer in B. ein, welcher an einen der vornehmsten Bürger der Stadt gerichtet war; dieser stand der Politik ganz fern und kümmerte sich um keine ihrer Parteien.

Die Welthändel berührten ihn nicht und Wahlumtriebe kannte er nur dem Namen nach; dagegen liebte er die Musik, schwärmte für sie, hielt in seinem Hause Matineen und Soiréen, und kannte kein größeres Glück, als einen berühmten Tonkünstler, Sänger oder Componisten fetiren zu können. Ihm nun wurde von einem Freunde aus Paris gemeldet, daß nächsten Mittwoch Nachmittags der berühmte Tamburini durch B. reisen und im „Hotel de Prince“ absteigen werde, also an demselben Tage, an dem auch Herr C. von seinen Freunden erwartet wurde. O, glückliches B.! Während ein berühmter Deputirter und Volksfreund, ein geistreicher Redner und Schriftsteller dich beehren will, wird auch einer der größten Sänger und Helden der italienischen Oper dich besuchen, und während die Politiker sich zum Empfange des Ersteren rüsten, bereiten die Freunde der Tonkunst dem Letzteren ein glänzendes Festmahl.

Der Melomane verfehlte nicht, zur bezeichneten Zeit im „Hotel de Prince“ sich einzufinden, um den hochgeschätzten Tamburini zu erwarten. Bald rollte ein Reisewagen heran und ausstieg ein fein gekleideter Herr von etwa vierzig Jahren, das Auge geistreich, die Haltung vornehm und die ganze Erscheinung interessant. Ohne lange zu fragen, rannte der Melomane davon, hinterbrachte seinen Freunden die wichtige Botschaft, und setzte alle Tonkünstler und, noch mehr, alle Dilettanten der Stadt in Bewegung. — Kaum eine Stunde später wurde es vor dem „Hotel de Prince“ lebendig. Ein paar Dutzend Virtuosen und Nicht-Virtuosen hatten sich mit ihren Instrumenten unter einem Fenster des Gasthofes placirt und brachten dem gefeierten Tamburini eine glänzende Serenade, unter dem Zulaufe der Neugierigen und dem Lärmen des Pöbels. Kaum waren die letzten Töne des Ständchens verklungen, als der liebe Fremdling und Gast das Fenster leise öffnete und mit freundlichem Gruße verbindlichst dankte; er schien tief gerührt und man wollte sogar eine Thräne in dem geistreichen Auge bemerkt haben. Jetzt ließen die Musikfreunde sich nicht länger halten; sie stürmten die Treppe hinan, drangen in das Zimmer des verehrten Mannes, drückten ihm die Hand, küßten ihn sogar und konnten keine Worte für ihren Enthusiasmus finden. Der Moment war rührend und es dauerte lange, bis die ersten Stürme der Freude und Bewunderung vorüber waren; darauf nahm Einer das Wort und sagte, man würde sich glücklich schätzen, wenn der Liebling der Musen ihnen die Ehre erweisen und ein bescheidenes, aber herzliches Diner mit ihnen theilen wolle; die Speisen würden sich alsdann zu Ambrosia und der Wein sich zu Nektar umwandeln, und der verehrte Gast würde es vielleicht nicht verschmähen, Einiges zur Erbauung und Beglückung seiner Verehrer vernehmen zu lassen.

Der Gefeierte nahm die für ihn so ehrenvolle Einladung an und bald nachher saß man im traulichen Kreise fröhlich beisammen. Das Diner war gut und der Appetit noch besser; man ließ es sich schmecken und auch den edlen Gaben des Bachus wurde wacker zugesprochen. So war man nun, ohne daß etwas Erhebliches vorgefallen wäre, bis zum Braten gekommen und der Medoc, der Chateau-Neuf und der Romane fingen jetzt zu wirken an. — Die Heiterkeit wurde immer lauter und lärmender.

Der verehrte Gast, welcher bis jetzt noch sehr wenig gesprochen hatte, und nur ganz leise mit seinen Nachbarn, wurde auch jetzt etwas lauter und ließ seine Stimme nach weiteren Kreisen vernehmbar werden. „Wie,“ riefen die Gäste, „ist's möglich? Ist er doch ein Italiener, in Faenza geboren, und spricht wie ein ächter Franzose, ohne allen Dialekt, gerade so wie unser Einer! Das ist wahrhaftig etwas ganz Seltenes, und man sieht gleich, wenn Einer Genie besitzt.“

Allmälig war die heilige Scheu und Ehr-

furcht vor dem berühmten Manne gewichen; man hatte ihn essen und trinken gesehen, wie jeden Anderen, und er sprach und benahm sich, wie Andere; man wurde vertraulicher und kühner, näherte sich ihm, knüpfte kleine Gespräche an, fragte nach Meyerbeer und nach Rossini's neuestem Stabat und erkundigte sich nach der Gesundheit von Lablache.

Der Gefeierte machte im Stillen seine Betrachtungen über diese Leute, welche Politiker seyn wollten und doch von nichts sprachen, als von Musik, Opern und Sängern; indessen fügte er sich als ein Mann von Welt, und dachte, daß man absichtlich die Politik vermeide. Unterdessen brachte Einer, dem der Wein ein wenig zu Kopf gestiegen war, einen Toast auf das Wohl des großen Mannes, welchen heute B. in seinen Mauern zu besitzen sich rühmen dürfe; es folgte ein dreimaliges donnerndes Hoch! Da erhob sich der Fremde, bat ums Wort und sprach: „Auf das commercielle und industrielle Wohlergehen von B., auf den sicheren und erfreulichen Fortschritt dieses herrlichen Departements, auf die freiere Entfaltung aller Interessen der Intelligenz und der Humanität, auf die friedlichen Eroberungen und Siege des Geistes, erkämpft durch des Jahrhunderts Edelste und Beste, in deren Mitte ich mich heute zu befinden die Ehre habe und deren Vertrauen zu entsprechen der Stolz und die Freude meines Lebens seyn wird! Sie mögen hoch leben!" — Nach diesen kräftigen Worten ließ er seine Blicke begeistert umherschweifen, und alle Anwesenden waren höchlich erstaunt über den für einen Sänger der italienischen Oper etwas sonderbaren Toast. Ein Dilettant, ein rühmlich bekannter Guitarrenspieler, bemerkte einem neben ihm sitzenden Flötisten ganz leise, daß alle berühmten Männer Sonderlinge wären, und so auch dieser, dessen Liebhaberei die Politik zu seyn scheine, während z. B. Rossini von nichts lieber rede als von Macaroni, die er selber trefflich zu bereiten wisse.

In diesem Augenblicke erhob sich ein Violoncellist, dankte dem verehrten Gaste für seinen trefflichen, der französischen Nation zur Ehre gereichenden Trinkspruch und fügte den Wunsch und die Bitte bei, er möge nun, wo man so fröhlich beisammen wäre, auch etwas singen, und durch einen solchen Beweis von Gefälligkeit der Versammlung eine liebliche Gabe der Kunst und der Freundschaft zugleich spenden, und nicht für Zudringlichkeit halten, daß man ein solches Ansinnen an ihn stelle. Der Gefeierte stutzte und konnte sich die Bitte, welche allgemeinen Beifall gefunden hatte, nur dadurch erklären, daß er sie einem sonderbaren und hier zu Lande wahrscheinlich herrschenden Gebrauche zuschrieb, welcher ihm freilich eben so lästig als abgeschmackt erschien, dem er sich aber dennoch fügen zu müssen glaubte, es möge nun gehen und ausfallen, wie es auch wolle. Er sagte: „Ich darf Ihnen nichts abschlagen, meine Herren, und bin gern bereit, etwas zu singen, muß jedoch, allen Ernstes, um Ihre gütige Nachsicht bitten. Ich werde jenen wundervollen Gesang vortragen, der an die Wiedergeburt unsers theuern Vaterlandes und an seine denkwürdigen Julitage erinnert, an jene Tage, die eine neue Aera begründet haben."

„Was er nur immer mit seiner Politik will? Das wird langweilig und lieber hätte ich eine Arie von Rossini gehört" — ließ sich ein Oboist ziemlich laut vernehmen. Doch er konnte nicht weiter sprechen, da bereits eine feierliche Pause eingetreten war. Der Pseudo-Tamburini intonirte jetzt die Parissienne und sang ein paar Verse derselben mit ziemlich kräftiger Stimme und mit einem durch die Gunst von Vater Bacchus belebten Ausdruck. Die Gesellschaft gerieth in Erstaunen, denn der vermeinte Tamburini sang falsch, ganz abscheulich falsch und beleidigte das gebildete Gehör der anwesenden Melomanen, auf deren Gesichtern man den schlecht verborgenen Unwillen lesen konnte. Der Sänger seinerseits, dem dies nicht entgehen konnte, glaubte, er habe wohl einen Mißgriff gemacht, und ein in B. wahrscheinlich wenig beliebtes, vielleicht auch schon zu oft gesungenes Lied gewählt; er hatte also seinen Fehler gut zu machen, besann sich nicht lange und sprach: „Erlauben Sie mir, meine Herren, etwas Kräftigeres, etwas von 1789, etwas aus den Zeiten Mirabeau's anzustimmen, und hören Sie!"

Allons, enfans de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé!

Wieder sang er falsch, ganz abscheulich falsch. „Macht er sich über uns lustig? Will er uns zum Besten haben?" hörte man hier und dort fragen. — Ein Flötenspieler sagte: „Machen wir gute Miene zum bösen Spiel! Tamburini ist ein Spaßmacher, ein Buffo, wie viele Italiener, und dazu noch ist ihm der Wein zu Kopf gestiegen. Was Wunder, wenn er falch singt! Wir würden es jetzt vielleicht nicht besser machen. Das Sonderbare, das Bizarre hat auch seinen Reiz und in fröhlicher Gesellschaft muß man es mit dem Gesange nicht so strenge nehmen. Er will uns amüsiren und wir wollen darüber lachen; so ist uns Allen gedient. Warum sollten wir einen harmlosen Spaß so übel nehmen?"—

Ein anderer meinte, Tamburini sei ein Schalk und wolle die Manie des Tages, patriotische Lieder zu singen, ein wenig persifliren. Berühmte Männer hätten nun einmal ihre Launen, in die man sich schon fügen müsse. Tamburini fing von neuem zu singen an und sang den letzten Vers der Marseillase verzweifelt falsch. Die ganze Gesellschaft brach in ein schallendes Gelächter aus und als dieses etwas nachgelassen hatte, da erhob sich ein langer Trompeter, und sprach: „Dem liebenswürdigen und vortrefflichen Sänger, den wir so eben mit Vergnügen gehört und dessen köstlichen Humor wir wohl verstanden haben, dem ausgezeichneten Darsteller, den alle Kenner für den ersten Figaro des Jahrhunderts erklärt haben, dem Manne, der bald ernst und bald heiter unter allen Masken gleich vortrefflich ist, der sich in allen Rollen mit gleichem Glücke bewegt, dessen geschmeidige Stimme sich in alle Tonarten und Tempis fügt, unserm verehrten und vielgeliebten Freunde ein freudiges Lebehoch!" Die Versammlung stimmte ein, die Gläser klangen und ein abermaliger Sturm des Lachens wogte durch den Saal. Der vermeinte Tamburini warf einen wüthenden Blick auf die schlechten Spaßmacher, erhob sich von seinem Sitze, nahm seinen Hut und verließ eilig den Saal und die verdutzte Gesellschaft.

Während des von uns erzählten heiteren Diners hatte sich einer der Herren Wahlmänner von B. auf den Weg gemacht, um Herrn Carottines, welchen man jeden Augenblick erwartete, aufzusuchen und würdig zu empfangen. Unter dem Thorbogen des „Hotel de France" fand er einen so eben ankommenden Reisewagen, aus welchem ein feingekleideter Herr stieg und sich ein Zimmer in der ersten Etage anweisen ließ. Wer konnte dies anders seyn als Herr Carottines?

Ohne lange nachzufragen oder zu untersuchen, eilte der gute Mann von dannen, lief zu seinen Freunden und brachte die halbe Stadt in Aufruhr. In aller Eile wurden ein paar schlechte Musikanten aufgetrieben — die bessern waren ja Alle zu dem Festmahle versammelt, — und so zog man unter die Fenster des „Hotel de France," wo eine ganz abscheuliche, ohrzerreißende Serenade losgelassen wurde, unter dem Zulaufe aller Höckerinnen, Lastträger und Gamins von ganz B. Als die Musik ausgetobt hatte, stürmten die Wahlmänner die Treppe hinauf und drangen in das Zimmer ihres gefeierten Lieblings. Dieser schien von allem, was um ihn her vorging, keine Notiz zu nehmen, und war eben damit beschäftigt, sich zu rasiren. Man richtete, da er sich im Rasiren gar nicht stören ließ, eine lange und gehaltvolle Rede an ihn, die er wenig beachtete; als sie aber mit der Bitte schloß, er möge die Huldigung eines ihm gewidmeten Diners wohlwollend annehmen, so verbeugte er sich und sagte, daß er mit Vergnügen und bestem Appetite ihren Wünschen Folge leisten würde.

Bei diesem Diner ging es auch anfänglich ziemlich gut und man sprach von gleichgültigen Dingen. Bald aber wurde die Unterhaltung interessanter und ernsthafter. Eisenbahnen, Angelegenheiten der Landwirthe und Winzer, Zuckerfrage, Durchsuchungsrecht, spanische Verhältnisse, Verfahren des Gouvernements, casus belli, Ministerwechsel und Zollinteressen, dies waren die geistigen Speisen, womit man den berühmten Gast regalirte; er konnte sich nicht recht erklären, wie Musikfreunde, für welche er diese Herren zu halten nicht umgehen konnte, an so langweiligen Gegenständen Ver-

gnügen fänden; doch unterdrückte er seinen Aerger und zwang sich zur Heiterkeit.

Als er genöthigt wurde, einige Worte mitzusprechen, so wurden die Freunde durch die Sonderbarkeit seines Dialekts nicht wenig überrascht. Er war ein Pariser und sprach Patois, oder vielmehr ein Viertel französisch und drei Viertel italienisch. Je weiter das Diner vorrückte, je auffallender wurde dies, und Einige meinten, Herr C. müsse lange in Italien gelebt und seine Muttersprache fast ganz vergessen haben; übrigens schien er sich immer mehr zu langweilen, und man mußte ihm die Worte ablaufen, wie man zu sagen pflegt. Endlich rückte ihm ein gelehrter Jurist auf den Leib und fragte, indem er ihm eine ziemlich schwierige Frage des Staatsrechtes vorlegte, was er davon halte: „Ik weiß nit,“ erwiederte er ganz gleichgültig. „Ik weiß nit“ wiederholten mehrere der Anwesenden und sahen einander verwundert an.

„Herr C. mag seine Vorzüge haben und vielleicht auch recht geistreich seyn, aber sein Französisch ist ganz abscheulich, und wenn er in die Deputirtenkammer käme, so würde er uns und unser ganzes Departement blamiren. Da sieht man wieder einmal, was man von diesen Pariser Reputationen und von diesem Zeitungsgeschwätz zu halten hat.“ — Die Mißstimmung war unverkennbar und die Unterhaltung fing an zu stocken. Da erhob sich, um sie wieder zu beleben, ein junger Notar und sprach: „Dem gelehrten Publicisten, dessen Schriften die schwierigsten Fragen so lichtvoll beantworten und dessen fruchtbare Ideen, dessen eminenter Charakter und energischen Willen unserm Arrondissement eine so glückliche Zukunft eröffnen und verbürgen! Er lebe hoch!“ — „Ik bin mystivisirt, das ist kein Zweifel; aber nit übel nehm, wollen nit bös seyn,“ murmelte der Gast. — „Mein Herr, was glauben Sie, welcher Partei wird die Camarilla bei der gegenwärtigen Lage der Dinge sich zuwenden?“ — „Largo al factotum della città, Largo!“ erwiederte er mit den Worten einer Arie von Rossini. — Was halten sie aufrichtig von Herrn Thiers?“ fragte ein Anderer. — „Figaro-ci, Figaro-la, Figaro!“ antwortete er. — „Was ist nach Ihrer Meinung das beste Mittel, die Völker zu beherrschen und zu beglücken?“ fragte ein Dritter. — „All' idia di qual metallo!“ — „Und unsere Eisenbahn, wird sie wohl vollendet seyn?“ versetzte ein Vierter. — „Piano, piano!“

So ging es fort, und auf jede Frage erfolgte ein Citat aus den Opern von Rossini, Bellini oder Donizetti. Die Herren Politiker nahmen den Spaß übel auf, waren entrüstet über die Unverschämtheit des Herrn C. und verließen, Einer nach dem Andern, den Saal.

Am andern Morgen in aller Frühe machten die beiden Reisenden sich auf den Weg, um eine Stadt zu verlassen, aus deren Bewohnern sie nicht klug geworden waren. Die Reisewagen aus beiden Hotels rollten davon und schlugen einen und denselben Weg ein. Auf der nächsten Station machten sie Halt, um die Pferde zu wechseln und um ein kleines Frühstück einzunehmen. Tamburini griff nach der Zeitung, die, noch duftend von Druckerschwärze, auf dem Tische lag, und las folgenden Artikel: „Die Hoffnungen der Wähler der Stadt B. sind auf eine schmähliche Weise getäuscht worden ... Herr Carottines kam gestern hier an und wurde von den achtbarsten Bürgern der Stadt zu einem Festmahle eingeladen. Er benahm sich indessen auf eine höchst abgeschmackte und ihm durchaus nicht zur Ehre gereichende Weise. — Nachdem er mit unverschämter Uebertreibung den vorgeblichen Accent unserer Gegend zu persifliren sich bemüht hatte, antwortete er auf alle an ihn gerichtete Fragen mit einem Mischmasch von albernen Citaten aus italienischen Opern. Zu seiner Ehre wollen wir glauben, daß unsere trefflichen Weine ihm sehr zu Kopfe gestiegen waren, und seinen Verstand verwirrt hatten; nichtsdestoweniger hat er uns bitter getäuscht, und wir sind froh, ihn so billigen Kaufs losgeworden zu sein.“

Herr C. hatte ebenfalls nach einem Journale gegriffen und las in der „Revue musicale“ von B. Folgendes: „Wir haben dem musikalischen Europa eine unangenehme Nachricht zu verkünden. Tamburini singt falsch! ... und gefällt sich dazu noch in sehr albernen Späßen. Gestern bei uns eingetroffen und wurden [illegible]

barsten Künstlern und Kunstfreunden zu einem Diner eingeladen, hat er sich dabei abgeschmackt benommen, sich zu politischen Kannegießereien verstiegen und alle Anwesenden gelangweilt. Als man ihn bat, etwas zu singen, gab er die Parisienne und Marseillaise zum Besten und detonirte so abscheulich, daß es zum Davonlaufen war. Es ist uns unbegreiflich, wie man einen so berühmten Namen besitzen und doch so falsch singen kann." — Beiden Lesern entfuhr zu gleicher Zeit ein Schrei des Entsetzens, sie erhoben sich von ihren Stühlen, sahen sich an und glaubten sich erkannt zu haben. „Sie sind Herr Carottines?" — „und Sie Herr Tamburini?"

Augenblicklich mußten die Postillone umwenden und die beiden Reisenden nach B. zurückfahren. Hier klärte sich die Verwirrung endlich auf. Tamburini verständigte sich mit den Melomanen und sang ihnen zwei große Arien, welche unerhörtes Furore machten; er wurde bekränzt und besungen und die „Revue musicale" nahm ihren Artikel zurück, indem sie Herrn Tamburini unbedingt für den ersten aller jetzt lebenden Sänger erklärte. Herr Carottines seinerseits hielt eine Rede, die drei volle Stunden währte und als ein Muster von Geist und Beredtsamkeit bewundert wurde.— Das Arrondissement erwählte ihn einstimmig zum Deputirten und nannte ihn jetzt einen der hervorragendsten Männer des Jahrhunderts. So löste sich eine Verwicklung der sonderbarsten Art zur allgemeinen Zufriedenheit.

Der Pfarrer von St. Agathe.

Nach Ch. Laumier.

In einem der entlegensten und unbekanntesten Theile des Departements des Deux-Sevres gab es im Jahre 1793, unter dem Namen und dem Schutz der heiligen Agathe, eine kleine und sehr arme Pfarrei, die nur aus etwa vierzig Häusern bestand, welche man mit größerem Rechte Hütten nennen konnte. Sie waren mit Schilf und Stroh gedeckt und ihre Mauern aus Lehm und elendem Holzwerk zusammengefügt. Hier lebte eine durch Sitteneinfalt, Muth und Frömmigkeit ausgezeichnete Gemeinde.

Der Pfarrer derselben hatte in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren diesen Posten angetreten, hatte seitdem mit der Gemeinde Leiden und Freuden getheilt, gleich ihr eine schlechte Hütte bewohnt und ärmliche Mahlzeiten genossen, aber seinen Beruf mit jener Treue erfüllt, wozu nur ein heiliger Eifer und eine fromme Gesinnung begeistern können. — So hatte er durch eine fünfzigjährige Seelsorge die Verehrung seiner Pfarrkinder gewonnen, welche ihn wie ihren Vater liebten. Jeden Antrag einer Verbesserung seiner Stelle hatte er stets abgewiesen, theils aus Liebe zu seiner Gemeinde, theils aus Befürchtung, ein anderer Geistlicher möchte in diesem armen Dorfe nicht lange verweilen wollen, und so alterte er auf demselben Boden, unter derselben Armuth, unter denselben Amtspflichten, in der Stille Gutes wirkend und sich reich dafür belohnt fühlend durch die Treue und Anhänglichkeit seiner kleinen Gemeinde.

Als die französische Revolution ausbrach, mußte der Pfarrer von St. Agathe gegründete Befürchtungen hegen, daß auch er und seine Gemeinde von dem Alles erschütternden Sturme nicht verschont bleiben würden. Eines Tages erhielt er aus dem Hauptorte des Departements den Befehl, Dasjenige zu beschwören, was man damals die bürgerliche Constitution der Geistlichkeit nannte, oder sogleich

seine Amtsverrichtungen aufzugeben und sein Presbyterium zu verlassen. Der gute Mann kannte so wenig die politischen Angelegenheiten der Welt, daß er anfänglich gar nicht begriff, was man von ihm verlangte; da aber dem Befehle jene Constitution beigefügt war, so machte er sich mit dem Inhalte derselben genau bekannt und kam zur Ueberzeugung, daß er dieselbe weder annehmen noch beschwören könne. Eben so wenig glaubte er dem Befehle, seine Pfarrei zu verlassen, Folge leisten zu müssen. Er blieb daher zu St. Agathe und fuhr in seinen priesterlichen Verrichtungen fort, als ob nichts Ungewöhnliches vorgegangen und kein Befehl zu ihm gelangt sey. Er glaubte, so nach Pflicht und Gewissen gehandelt zu haben.

Unterdessen erregte diese Maßregel, welcher eine große Anzahl von Geistlichen keine Folge leistete, Unruhen in vielen Departementen, namentlich in denen von Westen. Nachdem die Behörden mehrere widersetzliche Geistliche hatten aufheben lassen, welche gleich dem Pfarrer von St. Agathe, ihren Posten nicht verlassen wollten, so vereinigten sich die Gemeinden, schlossen ein förmliches Bündniß und waren bereit, sich mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen, falls man ihnen Gewalt anthun würde. So entwickelte sich nach und nach eine förmliche Insurrektion, und der anfänglich nur glimmende Funke wurde zur lichten Flamme. Der National-Convent, von der Richtung der Gemüther in Kenntniß gesetzt, ließ Truppen ausrücken, um überall, wo sich Unruhen fanden, die Ruhe wieder herzustellen; es wurden Commissäre ernannt und mit unbegränzter Vollmacht versehen. Ein solcher Commissär kam nun auch nach Niort.

Dieser Mann war grausamer Natur und glaubte, daß er mit energischer Strenge verfahren und die Widersetzlichen einschüchtern müßte; er ließ die unfolgsamen Priester gefangen nehmen und setzte einen Preis auf das Haupt derjenigen, welche er nicht habhaft werden konnte. Der Pfarrer von St. Agathe konnte der Proskription nicht entgehen, und eines Abends verbreitete sich die Nachricht in der Pfarrei, daß den andern Tag eine Compagnie von Niort aufbrechen, den Geistlichen von St. Agathe gefänglich einziehen und seines Dienstes entsetzen werde. Sogleich versammelte sich der Gemeinderath. — Von Widerstand konnte hier keine Rede sein; er hätte zu keinem Zweck führen können. Indessen mußte man sich doch des Mannes annehmen, welcher der Gegenstand der allgemeinen Sorgfalt war und dessen Sicherheit man bedroht sah. Man faßte daher den Entschluß, den geliebten Seelsorger an einen sichern Zufluchtsort zu bringen, den man bereits für ihn ausgesucht hatte. Er widersetzte sich anfänglich und sagte, daß er sich Demjenigen, was der Himmel über ihn verfügt habe, nicht entziehen wolle; indessen brachte man ihn doch dahin, daß er das Dorf verließ und sich in einer Köhlerhütte im benachbarten Walde verbarg. Vier bewaffnete Männer blieben dort bei ihm, theils um ihn von freiwilliger Auslieferung abzuhalten, theils um ihn im nöthigen Falle zu beschützen.

Am folgenden Tage erschienen wirklich achtzig Mann Soldaten, nebst zwei Kanonen, um sich des schwachen Greises zu bemächtigen. Der Anführer der Soldaten setzte die Bewohner des Dörfchens von seinem Auftrage in Kenntniß und forderte sie im Namen des Gesetzes auf, ihren Geistlichen ohne weitere Zögerung auszuliefern. Man leistete dem Befehle keine Folge, worauf die Soldaten zur Haussuchung schritten. Man durchsuchte die Pfarrwohnung, aber vergeblich; man schlug die verschlossenen Kirchenthüren ein, verwüstete und entweihete den Tempel, fand aber auch hier Den nicht, welchen man suchte; darauf durchforschte man nochmals Haus für Haus, aber umsonst. Jetzt wurde der Priester von St. Agathe als der Strafe des Gesetzes verfallen erklärt, und man setzte einen Preis von zwanzig Tausend Francs auf seinen Kopf. Endlich ließ der Anführer der grausamen Schaar die Kirche und das ganze Dorf in Brand stecken und entfernte sich dann unter Trommelschlag von dem Orte der Verwüstung.

Gegen Ende des Tages meldete man dem Pfarrer, daß die Gefahr vorüber sei; doch wußte er nicht, wie theuer seinen Pfarrkindern

die Anhänglichkeit an ihn zu stehen gekommen war; er kehrte mit seinen Begleitern zurück, nicht nach dem Dorfe von St. Agathe, sondern nach den rauchenden Trümmern desselben.— Wer könnte den tiefen Schmerz in Worte fassen, der sich des Greises bemächtigte, als er die Verwüstung gewahrte, und als er Männer, Frauen und Kinder auf freiem Felde gelagert, und ihrer letzten Habseligkeiten beraubt sah. Unter einem Strome von Thränen machte er ihnen liebevolle Vorwürfe, daß sie ein so großes Unglück nicht verhindert hätten. „Wäre es nicht besser gewesen, man hätte einen Greis von fünf und siebenzig Jahren, dem doch nur noch kurze Lebenstage zugemessen, den Feinden ausgeliefert, und dadurch die Andern gerettet?“ Man erwiederte ihm, daß er ja der Vater der Gemeinde sei, und daß gute Kinder auch das schwerste Opfer für ihren Vater nicht scheuen dürften. Er entgegnete, ein solches Opfer sei einer gleichen Liebe werth, und er hoffe, seinen Kindern nun bald zeigen zu können, was er seinerseits auch für sie zu thun im Stande wäre.

Drei Tage waren unterdessen vergangen. Der Repräsentant, welcher nach St. Agathe gekommen war, befand sich in seinem Cabinette zu Niort, wo er eben eine geheime Conferenz mit dem öffentlichen Ankläger und den Henkersknechten hielt, um über die Mittel nachzudenken, wie man dem Volke einen neuen Schrecken einflößen und es zu seiner Pflicht zurückführen könnte; da führte man einen Greis mit kahlem und tiefgebeugtem Haupte herein, gestützt auf einen Dornenstock, die Schuhe mit Staub bedeckt und in ein ärmliches, halb zerrissenes Priestergewand gekleidet. Der Greis trat näher heran und sprach: „Bürger-Repräsentant, Ihr habt zu St. Agathe bekannt machen lassen, daß zwanzig Tausend Francs für Denjenigen bestimmt seyen, welcher Euch den Kopf des Pfarrers jenes Dorfes überliefern würde. Ich bin bereit, den bestimmten Preis zu verdienen.“

So sehr der Volksrepräsentant mit der Schlechtigkeit der Menschen bekannt war, so erstaunte er doch nicht wenig über den Antrag eines Mannes, dessen Lebenstage sich ihrem Ende zuneigten.

„Priester,“ sprach er, „für einen Mann Deines Alters und Standes machst Du mir einen Antrag, der mich in Erstaunen setzen muß.“

„Nicht so sehr als Ihr glaubt! Nehmt Ihr den Antrag an?“

„Wer bist Du, daß Du mir den Kopf Deines Mitbruders verkaufen willst?“

„Was kann Euch daran liegen, wofern ich nur mein Versprechen erfülle? Ich frage noch einmal, ob Ihr meinen Antrag auch annehmt?“

„Ich nehme ihn an, aber das vergossene Blut möge über Dich kommen!“

„Es sei, und Ihr zahlt mir die versprochene Summe aus?“

„Du sollst sie erhalten.

„Könntet Ihr nicht noch etwas darauf legen?“

„Geldgieriger Greis, findest Du Dich für Deine Schlechtigkeit nicht bezahlt genug?“

„Gut! gut!“ wir wollen bei den zwanzig Tausend Francs stehen bleiben.“

„Wann wirst Du Deinen Mann ausliefern?“

„Noch eins ist zu bemerken. Ihr müßt mir versprechen, daß ich die empfangene Summe ganz nach meinem Gefallen und wozu es mir gutdünkt verwenden darf.“

„Sobald Du Deine Belohnung empfangen hast, ist sie Dein Eigenthum, und Du kannst mit derselben schalten und walten, wie es Dir gefällt.“

„Das weiß ich ganz wohl, habe aber doch meine Gründe, um gerade auf diesem Punkte zu bestehen.

„So wenig ich Eure Gründe einsehe, so gebe ich Euch doch mein Ehrenwort darauf, daß Euch keinerlei Schwierigkeiten gemacht werden sollen, und daß man Euch bei der Verwendung des Geldes nicht stören wird.“

„Es sey denn! Ich selber bin der Pfarrer von St. Agathe, und liefere mich hiermit in Eure Hand. Gebt mir jetzt das Geld!“

„Ihr seyd es!“ — rief mit Verwunderung der Volksrepräsentant.

„Ich bin es," antwortete der Geistliche ruhig.

„Was wollt Ihr mit diesem Gelde anfangen? Und wißt Ihr nicht, welche Strafe auf Euch wartet, da Ihr dem Gesitz verfallen seyd?"

„Daß weiß ich Alles wohl, und Eure Drohungen sind überflüssig. Jetzt aber laß mir die versprochene Summe auszahlen und mich dann noch einmal in die Mitte meiner Pfarrkinder von St. Agathe bringen."

„Was wollt Ihr dort anfangen?"

„Das werdet Ihr erfahren. Ich habe mein Versprechen erfüllt, erfüllt nun auch das eurige."

„Es soll geschehen."

Der Volksrepräsentant ließ hierauf dem Geistlichen zwanzig Tausend Francs in Assignaten auszahlen, welcher sie in seine Brieftasche steckte und dann den Wunsch wiederholte, nach den Trümmern seines verwüsteten, aber sonst ihm so lieben Dorfes geführt zu werden.

Die Einwohner von St. Agathe waren durch das plötzliche Verschwinden ihres Seelsorgers in die größte Unruhe versetzt worden. Als sie ihn am Morgen zum Frühgebete abrufen wollten, hatten sie die Hütte leer gefunden, welche man ihm in der Eile errichtet hatte. Lange suchte man überall vergebens nach dem Verschwundenen, bis man ihn endlich auf einem Wagen und von Soldaten eskortirt ankommen sah. Alt und Jung drängte sich herbei, man hob ihn von dem Wagen, man umringte und überhäufte ihn mit Fragen, man küßte seine Hände und den Saum seines Gewandes. Nach den ersten Begrüßungen nahm der Pfarrer das Wort und redete also: „Ihr waret unzufrieden mit mir, meine lieben Kinder, und dachtet vielleicht, daß ich Euch ohne Abschied und ohne Dank verlassen hätte; aber dem war nicht so. So verläßt man sich nicht, wenn man fünfzig Jahre lang mit einander in Freundschaft gelebt und Freude und Leid getheilt hat. Ich hatte zu Niort ein Geschäft abzumachen, und da ich befürchten mußte, daß Ihr meine kleine Reise dahin nicht zugeben würdet, so entfernte ich mi h ohne Euer Vorwissen. Jetzt ist mein Geschäft nun nach Wunsch abgemacht, und ich komme wieder, um ein vertrauliches Wort mit Euch sprechen zu können. Um mir, einem schwachen Greise, das Leben zu retten, habt Ihr Alles aufgeopfert, Eure Wohnungen, Eure Geräthschaften, Eure ganze Habe. Es ist meine Pflicht, für diese Aufopferung Euch dankbar zu sein, und ich bringe Euch die Mittel den erlittenen Verlust wieder auszugleichen. In dieser Brieftasche hier sind zwanzig Tausend Francs, welche der Maire, mein alter Freund, unter Euch vertheilen wird, nach Verhältniß des Verlustes, welchen Ihr erlitten habt. Fragt nicht, wie ich zu diesem Gelde gekommen; dies ist ein Geheimniß, welches sich später enthüllen wird. Ich muß mit den Männern, welche mich hierher gebracht haben, wieder zurückkehren; aber wir werden uns gewißlich wieder sehen, über lang oder kurz. Die Zeit kann ich nicht genau bestimmen. Bleibt bis dahin, was Ihr immer gewesen seid, arbeitsam, redlich und fromm, lebt mit einander in Frieden, wie es guten Christen geziemt; liebt Euch brüderlich, bleibt in der Furcht des Herrn, und bewahrt das Andenken an Euern alten Pfarrer, den Ihr Alle wiedersehen werdet, an einem Orte des Friedens und der Ruhe, unberührt von den Stürmen des Lebens! Knieet nieder, meine Kinder, auf daß ich Euch meinen Segen gebe."

Bei diesen Worten fielen Alle auf die Kniee, und selbst die hartherzigen Krieger schlossen sich nicht aus. Der Greis hob die Blicke gen Himmel und richtete seinen Geist nach den Wohnungen der Seligen; er faltete die Hände und rief den Segen des Allmächtigen hernieder über seine Freunde, sowie über diejenigen, die ihn verfolgt hatten.

Nach beendigtem Gebete wendete er sich, wie in göttlicher Verklärung, zu den bewaffneten Männern, die seine Eskorte bildeten, und sprach zu ihnen: „Meine Herren, ich stehe jetzt zu ihren Diensten!" Man setzte ihn wieder auf den Wagen und fuhr ihn nach Niort zurück; die ganze Gemeinde schloß sich dem Zuge an. Er wurde dem Beile des Henkers nicht überliefert. Der Volksrepräsentant wollte die Verantwortlichkeit der Hinrichtung dieses edlen Greises nicht übernehmen, sondern schickte ihn nach Nantes, wo er drei Monate später in den Fluthen der Loire den Märtyrertod erduldete.

Das Dorf St. Agathe wurde niemals wieder erbaut; die Familien welche es bewohnt hatten, und die lange Zeit über den Tod ihres Pfarrers in Ungewißheit blieben, wurden zerstreut, und ließen sich später in benachbarten Gemeinden nieder. Heutigen Tages durchfurcht die Pflugschaar jene Gefilde, wo ihre Wiegen standen und wo ihre Voreltern in Frieden unter der Erde ruhen.



Eine Scene aus der Gegend von Santa Fee.

Walhalla:

Eine Monatsschrift zur Belehrung und Erheiterung.

2. Band. Philadelphia, Februar 1847. 2. Heft.

Alexandra.

Novelle.

1.

Der Mond steht hoch am Himmel. Sein bleicher Strahl bricht sich an unwirthlichen Felsen, die aus der Tiefe sich thürmen und wie finstere Riesen aufsteigen aus dem Nebel der Thäler. Kein Baum, kein Busch, kein Gewächs grünt rings umher; denn so weit das Auge reicht, gewahrt es nur schroffe und kahle Berge, die, kühn anstrebend, ihre ewig schneebedeckten Häupter in das dunkle Blau des Himmels tauchen.

Ein kalter Nordwind pfeift über die Höhe. Kein Leben regt sich, kein Laut ertönt; Alles—Alles ist todt und erstarrt, nur der Geist Gottes schwebt über der Oede, und vor seiner Gedanken Flügelschlag erbeben die Grundfesten der Erde.

Aber dort!—auf jenem Felsenkamme leuchtet ein einsames Feuer!—Ist es das Auge des Cyklopen, der in den Schluchten dieser Berge arbeitet?—Ist es ein Geist, den, ausgestoßen, ein gräßlicher Fluch an jene Klüfte bindet? —Wohnt dort ein Mensch, der, von den Mitgeschöpfen um all sein Glück betrogen, sein blutendes Herz gewaltsam an die Eisblöcke drückt, daß er die Gluth der Schmerzen kühle, und in der schauderhaften Einsamkeit vergesse, was er doch nie vergessen wird?

Es ist ein Jüngling, schlank, bleich, edel von Gesicht, der, in den Mantel eng gehüllt, bei einem erlöschenden Wachtfeuer steht und von der Höhe eines kaukasischen Bergrückens in die Thäler der Tscherkessen blickt.

Seine Gefährten schlafen auf ihre Mäntel ausgestreckt; denn der Lieutenant hat seinen ermüdeten Leuten erlaubt, nach der beschwerlichen Reise von den Mühen des Tages auszuruhen. Er selbst hat ein Gewehr ergriffen, den Dienst zu thun, und, auf das Rohr gelehnt, blickt er nun sinnend in die kalte — todte — öde Welt.

Aber durch sein Inneres fährt der Sturm wilder Gefühle, und reißt aus der Aeolsharfe seiner zartbesaiteten Seele schneidende Accorde. Er denkt an sein Vaterland, an Polen, an das gebrochene, vernichtete Polen, und krampfhaft greift er nach dem Degen, dessen Griff das russische porte-epee ziert, er will ihn zerschmettern an der Felsenwand, — aber seine Hand erstarrt.

Wie ist ihm die Brust gepreßt, wie klopft das Herz in ungeduldigen Schlägen, wie drängt es ihn, den Tod zu suchen in ehrendem Kampfe! Aber er lächelt bitter; denn seine Ordre sendet ihn als Spion in das Land der freien, kräftigen Tscherkessen. Er soll den Fürsten Ali-Charzis mit Friedensvorschlägen hinhalten und das Land auskundschaften — er soll die Söhne der Freiheit verrathen an den Scepter Rußlands.—Er soll?—er muß!— denn Subordination gebietet es ihm und Subordination ist des Soldaten erste Pflicht.

O welchen Kampf besteht seine Seele; wie martert ihn seine angeborne Freiheitsliebe, sein Selbstgefühl, sein Haß gegen das Land, dessen Farben er trägt und tragen muß. Wie bäumen sich die Wellen kühner Entschlüsse und sinken wieder vor dem Gedanken an den Eid, den er der Fahne geschworen, brausend nieder!

Es war für ihn eine schreckliche Nacht; denn leichter ist es kühn zu kämpfen, zu siegen oder zu sterben mit den Waffen in der Hand, als Sieger zu bleiben in dem Streite der Leidenschaft mit der Pflicht.

Aber als allmählig das Dunkel wich, als langsam und feierlich der Tag anbrach und das Reich des Lichts begann; wich auch die Fiebergluth der aufgeregten Gefühle mehr und der Verstand trat in sein Herrscherrecht.

Der Russische Lieutenant Maktschески gab den Befehl zum Aufbruch.

2.

Die Sonne neigte sich dem Untergange zu und warf mit ihren letzten Strahlen einen flammenden Abschiedskuß über die Erde. Der Himmel war heiter und strahlend, und durch sein tiefes Blau zogen einzelne Wölkchen langsam daher, wie Schwäne, deren weißes Gefieder sich im Abendgolde leicht röthet. Kein Lüftchen bewegte die Bäume, die ihre üppige Blätterfülle, — ein lebendiges Dach, — über die Hütten des Tscherkessendorfes Uptsche ausbreiteten.

Uptsche, die Residenz des Fürsten Ali-Charzis, bildete, wie alle Dörfer der Tscherkessen, keine kompakte Häusermasse von Straßen durchzogen und regelmäßig gebaut; sondern weit zerstreut auf den saftigen Waideplätzen, lagen ohngefähr dreißig bis vierzig kleine Lehmhütten mit Holz und Stroh gedeckt, welche eben so vielen Familien als Obdach dienten.

Das Fürstenhaus unterschied sich kaum von denen seiner Untergebenen, nur war es größer und geräumiger und lag nächst der Mitte des Dorfes. Ihm zur Seite aber erhob sich die Zierde der kleinen Colonie, „das Haus des Gastfreundes," ein Gebäude, auf welches man, wie gebräuchlich, alle seine Kunst verwendet hatte, und das — gewöhnlich unbewohnt — nur zur gastlichen Aufnahme der Fremden bestimmt war.

So kunstlos nun auch die meisten dieser Hütten erbaut waren, so gewährte doch das ganze Dorf einen herrlichen Anblick. — Im Schooße fruchtbarer Auen liegend, in deren sehr hohem Grase Heerden fetten Hornviehes und muthiger, schlank gebauter Rosse behaglich weideten, ragten über die niederen Lagerstätten der Bewohner uralte Pappeln empor. Weinstöcke von ungewöhnlicher Dicke schlangen sich bis zu den Wipfeln um ihre Stämme, streckten von dort, als wollten sie die Brüder voll Liebe umfassen, ihre Ranken nach den benachbarten Bäumen aus, und bildeten so, in leichten Blättergeweben ungeheure Lauben. Weiterhin erhoben sich grüne Abhänge, über welche wieder Berge terrassenartig emporstiegen, die sich nach und nach in nebliger Ferne verloren, bis ihre mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel sich in den Wolken bargen.

In dieser reizenden Gegend hatte sich jener Klan Tscherkessen niedergelassen, welchen der tapfere Fürst Ali-Charzis befehligte, und den heute ein froher Tag vor dem „Hause des Gastfreundes" vereinigte. Das Fest der Marissa oder Mutter Gottes, der Schutzpatronin der für jene Völkerschaften so wichtigen Thierchen — der Bienen.

Das Fest der Marissa trug das eigentliche Gepräge jener sonderbaren Glaubensformen, zu welchen sich die Tscherkessen heutigen Tages bekennen. Christenthum und Islam haben sich hier nach langen Kämpfen, so zu sagen, verschmolzen, und im Laufe der Zeit ein neues Produkt, ein Conglomerat, eine wunderliche Mischung einheimischen Aberglaubens mit christlichen und mohamedanischen Gebräuchen, gebildet. Die Tscherkessen glauben an ein höchstes Wesen, an eine Mutter Gottes und mehrere himmlische Kräfte zweiten Ranges, welche sie Apostel nennen. Indessen gilt ihnen die Mutter Gottes nur als die eben angeführte Schutzpatronin. Eine eigentliche Priesterkaste haben sie nicht, sondern ihre Opfer und religiö-

sen Feierlichkeiten werden durch die würdigsten Männer aus ihrer Mitte vollzogen.

Dies sollte denn auch heute wieder geschehen. Auf dem geräumigen Platze vor jenem Gebäude hatten sich Alt und Jung, Männer und Weiber versammelt, und bildeten einen weiten Zirkel, in dessen Mitte, im Schatten eines hohen Eichbaumes, ein ehrwürdiger Greis stand. Sein Haupt war entblößt und die wenigen Haare, die ihm geblieben, legten sich wie ein silberner Ring um seinen Scheitel. Die regelmäßigen, schönen Züge, welche die Stürme von achtzig Jahren nicht hatten verwischen können, belebte ein feuriges Auge und ein jugendliches Roth der Wangen, das von dem Weiß des langen Bartes gehoben, dem Alten ein ungemein freundliches und gemüthliches Ansehen gab. Eine Art tuchener Jacke, mit Tressen und Golddraht reich verziert und auf der Brust offen, zeigte eine lange und farbige Unterweste von indischer Seide. Von dem breiten Gürtel herab fielen weite Beinkleider von einem feinen weißen Gewebe und schlossen eng an den Knieen, unter welchen die Halbstrümpfe von breiten Strumpfbändern gehalten wurden. Ein paar hohe Schuhe von rothem Maroccanleder vollendeten den Anzug, dessen Hauptschmuck indessen ein prächtiges Schwert und die kunstreich gearbeiteten Pistolen waren, welche in dem Gürtel des alten Mannes stacken.

Einen wunderlieblichen Gegensatz zu diesem würdevollen Greise bildete eine junge Tscherkessin, welche in einer kleinen Entfernung, halb hinter, halb neben demselben stand. Was auch der Ruf über die Schönheit der Tscherkessinnen verbreitet, was auch eine reiche Phantasie an Reizen diesem Rufe noch zugesetzt, sie erreichten die Lieblichkeit dieses sechzehnjährigen Mädchen nicht.

Ihr feiner weißer Teint, ihre regelmäßigen Züge, die Gluth ihres Auges, der schlanke Wuchs ihres Körpers, der edle Anstand, welcher sich in allen ihren Bewegungen aussprach: Alles vereinigte sich zu einem harmonischen Ganzen und schuf ein Wesen, das man vollendet schön zu nennen berechtigt war. Wenn aber auch die Natur schon ihre ganze Fülle von Reizen über dieses Kind ausgegossen, so war die Kunst nicht minder bereit, dieselbe in ihrem vollen Lichte zu zeigen; denn kein Anzug mochte wohl je besser geschaffen sein, die Körperformen dem Auge zu verrathen, als der ihres Stammes. Das eng anliegende Mieder von bunter Seide, die leichte Jacke mit offenen, langen Aermeln, lassen den schönen Hals und Nacken sehen, und das weite Oberkleid, durch Silberspangen gehalten und nach vornen offen, erlauben dem entzückten Blicke die Contouren der wohlgebauten Hüften zu gewahren, welche Beinkleider von dem feinsten weißen Leinen umschließen.

Was aber des Mädchens Lieblichkeit namentlich erhöhte, waren die Locken, welche, dicht und lang, unter einer Binde von glänzend schwarzem Maroccanleder, die sich mit einer großen silbernen Agraffe auf der Stirne schloß, hervorquellend, auf ihre Schultern herniederfielen. Ein Schleier wallte, gleich einem Zaubernebel, um die edle Gestalt. So stand sie, eine schneeweiße Ziege an einem rothen Bande haltend, wie der Genius der Jugend, fröhlich und lebensfrisch hinter dem hohen Greise.

Es war der Fürst Ali-Charzis und seine Tochter Alexandra — bereit, an dem Feste der Marissa, von den Ihrigen umgeben, der Göttin ein Opfer zu bringen.

Auf einen Wink des Greises führte die Tochter die Ziege vor denselben und reichte ihm von dem Altare, welcher sich unter einer uralten Eiche erhob, eine brennende Fackel. Hierauf kniete sie vor denselben und hielt mit ihren beiden schönen Armen das zum Opfer bestimmte Thierchen fest, während Ali-Charzis mit hohem Ernste einige Worte sprach, und die Haare der Ziege an mehreren Stellen, wo dieselbe geschlagen werden sollte, versenkte. Darauf nahm er aus der Hand Alexandra's eine goldne Schaale, in welcher sich ein Trank, von Hirse und Honig zubereitet, befand, hob sie in die Höhe, dankte mit herzlichen Worten der heiligen Marissa für die Gabe des Honigs und schüttete sodann die gelbe Fluth auf das Haupt des Opfers, welches nun nach einem kurzen Weihgebete, von einem Diener geschlachtet wurde.

Während dieser ganzen Ceremonie hatte die Umgebung einen leisen melodiösen Gesang fortgesetzt, der sich allmählig steigerte, bis er in wildes Fortissimo ausbrach.

Da tönte von dem nächsten Hügel ein Schuß — und wie durch einen Zauberschlag hatte sich die Scene verändert. In einem Augenblicke waren Weiber, Kinder, und Männer verschwunden und der weite Platz öde und leer geworden. Aber ehe noch das Echo des Knalles an den fernen Bergen verstummte, sprengten von allen Seiten die immer bewaffneten Männer auf ihren wilden, sehnigen Pferden schon wieder daher, sammelten sich in einer dichten Schaar und flogen, von ihrem tapferen Fürsten geführt, gleich einem Blitze nach der Gegend, aus welcher ihr Vorposten das Signal eines herannahenden Feindes gegeben.

3.

Am Fuße des Hügels, auf welchem jener Vorposten ausgestellt war, hielt die kleine Schaar, und Ali-Charzis sprengte, nur von Zweien aus derselben begleitet, hinan. Als er sich der Höhe genähert, ließ er vorsichtig halten und gab der Wache ein Zeichen seiner Gegenwart, worauf diese ihn durch einen Wink zu sich rief. Der Fürst und seine Begleiter drückten die Sporen in die Flanken ihrer Thiere und hielten sofort neben dem Posten. In diesem Augenblicke erreichte auch Moktscheski mit seiner Mannschaft die Höhe. Eine weiße Fahne bezeichnete ihn als einen Boten des Friedens.

Der russische Lieutenant, welcher durch einen früheren, mehrjährigen Aufenthalt in Tscherkessien der Sprache dieses Volkes mächtig war, wandte sich sogleich an den Pschi (Fürsten), den seine reichere Kleidung als solchen verrieth, und kündete ihm an: daß er von dem mächtigen Herrscher Rußlands gesandt sei, um ihm und den Seinigen Vorschläge zu einem gegenseitigen Frieden zu bringen. Auch bat er, zum Behufe der darüber einzuleitenden Verhandlungen, vor der Hand für sich und seine wenigen Leute um den Schutz des Gastrechts.

„Friede mit Rußland?!" erwiederte halb fragend, halb spöttelnd der kriegerische Fürst, „der wird erst dann in diesen Ländern wohnen, wenn kein Tscherkesse mehr athmet. — Aber deine Bitte um Gastfreundschaft ist gewährt. Im Uebrigen kann ich ohne meine Brüder nichts entscheiden." Und mit diesen Worten legte er feierlich seine Hand auf des Lieutenants Schulter und sprach: „Du bist des Ali-Charzis Konak!" (Gast, Schützling).

Als sie darauf nebst dem Russen bei der Truppe angekommen, und der Fürst die Worte des Lieutenants und seine Zusage wiederholt hatte, nahmen die Russen hinter den Tscherkessen auf den Pferden Platz und bald kündete eine Staubwolke den harrenden Weibern zu Uptsche die Heimkehr der Ihrigen an.

4.

Moktscheski wohnte seit zehn Tagen in dem „Hause des Gastfreundes" zu Uptsche, und wurde, der Landessitte nach, von der Tochter seines Schutzherrn bedient.

Aber diese zehn Tage hatten in dem jungen Polen eine wunderbare Veränderung hervorgerufen. Aus einem düstern, leidenden, melancholischen Menschen, war er zu einem frohen, heitern, ja glücklichen Wesen geworden. Er liebte, — er liebte zum erstenmale, und mit einer Gluth und Tiefe, die ihn mit der festen Ueberzeugung durchdrängen, daß er nur durch den geliebten Gegenstand — durch den Besitz Alexandra's glücklich werden könne.

Wie er dies Ziel erreichen wolle, — wie er die Kluft, die jäh und gewaltig zwischen dem Lieutenant in russischen Diensten und der einzigen Tochter des kriegerischen Tscherkessen-Fürsten, des starresten Feindes Rußlands, gähnte, zu überflügeln vermöge, wußte er nicht — aber er liebte — und dieß selige Gefühl riß ihn schwindelnd über jede kalte Ueberlegung. Ihm galt nur die eine, die Lebensfrage: Liebt sie mich wieder?

Ach! wessen Herz erbebt nicht in einer heiligen Lust, denkt er der Zeit, in welcher auch ihm diese Frage entschlüpfte — die Zeit, die mit einem reichen, blüthenschweren Frühling von Seligkeit und Wonne über ihm herabhing, und seine Brust hob, zu kühnen und edlen Entschlüssen, — jener Stunden, die ihn so süß hoffen

ließen und seinem trunkenen Auge die ganze Welt in dem Lichte einer höheren Verklärung zeigten? — — Du armes Herz aber, das diesen Frühling nie gekannt, trockne deine Thränen, denn sieh; über jenen Wolken blüht der Liebe Frühling noch einmal und reicher noch, und reiner und seliger!!— —

Aber ein düsterer Schatten fiel auf das freundliche Gemälde, welches Moktscheski's glühende Phantasie von seiner Zukunft entworfen und wuchs mit jeder Minute; es war der Gedanke, daß er sich von Alexandra bald trennen müsse — und der Schatten wurde zur bangen Finsterniß, wenn er dachte: auf immer.

Er hatte von dieser Trennung geträumt, und als er auffuhr aus dem Schlafe und sich die Haare aus der Stirne strich und in das junge Frühroth blickte, holte er tief Athem und rief: „Gott sei Dank, es war nur ein Traum!" — Aber obschon er sich überzeugte, daß es nur ein Traum gewesen, obschon die düsteren Phantasiebilder der Nacht längst verschwunden: er konnte die trübe Erinnerung des Mißmuthes nicht verwischen, den sie in seiner Seele zurückgelassen hatten.

Er ging in seinem Gemache mit großen Schritten auf und ab. Wohl fühlte er die Unwahrscheinlichkeit, je Alexandra's Hand zu erlangen, sah die Schwierigkeiten seiner Lage, die Nähe des Abschiedes, die Gewißheit eines erhöhten Hasses des Fürsten gegen die Regierung, in deren Diensten er stand — aber — er hatte in den Augen der schönen Tscherkessin ein Feuer glühen sehen, das ihm die Erwiederung seiner Neigung zu verrathen schien—er war entschlossen, sich ihr zu entdecken und in dem Fall der Gegenliebe, wenn ein freundliches Auskommen nicht zu erzwecken, sie mit Gefahr seines Lebens zu entführen.

Noch war er mit diesem Gedanken beschäftigt, als Alexandra eintrat. Sie trug auf einer künstlich mit Leder gearbeiteten und gestickten Platte das Frühstück für den Konak, welches aus einer Kürbisflasche voll Wein, gebratenem Schaaffleisch und Hirse bestand. Als die schwarzen Augen des jungen Mannes, freudestrahlend, auf sie fielen, erröthete sie hoch und ihre Stimme zitterte, als sie dem Gaste den Frühgruß bot.

Nachdem sie die Platte niedergestellt, trat Moktscheski auf sie zu und sah ihr in ihre großen Augen. Alexandra konnte den Blick des Jünglings nicht ertragen, ihre Seidenwimpern senkten sich herab, und sie zitterte in den sie umschlingenden Armen.

„Alexandra!" hob nach einer Minute seligen Schweigens der Pole an, und seine bleichen Züge überzog eine fieberhafte Röthe, „ich diene unter den Feinden Deines Landes, aber mein Herz ist bei dir. Als ich Dich an jenem Abende, an welchem Dein Vater mich hier einführte, zum erstenmale sah, hat der Zauber Deiner Lieblichkeit mich gefesselt, und je länger ich in Deiner Nähe weilte, desto deutlicher ward es mir: daß ich Dich liebe. — Du schweigst? Vermochte die Gluth, die mich verzehrt, Deiner Seele nicht einen einzigen Funken zu entlocken? — Süßes Mädchen, sage mir, spricht keine sanfte Regung Deines Innern für mich?"

Moktscheski hatte die Liebliche fest an sich gedrückt, ihr Busen klopfte heftig an seiner Brust, ihr Beben riß ihn zu einem seligen Schwindel hin; er sah ihr mit Feuerblicken in die Augen, eine süße Verwirrung erfaßte sie und ihr Haupt senkte sich schweigend an seine Brust. Da brannten die Lippen des Jünglings auf der weißen Stirne Alexandra's. Sie hatte nicht mit Worten geantwortet; aber die Tochter der Natur war dem Drange der Leidenschaft gefolgt, und überwältigt von Gefühlen, die sie nicht zu bergen wußte, ruhte sie einige Minuten an des Freundes Brust.

Kein Laut ertönte; Alles schwieg, als theile es das Uebermaß der Wonne, die in den Herzen des beglückten Paares thronte. So schweigt die Unendlichkeit der Sphären; aber ihr Schweigen ist donnerndes Jauchzen der Lust und der Anbetung.

„Du liebst mich," fuhr nach längerer Pause Moktscheski fort, „wirst Du aber auch stark genug sein, süßes Wesen, dem Verurtheilen zu trotzen und dem Deine Hand zu geben, der ..."

Der Jüngling hatte noch nicht ausgespro-

chen, als sich Alexandra mit einer kräftigen Handbewegung losgerissen, und indem sie mit beiden Händen ihr Gesicht bedeckte — schmerzlich ausrief: „Ach! warum mich jetzt daran erinnern?“

Moktscheski sah sie bittend an. „Ist Deine Liebe so schwach,“ sagte er mit leisem Vorwurfe, „daß Schnitt und Farbe des Kleides über sie bestimmen mag?“—„Nein,“ entgegnete die Tscherkessin, und richtete sich mit edlem Stolze auf, „meine Neigung zu Dir ist stark und innig, aber meine Ehre, meine Liebe zur Freiheit und zum Vaterland sind noch stärker.“ „Laß uns Deinen Vater um seinen Segen bitten und...“—„Mein Vater heißt Ali-Charzis,“ versetzte das Mädchen, „und seine Landsleute nennen ihn den Russenhasser.“—„So laß uns fliehen. Ich biete Dir meine Hand, mein Vermögen...“—„Und Deine Sclavenkette“ vollendete Alexandra. „Nein,“ fügte sie nach kurzem Schweigen hinzu, ich kann und will Dich und mich nicht täuschen. Ich liebe Dich mehr als ich es sagen kann, ich gelobe Dir bei Marissa, daß ich nie einem andern Mann gehören will, als Dir; aber ich werde auch nie meine Hand einem Sclaven, nie einem Menschen geben, der an einem Vertilgungskriege gegen ein Volk Theil nimmt, das seine Freiheit vertheidigt.“

Wie ein furchtbarer Donnerschlag schmetterten diese Worte den Polen nieder. Die Erinnerung an sein liebes Vaterland tauchte in seiner Seele auf; an sein Vaterland, das von Rußland's Macht zerdrückt, und er—der Sohn jenes unglücklichen Polen's, war im Dienste desselben Rußland's nun bereit, den Untergang der kräftigen, freien Tscherkessen befördern zu helfen.

Er stand starr und bleich. Tausend Gefühle bestürmten ihn; dann blitzte sein Auge wild auf, weithin flog sein Degen, und mit den Worten: „Ich bin Euer, ich bin Dein!“ umschlang er krampfhaft seine Geliebte.

—

5.

Zwei Jahre waren seit jenem Morgen verschwunden, an welchem Moktscheski das Geständniß der Gegenliebe aus Alexandra's schönem Munde empfangen. Er hatte ihr geschworen, den russischen Dienst zu verlassen, sich unter einen der benachbarten Tscherkessenstämme zu begeben, tapfer in ihren Reihen und für ihre Freiheit zu kämpfen, und einst, wenn er sich, für ihre Sache streitend, einen Namen erworben, zu ihr zurückzukehren, um sie von dem Vater als Gattin zu erhalten.

Er hielt Wort und verließ noch in derselben Nacht Uptsche.

Den folgenden Tag vermißten die Russen ihren Lieutenant. Sie schnaubten Rache; denn sie glaubten überzeugt sein zu dürfen, daß er von den Tscherkessen ermordet worden. Nun war kein Bleibens mehr für sie. Unter Drohungen und Verwünschungen brachen sie auf und erhielten von Ali-Charzis noch folgende Antwort zum Abschiede:

Dem Kaiser Nikolaus von Rußland und dem General Rajeffski in seinen Diensten saget die Worte: Wünschet Ihr Freundschaft mit uns zu schließen, so ziehet Eure Armeen zurück und zerstöret Eure Festen, von Suchum bis Anapa, und von Anapa bis Karatschi. Wo nicht, so bleibt das Schwert zwischen uns und Euch, und erst wenn Ihr unsre Thäler mit unsren Leichen ausgefüllt und kein Tscherkesse mehr athmet, möget Ihr Euch einen Weg bahnen zum Herzen unsers freien Landes.“

Von dieser Zeit an führte man den Krieg auf beiden Seiten mit doppelter Erbitterung.

Zwei Jahre waren seitdem, wie oben erwähnt, verstrichen, als ein Trupp von ohngefähr hundert Tscherkessen dem Dorfe Uptsche zuritten. Sie waren heiteren Muthes, scherzten und lachten und tummelten freudig ihre herrlichen Pferde. Nur der Anführer schien ihre Lust nicht zu theilen; denn er ritt bald nachdenklich, bald hastig und mit einer Miene voran, die Ungeduld, Sorge und Erwartung auf dem blassen Antlitze malte.

Wie seine Brüder gekleidet, unterschied er sich von ihnen nur durch sein Gesicht, das feiner gebildet, die Herrschaft verkündete, welche bei ihm der Verstand über die Leidenschaften führte; während die Physiognomien Jener, trotz der Regelmäßigkeit ihrer Züge, eine gewisse Wildheit aussprachen.

Zweitausend schwuren: treu zusammen zu halten auf Leben und Tod. Da dämmerte es allmählig im Osten und mit dem Lichte schwanden allmählig die finstern Gestalten und der erste Strahl der Sonne grüßte die leere Fläche des Berges Elbrus.

7.

Die zweitausend Tscherkessen, welche die Sobranie gebildet, und die sich gegenseitig durch einen Eid verpflichtet, Rache zu nehmen an dem Feinde des Landes, und die Gefangenen wo möglich aus dessen Händen zu befreien, hatten sich mit dem Versprechen zerstreut, in der sechsten Nacht auf der Ebene von Uptsche wieder zusammen zu treffen. Bis dahin hoffte Moktscheski die Stellung des Feindes und namentlich den Räuber der schönen Alexandra ausgekundschaftet zu haben, und dann sollten sämmtliche Mitglieder der Sobranie sich plötzlich über die Zerstörer von Uptsche werfen und die Ueberraschten vernichten.

Moktscheski hatte sich eine so schwere als gefährliche Aufgabe gestellt; aber seine Liebe zu Ali-Charzis Tochter ließ ihn keinen Augenblick schwanken; denn tief in der Seele fühlte er die Gewißheit, daß es für ihn nur eine Wahl gäbe, und diese war: mit Alexandra zu leben, oder für dieselbe zu sterben.

Von diesen Gefühlen ermuthigt und von der Angst über der Geliebten Schicksal gespornt, nahete er sich in größter Eile der russischen Vorpostenlinie. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatten sich die Russen nach der Zerstörung von Uptsche nach Batalpaschinsk oder Kislowodsk zurückgezogen, was Moktscheski aus der Aussage aller Tscherkessen schloß, die er bei seiner Annäherung an den Kuban-Cordon gesprochen, und welche den Rückzug der Russen theils von Ferne gesehen, theils von ihm gehört hatten. Der junge Pole entschied sich sogleich für letzteren Posten, da er wußte, daß Obrist Hahn das befestigte Lager von Kislowodsk befehligte und dieser ein wilder und leidenschaftlicher Mann, schon lange vorgehabt und sich öffentlich gerühmt hatte, er wolle ein Serail von geraubten Fürstentöchtern der Tscherkessen anlegen. Außerdem gehörte einer jener Männer, welche den Lieutenant Moktscheski einst nach Uptsche begleitet, unter das Kommando dieses Offiziers, und Hahn konnte demnach leicht von Alexandra's Schönheit und der Schwäche des Dorfes, in welchem sie wohnte, unterrichtet sein.

Gegen den Abend des zweiten Tages näherte sich Moktscheski dem Lager. Als er es bis auf zweihundert Schritte erreicht, hielt er an, barg sein Pferd in einem Gehölze und schlich bis zu der Spitze des Wäldchens, von wo aus er die ihm genugsam bekannte Gegend überschauen konnte. Sie lag still und friedlich. Aus den Häusern und Werken des Lagers stieg dichter Rauch in beweglichen Säulen auf, welche die Abendsonne leise vergoldete, und verkündete die Beschäftigung der Bevölkerung; auf den Wiesen weideten die Kosakenpferde und hoben ihre Köpfe und den gedrängten Hals aus dem hohen Grase, das sie in seinen Wellen fast verbarg; von dem nahen Hügel zog eine Heerde Schaafe herab, und man wäre versucht gewesen, aus der idyllischen Landschaft auf den tiefsten Frieden zu schließen, wenn nicht gerade jene Heerde den Beweis des Gegentheils geliefert hätte. Denn wie sie sich mehr und mehr näherte, gewahrte man, daß sie von fünfzig Mann Truppen und einer Kanone begleitet war, indem die Russen nur unter solcher Bedeckung wagen konnten, solche auszutreiben, da die kühnen Guerillas der Tscherkessen die Festungen und Lager beständig umschwärmten und sich sogar bis unter die Wälle wagten.

Moktscheski hatte sich hinter einem Busche verborgen und ließ die Feinde vorüberziehen. Er rührte sich nicht und erwartete geduldig die Nacht. Als dieselbe endlich angebrochen, als Alles still und schlafend lag, erhob er sich vorsichtig und schlich, des Weges kundig, nach der südlichen Verschanzung.

Hier hob sich das Haus, welches der Obrist bewohnte, wie ein Thurm; denn von Stein erbaut, diente es nicht nur dem Kommandanten zur Wohnung, sondern konnte auch als Citadelle benutzt werden, da es das Lager und die Umgebung beherrschte. Hier mußte Alexandra sich befinden, war sie in die Gewalt des Obristen Hahn gefallen. Die Dunkelheit der Nacht begünstigte das kühne Unternehmen

Ihre wilden, von Kampfeslust und Rachsucht erregten Züge von dem Lichte des Mondes gebleicht, ihre muskulösen und kräftigen Körper, ihre schimmernden Waffen, verbunden mit der Todtenstille, welche über der Menge schwebte, bildeten ein schauererregendes Gemälde. Wie Dämonen, der Unterwelt entstiegen, standen sie da, brütend auf das Verderben der Menschheit. Aller Augen aber waren auf eine Gruppe gerichtet, die sich auf einem kleinen Felsenvorsprunge im Süden befand.

Es war der Fürst Ali-Charzis, der, noch schwach von seinen Wunden, auf den Anführer jenes Reiterhaufens gelehnt, welcher kurz nach der Zerstörung Uptsche's durch die Russen, ihn blutend in den Armen der verwundeten Freunde gefunden,—zu der Versammlung zu sprechen begann:

„Männer und Brüder," hob er in einem tiefen Tone an, „wir stehen auf einer heiligen Stelle,—an dem Dschamachna, dem glücklichen Berge, auf dessen Gipfel, von keinem Menschen noch erreicht, Dschin Padischah, der Fürst der Geister, thronet. Aber auch eine heilige Pflicht rief uns hierher, ein Vorhaben, das der große Dschin mit Freude gewähren und durch seinen Beifall segnen wird: uns rief die Rache an dem Feinde des Vaterlandes, Uptsche ist nicht mehr. Ueberfallen von einer starken russischen Kolonne, war es mir unmöglich, den Feind mit den wenigen Treuen, die mich umgaben, zurückzuwerfen; aber wir kämpften würdig Eurer Achtung; denn von vier und fünfzig Mann athmen nur noch drei, und meine Wunden mögen beweisen, daß ich mein Leben theuer erkaufte."

Weiber und Kinder fielen durch Feindeshand, Hab' und Gut haben sie geraubt; verbrannt und zerstört liegen die Hütten, aber was schmerzlicher ist; sie haben unsre Töchter mit sich geschleppt, um sie zu beugen in ihre Sklavenfesseln."

„Auf denn, Ihr Brüder, laßt uns sie retten, laßt uns Rache an dem Feinde nehmen, der mit wüthendem Beginnen die Art an den Stamm unserer Freiheit legt, der begierig lauert, uns zu zertreten, der die Hand ausstreckt nach unserem Vaterlande, um es zu erdrücken unter der Last seiner Fesseln! Auf laßt uns ihm entreißen, was er geraubt, laßt uns ihm seine Schätze nehmen und sie theilen unter die würdigen Söhne des Dschin Padischa." Unter diesen Worten hatte sich der gebeugte Greis hoch aufgerichtet; der Mond warf sein Licht auf die stolze Gestalt; seine Augen sprüheten ein heiliges Feuer und leicht bewegt rauschten im Winde die Silberlocken seines Bartes.

Ein donnernder Jubelruf wirbelte, als er geendet, in die Lüfte und ward von den Echo's der Berge in tausendfältigem Rufe erwiedert.

Nachdem sich die erste Begeisterung etwas gelegt, trat ein anderer Anführer vor, und nachdem er der Aufforderung Ali-Charzis' beigepflichtet, erinnerte er, daß man vor allem auskundschaften müsse, nach welchem Orte die Russen sich mit ihren Leuten zurückgezogen.

Da erhob sich der Jüngling, auf dessen Schultern der Fürst von Uptsche sich bisher gestützt hatte und sprach:

„Tscherkessen! Ihr Alle kennt mich und wisset, daß ich Moktscheski bin, der einst gegen Euch gefochten, aber Ihr habt Euch auch von meiner Sinnesänderung überzeugt, und zum Lohne meiner Tapferkeit mir die Würde eines Anführers übertragen. Rußland ist mein Feind wie Eurer,—Rußland hat mein Volk vernichtet, wie es Euch zertreten will — aber Rußland hat mir auch meine Liebe, mein Glück, hat mir Alexandra, die Tochter des tapfern Ali-Charzis, meine Braut geraubt. Dreifache Rache fordert mich zu dreifacher That. Darum bitte ich für mich um den Auftrag, den Ort auszukundschaften, an welchem die Töchter der Erschlagenen schmachten, und ich will kühner mich wagen, als einer von Euch, und im Kampfe die Stelle mir suchen, die die gefährlichste ist."

Moktscheski schwieg; aber ein abermaliges Freudengeschrei bezeichnete, daß auch dieser Vorschlag mit Freuden aufgenommen worden.

Als nun noch mehreres verabredet war, rief freudestrahlend Ali-Charzis die Gegenwärtigen zur Leistung des Blutrides auf und die

Zweitausend schwuren: treu zusammen zu halten auf Leben und Tod. Da dämmerte es allmählig im Osten und mit dem Lichte schwanden allmählig die finstern Gestalten und der erste Strahl der Sonne grüßte die leere Fläche des Berges Elbrus.

7.

Die zweitausend Tscherkessen, welche die Sobranie gebildet, und die sich gegenseitig durch einen Eid verpflichtet, Rache zu nehmen an dem Feinde des Landes, und die Gefangenen wo möglich aus dessen Händen zu befreien, hatten sich mit dem Versprechen zerstreut, in der sechsten Nacht auf der Ebene von Uptsche wieder zusammen zu treffen. Bis dahin hoffte Moktscheski die Stellung des Feindes und namentlich den Räuber der schönen Alexandra ausgekundschaftet zu haben, und dann sollten sämmtliche Mitglieder der Sobranie sich plötzlich über die Zerstörer von Uptsche werfen und die Ueberraschten vernichten.

Moktschecki hatte sich eine so schwere als gefährliche Aufgabe gestellt; aber seine Liebe zu Ali-Charzis Tochter ließ ihn keinen Augenblick schwanken; denn tief in der Seele fühlte er die Gewißheit, daß es für ihn nur eine Wahl gäbe, und diese war: mit Alexandra zu leben, oder für dieselbe zu sterben.

Von diesen Gefühlen ermuthigt und von der Angst über der Geliebten Schicksal gespornt, nahete er sich in größter Eile der russischen Vorpostenlinie. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatten sich die Russen nach der Zerstörung von Uptsche nach Batalpaschinsk oder Kislowodsk zurückgezogen, was Moktscheski aus der Aussage aller Tscherkessen schloß, die er bei seiner Annäherung an den Kuban-Cordon gesprochen, und welche den Rückzug der Russen theils von Ferne gesehen, theils von ihm gehört hatten. Der junge Pole entschied sich sogleich für letzteren Posten, da er wußte, daß Obrist Hahn das befestigte Lager von Kislowodsk befehligte und dieser ein wilder und leidenschaftlicher Mann, schon lange vorgehabt und sich öffentlich gerühmt hatte, er wolle ein Serail von geraubten Fürstentöchtern der Tscherkessen anlegen. Außerdem gehörte einer jener Männer, welche den Lieutenant Moktscheski einst nach Uptsche begleitet, unter das Kommando dieses Offiziers, und Hahn konnte demnach leicht von Alexandra's Schönheit und der Schwäche des Dorfes, in welchem sie wohnte, unterrichtet sein.

Gegen den Abend des zweiten Tages näherte sich Moktscheski dem Lager. Als er es bis auf zweihundert Schritte erreicht, hielt er an, barg sein Pferd in einem Gehölze und schlich bis zu der Spitze des Wäldchens, von wo aus er die ihm genugsam bekannte Gegend überschauen konnte. Sie lag still und friedlich. Aus den Häusern und Werken des Lagers stieg dichter Rauch in beweglichen Säulen auf, welche die Abendsonne leise vergoldete, und verkündete die Beschäftigung der Bevölkerung; auf den Wiesen weideten die Kosakenpferde und hoben ihre Köpfe und den gedrängten Hals aus dem hohen Grase, das sie in seinen Wellen fast verbarg; von dem nahen Hügel zog eine Heerde Schaafe herab, und man wäre versucht gewesen, aus der idyllischen Landschaft auf den tiefsten Frieden zu schließen, wenn nicht gerade jene Heerde den Beweis des Gegentheils geliefert hätte. Denn wie sie sich mehr und mehr näherte, gewahrte man, daß sie von fünfzig Mann Truppen und einer Kanone begleitet war, indem die Russen nur unter solcher Bedeckung wagen konnten, solche auszutreiben, da die kühnen Guerillas der Tscherkessen die Festungen und Lager beständig umschwärmten und sich sogar bis unter die Wälle wagten.

Moktscheski hatte sich hinter einem Busche verborgen und ließ die Feinde vorüberziehen. Er rührte sich nicht und erwartete geduldig die Nacht. Als dieselbe endlich angebrochen, als Alles still und schlafend lag, erhob er sich vorsichtig und schlich, des Weges kundig, nach der südlichen Verschanzung.

Hier hob sich das Haus, welches der Obrist bewohnte, wie ein Thurm; denn von Stein erbaut, diente es nicht nur dem Kommandanten zur Wohnung, sondern konnte auch als Citadelle benutzt werden, da es das Lager und die Umgebung beherrschte. Hier mußte Alexandra sich befinden, war sie in die Gewalt des Obristen Hahn gefallen. Die Dunkelheit der Nacht begünstigte das kühne Unternehmen

Moktscheski's, der, entdeckt, um so gewisser dem Tode gewidmet war, als er als Feind und Ueberläufer betrachtet werden mußte. Aber des Polen Brust schlug höher; er ward entschlossener und freudiger, je näher er Kislowodsk kam; denn er fühlte die Gluth des Hasses gegen seinen dreifachen Feind mächtig aufflammen. Bald hatte er, immer sachte an der Erde hinschleichend, eine Stelle des äußern Walles erreicht, die er als zum Erklettern möglich kannte, und ohne daß es eine Schildwache gewahren konnte, stand er in dem kleinen Garten, welcher sich an das Haus des Obristen schloß. Hier setzte er sich dicht unter die hohen Mauern, und begann mit halb gedämpfter Stimme eines jener polnischen Nationallieder, welche durch ihre einfache und schwermüthige Melodie so sehr zum Herzen sprechen. Alexandra kannte es wohl, denn oft hatte er es ihr gesungen und Moktscheski durfte sicher darauf rechnen, daß sie ihn, wenn nur der Klang bis zu ihren Ohren dränge, alsbald erkennen würde.

Er hatte sich nicht getäuscht. Kaum waren die Töne verhallt, als aus einem der obern Fenster eine klangvolle Stimme ein tscherkessisches Lied zur Antwort sang, und Moktscheski bebte vor Entzücken — denn es war die Geliebte. Aber der Augenblick war kostbar; er durfte sich keinen süßen Gefühlen der Liebe unvorsichtig hingeben, denn schon diese wenigen Töne konnten die Aufmerksamkeit der Wachen oder gar des Obristen selbst erregen, und so erwiederte der junge Pole singend nur in wenigen tscherkessischen Worten, daß sich die Geliebte zur Flucht bereiten solle, die Hülfe sei nahe. Dann verließ er schleunig und mit der größten Vorsicht die Festung auf demselben Wege, auf welchem er sich ihr genähert hatte.

8.

Durch das Gebiet der den Russen im Jahre 1828 durch General Emanuel unterworfenen Karatschai stürzt sich, wild aufschäumend und Alles mit sich fortreißend, über ungeheure Felsenmassen der Kuban. Seine Fluthen brausen in wilder Jugendkraft und spritzen ihren schneeweißen Schaum über die schwarzen Granitblöcke, die ihm die Natur hemmend in den Weg schleuderte. Zu beiden Seiten des Flusses heben sich die Felsen fast senkrecht zu unersteiglichen Höhen, und lassen nur einen schmalen Pfad, der sich bald dicht am Ufer, bald hoch an den Steinwänden hinzieht, kaum einem Mann Platz gönnt, und der von den Schluchten, welche sich diesseits und jenseits des Kuban bilden, beherrscht wird. Diese Klüfte sind für die Russen von der höchsten Wichtigkeit, denn selbst nur schwach besetzt, können sie einer beträchtlichen Anzahl den Uebergang fast unmöglich machen. Ungefähr 50 Werste vom Kammenoi-Most (der steinernen Brücke) fällt der Kuban in ein lachendes Thal, in welchem er sich ausdehnt und, älter geworden, von dem Tosen der Jugend ausruhend, in gemüthlicher Ruhe dahinströmt.

Hier senden ihm vier Flüsse: die Tiberda, der große und kleine Solentschuck und der Urup ihre Wasser zu, und, hoch angeschwellt, wendet sich nun sein majestätischer Lauf dem Fort Protschnoi-Okop vorüber, wo der, den Tscherkessen so furchtbare General Saß, ein Liefländer von Geburt, wie ein Adler auf hohen Felsen horstet. Reiche Inseln werden hier von des Kuban's Fluthen umspült, prächtige Fluren bilden seine Ufer, bis er bei der Staniza Temischbeg seinen Lauf nach Westen nimmt, und sich endlich in's Asow'sche Meer ergießt.

Auf seinem Zimmer zu Protschnoi-Okop saß der General Saß, von den Tscherkessen nur Schaitan oder „der Teufel" genannt, und hörte mit finsterer Miene dem Raport seines besten Spionen zu.

„Und die Hunde haben den Ort noch nicht bestimmt, den sie überfallen wollen?" frug jetzt heftig der General.

„Nein, Excellenz! Es war mir bei dem Gedränge auf der kleinen Platte des Elbrus unmöglich, bis zu den Rednern vorzudringen, ich gewahrte nur im Mondschein die Gestalt des tapferen Fürsten Ali-Charzis und sah, daß er, unterstützt von einem jungen Tscherkessen, sich erhob und sprach. Von einem andern Gliede der Sobranie, welches weiter vornen gestanden, erfuhr ich endlich beim Weggehen, daß man erst auskundschaften wolle, von wo der Ueberfall auf

Upsche ausgegangen, um sich dann auf jenen Posten zu werfen."

„Der ging von Obrist Hahn aus. Und wann wollen sie kommen?"

„Mein General, das kann ich mit Gewißheit nicht sagen; aber sicher bald, denn sie sind bei ihren Unternehmungen schnell wie der Blitz; die Fürsten haben ihre Pferde mit warmem Wasser gewaschen und Prachtkleider angelegt, ein Zeichen ihres festen Entschlusses und der baldigen Ausführung desselben."

„Verwünscht! daß Du keine genauere Auskunft weißt."

„Excellenz kennen mich schon so lange als pünktlich und schnell; aber hier..."

„Schon gut. Mein Schreiber soll kommen."

Der Karadschi ging und der Geforderte trat ein.

Saß ging mit großen Schritten schweigend auf und ab. Er hatte die Wahl, dem Feinde entweder den Weg zu versperren, oder ihn vorüberziehen zu lassen, um ihn dann im Rücken anzugreifen. Im ersteren Falle wäre es möglich gewesen, daß sich die Tscherkessen bei Ansicht des gefürchteten Schaitan zerstreut hätten, um zu einem günstigeren Zeitpunkte mit doppelter Macht einzufallen; der General entschied sich daher schnell für das Letztere.

Er winkte dem Schreiber zu beginnen und ließ dem Obristen Hahn melden, daß er die Bande bei einem allenfallsigen Einfalle mit seinen zwei Bataillonen Infanterie und fünfhundert Kosaken nach Gebühr empfangen solle; er selbst würde ihnen auf dem Nacken sitzen u. seine Ankunft im Rücken des Feindes mit Kanonenschüssen melden. Außerdem solle Hahn, durch einen Aufruf an die Karatschai, den Räubern den einzigen Weg zum Entschlüpfen abschneiden.

Saß selbst ging noch am gleichen Tage nach Sonnenuntergang mit achthundert Kosaken, zwei Compagnien Jäger und sechs leichten Kanonen, dem Gebirge zu.

9.

General Saß hatte einen beschwerlichen Weg zurückzulegen. Nur mit unendlicher Mühe konnte er auf dem unwegsamen Gebirge vordringen, um den Platz zu finden, an welchem die Tscherkessenbande durchgebrochen war. Immer höher stieg er auf und immer gefährlicher wurden die Wege. Spione kamen und gingen, ohne sichere Berichte zu bringen, bis endlich die Nachricht einlief: der Feind habe den Weg nach Batalpaschinks eingeschlagen. Kurze Zeit darauf fand man auch die Stelle, an welcher die feindlichen Reiter durch das Flüßchen Baba gesetzt hatten.

Das niedergetretene mannshohe Gras und der frisch aufgewühlte Boden zeigte die breite Spur der zweitausend Tscherkessen. Ueber Berg und Thal, durch Moräste und Ströme, durch Schluchten und Waldungen, in der üppigsten, reichsten Natur waren sie unaufhaltsam vorgedrungen und in Eilmärschen setzten ihnen die Russen nach. An den Feuerstätten, wo der Haufe geruht, konnte Saß berechnen, daß er ihnen immer näher komme; die zweite Nacht endlich fand er die Feuer noch brennend. Bis dahin schienen sie langsam, sorglos und ohne alle Vorsichtsmaßregeln marschirt zu sein, um ihre Pferde für den Rückmarsch zu schonen.— Dies gab den Russen ein großes Uebergewicht; denn an dem Kuban standen fünfhundert frische Kosackenpferde für sie bereit. Da hörte plötzlich nicht allein die Spur, sondern selbst jedes Anzeichen von Ruhestätten auf. Saß wurde nachdenkend und trieb zu noch größerer Eile, die Infanterie mit den Saumrossen zurücklassend. Da der General wußte, daß die Tscherkessen nie einen Ort gleich angreifen, sondern es immer so einrichten, daß sie gegen Mitternacht in die Nähe desselben kommen, um ihre Pferde die Nacht ausruhen zu lassen und dann bei Tagesanbruch mit einem gräßlichen Geheule über die Wohnungen herfallen, so näherte er sich dem Kuban bei Batalpaschinsk mit der äußersten Vorsicht. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er hier erfuhr, daß die Tscherkessen ihn nur getäuscht, und plötzlich in den Fluß reitend, spurlos verschwunden seien, ohne daß irgend Jemand angeben konnte, wohin sie sich gewendet.

Saß ließ Halt machen, und eilt mit finsterer Stirne durch seine Colonnen, ohne einen Ent-

schluß fassen zu können; da kamen Kosacken und brachten die Botschaft: die Tscherkessen hätten sich in gedrängten Haufen und eiligen Schrittes in der Richtung von Kislowodsk, an der Grenze der Karbardah (ungefähr dreißig Werste von Pätiporks), sehen lassen.

Die Pferde der Russen konnten nicht mehr weiter, und sich ganz auf den Obristen Hahn verlassend und sie nun eingeschlossen wissend, blieb dem General nichts weiter übrig, als die ganze Strecke bis hinauf an den Kammenoi-Most zu besetzen und abzuwarten, durch welche der vielen Schluchten sie ihren einzig möglichen Rückzug nehmen, und ihm in die Hände fallen würden.

Es blieb Alles still. Den Rest des Tages war kein Schuß zu hören, und so verging auch die Nacht. Von den ausgesandten Kundschaftern kamen keine zurück. Da plötzlich sprangen in rasendem Galopp des Generals Liebling, der Karbardinerfürst Dschimbulat Atas Hukin, und der Fürst der Abadsiner, Mahomed Girai Loof, herbei. Tod stürzten ihre Pferde nieder, mit Schweiß bedeckt und wilden Blickes ziehen die Fürsten den finster staunenden General auf die Seite; — er hört — seine Augen funkeln, er wird bleich wie eine Leiche, wickelt sich den langen blonden Schnurrbart um die Finger und schlägt sich endlich, als ein Zeichen der höchsten Wuth, mit der flachen Hand auf die Lende.

„Zum Rasendwerden!" rief er aus, „so sind die Hunde, ohne sich einen Augenblick Ruhe zu gönnen, hundert Werste weiter geritten!"

„Ja," entgegnete Atas Hukin, „und haben, da Obrist Hahn sie verfehlte, Kislowodsk überfallen und nach einem kurzen Gemetzel gänzlich geplündert und zerstört."

„Verflucht!" tobte der General. „Und die Karatschai? Ich habe Hahn doch die Ordre geschickt, sie aufzubieten und von dem Ueberfall zu benachrichtigen!"

„Hat man unverzeihlicher Weise nicht davon in Kenntniß gesetzt. Auf ihren Feldern zerstreut, konnten sie sich nicht zeitig genug sammeln, um den Tscherkessen den Durchgang streitig zu machen; was ihnen in ihrem Lande, wo nur ein schmaler Pfad zwischen Felsen durchgeht, mit fünfzig oder hundert Mann ein Leichtes gewesen wäre!"

„Sie haben schrecklich gewüthet," ergänzte der Abadsinerfürst, „und Alles niedergemacht bis auf die Tochter des furchtbaren Ali-Charzis, welche ihr Geliebter auf einem Pferde davonführte."

Saß schweigt lange. Da bringt man ihm die Nachricht, daß zweihundert ihm ergebene Abachesen angekommen seien. Bei dieser Botschaft flammt eine neue Hoffnung in ihm auf.

„Sind sie noch einzuholen?" ruft er endlich entschieden und wendet sich an seinen Liebling.

„Ihre Pferde sind übermäßig angestrengt und müssen jetzt einen überaus beschwerlichen Weg einschlagen," entgegnete dieser. „Aber sie haben einen zu großen Vorsprung. Doch wenn sie auch nicht mehr einzuholen sind, so können wir ihnen freilich nur mit der größten Eile den Weg abschneiden" — setzte er hinzu und blickte kopfschüttelnd auf die abgematteten Rosse der Russen.

„Und wenn ich sie ganz allein mit Euch zweihundert erreiche," rief Saß, und wandte rasch sein Pferd, „ungestraft sollen sie mir nicht entkommen!" — u. damit donnerte sein „Marsch!" durch die Colonnen.

10.

Während nun die Russen auf ihrem Eilmarsche fast das Unmögliche leisteten, und schon gegen fünf Uhr Morgens eine Schlucht erreichten, welche die Tscherkessen passiren mußten, zogen die Letzteren, ihrer Sicherheit gewiß, ruhig der Heimath zu.

An ihrer Spitze ritt Ali-Charzis, der, noch schwach von seinen Wunden, sich dennoch nicht hatte wehren lassen, mitzuziehen; ihm zur Seite befand sich Mektschesski, überglücklich die Arme um den zarten Leib seiner Alexandra schlingend, welche vor ihm auf dem Pferde saß. Mit Lebensgefahr hatte sie sich der Jüngling wieder erkämpft; mit unendlicher feuriger Liebe lohnte die Fürstentochter die Tapferkeit ihres Geliebten. Die Glücklichen hatten die Welt vergessen. Auge in Auge blickten sie sich schweigend an; aber ihre Blicke waren eine Sprache

des Lichtes, deren Worte nur Entzückungen bildeten.

So zogen sie hin, und malten sich selig die Zukunft aus, die sie nun vereint durchleben sollten; denn Moktschecki hatte sein Wort gehalten. Tapfer für Tscherkessiens Freiheit und Unabhängigkeit kämpfend, waren seine Verdienste durch die Erwählung zum Anführer gekrönt worden, und nun war er, als des schönsten Lohnes, der Hand seiner Alexandra gewiß. Nicht kümmerte sie der träge Schritt ihres Rosses, nicht der rauhe Pfad, der immer steiler und unwegsamer wurde, nicht die Nacht, die sie überraschte und alle Gefahren erhöhte, und deren Dunkel die müden Reiter und Thiere umsonst so gastlich zum Schlummer aufforderte; unaufhaltsam ging es vorwärts, denn jeden Augenblick konnten die Feinde ihnen im Rücken erscheinen; aber alle die Mühen wurden die Liebenden nicht gewahr, denn die Außenwelt existirte für sie nicht mehr,—sie waren sich genug.

So brach der Morgen an; es dämmerte bereits und Alexandra hatte ihr Haupt halb schlummernd auf die Schultern ihres Freundes gelegt; da stieß plötzlich einer der Anführer einen grellen Schrei aus, und die ganze Masse blieb wie von einem Zauber gebannt unbeweglich stehen. Man war der Russen ansichtig geworden.

Den Tscherkessen blieb keine Wahl, hier galt es, sein Leben so theuer als möglich zu erkaufen, denn an eine Rettung war kaum zu denken.— Aber die Söhne der Freiheit verzagten nicht; für ihr Vaterland und im Kampfe mit ihren Todtfeinden zu sterben, war ihnen eine heilige Lust. Moktschecki würde zu jeder Zeit die Gefühle seiner Freunde getheilt haben; aber jetzt, in dem Augenblicke, in welchem er der Erfüllung seiner Wünsche so nahe—jetzt, wo er des Besitzes seiner Alexandra gewiß war, durchzuckte ihn ein bitteres schmerzliches Gefühl. Finster blickte er auf das Mädchen, das eben noch so sanft auf seiner Schulter geruht hatte; aber sein Auge fiel auf kein weinendes Kind, er sah auf eine hochherzige Jungfrau, die im Momente der Gefahr die Schwäche des Weibes, voll heldenmüthiger Gefühle glühend, abgestreift. Zärtlich aber strahlenden Auges faßte sie Moktschecki's Hand und sprach:

„Hier gilt es furchtbaren Ernst und kaum wird es einem von uns allen gelingen, sich durchzuschlagen. Aber bange nicht für mich; ich bin die Tochter des gefürchteten Ali-Charzis und werde seiner würdig zu sterben wissen."

„Noch sind wir nicht verloren," tröstete der Jüngling, „und ich will dich schützen bis ..."

„Nicht doch," entgegnete Alexandra. „Laß uns kämpfen, nicht für uns, sondern für das Vaterland, laß uns der gehaßten Feinde so viele tödten als möglich ist. Der Tod kann unsere Liebe nicht trennen; aber damit wir vereinigt bleiben, so laß uns gegenseitig versprechen, daß Keines das Andere überleben will."

„Es sei!" rief Moktschecki, von dem Muthe seiner Geliebten begeistert, „wer von uns das Andere fallen sieht, der folgt ihm freiwillig nach!"—

„Und Ihr sterbt als Gatten, denn meine Hand hat Euch gesegnet", fügte der graue Fürst hinzu, und legte seine Hände auf die Häupter seiner Kinder, die sich noch einmal fest umschlangen. Da fiel der erste Schuß. Die Liebenden rissen sich los und stürzten rasch in das Gewühl.

Unterdessen hatte ein heißer Kampf begonnen; denn kaum bemerkten die Russen die Feinde auf dem, ihrem Hinterhalte gegenüber liegenden mit Schnee bedeckten Gipfel des Berges sich in einem langen schwarzen Streifen, gleich einer Schlange herabwindend, als Jeder zu seinem Pferde kroch, den Sattelgurt, ohne sich aufzurichten, festschnallte, sein Feuergewehr besichtigte und versuchte, ob der scharf geschliffene Säbel und der spitze Dolch leicht aus der Scheide gehe.

General Saß musterte mit schnellem Blick seine kleine Macht; denn von den achthundert berittenen Kosacken waren nur die Hälfte, von der Infanterie nur sechzig Mann, von sechs Kanonen nur eine einzige ihm nachgekommen. Diese Truppen sollten nun, vereinigt mit den, den Russen ergebenen Abachesen, den bei weitem stärkern Feind angreifen. Aber was an

Stärke der Mannschaft abging, ersetzte reichlich eine vorzügliche Stellung.

Noch ehe die überraschten Tscherkessen einen Entschluß gefaßt, hatte Saß schon Folgendes befohlen: Hundert Kosacken unter dem grusinischen Fürsten Mainnika Orbalian mit den zweihundert russischen Abachesen sollten längs der Schlucht rechts, der Obrist Roth mit zweihundert anderen Kosacken dieselbe links verrennen, während der General mit der Kanone, den übrigen Kosacken, jeder einen Infanteristen hinter sich auf dem Pferde, dem Feinde gerade entgegen gehen wollte. Mit verhängtem Zügel sprengte Jeder nach der angewiesenen Richtung.

Es war ein überaus schöner, aber furchtbarer Anblick, als so mit einemmale die Tscherkessen umzingelt wurden, und von allen Seiten ein mörderisches Feuer begann. Die ersten Linien der feindlichen Massen trafen aufeinander. Staubwolken und Pulverdampf wirbelten in die Höhe und verdeckten auf wenige Minuten das ganze Bild. Allmählig hellte sich die ganze Schlucht wieder auf, die Tscherkessen waren von den Pferden gestiegen und empfingen die Russen, ein Knie auf der Erde, die Flinten auf Gabeln gelegt. Da werfen auch die Russen sich von ihren Thieren und das Schießen wird allgemein.

Die Kosacken brausen wie ein Gewitter den Abhang herunter und fallen den Tscherkessen von beiden Seiten in die Flanken. Rechts heben sich steile Felsen, hoch in die Lüfte gethürmt, links drohen die hohen Ufer des Kassaut, welcher, in der sich immer mehr verengenden Schlucht, sich seinen Felsenweg bahnt; und im Hintergrund dieses furchtbar erhabenen Bildes hebt sich der über Alles hervorragende Elbrus mit seinem eisgrauen Haupte.

Saß hatte sich unterdeß einer Erhöhung zur Linken bemächtigt, die Kanone aufgepflanzt und hinderte durch Kartätschenschüsse die hinteren Reihen der Tscherkessen, ihre kämpfenden Brüder thätig zu unterstützen; während unterhalb der Kanone eine Tirailleurkette den Feind in die Flanke nimmt. Sie bietet dem Auge dessen, der diese Art Kriegsführung nicht kennt, ein sonderbares Schauspiel dar. Ungefähr vierzig Paar Kosacken gegen eine gleiche Anzahl Tscherkessen—für mehr ist in der schmalen Schlucht nicht Raum.

Nach jeder Salve werfen sich beide Theile in das hohe Gras, laden ihre Gewehre, indem sie zugleich sich vorwärts schieben, und wieder aufspringend, befinden sie sich nicht weiter voneinander, als höchstens dreißig Schritte. Statt dann sogleich loszuschießen, legt blos jeder auf seinen Gegenmann an und sucht ihn zum ersten Schuß zu verleiten. So vergeht ungefähr eine halbe Minute. Beide Linien feuern dann zu gleicher Zeit los; die Getroffenen stürzen und mit einem elektrisirenden „Hurrah“ werfen sich die Feinde aufeinander. Der schwächere Theil muß weichen, und wiederum fällt Alles in das Gras.

Die Tscherkessen kämpften wie die Bären. Da sie aber ihre Kräfte nicht entwickeln konnten, und von drei Seiten umschlossen waren, so war alle Tapferkeit umsonst, doch drangen sie immer von neuem todesmuthig vor.

Den größten Schaden in den russischen Linien verursachte aber eine Gruppe von ungefähr fünfzehn bis sechzehn Mann, welche sich auf einem hohen Felsenblocke aufgestellt hatten und durch das Vorschreiten der Russen denselben in der Flanke geblieben war. Unter diesen wenigen Tscherkessen ragte vor Allen ein hoher Greis hervor, mit grauem, langem Barte, sehr reich gekleidet, der fast bei jedem Schusse einen der russischen Offiziere niederstreckte. Ihm zur Seite zeigte der verfliegende Pulverdampf von Zeit zu Zeit zwei andere Figuren, von welchen die eine in die Gewänder eines Weibes gehüllt schien. Da die Kosacken von diesen Schützen sehr zu leiden hatten, und ihre besten Offiziere durch sie fallen sahen, wandten sie sich plötzlich gegen dieselben und sandten einen Hagel von Kugeln zu ihnen hinauf. Ein heftiges Krümmen des Alten zeigt, daß er tüchtig getroffen ist; dennoch legt er die Flinte wieder an; in diesem Augenblick verliert er das Gleichgewicht; die Flinte fällt ihm aus der Hand und prallt auf den Felsen ab. Er selbst stürzte von einer Klippe auf die andere, und noch mit übermenschlicher Kraft sich

auf den Füßen haltend, sucht er sein Schwert zu zerbrechen und die Pistolen auf den Steinen zu zerschmettern, so daß nur die einzelnen Stücke davon den Kosacken in die Hände fallen. Endlich verliert er die Besinnung und stürzt den letzten Abhang rücklings unter die Feinde. Von beiden Seiten war unterdessen fast eine ganze Minute lang kein Schuß gefallen; Alles sah starr auf den stürzenden Alten, den sie sämtlich kannten: – es war Ali-Charzis, der Todfeind der Russen, der Held seiner Nation.

Kaum war der Alte unter die Kosacken gefallen, als eine, aller Beschreibung Hohn sprechende, Scene erfolgte. Mit einem heulenden, ihnen eigenthümlichen Angriffsgeschrei stürzten sich die Tscherkessen, die Flinte über die Schulter geworfen, das blanke Schwert zwischen den Zähnen, in den Händen die gespannten Pistolen, auf die Kosacken. Fünf bis sechs Tscherkessen greifen heulend ihren todten Helden auf; die andern drängen mit furchtbarem Ungestüm die Russen zurück. „Da gilt's! Mir nach!" donnerte des Generals Stimme u. seine ganze Macht wirft sich mit verdoppelten Kräften auf die Feinde. Da ergreift Verwirrung die Tscherkessen, sie sehen ihre Sache verloren und sprengen in wilder Flucht davon. Ein gräuliches Niedermetzeln beginnt, und wird nur schwach von den wenigen Gefährten Ali-Charzis auf dem Felsblocke zurückgehalten, welche den Engpaß vertheidigen, durch den ihre Freunde fliehen. Nur noch zwei kämpften dort. Es ist Moktschezki und Alexandra. Jetzt sinkt der Jüngling schwer getroffen auf ein Knie, da wendet rasch des Fürsten Tochter den Lauf ihrer Doppelflinte von dem Feinde ab, und drückt auf den Geliebten los, – er stürzt zurück und im nächsten Augenblicke hat sie sich die eigene Kugel durchs Herz gejagt.

11.

Alles dies war das Ereigniß eines Momentes. Aber der Tod dieser zwei letzten Kämpfer hatte selbst des Generals Staunen und Neugierde erregt, und nachdem er die nöthigen Befehle zur Verfolgung der Flüchtigen gegeben, bestieg er selbst, von seinem Liebling, dem Kabardinerfürsten und einigen Kosacken begleitet, den Felsen. Sein erster Blick war in die Thalschlucht, die er hier völlig übersehen konnte; aber er wandte sich erschrocken u. finster zurück; denn sie war mit Todten bedeckt, unter welchen die Mehrzahl die Farben Rußlands trugen. — Als er darauf zu den Leichen der beiden Kämpfer trat, die sich so lang und tapfer gewehrt, sah er mit freudigem Erstaunen, daß der Jüngling noch lebe. Er war mit seinen letzten Kräften zu der Geliebten gekrochen, hatte sich von ihrem Tode überzeugt, einen letzten Kuß auf die bleichen, kalten Wangen gedrückt, und war dann, vom Blutverlust entkräftet, ohnmächtig auf ihren Busen gesunken.

Die Russen selbst waren von dem Anblick dieses Heldenpaares ergriffen; denn noch im Tode und von Blut überströmt, strahlte Alexandra's Schönheit. Sie lag dahin gestreckt wie eine geknickte weiße Rose, über welche Aurora ihr Morgenroth gegossen.

Da schlug Moktschezki matt die Augen auf und blickte in das Antlitz — seines Generals.— Saß starrte ihn an. Er wußte nicht, ob er wache oder träume, ob ihn Aehnlichkeit täusche, oder der verwundete Tscherkesse wirklich sein lang vermißter Lieutenant sei. Aber für Moktschezki war auf Erden kein Bleiben mehr; denn sein Wort rief ihn hinüber in der Geliebten Arme. Mit schwacher Stimme, aber entschlossen, sagte er daher auf russisch zu dem General: „Machen Sie mit mir was Sie wollen; aber lassen Sie den Leichnam meiner Gattin mit Achtung behandeln; denn es ist Alexandra, die Tochter des großen Ali-Charzis." Er schwieg und sank von Neuem bewußtlos zurück.

12.

Es ist Morgen. Die Nebel des Kuban steigen dicht aus dem breiten Bette des Flusses auf und dehnen sich über die felsigen Ufer aus. Die Sonne weilt träge hinter den Wolken und der Morgenwind pfeift kalt und unerquicklich über die Ebene. Da öffnete sich das Thor der Feste Protschnoi-Okop und unter dem dumpfen Klang der Trommeln bewegt sich schweigend eine Truppenmasse nach der nahen Fläche. — Die Trommeln verstummen, die Colonnen machen Halt, u. aus ihrer Mitte führt man einen

bleichen Jüngling, noch schwach von Wunden, den Zeichen seiner Tapferkeit. In Schußweite wendet er sich um, blickt ruhig und freudig seinen Kameraden in's Gesicht und ruft: „Der Tod des Tapferen schreckt mich nicht. Zielt auf mein Herz!“ Da wirbeln die Trommeln. Kalt und abgemessen tönt das Kommandowort: „Macht Euch fertig!“—„Feuer!“ — und, von zwanzig Kugeln durchbohrt, sinkt Moktschecki nieder.

Wer hatte es gethan?

Eine Criminal-Geschichte.

„Praxis führt zu ganz andern Resultaten der Menschenleitung und Menschenkunde, als die bloße philosophirende Vernunft aus der Menschennatur herzuleiten sucht.“
Aus den Papieren eines lachenden Philosophen.

Ein stilles grünes Thal empfängt den Wanderer, welcher diesen Theil Böhmens durchzieht, der so reich an Naturschönheiten ist, wenn er herabsteigt von den waldbedeckten Bergen, die hineinragen in's Blau der Luft, gleich himmelstürmenden Titanen, und von deren Gipfel man eine entzückende Fernsicht genießt. Ein wenig befahrener Landweg schlängelt sich durch die Ebene — weite Wiesengründe, in den Sommermonaten mit duftenden Gewächsen und Blumen bedeckt, erquicken das Auge, und mit leisem Murmeln eilt ein Bach durch das frische Grün dem fernen Flüßchen zu, in welchem er sein Grab findet. An dem Uferrande desselben, knapp am Fuße des Gebirges, steht eine Mühle, ein Gebäude aus Holz, mit weitläufigem Gehöfte, deren eintöniges Geklapper allein Leben bringt in das heilige Schweigen der Natur.

Tief im Walde, auf des Gebirges entgegengesetzter Seite, ist das Haus des Revierförsters auf einer kleinen Waldwiese, in dessen Nähe jenes Bächlein aus moosüberzogenem Gestein entspringt, und schäumend über Kiesel und Baumwurzeln hüpft, bis es den kleinen Fall erreicht, welcher es der Ebene zuführt.

Das Forsthaus war, wie alle Häuser der Gebirgsgegenden, aus Holzstämmen zusammengefugt, welche auf einer gemauerten Unterlage von halber Mannshöhe ruhen. Die Fugen zwischen denselben sind sorgfältig mit Moos und Flachsabfällen verstopft, um die Kälte abzuhalten, welche hier einen viel höheren Grad erreicht, als in der Ebene; sodann sind sie mit weißem Mörtel überstrichen, was dem Gebäude, bei der Gleichförmigkeit der Streifen auf dem dunklen, wettergebräunten Holzgrunde ein sonderbares Ansehen giebt. Die kleinen Fenster haben hölzerne Läden für die langen Winterabende, ein mächtiger Kachelofen nimmt einen großen Theil der Stube ein, in der Mitte steht der braun gebohnte Tisch; an der Wand hängen einige Heiligenbilder, Gewehre und Waidtaschen, die anstoßende Kammer ist das Schlafgemach des Revierförsters. Auf der anderen Seite der Hausflur ist die Stube des Gesindes, das Zimmer für die Waidjungen. Oben auf dem Giebel des Hauses prangen ein Paar mächtige Hirschgeweihe, zahlreiche Jagdhunde haben ihre Unterkunft in den kleinen, mit Stroh gedeckten Ställen, indeß die Lieblinge im Zimmer zu den Füßen des Herrn liegen, oder am warmen Ofen.

Fünfundzwanzig Jahre muß sich der Leser zurückdenken; das Thal hat von seinem Charakter in neuerer Zeit nichts verloren, die Gebäude sind unverändert geblieben; gerade so wie noch heute klapperte die Mühle unten im Thale, stand das Jägerhaus im Walde; aber andere Bewohner lebten im Thale und auf dem Berge, die Heloen des bürgerlichen Trau-

erspieles, welches wir hier den Augen unserer Leser enthüllen.

Der Müller W. war ein wohlhabender, ja für diese Gegend ein reicher Mann. Er hatte die Mühle sammt den Grundstücken bereits von seinen Eltern ererbt, und durch weise Sparsamkeit, trotz der schweren Kriegsjahre, seinen Reichthum fast verdoppelt. Er war aber auch karg, geizig und nicht im besten Rufe bei seinen Kunden, obgleich die ganze Umgegend in Ermangelung einer anderen Mühle das Korn zu ihm fahren mußte. Sein Aeußeres war ganz der Spiegel seiner Seele — er war klein und hager, wenn gleich von festem Knochenbau; seine grauen Augen schielten ein wenig unter dichten, buschichten Brauen, und spielten in's Grünliche bei der geringsten Aufregung; seine Nase bog sich scharf herab, wie der Schnabel eines Geiers; der Mund war breit und unförmlich, die Winkel schief herabgezogen. Die bläulichen Lippen deckten kaum die großen Zähne, welche Hauern ähnlich hervorstanden; das ganze Gesicht hatte eine dunkelgelbe Farbe, wie der Pergamenteinband eines alten Kirchenvaters. Müllerhanns, wie er in der Umgegend allgemein genannt wurde, war Junggeselle geblieben bis in sein dreißigstes Jahr, ob er gleich dem weiblichen Geschlechte nicht abhold schien; er hatte mehrere Körbchen erhalten, da er trotz seiner häßlichen Außenseite ziemlich wählig war und nebstdem viel auf die Mitgift hielt. War es ein Wunder, daß die reichen Dirnen lieber junge, schlanke Bürschen nahmen, als den klapperdürren Filz?

In den letzten Jahren vor dem Beginne dieser Geschichte hatte er sich mehr und mehr zurückgezogen von den Bauern der benachbarten Orte, mit welchen er Abends öfters im Kruge zusammen gekommen war. Er unterhielt sich daheim mit der Berechnung und dem Zählen seiner Ersparnisse, und vergaß dabei aller anderen Bedürfnisse. Der Geiz ist ein Laster, welches ebensowohl mit den Jahren, als mit dem Besitze selbst wächst; der Müller war ein vollendeter Harpagon geworden. Er lebte nur noch seinen Geldsäcken — sie bildeten seine Familie, seine Gesellschaft, sein Alles. Er versagte sich die kleinsten Bedürfnisse, dankte seine Mühljungen ab, indem er selbst für zwei arbeitete und einer alten tauben Magd die Besorgung des Hauswesens überließ.

Gerade das Gegentheil vom Müller war der Revierjäger Anton G. — ein rüstiger Mann von einigen und zwanzig Jahren, gewachsen wie eine Tanne, kräftig und breitschultrig. Er hatte in einem österreichischen Feldjäger-Bataillon gedient, die letzten Campagnen gegen den Korsen mitgemacht, und vom Fürsten W. nach seinem Abschiede diese Stelle erhalten. Sein Gesicht, von Sonne und Wind gebräunt, war männlich schön, sein Auge voll Feuer; seine militärische Haltung und der dunkle Schnurrbart über den wohlgeformten Lippen machten ihn interessant. Manches Mädchen schielte in der Kirche und auf dem Tanzplatze mit heimlichen Seufzern nach dem schmucken Jäger in seiner knappen grünen Uniform.

Anton war fröhlichen Gemüthes, ein rascher unermüdeter Tänzer und wußte ebenso gut lustige Stücklein auf dem Waldhorne zu blasen, als fröhliche Tänze auf der Zither zu spielen. Die jungen Bursche der Umgegend sahen ihn gern in ihrer Gesellschaft — er verdarb keinen Scherz, keine Unterhaltung, und ließ manches blanke Guldenstück im Wirthshause sitzen, wenn er an Sonn- oder Festtagen bei guter Laune war und seine Bekannten zechfrei hielt.

Eine halbe Stunde von jenem einsamen Thale liegt das Gebirgsdorf J—thal, meistens von Sassen und Häuslern bewohnt, welche Weberei treiben. Unter den Dirnen desselben war Röschen unstreitig die Krone, und verdiente diesen Vorzug eben so ihrer Schönheit, wie ihrer Sittsamkeit wegen. Die launische Natur hatte ein Wesen mit seltener Vollendung geschaffen und mit Reizen geschmückt in die Wiege eines armen Webers gelegt, welches die Zierde und die Königin jedes Salons geworden wäre.

Wer Röschen Sonntags zur Kirche gehen sah, blühend wie eine Rose, das hellblonde Haar in leichte Zöpfe gewunden, das blaue Vergißmeinnicht-Auge sittsam zu Boden geschlagen, in der schmucken Tracht der Landmädchen, der mußte es sich gestehen, selbst in den

Werken unserer alten deutschen Meister kein lieblicheres Gesichtchen getroffen zu haben.

Unter allen Bewerbern zeichnete Röschen keinen so aus, als den schmucken Förster, welcher sich auch eifrig um ihre Gunst bemühte. Die jungen Leute liebten sich, und bald hatten sie auch Gelegenheit gefunden, sich ihre gegenseitige Neigung zu gestehen. Anton wartete nur auf die Heirathsbewilligung von Seite seines Fürsten, um beim Vater um Röschens Hand anzuhalten.

Auch Müllerhanns hatte nicht ungestraft Röschens Reize bewundert, er fühlte wieder nach Jahren die erste menschliche Regung seiner Brust und strebte beim Kirchengange ihr auf alle mögliche Weise sein Wohlgefallen zu zeigen. Aber Röschen schien keine Augen für ihn zu haben, ihr Herz war schon vergeben, und umsonst bemühte sich der reiche Müller, den unbemittelten Förster daraus zu verdrängen. Hanns erschien nun auf einmal wieder zur Verwunderung des ganzen Dorfes öfters in der Schenke, besonders wenn das junge Volk sich zum Tanze eingefunden hatte.

Er saß still und vornehm lächelnd hinter seinem Bierkruge und verfolgte Röschen mit verliebten Blicken; ja, er wagte es öfters, sie zu einem Tänzchen aufzufordern, trotz den grimmlichen Mienen des Jägers und den Spöttereien der Burschen. Aber vergebens suchte er einen freundlicheren Blick, einen Händedruck zu erhaschen, das Mädchen blieb gleich gegen Alle; nur wenn sie mit Anton sprach, glänzte ihr Auge feuriger, nur wenn sie mit ihm tanzte, schien sie verändert. Der Geizhals ärgerte sich weidlich über die verlorene Mühe und das verschwendete Geld, ohne von seinem Plane ganz abzugeben. Er hielt sich mehr an den Vater, lud ihn öfters ein, mit ihm gemeinschaftliche Zeche zu machen, welche er dann zum Erstaunen des Wirthes und der Gäste berichtigte. — So war der Sommer und Herbst vergangen, und ein früher Winter hereingebrochen. Mit ihm kam auch die Theuerung; denn die Erndte war schlecht ausgefallen, die Kartoffeln nicht gerathen.

Die armen, blos von ihrem kärglichen Verdienste lebenden Weber waren dem größten Mangel Preis gegeben. Auch Röschens Vater litt unter dem allgemeinen Elend, und wußte sich bald keinen Rath mehr zu schaffen. In dieser Verlegenheit erschien ihm der Müllerhanns wie ein rettender Engel, welcher ihm auf eine Verschreibung eine kleine Summe borgte. War er ihm früher schon gewogen gewesen, so vergötterte er ihn nunmehr, und vertheidigte ihn gegen seine Nachbarn und Röschen, wenn die Rede auf den Geizhals kam, der bei der allgemeinen Noth Niemandem einen Heller borge. So standen die Dinge zu der Zeit, in welcher eigentlich diese Geschichte beginnt.

Die Christfeiertage waren im Anzuge, die Kälte im furchtbaren Zunehmen — der Schnee, welcher schon längst die Berggipfel in seine weiße Decke eingehüllt hatte, lag auch in der Ebene in beträchtlicher Masse und erschwerte die Kommunikation. Der alte Veit, Röschens Vater, saß eines Abends am Webstuhle, Röschen auf der Ofenbank und spann. Mit wohltönender Stimme sang sie eine jener alten Weisen, welche sich vom Großvater auf den Enkel vererbt haben; der Kienspahn, welcher in einem Ringe neben dem Ofen stak, flackerte hell und verbreitete ein gelbliches, zitterndes Licht in der Stube. Da wurde ziemlich derb an die Fensterladen gepocht.

„Rose, siehe wer draußen ist!" sagte Veit, seine Arbeit unterbrechend. Das Mädchen nahm den brennenden Spahn und ging hinaus, in süßer Erwartung, daß es Anton sei, welcher sie besuchen wolle. Sie öffnete die Thüre und trat erstaunt zurück, als sie den Müller erblickte. „Ei guten Abend!" rief er im näselnden Tone; „das ist ja eine gute Vorbedeutung, daß sie mir die Thüre öffnet, Jungfer! Ist Ihr Vater zu Hause?"

„Allerdings, Müllerhanns!" antwortete das Mädchen, und drückte die Thüre hinter dem Gaste wieder in die Klinke. „Aber was führt Euch noch so spät und bei diesem Schnee ins Dorf?"

„Werdet schon sehen, schönes Röslein!" entgegnete der Müller freundlich grinsend, indem er versuchte, das Mädchen in die Wange zu kneipen. Diese aber stieß die Stubenthüre

auf, und entschlüpfte ihm wie ein Aal. Sorgsam schüttelte der Müller die Schneeflocken von der Mardermütze und dem grauen Mantel, dann trat er in die Wohnstube und reichte dem Weber mit einem freundlich gesprochenen „guten Abend" die Hand. Als dieser aber die Frage der Tochter wegen des späten Besuches wiederholte, schmunzelte der Müller geheimnißvoll und sagte: „Habe eigens den Rappen anspannen lassen, und bin heraufgefahren in's Dorf aus meiner einsamen Mühle, um Euch zu sehen, Gevatter! Kommt bald der heilige Christ, und da möchte ich mir gern selber Etwas bescheeren für Haus und Wirthschaft—habe Euch um Rath fragen wollen und anklopfen hier im Hause in Zucht und Ehren. Laßt uns ein Wörtchen zusammen reden im Vertrauen!"

Veits Verwunderung stieg auf den höchsten Grad, und er zerbrach sich vergebens den Kopf über das Anliegen des reichen Müllers. „Legt ab, Gevatter," sagte er treuherzig, „und folgt mir in die Kammer. Da mögt Ihr Euer Herz ausschütten, ohne daß uns das Mädel da belauscht. Rosel! so hilf doch dem Gevatter aus dem Mantel!"

Hanns hatte bald den Mantel und die Mütze abgelegt; — er stand im Festgewande vor den Erstaunten. In einer weiten Jacke von lichtblauem Tuch mit kurzen, breiten Schößen stak der Oberleib, unter derselben trug er eine Weste von rothem Tuche mit großen, runden Silberknöpfen; um die dürren Beine schlotterten kurze Hosen von schwarzem Plüsch, blaue Strümpfe und Schuhe mit großen Schnallen vollendeten den Anzug. Mit Wohlgefallen besah sich der Müller, zupfte an der großen Schleife des schwarzseidenen Halstuches, und folgte mit einem verliebten Blicke auf das reizende Mädchen, dem Vater in die Kammer.

Mit leicht verzeihlicher Neugierde harrte das Mädchen auf der Ofenbank dem Ausgange der Unterredung, welche eine ziemliche Weile dauerte. Ein paar Mal versuchte sie es, an der Thüre zu lauschen, aber ohne mehr als einige abgerissene Worte zu erhaschen, aus denen sie nicht recht klug werden konnte. Endlich, nach einer Glockenstunde, traten Beide wieder in die Stube. Des Müllers Antlitz glänzte vor Freude; auch der Vater schien äußerst vergnügt. Der Müller näherte sich dem Mädchen und versuchte auf seine plumpe Art einige Scherze, indeß der Weber seinen Pelz anzog und die Mütze aufsetzte. Rose trumpfte den Zudringlichen derb ab. „Hi! hi!" lachte er heiser, „ziere Sie sich nur nicht so, mein Engel; wenn Sie einmal Frau Müllerin ist, wird Sie schon ein anderes Gesicht machen!" —

„Gott behüte mich davor in Gnaden!" seufzte das Mädchen vor sich hin.

„Ich gehe mit Hans in die Schenke, sagte der Weber, sich vergnügt die Hände reibend; „ich will heute früher Feierabend machen! Hüte mir das Haus, Mädel, und wenn der Anton etwa kommt, so schicke ihn auf der Stelle fort, oder das Donnerwetter soll drei'n schlagen! Für eine Braut schickt sich das Liebeln nicht mehr!"

Das Mädchen war blaß geworden bei der Rede des Vaters. Sollte Anton schon um ihre Hand angehalten haben? Die beiden Männer gingen fort; Röschen schloß die Thüre hinter ihnen. Ihr Herz pochte voll Unruhe; sie wollte spinnen, aber ihre Hände zitterten. Der Vater hatte gesagt, sie sei Braut; aber mit wem? „Warum soll ich Anton fortschicken, wenn er kommt?" dachte sie, „er ist ja mein Bräutigam! Der garstige Müller!"

Die schwarzwälder Uhr wies auf Sieben; — um diese Stunde pflegte der Förster im Vorübergehen bei ihnen einzusprechen. Heute weilte er auch gar zu lange! — Was nur der Hans beim Vater gewollt? was er nur mit dem plumpen Scherze von der Frau Müllerin meinte?" — Diese Gedanken kreuzten sich in ihrem Kopfe.

Eine Stunde mochte so verflossen sein, als abermals heftig an den Laden geklopft wurde; das Mädchen öffnete. Anton stand vor der Thür in seinem grauen Ueberrocke, Büchse und Waidsack umgehangen; sein braungefleckter Nero revierte im Schnee. Hastig trat der Jäger ins Haus und zog die Thür hinter sich zu. Er war aufgeregt, erhitzt, fast athemlos vom schnellen Gehen. „Ruhig, Nero! Kusch!" rief

er dem Hunde zu, der mit freudigem Gebelle an dem Mädchen emporsprang.

„Rose!“ sagte er mit bewegter Stimme, indem er seinen Arm um des Mädchens schlanke Gestalt legte, „ist es wahr, was ich von Dir hören mußte? Ich kann es kaum glauben, kaum meinen Ohren trauen; aber ich habe es unten in der Schenke aus Deines Vaters eignem Munde. Du bist Braut?“

„Ich?“ stammelte das Mädchen erschrocken „Anton, was denkst Du?“

„Verstelle Dich nicht,!“ eiferte der Jäger, „ich weiß Alles. Du hast Dein Wort gebrochen und mit ihm mein Herz! Warum mußte ich auch Dir trauen! ihr Weiber seid ja veränderlich wie das Aprilwetter! Freilich wenn ein reicher Freier kommt, muß der arme Schlucker, der nichts hat, als sein knappes Diensteinkommen und ein redliches Herz, Flucht ergreifen, wie der Edelhirsch vor dem Barkhunde! Ich hätte mir es denken können, wie der Müller so zuthunlich wurde und dem Vater mit seinen harten Thalern wieder auf die Sprünge half. Es war ja auch das Sündengeld, das Dir die Augen verblendete, daß du einstimmtest zu dem Bunde mit dem Geizhalse!“

„Anton!“ rief Rose, „ich bitte Dich, was ist vorgefallen, daß Du mir solche Vorwürfe machen kannst, die ich nicht verdiene? Was hast Du erfahren? Was soll's mit der Brautschaft und dem geizigen Müller? Geh', Du willst mich necken, und es ist nicht hübsch von Dir, daß Du solche Geschichten erfindest!“

Ungläubig blickte der Förster das Mädchen an, welchem die hellen Thränen in die Augen getreten waren. „Scherz!“ entgegnete er nach einer Weile, „Du glaubst, ich scherze, und mir blutet das Herz. Es ist nur zu gewiß, Du bist die Braut des Müllers, und ich thue mir ein Leid an, oder kündige den Dienst auf und gehe in die weite Welt.“

Rose erbleichte; ihre Ahnung, welche sie sich selbst nicht zu gestehen gewagt, war in Erfüllung gegangen. Sie faßte die Hand des Geliebten. „Anton!“ sagte sie mit bebender Stimme, „ich habe nur Dich geliebt und werde nur dich lieben. Noch weiß ich nichts von dem Unglücke, das uns betreffen soll. Der Müller war hier und hat mit dem Vater eine Unterredung gehabt; darauf sind sie fortgegangen. Anton! ich beschwöre Dich, woher weißt du es so gewiß, daß man mich dem abscheulichen Filz verkuppeln will?!“

„Ich saß unten in der Schenke,“ berichtete Anton aufgeregt, „hinter meinem Bierkruge, und wartete auf den dicken Holzhändler, mit dem ich einen Kontrakt abschließen sollte. Da kommt der Müller mit deinem Vater herein und sitzen sich an den Tisch neben mir. Da habe ich denn die ganze Verhandlungen mit angehört; künftige Fastnacht soll Hochzeit sein; sie haben schon Alles ins Reine gebracht. Sie sprachen absichtlich ganz laut, daß ich es hören sollte, und der schielende Schuft nannte dich zwanzig Mal in einem Zuge sein liebes Bräutchen. Da ward es mir zu viel; ich nahm Mütze und Gewehr, pfiff meinem Hunde und packte mich fort. Erst wollte ich gar nicht mehr zu Dir kommen, Du solltest meinen Schmerz und meine Verzweiflung über Deine Untreue nicht sehen, aber es zog mich doch wieder her mit unwiderstehlicher Gewalt zu Dir, um wenigstens Abschied zu nehmen für immer. Nimm Dir den reichen Müller und sei glücklich, wenn Du es kannst; ich werde Dich doch immer lieb haben, wenn Du auch mein Herz gebrochen hast!“

Das Mädchen wurde bleich und zitterte wie Espenlaub. „Ich habe es mir gedacht,“ flüsterte sie mit von Thränen erstickter Stimme, „als ich den Müller heute kommen sah, und meine Ahnung hat mich nicht betrogen. Aber, Anton, ich kann nicht von Dir lassen, und wenn mich der Vater auch darum aus dem Hause stoßen sollte. Ich habe Dir Liebe geschworen, und ein ehrliches Mädchen hält ihr Wort. Lieber ginge ich in den Tod, als mit dem Hans zum Altar!“

„Rose!“ rief der Förster freudig und preßte die Geliebte ans Herz, „ist es denn Ernst? ziehst Du wirklich mich dem reichen Freier vor, mich, den armen Waidmann?“

„Es ist mein heiligster Ernst!“ betheuerte das Mädchen; „arm bin ich geboren, in Armuth aufgewachsen, und Deine Liebe gilt mir

mehr, als alle Schätze. Man hat mich noch nicht gefragt, aber wenn auch der Vater meinen Bitten kein Gehör giebt, wenn er mich mit Gewalt zum Altar schleppen sollte: noch in der letzten Minute sage ich Nein!"

Neue Hoffnung zog in die Brust des jungen Mannes, als er die Ueberzeugung von der Liebe und Treue seines Mädchens gewonnen hatte. „Es kann noch Alles gut werden," tröstete er die Weinende, welche das blonde Köpfchen hängen ließ, wie eine welkende Blume, „habe ich nur die Gewißheit, daß Du mich liebst! Morgen geh' ich auf's Amt; der Herr Verwalter ist mir gewogen und hat mein Gesuch beim Fürsten unterstützt. In ein paar Tagen kann die günstige Entscheidung da sein, und dann will ich doch sehen, ob Dein Vater so hartherzig ist und uns widerstehen kann. Der Oberförster hat mich gern; wir waren zusammen in einem Bataillon; er soll ein gutes Wort für mich einlegen, und wir schießen dann Viktoria! wie nach der Leipziger Schlacht!"

Glühende Küsse wechselten die Liebenden und kos'ten noch lange von ihren Angelegenheiten; die Hoffnung dämmerte wie eine rosige Aurora am Nachthimmel ihrer Liebe empor, und liebende Herzen sind ja gläubig.

Unfrieden und Trauer war seit jenem Abend in die Hütte des Webers eingekehrt, wo sonst nur Friede und stille Geschäftigkeit walteten. Schon am anderen Morgen hatte er der Tochter des Müllers Bewerbung mitgetheilt und die Zusage, die er Jenem geleistet. Er stellte ihr diese Heirath ins günstigste Licht, aber er traf bei Röschen auf den entschiedensten Widerstand. Keine Bitten halfen und kein Zureden; vergebens erschöpfte er sich in den glänzendsten Schilderungen ihrer künftigen Lage als reiche Müllerin, vergebens suchte er den armen Förster in ihren Augen herabzusetzen. Theilnahmlos blieb die Tochter für das Eine, wie für das Andere und bat den Vater, sie nicht ins Unglück zu stürzen. Der alte Veit kannte in seinem Zorne keine Grenzen; er konnte nicht begreifen, was dem Mädel durch den Sinn gefahren, daß sie eine solche herrliche Parthie ausschlagen wolle. Die ernstesten Maßregeln wurden genommen, dem Grünrocke ziemlich derb das Haus verboten und Röschen gehütet Tag und Nacht, daß sie nicht mit Anton zusammenkomme.

Der Müller war der tägliche Gast im Hause des Webers und bemühte sich vergeblich um die Gunst des Mädchens, welches ihn keines freundlichen Blickes oder Wortes würdigte und ihm auszuweichen suchte, wo sie nur konnte.

Auch im Jägerhause herrschte Mißmuth und Trauer. Anton hoffte zwar Alles von der Gönnerschaft seiner Vorgesetzten und baute auf Röschens Treue, aber seine Sehnsucht, seine Ungeduld nach endlicher Lösung der mißlichen, zweideutigen Lage wuchs von Tag zu Tage.— So vergingen einige Wochen, als ihm der Amtsbote die Heirathsbewilligung brachte, welche, vom Fürsten unterzeichnet, soeben aus Prag angekommen war. Voller Jubel, wie ein Kind am Weihnachtsabend sprang der Glückliche in der Stube umher, herzte und küßte seinen zottigen Nero, welcher in der letzten Zeit wenige freundliche Gesichter zu sehen bekommen hatte, und gab seinen Waidjungen ein fröhliches Mahl. Er hätte so gern dem Mädchen seines Herzens die Freudennachricht mitgetheilt, aber Röschen wurde so streng bewacht, daß dies eine Unmöglichkeit war. Anton nahm sich ein Herz und bat seinen Oberförster, den Freiwerber beim alten Veit zu machen, was Jener auch seinem früheren Waffengefährten gern zusagte. Der nächste Sonntag wurde dazu bestimmt; unter banger Sehnsucht und von Zweifeln unterbrochenem Hoffen erwartete ihn der Verliebte. Die Mission war nicht zum Günstigsten ausgefallen; der alte Weber, verblendet von dem Gelde des Müllers, wollte nichts von einer Verbindung seiner Tochter mit einem armen Schlucker wissen, — er schmähte diese, daß sie leichtsinnig ihr eigenes Glück mit Füßen träte, und nur der Respekt vor dem Oberbeamten hielt ihn von dem vollen Ausbruche seines Zornes zurück. Röschen bestürmte den Vater mit Vorwürfen, beschwor ihn wiederholt, sie nicht unglücklich zu machen. Der Oberförster glaubte nun ernstere Maßregeln nehmen zu müssen. Er stellte dem hartnäckigen Vater vor, daß es gegen alles göttliche und

menschliche Recht sei, ein Kind zu einer Verbindung zu zwingen, welche unmöglich gute Folgen haben könne; er berief sich auf den Schutz der Gesetze, welche es nicht gestatteten, Jemanden zu einer Handlung zu nöthigen, welche freiwillig unternommen werden müßte.

Finster hörte der Weber alle Vorstellungen und Rathschläge an — er konnte seinen Lieblingsgedanken nicht so schnell aufgeben — er war ja selbst zu sehr dabei interessirt, und Eigennutz, Egoismus sind die mächtigsten Hebel in der Menschennatur. Alles, was der Oberförster erlangen konnte, war das Versprechen, sich die Sache überlegen zu wollen, und die Bitte, kommenden Sonntag wieder anzufragen.

Röschen schöpfte freier Athem, dankte dem gütigen Fürsprecher von Herzen und hoffte alles Mögliche von seinen erneuten Bemühungen, welche er dem lieben Kinde gern zusagte. Anton war sehr niedergeschlagen und die erbetene Frist bis zur Entscheidung seines Schicksals eine wahre Märterwoche! — Veit hielt häufige Unterredungen mit dem Müller, welche ihn immer grämlicher machten.

Still ging Röschen ihren Geschäften nach, wie immer; sie setzte dem Schelten und Toben des Vaters und dessen heftigen Vorwürfen stilles Dulden entgegen. So war abermals der Sonntag herangekommen, und der Oberförster erschien um Antwort.

Die Unterredung dauerte lange und wurde ziemlich heftig geführt. Der Alte setzte diesmal Bedingungen fest, wenn er von seinem Plane abgehen solle. Er wollte seine Tochter keineswegs zu ihrem Glücke zwingen, wenn sie nicht selbst vernünftig genug sei, ihren Vortheil einzusehen, aber seine Pflicht sei es auch, dafür zu sorgen, daß sie sich nicht thöricht und leichtsinnig ins Unglück stürze.

„Sie hat Nichts," fuhr er heftiger werdend fort, „nicht einen rothen Heller Aussteuer, der Förster auch Nichts; wovon sollen sie leben? So ein Jäger in unseren Gegenden ist keinen Tag sicher, daß er nicht von einem Wilddiebe oder Schwärzer todtgeschossen wird, was soll dann aus dem Weibe werden, welchem er nichts hinterläßt, als den Bettelstab und vielleicht noch dazu ein Paar Rangen?! Der Müller hätte sie versorgt, aber so ein Habenichts kann ihr Nichts bieten! Gut, ich gebe meine Einwilligung, wenn Anton ein Kapitälchen von zweihundert Thalern aufweist. Hundert Thaler bin ich dem Müller schuldig; sie sind auf mein Häuschen sammt Grundstück gerichtlich vorgemerkt, und der Müller verkauft sie mir, wenn aus der Hochzeit nichts wird und ich ihn nicht bezahlen kann. Hundert Thälerchen mag er dann anlegen in Rentscheinen, daß Weib und Kind einmal nicht am Hungertuche kauern dürfen. Es ist mein letztes Wort," schloß er, „und damit basta! Zwingen werde ich das Wettermädel nicht, aber auch dem Müller mein Wort nicht brechen, und mich salviren. Er mag dann zusehen, wie er mit seiner Braut fertig wird, es ist seine Sache."

Der Oberförster zuckte die Achseln und meinte, solch eine Summe sei für Anton unerschwinglich; er verschwendete vergebens seine ganze Ueberredungskunst — der Alte blieb starrsinnig.

Anton war verzweifelt, als ihm sein Freiwerber diese harte Bedingung mittheilte. „Funfzig Thaler ist mein Alles," sagte er traurig, „und wenn ich meine ganze Freundschaft in Kontribution setze, so bringe ich höchstens noch einmal so viel zusammen auf Abschlagszahlungen. Woher aber das Uebrige nehmen?"

Vergebens entschloß er sich zu dem schweren Gange, dem alten Veit selbst sein Anliegen vorzutragen, — der Weber blieb unerbittlich. Röschen tröstete den Geliebten; sie allein hatte Muth und Hoffnung nicht verloren. „Hoffe!" flüsterte sie dem Abschiednehmenden zu; „harre aus, Anton! ich bleibe standhaft und treu. Ich will arbeiten Tag und Nacht, sparen jeden Pfennig; so Du ein Gleiches thust, können wir vielleicht in anderthalb Jahren das Fehlende zusammen haben. Des Müllers Weib werde ich nun einmal nicht — das Uebrige findet sich; es lebt ja noch der alte Gott!"

Begeistert und neu belebt drückte der Jäger das treue Mädchen an seine Brust. „Ja!" rief er, „es lebt noch der alte Gott!"

Der Frühling war wiedergekehrt und hatte

überall auf den Bergen seine grünen Fahnen aufgepflanzt, das Heer seiner Sänger in Wald und Busch versammelt und als jugendlicher Freiheitskämpfer die Eisesfesseln gebrochen, in welche Tyrann Winter Quellen und Bächlein geschlagen. Lustig grünte und blühte Alles, fröhliches Leben durchschallte den Wald, geschäftige Bienen und bunte Schmetterlinge wiegten sich auf Blüthen und Blumenkelchen. Lustig klapperte die Mühle im Thale, Tagelang strich der Jäger durch Wald und Busch. Wohler wurde ihm draußen in der freien, weiten Gotteswelt, unter dem unendlichen blauen Himmel; — wo die ganze Natur ihr Auferstehungsfest feierte, da konnte ja auch sein Herz nicht trauern und verzagen. Bessere Nachrichten, als er erwartet, hatte er von seinen Verwandten erhalten; man hatte ihn getröstet und ihm alle Hilfe zugesagt. Aber auch ernstere Berufsgeschäfte nahmen seine volle Thätigkeit immer mehr in Anspruch und halfen seinen Trübsinn zerstreuen. Die Wild- und Waldfrevel hatten bedrohlich überhand genommen, und der Thalmüller war nicht ohne Grund in den Verdacht gekommen, Mitglied und Hehler einer solchen Bande zu sein. Anton haßte ihn zwar, aber sein redliches Herz zweifelte noch immer an dem Verbrechen des reichen Geizhalses. Eifrig und unablässig war er bemüht, sowohl der frechen Bande auf die Spur zu kommen, als sich die Ueberzeugung von des Müllers Schuld oder Unschuld zu verschaffen.

Es war ein schöner Sonntagsabend im Mai; die Sonne, soeben hinabgesunken hinter die Berge, warf noch hie und da einzelne Strahlen durch den grünen Schleier der Wälder; der Abendstern blinkte als Vorbote der sternengeschmückten Göttin Nacht am tiefblauen, wolkenlosen Himmel, und Alles bereitete sich zur Ruhe vor und zum Schlummer. Die Räder der Mühle standen still, der Knecht war hinabgegangen ins Dorf, wo es Musik und Tanz gab, die alte Magd zum Besuch bei Verwandten im Gebirge. Der Müller stand, mit den Händen in den weiten Taschen seiner Jacke, in der Hausthür und seine Blicke ruhten gedankenvoll auf der Gegend; aber es war nicht der Anblick der schönen, blühenden Natur, nicht jene Gedanken voll Andacht und Erhebung, die jede Brust erfüllen beim Bewundern einer lachenden Frühlingslandschaft im Abendschein: es waren Berechnungen über den Ertrag der künftigen Ernte und ausstehenden Schuldforderungen, welche seinen Geist beschäftigten, unmuthsvolle Erinnerungen an Röschens Widerspenstigkeit und ihre Abneigung.

Ein einzelner Wanderer zog müde und langsamen Schrittes auf der einsamen Straße, welche vom nächsten Berge herab ins Thal führte. Einen Augenblick hielt er auf dem Hügel, in welchen die Bergkette gegen die Ebene zu ausläuft, und ergötzte sich an der herrlichen Aussicht.

Dann erhob er sich von seinem Steinsitze und schritt gerade auf die Mühle zu, den Fußpfad einschlagend, welcher, die Krümmung der Straße abschneidend, zu dem Gehöfte führte. Des Müllers Falkenblick hatte den Wanderer schon aus der Ferne bemerkt und mit eben so vieler Neugierde als Mißtrauen gemustert. Eine Blouse von blauer Leinwand, an den Aermeln und Nähten mit rother Stickerei, vom Wetter bereits stark gebleicht, gestreifte Sommerhosen und ein leichter Reisehut von Wachstaffet bildeten den unscheinbaren Anzug des Reisenden. Auf dem Rücken trug er ein Felleisen, welches wohlgepackt und schwer schien, in der Hand einen derben Knotenstock. Der Müller schien wenig von seiner Musterung des Fremdlings befriedigt zu sein, und noch weniger erfreut über den Besuch, welchen ihm dieser zugedacht.

„Bettelvolk!“ murmelte er in den Bart; „nicht einmal in dieser abgelegenen Gegend ist man vor ihm sicher. Wer weiß, ob nicht noch Schlimmeres! Freilich,“ schmunzelte er wohlgefällig, „von der Bande, welche in dieser Gegend hauset, habe ich Nichts zu befürchten, Müllerhanns ist zu klug, um sich unnöthigen Plackereien auszusetzen. Eine Hand wäscht die andere! Aber es ist doch besser, ich lasse meine beiden Kettenhunde los, denn ich bin ganz allein!“

Während dieses Selbstgespräches war der Wanderer ganz nahe gekommen, so daß der Müller, ohne die Hausthüre bloßzugeben, unmöglich sich mehr entfernen konnte. Der Fremde zog bescheiden den Hut und sagte freundlichen „guten Abend!“

„Guten Abend!“ brummte der Müller, das grüne Sammtkäppchen ein wenig rückend.

„Dürfte ich fragen, wie weit noch bis nach M..?“ — —

„Eine Stunde,“ antwortete Hanns einsilbig, indem er den Ankömmling mit mißtrauischen Blicken vom Kopfe bis zum Fuße maß.

„'s ist ziemlich weit noch,“ entgegnete dieser nach einer Pause, „und es dunkelt schon stark. Ich bin auch recht müde, habe heute schon ein tüchtiges Stück Weges unter die Füße genommen; überdieß soll es in diesen Bergen neuerer Zeit etwas unsicher sein.“

Der Müller warf einen mißtrauischen und forschenden Blick auf den Sprecher. „Man sagt es!“ antwortete er kurz.

„Dürfte ich Sie, Herr Müllermeister, etwa bitten, mich diese Nacht zu beherbergen? ich behelfe mich gern, und wäre es auch in der Scheune. Die Nächte sind gar nicht mehr kalt und mit der Sonne breche ich auf.“

„Mein Haus ist keine Schenke,“ erwiederte der Müller unwirsch; „wie der Herr selbst sagt, ist es nicht geheuer zwischen diesen Bergen, und da heißt es: trau, schau, wem? Wir fürchten uns zwar nicht,“ setzte er nach einer Pause hinzu, „habe fünf tüchtige Müllerburschen und ein Paar ungarische Wolfsfänger; aber bewahrt ist besser, als beklagt.“

„Herr Müllermeister!“ entgegnete der Wanderer bescheiden, aber nicht ohne gereizte Empfindlichkeit, „Sie haben Recht, daß Sie so sprechen, mit mir aber dürfen Sie schon eine Ausnahme machen! Ich heiße Franz M. und bin ein Gelbgießer meines Handwerks, redlicher Leute Kind aus dem Sachsenlande. Ich habe in Prag in Arbeit gestanden, als mich der Tod meiner Mutter nach Hause rief. Ich habe ebensogut Furcht vor dem Strauchgesindel und Ursache dazu, wie Sie, denn ich reise nicht ohne Geld!“

Der Müller warf abermals einen forschenden Blick in das offene Gesicht des Sachsen, seine Miene erheiterte sich zusehends.

„Sehen Sie,“ fuhr Xaver zutraulich fort, „ich bin, wie ich Ihnen sagte, guter Leute Kind. Habe nun mein Erbtheil erhoben, fünfhundert Thaler nach unserm Gelde, die ich in der Katze um den Leib trage. Ich will mich in Prag niederlassen, die Tochter des Meisters heirathen, bei dem ich gearbeitet, und sein Geschäft übernehmen. Nun wissen Sie, daß ich mich ebenso vor Spitzbuben fürchte, wie Sie, ja noch mehr, denn mir ginge es an Leib und Leben. Behalten Sie mich diese Nacht, und ich will gern das Doppelte zahlen, was ich in der Schenke schulden würde!“

Der Müller räusperte sich einige Mal und schien unentschlossen, was er thun sollte.

„Wenn Sie kein Zutrauen fassen können,“ fuhr der Fremde dringender fort, „so will ich Sie überzeugen, daß ich die Wahrheit gesprochen habe und Ihnen Geld und Wanderbuch zum Aufheben geben. Ueberdies zahle ich gern zwei Thaler für Herberge und ein kleines Abendbrod, wenn ich nur nicht heute mehr durch den Wald darf, der da schwarz und schaurig vor uns liegt!“

Der Müller besann sich einige Augenblicke, Unentschlossenheit und Gewinnsucht kämpften in seiner Seele; endlich siegte letztere. Er bedeutete dem Gesellen, in die Stube zu treten und schloß die Hausthür ab.

Dunkler war es allmählig draußen geworden und die Nacht breitete ihren schwarzen Schleier über die ruhende Erde. Das Gebirge trat immer mehr in den Hintergrund, eine schwarze Masse, welche nur ein lichterer Strich noch vom Horizonte trennte; — durch die Ebene zog sich die Straße, wie ein breiter weißer Streifen; aus den Wiesen und Feldern tönte Hühnerruf und Wachtelschlag. Nach einem spärlichen Abendbrode hatte der Müller dem Gaste sein Nachtlager angewiesen, ein Kämmerchen unter dem Dache, wo sonst ein Mühlknappe schlief. Seinen Bündel sowie sein Geld ließ er in der Obhut des Wirthes, und suchte, von

der Wanderung ermattet, das Lager, wo er bald fest einschlief.

In der Wohnstube saß Müller Hanke und dachte wenig an Schlaf und Ruhe. Sorgfältig hatte er die Thüren und Fensterladen verschlossen, die beiden Wolfshunde von der Kette gelassen und war zurückgeeilt, den ihm anvertrauten Schatz auf's Neue zu besehen und zu zählen. Ein Haufe Thaler, in welchem einige Goldstücke blitzten, nebst einem Packete Kassenscheinen lagen vor ihm auf dem Tische neben der geleerten Geldkatze. Immer starrer und begehrlicher wurden die Augen des Geizhalses bei der Betrachtung der ihm anvertrauten Summe; wie ein Wollüstling in den reichen Seidenlocken der Geliebten wühlend, tändelnd mit den zierlich geflochtenen Zöpfen, deren Berühren ihn wie mit elektrischem Feuer durchströmt, alle seine Nerven aufregt, anspannt und seine Begierden erhöht, so griff der Habsüchtige mit beiden Händen in den Haufen und ließ die Münzen spielend durch die Finger gleiten, sich am Klange ergötzend wie am Metallglanze und dem Gepräge.

„Wenn der Schatz mein wäre," seufzte er, mein für immer, wenn ich mit ihm meine Habe vermehren könnte: es wäre ein Glück für mich. Könnte ich euch behalten, ihr blanken Thälerchen und euch lieben Scheine, dürfte ich euch sperren zu den Genossen in meine sichere Eisentruhe; ihr solltet mir oft Herz und Auge erfreuen! Aber jener Bursche, der euch nicht verdiente, nicht ersparte, der auch die Lust des Besitzes nicht kennt, wird euch trennen, hinauswerfen mit vollen Händen und dann wieder der arme Teufel werden, der er zuvor gewesen!"

Er stützte den Kopf in die hohle Hand, denn in seinem Gehirne kreuzten sich tausend Pläne und Entwürfe — der Anblick des Mammons hatte alle Leidenschaften aufgeregt; — er zerquälte sich mit Plänen und Entwürfen, wie er es möglich machen könne, das anvertraute Gut zu behalten. Er sann hin und her. „Wie wenn ich behauptete, nichts erhalten zu haben? wenn ich vorgäbe ich sei selbst diese Nacht bestohlen worden? wenn ich voranginge, ihm im Walde auflauerte und das Geld abnähme mit Gewalt?" Seine Gedanken durchliefen alle Grade des Verbrechens und blieben beim Morde stehen. „Ja," sagte er mit leiser Stimme vor sich hin, so leise, daß er selber es kaum hören konnte, was seine Lippen flüsterten, „wenn er stürbe in dieser Nacht, — ich wäre sein Erbe; ich könnte den Schatz in Sicherheit bringen! Aber die Gerichte würden Nachforschungen anstellen und in Erfahrung bringen, daß er sein Erbe erhoben; man würde zurückfordern von mir, was mir anvertraut worden. Nein, hier im Hause dürfte nicht einmal seine Leiche gefunden werden." Er sprang auf und machte einige Gänge durch die Stube; sein Gesicht glühte, seine Augen waren vorgetreten, seine Lippen bebten.

„Nein!" fuhr er fort, „er wird nicht sterben, er kann nicht sterben! Er ist gesund, kräftig, wie eine Eiche! Er wird erwachen, seinen Schatz zurückfordern, und ich muß ihn herausgeben! Muß?" kreischte er, „wer kann mich dazu zwingen? Kann ich nicht dem Tode vorgreifen? Wer hat ihn bei mir eintreten sehen? wer weiß, daß er hier war? Ich schleppe seine Leiche in den Wald, und sein Tod wird den Wild- und Strauchdieben zugeschrieben, welche schon lange diese Gegend unsicher machen. Wie sollte auf mich, den reichen Müller, ein Verdacht fallen? Ueberdies ist der Fremde ein Ausländer! — Aber Mord?!" — Der letzte Rest des Gefühls empörte sich; in seiner Brust kämpfte der Engel des Lichtes mit dem Dämon der Finsterniß.

Er trat zum Wandschranke, wo die Branntweinflasche stand, aus welcher er zuweilen seinen Kunden ein Glas kredenzte oder die Knechte bewirthete, welche das Mehl abholten, damit sie beim Messen desselben ein Auge zudrücken sollten. Seine Zunge klebte am Gaumen; er stürzte ein Paar Gläser hinunter, deren Inhalt bald wie flüssiges Feuer durch seine Adern rann. Seine Aufregung stieg, mit ihr wuchs die Begierde; je länger seine Blicke auf dem Geldhaufen ruhten, desto mehr schrumpfte der Gedanke an Mord, der wie ein Riese vor seiner Seele gestanden, zum Zwerge zusammen. Er riß mit ungestümer Hast das Felleisen auf und untersuchte dessen Inhalt; er sah die Pa-

piere durch und packte Alles wieder ein, da er nichts von Werth vorfand.

Das Talglicht war tief herabgebrannt und der lange Docht dämpfte die Flamme der Kerze, welche, einen röthlichen, ungewissen Schein auf die nächsten Gegenstände werfend, den Hintergrund der Stube im Dunkeln ließ. Aufs Neue trank er einige Gläser und immer wilder tobte sein Blut, seine Seele schauderte nicht mehr zurück vor dem Blutgedanken. Bald war es Mitternacht und mit ihr der Entschluß zur Reife gelangt; sein Herz, längst keinen andern Gefühlen als der Habsucht und dem Geize zugänglich, hatte den furchtbaren Gedanken gefaßt und bebte nicht mehr.

Er nahm aus dem Wandschranke ein Messer mit einem Griffe von Horn, wie es die Jäger zu tragen pflegen neben dem Hirschfänger; es war haarscharf, an der Spitze mit doppelter Schneide. Bei einem Gange in's Holz hatte er es vor einiger Zeit gefunden, nun schien ihm dieser Fund ein Fingerzeig des Schicksals.— Noch ein Mal stärkte er sich aus der Flasche, dann steckte er das Messer in die Rocktasche, zog die schweren Stiefel von den Füßen und blies das Licht aus.

Er trat in den Hof. Der Vollmond stand am Himmel und goß sein Silberlicht in vollen Strahlen herab; leise murrten die Hunde, aber bald ihren Herrn erkennend, drückten sie wieder den Kopf zwischen die Vorderpfoten und schlummerten; die Ruhe der Gegend wurde durch nichts unterbrochen, was ihre Aufmerksamkeit erregen, ihre Wachsamkeit in Anspruch nehmen konnte, — nur der Bach fiel rauschend über die Wehre, im Hollundergebüsche des Gartens schlugen zwei Nachtigallen. Eine Weile lauschte der Müller, ob kein Geräusch von der Hofthür her die Zurückkunft des Knechtes verkünde. Die alte Magd war schon vor einigen Stunden zurückgekehrt und s c h l i e f in einer Stube des Erdgeschosses, ohne von der Gegenwart des Reisenden nur eine Ahnung zu haben.

Leise schlich der Müller die Treppe hinauf zur Bodenkammer, die Stufen ächzten unter seiner Last; aber vorsichtig verfolgte er seinen Weg. Er probirte leise den Drücker der Thür, sie war von innen nicht verschlossen, wie er es Anfangs gefürchtet. Einen Augenblick hielt er an—seine Brust keuchte — noch war die That nur Gedanke, noch das Gastrecht nicht verletzt, das selbst der Wilde achtet; aber ein Gedanke an den Mammon fachte seine Gelüste wieder an—in den fernsten Winkel des Herzens flüchtete das Mitleid. Er trat ein.

Der Mond schien durch's geöffnete Fenster und verbreitete Tageshelle im kleinen Stübchen; der Gast lag ausgestreckt auf dem Lager und seine langen Athemzüge verkündeten den gesunden, festen Schlaf des Ermüdeten. Der Müller trat hart ans Bett und beugte sich über den Fremden, seine Hand hatte den Griff des Messers umklammert, sein Auge stierte roth und blutunterlaufen nach dem Opfer; sein Antlitz deckte Leichenblässe, die Haare sträubten sich und die Lippen hatten eine Bleifarbe. Mit halbgeöffnetem Munde, den Athem an sich gehalten, lauschte er einige Sekunden, sich von dem wirklichen Schlummer des Wanderburschen zu vergewissern, dann spähte er mit des Tigers Mordgier nach einer Stelle, wo der Todesstoß am besten treffe. Der Fremde machte eine Bewegung, er seufzte tief und sprach im Schlafe unverständliche Worte. Der Müller trat einen Schritt zurück, das Messer wurde rasch wieder in die Tasche geschoben, und er harrte nun auf das Erwachen des Gastes. Dieser aber hatte nur seine Lage geändert und schlief ruhig fort. Die gleichförmigen Athemzüge überzeugten bald den Harrenden davon und er trat wieder ans Bett. Der Fremde lag auf dem Rücken, das Bettuch war zurückgeschoben, die breite entblößte Brust bot dem Todesstoße eine sichere Zielscheibe. Einen Augenblick des Nachsinnes, — leise legte der Müller die Hand auf's Herz des Schlafenden, um sich die Stelle zu befühlen, wo sein Opfer am verwundbarsten sei, dann blitzte die Klinge im Mondstrahle und fuhr bis ans Heft in die Brust des Opfers. Ein dumpfer Schrei—das Blut quoll tropfenweise aus der Wunde, in welcher der Stahl stecken geblieben war; der Müller warf sich wie eine Hyäne auf den Röchelnden, seine Fäuste packten die Gurgel desselben und drückten sie fest zusammen. Leiser wurde das

Stöhnen, heftiger die Zuckungen; einige Sekunden und vor ihm lag—eine Leiche.

Die That war vollbracht!

Ein langer Seufzer entlastete die Brust des Mörders, Schweiß drang aus allen Poren und unwillkürlich brachen ihm die Knie zusammen. Einige Minuten brachte er erschöpft von der heftigsten Aufregung in knieender Stellung am Lager seines Opfers zu; bald aber raffte er sich empor und ermuthigte sich. Ungeschehen konnte er die That nicht mehr machen; jetzt galt es seine eigene Erhaltung, es galt, jede Spur des Verbrechens zu tilgen!

Er eilte in die Wohnstube, lud das Felleisen auf seine Schultern und stieg sodann wieder geräuschlos die Treppe empor. In der Kammer angelangt, faßte er den Körper des Ermordeten mit Riesenkraft, wie sie nur Verzweiflung giebt, in seine Arme, trug ihn herab über die Treppe, schloß leise eine Hinterthür auf und befand sich im Freien. Kühl wehte die Nachtluft von den Bergen her, ihm aber lief der Schweiß in Bächen über Stirne und Wangen; er eilte rüstig vorwärts mit seiner doppelten Last. Einige hundert Schritte hinter der Mühle begann ein mannshoher Anflug, welcher sich an den hochstämmigen Föhrenwald anschloß, dorthin trug er die Leiche und warf sie ins dichteste Gestrüppe. Dann riß er das Felleisen auf, dessen Inhalt er umherstreute, sowie die leere Geldkatze.—Ebenso schnell kehrte er wieder zurück, bemüht, die letzten Spuren des Verbrechens zu tilgen. Noch ein Mal klomm er die Treppe empor, nahm das blutbefleckte Betttuch und die Decke mit hinab in die Wohnstube. Dort wusch er sich die Hände, wechselte die Wäsche, welche er mit dem Bettzeuge in einen Bündel band und in die Mehlkammer trug.

In einem Winkel derselben lag allerlei Gerülle, alte Fässer u. dergl. aufgeschichtet; dorthin schleppte er den Bündel und versteckte ihn sorgfältig. Wer sollte ihn dort suchen? Ueberdies hatte ja nur er allein den Kammerschlüssel.

Nun erst fühlte er sein Herz erleichtert; er kehrte in die Wohnstube zurück, wo er den mit Blut erkauften Schatz noch ein Mal überzählte und ihn dann in seiner Eisentruhe aufhob. Hierauf leerte er den Rest der Flasche und warf sich angekleidet auf's Bett. Ermattung und Trunkenheit siegten bald über die fieberhafte Aufregung; er schloß die Augen und schlief ein, von blutigen Bildern umgaukelt, unruhig, qualvoll.

Nach zwei Uhr kehrte der Knecht vom Tanze zurück und des Herrn Schelten wegen der versäumten Arbeit fürchtend, weckte er ihn. Ohne ein Wort zu verlieren, stand der Müller auf, die Schleusen wurden aufgezogen, Korn aufgeschüttet und die Mühle in Gang gebracht.

Indessen das Verbrechen in der Mühle verübt worden, war das Glück eingekehrt in das Jägerhaus. Ein reicher Holzhändler, welcher alljährlich zwei Mal die Gegend bereis'te, um mit den Herrschaften Kontrakte über Holzlieferungen abzuschließen, hatte beim Förster sein gewöhnliches Absteigequartier genommen. Im Verlaufe des Abends erzählte dieser seine Liebes- und Leidensgeschichte; er rühmte Röschens Treue und Liebe, baute auf eine fröhliche Zukunft und auf die Güte Gottes. Die Worte flossen ihm von den Lippen, sein volles Herz schüttete sich aus vor dem gutmüthigen Manne, der ihm stets so viele Theilnahme gezeigt. Ruhig hörte dieser den Förster an, dem die hellen Thränen über die Wangen liefen; als derselbe seine Erzählung geendet, stand der Holzhändler auf und ging einige Mal rasch durch die Stube.

„Also an hundert Thalern hängt das Lebensglück zweier Menschen!" sagte er weich. „O, ich war auch arm und mußte mich plagen von früh bis spät, um mein Geschäft in Flor zu bringen; — ich habe auch meine Alte geliebt, aber kein hartherz'ger Vater hinderte sie, Noth und Elend mit mir zu theilen, wie jetzt mein bischen Reichthum. Förster!" fuhr er fort, zutraulich die Hand auf dessen Schulter legend, „Ihr habt ein ehrlich Gemüth und ein Gottvertrauen, wie es immer seltener wird in unserer Zeit; Euch soll geholfen werden!"

„Das gebe Gott!" seufzte Anton; „aber wie? Schlecht handeln und meine Herrschaft betrügen kann ich nicht, und könnte auch nim-

mer glauben und hoffen, daß Sündengeld Frucht bringe."

„Einen Redlichen verläßt Gott nicht!" entgegnete der Holzhändler; „glaubt Ihr denn, daß es mir auf hundert Thaler ankomme, ein gutes Werk zu thun? und vor Allem an einem alten Bekannten? Ihr sollt das Lumpengeld haben, noch heute Abend; morgen geht hin zum Vater, lest ihm tüchtig die Leviten, und dann schnell Hochzeit gemacht. Wenn ich künftiges Frühjahr wieder einspreche bei Euch, bringt mir einen Buben entgegen!"

Der Förster war aufgesprungen und starrte mit gefaltenen Händen den Sprecher an, der ihm wie ein Himmelsbote erschien; er wußte nicht, ob er wache oder träume, Weinen und Lachen standen ihm gleich nahe „Herr!" stammelte er, „Ihr treibt Scherz mit mir! Hundert Thaler — Ihr leiht sie mir?!"

„Leihen, ja, bis Euer erster Bube geboren worden, dem ich sie schenke als Pathenangebinde, ehrlicher Kauz!" sagte der Holzhändler, die Hand des Försters fassend, „Ihr habt es verdient um mich. Hättet es lange haben können auf unrechten Wegen mit Sporteln und Uebergebühren, aber ihr seid ehrlich gewesen und das gefällt mir." — Er zog seine Brieftasche heraus und legte einige Banknoten auf den Tisch: „Da, ungläubiger Thomas, seht her, überzeugt Euch, daß Röschen Euer ist!"

Mit einem Freudenschrei fiel Anton dem alten Holzhändler um den Hals und jubelte und weinte zugleich. Ein Augenblick hatte Hoffnungen erfüllt, welche er Jahrelang entfernt wähnte, ein Zufall ihn zum Glücklichsten gemacht. Er konnte nicht Worte finden, seinen Dank auszudrücken; er glich dem Spieler, der mit einem kleinen Einsatze während eines kurzen, unruhvollen Schlummers einen Haufen Gold gewonnen und, plötzlich aufwachend, sich kaum zu besinnen weiß, daß er vor wenigen Minuten nur ein paar Franks besessen.

Der Morgen graute; einzelne Sonnenstrahlen blitzten auf über den Bergen und weckten die Sänger des Waldes. Der Förster nahm Büchse und Waidsack, pfiff seinem Hunde und steckte das Geld sorgsam in die Brusttasche. Herzlichen Abschied nahm er von seinem Wohlthäter, dessen Wagen bereits angespannt im Hofe stand. Es litt ihn nicht mehr in der engen Stube, er mußte hinaus in den Wald, aus welchem der Morgennebel gen Himmel stieg, wie Opferrauch vom Altare; draußen sank er auf die Kniee, ein brünstiges Dankgebet floß von seinen Lippen, dann ergötzte er sich an den freundlichen Bildern einer glücklichen Zukunft, er stellte sich Röschens Freude und Ueberraschung vor.

Die Anzeigen gegen den Müller waren immer dringender geworden, fast keinem Zweifel unterlag es mehr, daß er der Hehler einer Bande Wilddiebe sei, welche in den Forsten des Fürsten bedeutenden Schaden anrichteten. Anton hegte keinen Groll mehr gegen seinen Feind und Nebenbuhler, er hätte versöhnend und liebend eine Welt an seinen Busen drücken mögen; er beschloß den Müller zu besuchen, zu warnen und so Unheil zu verhüten.

Dieser Gang wurde zum Wendepunkte seines Lebens. Armer kurzsichtiger Mensch, was sind deine Entwürfe, Pläne, Vorsätze und Entschlüsse?! — Ein Augenblick macht dich zum Verbrecher, indeß dein Herz noch ein Tempel deines Gottes ist, — ein Augenblick macht den Bösewicht zum Märtyrer, an dessen Stirne der Heiligenschein glänzt! — Nicht die That ist es, um deren willen man gelobt wird oder getadelt; nicht die That ist es, welche man lohnt oder straft: es ist der Schein, der für Wahrheit genommen, schöne, beglückende, oder gräßliche, vernichtende Folgen hat. Es ist nicht allein in jener conventionellen Welt voll Theaterstaat u. Schminke, wo dieser Grundsatz gilt, es ist das Leben überhaupt, welches den Menschen zum Schauspieler stempelt. Er muß die ihm vom Schicksale zugetheilte Rolle als Bösewicht oder Tugendheld durchführen, bis der Vorhang fällt. Freilich ergötzt er sich nicht, wie jener Akteur auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, am Beifallsgejauchze der Menge, oder kränkt sich über das Zischen des Mißfallens; ist die Rolle aus, bleibt nichts als das schwarze Todtenkreuz oder der Leichenstein mit seinen Inschriften, pomphaft, armselig oder parteiisch, wie Kritiken. Oft steht der Mensch, der in der

Jugend, im Feuer der glühendsten Begeisterung herrliche Theorien aufstellte, als Mann verzweifelnd, er sieht im praktischen Leben seine Aussichten nutzlos weggeworfen, wie die Scherben einer kostbaren Vase, welche eine ungeschickte Hand zerbrochen. „Freier Wille?" fragt er mit gerunzelter Stirn und höhnisch verzogenem Munde, „Gottesleitung? Allwissenheit?! — Wie laßt ihr euch vereinigen? Wo finden wir eure Spuren im Weltgetriebe?" Der Mensch kann nicht einmal gut oder schlecht sein, wie er will, sondern er ist das, was er sein muß! Höchstens kann er den Schein wahren, und den nicht einmal immer!

Der Müller stand in der Thür und blickte gedankenvoll in die Gegend, sein Gesicht war noch fahler, als gewöhnlich; er gab sich alle Mühe, der quälenden Gedanken und blutigen Bilder los zu werden, welche seine Seele unaufhörlich umschwebten und wie Furien sein Herz mit Schlangen peitschten. Die Mühle war voll von Leuten, welche Korn brachten oder Mehl holten, der Knecht konnte die Arbeit nicht allein bestreiten und hatte schon zu wiederholten Malen nach dem Herrn gerufen; dieser aber konnte sich nicht entschließen, hineinzugehen, er glaubte, Jeder der Anwesenden müsse das Kainszeichen auf seiner Stirn bemerken. Da sah er aus dem Vorholze den Jäger Anton heftig treten und mit Schnellschritten den Weg zur Mühle einschlagen. Die Richtung, von welcher er kam, war genau dieselbe, nach welcher der Müller den Leichnam des Ermordeten geschleppt hatte; sein Herz pochte hörbar, rasch wandte er sich, um dem ersten Zusammentreffen mit dem verhaßten Grünrocke auszuweichen und ging in die Mühle.

Nicht lange dauerte es, so wurde die Thür aufgerissen; der Jäger stürzte bleich und athemlos herein. „Leute!" rief er keuchend, „Leute! draußen im Holze liegt Einer erschlagen! noch steckt das Messer in seiner Brust; nicht lange kann es her sein, daß die That geschehen, denn mein Waidjunge hat noch gestern Abend den ganzen Anflug durchrevìert nach Schädlichem. Geht hinaus! ladet den Leichnam auf den Wagen — auf's Amt mit ihm; ich will Anzeige machen! — Herr Gott!" sagte er nach einer Pause matt, „mir ist der Schreck in die Glieder gefahren, ich kann mich kaum rühren. Um Gotteswillen, einen Trunk frischen Wassers!"

Alle in der Mühle waren wie versteinert beim Berichte des Försters; als er aber geendigt, kam plötzlich Leben in die Anwesenden. Man fragte, schrie, lief durcheinander, bis sich endlich ein Paar der Beherztesten auf den Weg ins Holz machten.

Erdfahl im Gesichte hatte der Müller die Erzählung des Jägers angehört; er mußte sich am Mehlkasten lehnen, daß er nicht umsinke, seine Kniee schlotterten, seine Arme hingen schlaff herab und die Augen hatten allen Glanz verloren. Jeden Augenblick erwartete er eine Vermuthung, eine Beschuldigung zu vernehmen; jeden Augenblick glaubte er, jetzt würde man ihn als Mörder bezeichnen. Aber Keinem fiel dies nur im Entferntesten ein; bald war einstimmig die Meinung ausgesprochen, Niemand könne der Thäter gewesen sein, als einer der Wilddiebe.

Der Müller athmete leichter, sein Herz begann wieder zu schlagen, der erste Sturm war glücklich vorüber. Er ermannte sich und mischte sich bald unter die Uebrigen, mit Eifer und allen ihm zu Gebote stehenden Gründen, die bereits ausgesprochene Vermuthung zu unterstützen, zu verfechten. Indessen waren die Leute aus dem Holze zurückgekehrt, welche die Leiche des Ermordeten und die vorgefundenen Habseligkeiten brachte. Alles eilte, von Neugierde getrieben, hinaus, nur der Jäger und Müller blieben allein zurück.

„Hanns!" sagte der Förster nach einer Pause mit leiser Stimme, „heute hätte ein glücklicher Tag für mich werden sollen. Ich habe Geld erhalten — die zweihundert Thaler sind beisammen — ich wollte sie Röschen bringen. Unserer Verbindung steht nun nichts mehr im Wege!"

„Eine Hölle glühte bei diesen Worten auf in den Augen des Müllers, aber er war keines Wortes mächtig.

„Röschen wird mein!" fuhr Anton fort, „und unser Groll muß nun ja auch ein Ende

nehmen. Wir vergeben Ihm von Herzen, was Er Böses an uns gethan und noch hat thun wollen; Rose wird und muß Er sich nun aus dem Sinne schlagen, und so können wir gute Nachbarn werden. Damit Er sieht, Hanns, daß es mir ernst ist, habe ich eigentlich den Unglücksweg nach Seiner Mühle angetreten. Er ist schändlich denuncirt, mit Holzdieben und Wilderern in Verkehr zu stehen, und ihnen das Gestohlene abzukaufen. Nehme Er sich in Acht; dienstlich ist mir noch nichts zugekommen und so will ich keine weitere Notiz davon nehmen. Aber hüte Er sich!"

Der Müller stand sprachlos; Wuth, Angst und Eifersucht wühlten in seiner Brust; er hätte den Förster in diesem Augenblick ermorden können und fand keine Worte, auch nur eine Entschuldigung zu stammeln.

„Lebe Er wohl!" sagte der Jäger, „und „beherzige Er, was ich ihm sagte! — Ich will jetzt auf's Amt gehen wegen der Mordgeschichte!" — Damit ging er sehr rasch aus der Mühle.

Nicht versagen konnte er sich die Freude, als er durch's Dorf ging, vorerst bei Röschen einzusprechen. Grämlich empfing ihn der Alte; als aber Anton aus der Brusttasche die Banknoten hervorlangte und dem Weber die bedungene Summe baar und richtig auf den Tisch zählte, da hatte dieser auch nichts mehr einzuwenden. Sprachlos lagen die Liebenden sich in den Armen, herzten und küßten sich, während ihnen die Thränen in den Augen standen. „Gott hat geholfen, mein Anton!" sagte das Mädchen, und mit frommem Danke wiederholte Anton: „Gott hat geholfen!" — —

Unterdessen hatte sich die Szene in der Mühle geändert. Lange waren die Bauern um die Leiche herumgestanden und es hatte des Lärmens und Schreiens gar viel gegeben; auch Müllerhanns hatte sich ein Herz genommen und war zu den Uebrigen getreten, wenn er es auch nur wagte, von fern scheue Blicke auf den Ermordeten zu werfen, der bleich und starr da lag im Grase. Da näherte sich ein Mann vom Walde her, langsam und vorsichtig umherspähend, ob ihm Niemand folge; als er aber die Menge vor der Mühle gewahrte, verdoppelte er seine Schritte und befand sich bald in ihrer Mitte. Es war der Feldhüter Marr, welcher als ein rechtlicher, wenn auch armer Mann in der ganzen Gegend bekannt war.

„Ist der Förster Anton hier?" fragte er furchtsam und mit unsicherer Stimme.

„Nein, der ist auf's Amt gegangen!" antwortete der Müller, der alle Schleusen seiner Beredsamkeit aufgezogen hatte, um seine Angst und Verlegenheit zu verbergen. „Aber um Gotteswillen, habt Ihr das Unglück schon erfahren, das sich hier im Walde zugetragen?"

Einen Blick ließ der Feldhüter im Kreise langsam und prüfend umherschweifen; als er aber auf lauter bekannte, unverdächtige Gesichter traf, machte er seiner Brust in einem Seufzer Luft. — „Wohl weiß ich es," sagte er dumpf; aber wißt Ihr auch, w e r e s g e t h a n?"

„Wer anders," meinte ein Bauer, als ein Wilderer; so ein Kerl ist ja das wilde Leben und Blutvergießen gewohnt von Kindesbeinen an. Setzt er doch ein paar Jahre Zuchthaus an einen armen Rehbock; was Wunder, wenn er um einige Gulden Einem das Lebenslicht ausbläs't?!

Einen finsteren Blick warf der Feldhüter auf den Sprechenden; dann, zur Leiche tretend, betrachtete er sie schweigend. „Armer Teufel!" rief er dann, „Du scheinst ordentlicher Leute Kind gewesen zu sein; hattest vielleicht ein paar Gulden in der Tasche und das war Dein Unglück! — Aber nicht ungestraft soll die That verübt worden sein; der Mörder muß baumeln, so wahr ich Marr heiße, und der Feldhüter bin!"

„Ja, aber man hängt Keinen, Gevatter, bevor man ihn hat!" ließ sich hier eine Stimme aus dem Haufen vernehmen, „und der Kerl, der das gethan, wird wohl schon Reißaus genommen haben und ist schon längst über die Grenze!"

Ich kenne ihn!" entgegnete der Alte fest und ernst, indem sein runzelvolles Antlitz einen furchtbaren Ausdruck annahm, „ich kenne ihn so gut als Ihr ihn Alle kennt. Ich stand nicht dreißig Schritte davon, als die That verübt

wurde, wobei sich mir das Haar auf dem Kopfe sträubte und es vor den Augen flirrte, daß ich schier zu erblinden vermeinte. Ich kenne den Mörder und werde ihn den Gerichten überliefern!" fuhr er mit erhobener Stimme fort; „wenn er auch bisher tadellos gelebt hat unter uns. Der Satan hat ihn verblendet und um ein paar Gulden seine Seele erhandelt!"

Der Müller war kreidenbleich geworden, alles Blut aus dem Gesichte gewichen; er fühlte schon den Hanfstrick um den Hals und schnappte nach Luft. Auch die Uebrigen standen verblüfft und sahen bald auf die Leiche, bald auf den Feldhüter.

„Wer ist der Thäter? wann und wo habt Ihr ihn gesehen?" fragte Märten, der Richter, welcher sich unter den Anwesenden befand. „Im Namen der Obrigkeit, nennt uns den Thäter, daß wir ihn greifen und den Gerichten ausliefern!"

Der Müller war in die Kniee gesunken und betete in Herzensangst ein Stoßgebetlein.

Finster entgegnete Marx: „Es ist mir leid, daß ich meinen Vorgesetzten verklagen muß, daß ich als Zeuge gegen den auftreten soll, der mir zum Dienste verholfen; aber wär's mein eigener Bruder, ich könnte nicht schweigen: Förster Anton ist der Mörder!" —

Der Müller horchte hoch auf, das Schwert des Damokles, das an einem Haare über seinem Scheitel gehangen, war mit einem Male verschwunden; wie Musik des Himmels tönte die Nachricht in seine Ohren, wenn er auch den Zusammenhang der Sache nicht zu begreifen vermochte.

Alles bestürmte den Feldhüter um die Erzählung vom Hergang der Sache. — Einen scheuen Blick warf er auf die Leiche. „Es ist nicht gut, in Gegenwart eines Erschlagenen von dessen Mörder zu reden," sagte er, „man quält die arme Seele; noch liegt es mir wie Blei in allen Gliedern. Laßt uns in die Stube gehen!"

Dort setzte er sich auf einen Stuhl und begann, oft unterbrochen von Ausrufungen der Verwünschung und des Abscheues, den Anwesenden seine Geschichte:

„Es mag nun eine Stunde her sein, seit ich den Anflug betrat, um mir im Gebüsche eine Stelle aufzusuchen, wo ich einige Stunden von meiner Nachtwache auswachen könnte. Kaum dort angelangt, höre ich Hundegell und einen Schrei, wie ihn nur die Todesangst oder höchste Verzweiflung auspreßt. Mich ergreift ein sonderbares Bangen; mit so wenig Geräusch als möglich schleiche ich dem Orte näher, von wo aus der Schrei erklungen, als ich in dem dichtesten Gebüsche heftiges Rauschen höre.— Ich stand am Rande einer kleinen Blöße und bog vorsichtig die Zweige auseinander, um von dem Wilddiebe, den ich vermuthete, nicht gesehen zu werden. Stellt Euch aber meinen Schreck, mein Entsetzen vor, als ich keine dreißig Schritte von mir den Förster Anton aus dem Gesträuche treten sehe. In der Linken hält er ein blankes Messer, indeß die Rechte einen leblosen Körper nach sich schleppt. Auf der Blöße angekommen, läßt er ihn liegen und steht einige Minuten in den furchtbaren Anblick vertieft, indem er unverständliche Worte vor sich hin murmelt, dann scheint seine Wuth auf's Neue zu erwachen, er erhebt die Hand zum Stoße und abermals fährt das Messer in die Brust des Opfers. — Dann wendet er sich, wie von Angst und Gewissensbissen gepeischt und eilt mit schnellen Schritten davon. Wie vom Blitz getroffen, blieb ich stehen, der Schweiß stand in Tropfen auf meiner Stirn, ich fürchtete, meinen Athemzug laut werden zu lassen, denn wurde ich vom Mörder gesehen, erwartete mich vielleicht das gleiche Schicksal. Erst als Alles ruhig war, faßte ich mir ein Herz und trat aus dem Gebüsche. Starr und kalt lag der Ermordete vor mir, wie er jetzt draußen vor der Mühle im Grase liegt!" —

Eine allgemeine Bewegung des Unwillens und Entsetzens kam in die Gruppe, welche mit angehaltenem Athem in größter Spannung den Worten des Feldhüters gelauscht hatte. Der Müller stand mit offenem Munde und wußte nicht, ob er wache oder träume. Er war gerettet; denn wer konnte nun auch nur den leisesten Verdacht auf ihn werfen? War nicht ein Zeuge da, welcher es beschwören konnte, daß Jener den Mord verübt hatte? Gab ihm nicht

das Verhängniß selbst einen Fingerzeig, wie er sich retten könne und den Mann verderben, welchen er von allen Menschen am meisten haßte?! Was halbe Ueberzeugung war, sprach er nun laut und keck als volle Gewißheit aus; er erzählte, wie betroffen, wie ängstlich der Jäger gethan habe, was doch bei gutem Gewissen gar nicht nöthig gewesen; möglichst entstellt berichtete er seine geheime Unterredung mit demselben, was ihm hätte zum Nachtheil gereichen können; nur bemerkte er, daß sich der Förster, der doch als armer Schlucker bekannt sei, mit einem Mal gegen ihn gebrüstet habe, nun sehr viel Geld zu besitzen und dem Weber Veit damit die Augen verblenden zu können.

Bald war das Urtheil einstimmig über den Revierförster gesprochen, man berathschlagte sich nur über das beste Mittel, seiner habhaft zu werden. „Er ist uns selbst in die Falle gegangen, „rief der Müller schadenfroh, „denn er hat keine Ahnung, daß sein Verbrechen belauscht und darum so schnell entdeckt worden. Er ist auf's Amt, wir müssen ihm nach, ehe er Wind bekommt, und dem Herrn Amtmann die Anzeige machen; er mag dann sehen, wie er mit dem Nimrod fertig wird. Ich lasse mein Wägelchen anspannen und fahre Märten mit dem Feldhüter zur Herrschaft, ihr Uebrigen bringt die Leiche nach, und die Habseligkeiten des armen Teufels. Ehe drei Monate vergehen, sage ich euch, baumelt der Anton!"

So wie der Müller angegeben, geschah es. —

So schnell der etwas schwerfällige Gaul laufen konnte, fuhr Müllerhanns mit seinen Begleitern davon, indeß die Zurückgebliebenen die Leiche auf einen Wagen legten, mit grünen Tannenzweigen überdeckten und langsam den Weg einschlugen, welchen der Müller genommen. —

Mit Erstaunen hatte der Amtmann die Erzählung des Feldhüters, so wie Aussagen der beiden Zeugen vernommen, und vorläufig zu Protokoll gebracht. Ihm war der Förster stets als rechtlicher Mann bekannt gewesen, sein ganzer Lebenslauf war durchaus vorwurfsfrei, es schien kaum glaublich, daß ihn der Teufel so verblenden konnte. Aber unwiderstehlich wirkte der Feldhüter bei seiner kurzen, schmucklosen Erzählung des Thatbestandes, welche er jeden Augenblick zu beschwören bereit war. Gleich schwer war die der beiden Zeugen, welche zwar nur Aeußerungen des Försters hinterbringen u. Bericht geben konnten von dessen Benehmen in der Mühle, aber wo solche Anzeigen zu Grunde liegen, sind auch Kleinigkeiten hinreichend, Beweise herzustellen. Der Amtmann klingelte und befahl dem eintretendenten Schreiber, den Revierförster Anton mit möglichster Schonung und ohne Aufsehen zu verhaften; denn noch hoffte er, daß sich die Sache zu Gunsten des Letzteren aufklären würde.

Anton saß eben im Wirthshause, und erholte sich bei einem Kruge Bier von dem weiten Gange, als der Amtsschreiber mit dem Gerichtsdiener eintrat, und ihm leise in's Ohr flüsterte, er möge ihnen in einer Angelegenheit von Wichtigkeit auf's Amt folgen. Einen Augenblick verlor der Förster die Fassung und wechselte die Farbe, dann stand er auf und sagte mit einem tiefen Seufzer: „O ich wußte es, daß dieser Gang in die Mühle ein Unglücksgang war! Sie kommen, mich als Mörder zu verhaften, ich scheine schuldig, aber ich bin es nicht!"

Ruhig folgte er ihnen auf's Amt. Auch seine letzte Aeußerung wurde dem Amtmann hinterbracht, und erschütterte den Rest des Vertrauens auf seine Unschuld und Rechtlichkeit.

Mittlerweile war die Leiche auf dem Amte angekommen, und wurde dort gerichtlich beschaut. Zwei Stiche, welche der Arzt für absolut tödtlich erkannte, hatte der Ermordete erhalten, einen gerade ins Herz, den andern einige Linien tiefer, in welcher Wunde noch das Messer steckte, das die Anwesenden für ein Eigenthum des Jägers erklärten.

Aus der Durchsicht der im Felleisen des Wanderburschen gefundenen Papiere ging hervor, daß derselbe sein aus fünfhundert Thalern bestehendes Erbtheil, theils in Gold, theils in Banknoten und Silberstücken, erhoben habe. Von dem Gelde fand sich keine Spur, als die

geleerte Geldkatze, die übrigen Habseligkeiten waren unangetastet.

Nun hielt es der Amtmann für gesetzlich nothwendig, zum förmlichen Verhör des Verbrechers, und dessen Konfrontation mit den Zeugen zu schreiten, welche er einstweilen abtreten ließ. Der Revierförster wurde, von Gerichtsdienern bewacht, hereingeführt; er war bleich und sah angegriffen aus, schien aber ruhig und gefaßt. Das Verhör begann. Nach der Ermahnung von Seiten des Gerichtes, die Wahrheit zu sagen, und den gewöhnlichen Einleitungsfragen, kam der Amtmann auf den Thatbestand. Anton leugnete den Mord, indem er die Thatsache der Wahrheit gemäß erzählte.

„Ich ging durch's Revier," sagte er, und schlug den nächsten Weg nach der Mühle ein, den Gehsteig verfolgend, welcher mitten durch den jungen Anflug führt. Plötzlich springt mein Hund vom Wege ab, arbeitet sich durchs Dickicht, wenige Augenblicke, und er stößt ein furchtbares Geheul aus. Ich stutze, das Geheul wiederholt sich, nun folge ich, mit Gewalt mich durch's Gestrüppe drängend, fürchtend, Nero habe sich in einem auf Füchse gelegten Tellereisen gefangen, oder sonst wie beschädigt. Wenige Schritte noch, und ich stehe neben meinem Hunde vor der Leiche eines Ermordeten. Ein Angstgeschrei macht unwillkührlich meiner Brust Luft, dann fasse ich mich schnell, beuge mich über den Todten, reiße das Messer aus der Wunde und suche emsig, ob nicht ein Lebensfunke in dem Todten verborgen glühe. Vergebens, das Verbrechen mußte bereits vor Stunden begangen worden sein, die Leiche war kalt und steif. Ich fasse sie in meine Arme und trage sie auf eine kleine Blöße, um sodann mit der Anzeige auf's Amt zu eilen. Da fällt mein Blick auf's blutige Messer, welches ich noch in der Hand halte; ein Gedanke durchzuckt mich mit Schrecken. Ich hatte immer gehört, man solle die Leiche eines Ermordeten ruhig und in unveränderter Stellung liegen lassen, bis dieselbe von Gerichtspersonen beschaut worden wäre; das Messer in meiner Hand, ich bei dem Ermordeten! Die Angst, man könnte mich für den Mörder halten, machte mich halb wahnsinnig. Ich stieß das Messer in die Brust der Leiche und eilte in die Mühle."

Das Weitere wissen wir bereits. Ein schmerzliches Lächeln zuckte um die Lippen des Amtmanns; der Thatbestand stimmte genau mit der Aussage des Flurschützen überein, wenn ihn auch der Angeklagte recht künstlich verdreht und Alles angewendet hatte, den Verdacht des Mordes von sich abzuwälzen. Er klingelte und ließ den Zeugen eintreten, welcher beeidigt wurde und seine Aussage wiederholte. Anton leugnete abermals den eigentlichen Mord, gab jedoch alle vom Flurhüter vorgebrachten Umstände zu.

Da nahm der Richter das Messer, welches auf dem Tische lag, und das man aus der Wunde des Ermordeten gezogen, und zeigte es dem Förster mit der Frage, ob er es für sein Eigenthum anerkenne. — Einen Blick warf er auf die blutige Klinge und den Griff von Horn, dann stürzte er mit dem Ausrufe: „Jesus Marie! ich bin verloren!" besinnungslos zu Boden.

Man wusch ihm die Schläfe mit Essig, und bald schlug er wieder die Augen auf. Alle Beredtsamkeit verschwendete der Amtmann nun, um ihn zum Geständnisse der That zu bringen; da er innerlich vollkommen von dessen Schuld überzeugt war. „Alles spricht gegen mich, Herr Amtmann," rief Anton mit von Thränen erstickter Stimme, „ich muß schuldig erscheinen, wenn ich es auch nicht bin— doch ich kann nichts Anderes gestehen, als was ich bereits zu Protokoll gegeben! Gott wird es gewiß nicht zugeben, daß ich unschuldiger Weise gerichtet werde als Mörder; aber so wahr ich an ihn glaube, ich bin keiner! Das Messer, welches Sie mir zeigten, und ich für mein Eigenthum erkenne, muß ich verloren haben, denn sonst wüßte ich nicht, wie diese schreckliche That damit hätte verübt werden können!".

Das Verhör wurde geschlossen, der Förster in den Arrest abgeführt, die Zeugen entlassen. Der Amtmann verfaßte seinen Bericht an das Criminalgericht zu L.., wohin er die Akten, wie den Gefangenen abschickte, da ihm keine

weitere Verhandlung, als die Aufnahme der Voruntersuchung, zustand.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Mordgeschichte in der ganzen Gegend, und wie es bei solchen Vorfällen immer geschieht, mit den möglichsten Zusätzen und Vergrößerungen. Auch Röschens Vater, so wie diese selbst, wurden noch am nämlichen Abend durch den Müller in Kenntniß gesetzt vom Verbrechen des Försters. Röschen verzweifelte, sie klagte und weinte, aber keine Macht der Ueberredung konnte sie dahin bringen, die Frevelthat zu glauben. Fest blieb sie dabei stehen, Anton sei unschuldig, und die Wahrheit werde gewiß noch an den Tag kommen. Der Weber eilte gleich am andern Tage auf's Amt, das Geld dort zu deponiren, welches er vom Förster ererhalten.

Von nun an stellte sich der Müller wieder täglich im Hause des Webers ein, die abgebrochenen Unterhandlungen wurden wieder angeknüpft und eifriger als je bewarb er sich um Röschens Gunst. Diese wankte stumm und bleich wie ein Gespenst im Hause herum; ihre Hoffnung war wie ihre Liebe, mit einem Schlage gebrochen, wie eine Blume von einem Windstoße. War sie auch in ihrem Innersten überzeugt von der Unschuld des Geliebten,— sie durfte ihren Glauben nicht aussprechen, ohne von allen Seiten die heftigsten Widersprüche anhören zu müssen. Ihr Vater behandelte sie hart und rauh — er schalt sie eine Närrin, welche durch ihre Liebe für den Jäger sich selbst und ihn in's Gerede gebracht habe. Noch mehr stieg seine Wuth gegen das Mädchen und gegen den Förster, als er eines Tages eine Vorladung des L—itzer Kriminalgerichts erhielt, um über Anton und dessen Verhältniß zu seiner Tochter, so wie über Alles, was ihm in Betreff des Revierförsters bekannt sei, Auskunft zu geben. —

So sehr sie der Vater durch seine rohen Zornesausbrüche mißhandelte, quälte sie der Müller Hanns durch seine Liebeswerbung und Zudringlichkeit. Bitten und Widerstreben waren gleich fruchtlos, der Vater ließ ihr nur die Wahl zwischen Hochzeit oder seinem Fluche. Röschen weinte und betete auf ihrer Kammer; endlich faßte sie mit blutendem Herzen einen Entschluß. „Wohlan!" rief sie eines Abends, vom Vater und dem aufgedrungenen Bräutigam bestürmt, „ich will des Müllers Weib werden, aber nur unter einer Bedingung: Ihr müßt warten, bis die Gerichte über Anton ihr Urtheil gesprochen haben. Ist er schuldlos, wie es mein ahnendes Herz mir sagt, so kann mich keine Macht der Erde zwingen, ihm untreu zu werden. Ist er aber schuldig, wird der Stab gebrochen über ihn," fuhr sie mit Schluchzen fort, „dann macht mit mir, was Ihr wollt! Ich werde mich nicht sträuben, wenn Ihr mich zur Schlachtbank führt!"

Der Vater wollte einige Einwendungen machen; aber der Müller sagte schadenfroh, mit tückischem Lächeln: „Diese Bedingung kann ich eingehen und meinem Bräutchen zeigen, was ich einmal für ein gefügiger Ehemann sein werde! Der Förster muß baumeln und ich heirathe!"

Sechs Monate waren verflossen unter beständiger Furcht und qualvoller Erwartung zweier edlen Herzen, die Akten sammt dem Urtheilsspruche an das Appellationsgericht zur Prüfung und Bestätigung abgesandt worden. Standhaft blieb Anton trotz aller Einwürfe und Fragen bei seiner ersten Aussage, beim Leugnen des verübten Verbrechens. Das Kriminalgericht verurtheilte ihn, in Ermangelung eines vollständigen Zeugenbeweises und seines eigenen Geständnisses, auf Grundlage des §412.*),

*) Gesetzbuch über Verbrechen §. 412. III. Beweis aus dem Zusammentreffen der Umstände.

„Damit die rechtliche Ueberweisung eines die That leugnenden Verbrechers aus dem Zusammentreffen der Umstände entstehen könne, müssen folgende Erfordernisse mit einander verbunden sein:

I. Es muß rechtlich bewiesen sein, daß die That sich wirklich ereignet habe, und mit den bestimmten Umständen begleitet gewesen sei.

II. Aus der Verbindung der durch die Untersuchung aufgeklärten Verhältnisse, muß sich eine so nahe, so deutliche Beziehung der geschehenen That auf die beschuldigte Person zeigen, daß wenigstens nach dem

aus dem Zusammentreffen der Umstände. Das von dem Appellationsgericht bestätigte Urtheil lautete: „Anton G**, Revierförster, ist des Verbrechens des Raubmordes schuldig und soll deßhalb, nach Vorschrift des §. 440. des Gesetzbuches über Verbrechen*), mit zwanzigjährigem schweren Kerker bestraft werden.“

Das Urtheil war bestätigt zurückgekommen, und sollte in einigen Tagen dem Arrestanten publizirt werden. Schon früher hatte sich der Inhalt dieser Sentenz, wie dies fast immer zu geschehen pflegt, im Publikum verbreitet, und eine Menge Stimmen sprachen theils für, theils gegen dieselbe. Am unzufriedensten mit derselben war der Müller, welcher bei jeder Gelegenheit seinem Unmuthe Luft machte, daß man einen solchen Verbrecher nicht hänge. Heimlich pochte ihm wohl das Herz, und Gewissensbisse raubten ihm jede frohe Stunde, aber desto glühender wurde sein Haß gegen den Jäger, in welchem er nun einen doppelten Feind sah; denn er zitterte, so lange er ihn am Leben wußte, vor der Enthüllung des blutigen Geheimnisses. Der Müller war der Erste, welcher sich beeilte, der Weberfamilie die Nachricht von Antons Verurtheilung zu hinterbringen, indem er zugleich auf die Rechte hinwies, welche sie ihm auf Röschens Hand gäbe. Diese aber schwieg, und nur Blicke voll Zorn und Verachtung lohnten des Müllers erneute Bewerbungen. Sie schien von dem Augenblicke an, wo sie wußte, daß sein Schicksal unabänderlich entschieden, ruhiger, weinte nicht mehr, aber sie blieb viel allein, und in ihrer Seele schienen Entschlüsse und Vorsätze mit einander zu ringen.

---

natürlichen und gewöhnlichen Laufe menschlicher Handlungen, unmöglich zu begreifen ist, daß ein Anderer als eben nur der Beschuldigte, in so naher Gelegenheit, bei solchem Anlasse, und in dieser Stimmung sich befunden habe.

III. Bei Verbrechen, welche auf die Tödtung, oder andere körperliche Verletzungen sich beziehen, muß aus der Untersuchung deutlich erhellen, daß der Beschuldigte Haß, Feindschaft, Zorn, Eifersucht oder sonst eine heftige Leidenschaft gegen den Getödteten oder Verwundeten gehegt, daß er ihn mit dem Tode, oder mit der körperlichen Verletzung bedroht, oder doch desselben Tod oder Verletzung aus Habsucht, zur Erreichung eigennütziger Absichten oder zur Entfernung irgend eines Hindernisses gewünscht habe.

Nebstdem müssen zwei der nachfolgenden Umstände auf den Beschuldigten zutreffen und rechtlich bewiesen sein:

a. Daß der Beschuldigte an dem Orte des Verbrechens, zu der Zeit da selbes verübt worden, gesehen wurde, und keine andere Beschäftigung oder Veranlassung mit Wahrscheinlichkeit angeben könne, wegen welcher er sich daselbst eingefunden habe.

b. Daß er nach dem ruchbar gewordenen Verbrechen ohne andere scheinbare Ursachen entflohen sei, oder sich verborgen gehalten habe.

c. Daß die Entleibung oder Verwundung mit einem Werkzeuge geschehen sei, in dessen Besitz damals nur der Beschuldigte gewesen.

d. Daß er mit Werkzeugen, die zur Verübung des Verbrechens geeignet sind, und deren er sich sonst nicht zu gebrauchen pflegte, angetroffen worden.

e. Daß er schon vor dem Verbrechen an einem Orte, den der Getödtete oder Verletzte gewöhnlich besuchte, versteckt oder lauernd angetroffen worden.

f. Daß Merkmale des Verbrechens oder des, bei Verübung desselben erlittenen Widerstandes, an seiner Person oder Kleidung entdeckt worden.

g. Daß etwas bei ihm gefunden, oder von ihm bei der Verfolgung weggeworfen worden sei, was der Getödtete oder Verletzte zur Zeit des an ihm verübten Verbrechens an sich hatte.

*) §. 430 des Strafgesetzbuches über Verbrechen lautet:

„Auf Todesstrafe kann das Urtheil nur dann ergehen, wenn das von dem Gesetz mit dieser Strafe belegte Verbrechen wider den Beschuldigten durch sein Geständniß, oder durch geschworene Zeugnisse rechtlich bewiesen und zugleich der Thatbestand vollkommen nach allen erheblichen Umständen rechtlich erwiesen ist.— Kann der Thatbestand auf solche Art nicht mehr erhoben werden, oder ist der Beschuldigte nur durch Mitschuldige oder aus dem Zusammentreffen der Umstände rechtlich überwiesen, so kann er zu keiner längern als zwanzigjährigen Kerkerstrafe verurtheilt werden.“

So war der Vorabend des verhängnißvollen Tages gekommen, an welchem Anton öffentlich sein Urtheil vernehmen und sodann nach dem Spielberge, dem Orte seiner Bestimmung, abgeführt werden sollte. Der Müller hatte voll Schadenfreude die Hochzeit mit Einwilligung des Vaters auf den nächstfolgenden Sonntag bestimmt, und seiner Braut eine Menge aus der Stadt mitgebrachter Putzsachen verehrt. Röschen war, seit sie über Antons Verurtheilung Gewißheit erlangt, auch in ihrem Benehmen gegen Hanns verändert; sie behandelte ihn freundlich und zuvorkommend, wenn sie auch strenge jede Vertraulichkeit von sich abwies, und keine seiner zudringlichen Liebkosungen duldete. Dieser triumphirte im Stillen mit dem Siege, welchen er über die Spröde errungen, und schwatzte von nichts mehr als von seiner Hochzeit. Er war gefügig und unterthänig, ja kriechend gegen das Mädchen, bestrebte sich fast, ihre Gedanken zu errathen und jeden ihrer Wünsche zu befriedigen, um sich die schnell erworbene Gunst nicht zu verscherzen. Das war es eben, was Röschen beabsichtigt hatte, worauf sie ihren Plan stützte.

„Hört, Müller!" begann sie, mit ihm an dem Tische sitzend, wo sie Spitzen klöppelte, welche zu ihrem Brautstaate bestimmt waren. „Ihr habt den Anton nie leiden mögen, und ich kann es Euch auch gar nicht verdenken. Ich bin ihm gut gewesen, wozu sollte ich es leugnen? aber seit ich nun vollkommen überzeugt bin, daß er ein Dieb und Mörder ist, ist die Liebe erloschen und todt in meinem Herzen. Mir graut vor ihm und ich verabscheue ihn! Aber, offen gestanden, sehen möchte ich ihn doch noch ein Mal, bevor er eingesperrt wird auf die Festung, von wo er nimmer zurückkommt, wenn auch nur aus der Entfernung. Wie wäre es, Hanns, wenn wir morgen zusammen nach der Stadt führen? ich könnte bei dieser Gelegenheit gleich meine Base Margaretha mit herausnehmen zu meiner Hochzeit!"

Des Müllers Stirne furchte sich, und er schüttelte zweifelnd den Kopf. So sehr er den Jäger haßte, so große Freude es ihm gemacht hätte, den Todtfeind schuldbeladen, zu Boden gedrückt, verzweifelnd auf dem Schandgerüste zu sehen, so sehr fürchtete er die Nähe des Gerichtes. Ueberdies schien ihm dies Sehnen des Mädchens, Anton noch ein Mal zu sehen, ein Beweis, daß die Liebe mächtiger als je in ihrer Brust flamme. Röschen bemerkte dies Zaudern und errieth die Gedanken ihres Bräutigams. Schnell gefaßt, wendete sie ihre ganze Beredsamkeit an, ihn zur Fahrt zu bestimmen, und ließ es weder an Bitten und Schmeicheleien fehlen, noch an allen jenen kleinen weiblichen Künsten, womit das schöne Geschlecht die Männer leitet und gängelt.

Am andern Morgen hatte sie die Freude, den Müller mit seinem Wägelchen vor der Hausthüre zu sehen; er holte sie ab zur verhängnißvollen Fahrt, nicht wenig stolz, sich zum ersten Male öffentlich an der Seite seiner schönen Braut zeigen zu können.

Vor dem Präses des L . . itzer Kriminalgerichts kniete eine weibliche Gestalt, in schmucker, ländlicher Tracht, und umklammerte flehend dessen Kniee, indeß zahllose Thränen aus den hellen, blauen Augen stürzten. Es war Röschen, welche sich mit Mühe Zutritt verschafft hatte, und nun um die einzige Gunst flehte, mit dem Verurtheilten sprechen zu dürfen, ehe er an seinen Strafort abgeführt würde. Gerührt durch den Schmerz und die Thränen des schönen Mädchens, bewilligte er ihr eine viertelstündige Unterredung, indem er sie liebreich aufhob und mit, freilich wenig versprechenden, Trostesgründen aufzurichten suchte. Er händigte ihr den schriftlichen Befehl an den Gefängnißwärter ein, in dessen Gegenwart die Unterredung Statt haben mußte. Röschen trocknete ihre Thränen, suchte sich zu fassen, und kehrte zu ihrer Base zurück, wo sie die bestimmte Stunde abwartete.

Die verhängnißvolle Stunde, in welcher Anton, auf dem Schandgerüste stehend, öffentlich, vor allem Volke, sein Urtheil vernommen, war vorüber, die Menge hatte sich verlaufen, und der Verurtheilte saß wieder einsam in seiner Zelle. Unberührt stand das karge Mittagsmahl neben ihm auf der Pritsche, welche zugleich als Tisch und Bett dienen mußte; den Kopf in die Hände gelegt, blieb er regungslos, und große

Tropfen rannen über seine Wangen. Der Unglückliche dachte über sein Schicksal nach, über die unbegreifliche Verkettung der Umstände, über jene scheinbaren Zufälligkeiten, welche bald riesengroß den Menschen unterjochen und ihn beherrschen; er dachte über jene geheimnißvolle, im Dunkel waltende Macht nach, welche der Mensch Schicksal nennt und fürchtet, oder stumpf und gedankenlos abwartet, vor der er sich, als Gottes Willen, in Demuth beugt. Anton fühlte sein Innerstes zerrissen, von namenlosen Qualen, seine Ehre, sein Glück, seine Liebe, seine bürgerliche Existenz waren vernichtet mit einem Schlage; er zum Mörder gestempelt, ausgestoßen aus der Gesellschaft, verurtheilt, zwanzig lange Lebensjahre unter harter Arbeit und in Fesseln zu vertrauern, in Gemeinschaft mit Mördern, Räubern und Falschmünzern, dem Auswurfe der Menschheit, vor welchem sich die bürgerliche Gesellschaft nur durch Galgen oder Gefängniß bewahrt! — Und alles dies schuldlos; alles dies nur darum, weil seine Richter Menschen waren, welche nach dem Scheine urtheilten, weil eben dieser verrätherisch gegen ihn sprach. — Seine Frömmigkeit, sein Gottvertrauen, welche ihn nebst dem Bewußtsein seiner Unschuld bisher aufrecht erhalten, welche seine einzigen Stützen gewesen, begannen zu wanken, er fühlte den Zweifel sein Schlangenhaupt erheben in tiefster Brust, und mit Natterbissen sein Herz zerfleischen; er lachte höhnisch und schüttelte grimmig seine Ketten.

Die Riegel klirrten an der schwer beschlagenen Thüre von Eichenholz, im Schlosse drehte sich der Schlüssel, sie ging langsam auf; Anton hörte es nicht. Seine Gedanken weilten wieder in der schönen Gegend, wo das Jagdhaus im Walde stand, wo unten im Thale rastlos die Mühle klapperte, sie weilten im Dörfchen, wo sie wohnte, das einzige Wesen, das ihn wahrhaft geliebt auf dieser Welt. Der Gefangenwärter war mit Röschen eingetreten. Einen scheuen Blick warf das Mädchen auf die kahlen, grauen Wände des Kerkers, auf das harte Bett von Brettern, auf den Mörder, welcher in schweren Ketten da saß. Ein Schauer bebte durch ihre Glieder, jenes Gefühl, das uns in der Nähe eines wilden, reißenden Thieres befällt, weilt es auch gefangen und verwahrt hinter festen Eisenstäben, engte ihr die Brust; aber bald siegte die Liebe, dieser nie erlöschende Funke in des Weibes Seele, welchen die Gottheit selbst dahin warf aus dem Strahlenkranze ihrer Unendlichkeit.

„Anton!“ rief sie mit dem vollen, weichen Tone der unaussprechlichen Liebe. Der Verurtheilte fuhr bei dem süßen bekannten Zaubertone empor aus seinem Brüten, er sah auf und erblickte Röschen, sprang auf, wollte ihr entgegen eilen, aber er vermochte es nicht. Freudengelähmt sank er zurück — Röschen flog auf ihn zu; sie vergaß Alles, Alles in dem einzigen, seligsten und schmerzlichsten Momente ihres Lebens, sie vergaß, daß ihre Arme den Hals eines blutbefleckten Mörders, eines von der Menschheit ausgestoßenen Verbrechers umschlangen. Sprachlose Sekunden, nur von Thränen und heißen Liebesküssen unterbrochen, entflohen den Beiden; die grauen Wände des Gefängnisses, nur gewöhnt an wilde Flüche der Gotteslästerung und die Ausbrüche schuldvoller Verzweiflung, schienen staunend herab zu blicken auf das selige Paar. Endlich ermannte sich Anton.

„Röschen!“ rief er, „o sprich, ist es wahr, ist es wirklich, daß ich Dich in meinen Armen halte, daß Du herabstiegest, wie ein Engel des Lichtes, des Trostes und der Liebe, in die Behausung des Verbrechens?! Sprich, wem verdanke ich, der Verworfene, vom Schicksal Zermalmte, diese Gnade? Nenne mir ihn, und ich will beten für ihn auf meinen Knieen, will ihn verehren als meinen größten Wohlthäter. Er hat meine Seele vor Verzweiflung bewahrt, ich bin gefaßt, den Kelch der Leiden nun geduldig und ohne Murren zu leeren bis zur Neige!“

„Anton!“ antwortete das Mädchen, sich losreißend aus den Armen des Verbrechers, „einmal mußte ich Dich noch sehen, ehe sie Dich fortführten, und eine Ewigkeit zwischen uns trat und unsere Herzen! Meine Bitten rührten den Präses, er bewilligte mir diese Zusammenkunft. An meiner Liebe, Anton, darfst Du nun nicht mehr zweifeln, Dir folgte sie nach ins Ge-

fängniß, Dir folgt sie nach in den Tod, wenn nicht die göttliche Barmherzigkeit mich früher abruft von diesem Schauplatze des Elends! Aber schwer drückte Eins meine Seele, der Gedanke, daß Du freveln konntest an dem göttlichen und menschlichen Gesetz! Mein Herz zweifelte," fuhr sie mit leiserer Stimme fort und schüchtern, „denn ich kannte Dich ja besser, Deine Frömmigkeit und Gottesfurcht; kannte Dich besser als jene Herren, welche Dich verurtheilt haben, nach dem kalten Buchstaben des Gesetzes. Ich glaubte Dich unschuldig, und ob eine Welt Dich verdammte; aber dennoch quälten mich oft blutige Träume und Bilder. Es litt mich nicht länger in dieser grauenvollen Ungewißheit, es trieb mich hieher, und darum bin ich gekommen, um aus Deinem Munde es zu vernehmen, ob Du schuldlos seiest oder nicht!"

Anton wollte seinen Arm um das Mädchen schlingen, wollte sprechen, aber Röschen entzog sich seiner Umarmung, sie trat einen Schritt zurück, faßte seine Hand und sprach mit leidenschaftlicher Stimme: „Anton, keine Uebereilung! Es gilt hier nicht zu trösten durch gutgemeinte Lügen, es gilt einen Stachel aus meiner Brust zu reißen, der mich quälen würde bis zum Grabe! Schwöre es mir, wie Einer, welcher auf der Scheidegrenze steht zwischen Tod und Leben, welcher keine Lüge mit hinüber nehmen darf. Anton! meine Liebe würde beten für Dich, und mit Dir abzubüßen suchen eine Schuld, wozu Dich vielleicht Deine grenzenlose Liebe zu mir verleitete, der Wunsch, mich zu besitzen! Aber Wahrheit gieb mir; Wahrheit, so gewiß Du an den Ewigen glaubst und Verzeihung hoffst!"

Eine dunkle Röthe färbte des Gefangenen bleiche Wangen, seine Brust hob sich stolz und frei, sein Auge glühte, er hob die Rechte wie zum Schwure.

„Mädchen!" rief er mit lauter, fester Stimme „ich bin unschuldig, beim ewigen Gotte über uns, ich bin rein von jedem Verbrechen! Ich vergebe meinen Richtern, sie haben gerichtet als Menschen nach Menschensatzung, aber ich will dem Allwissenden vertrauen, der einst meine Unschuld kund geben wird, wie den schändlichen Mörder! Röschen! Deine Liebe hat mich getröstet in dem schwersten Augenblicke des Lebens, wo schon Glaube, Hoffnung und Vertrauen zu wanken begannen; Deine liebe Stimme rief sie wieder zurück in meine Brust!"

Mit seligem Lächeln vernahm Rose die Worte des Geliebten; er konnte nicht lügen in dieser Stunde, er hatte nur ausgesprochen, was ihr ahnendes Herz längst wußte: er war schuldlos! Eine rauhe Kommandostimme tönte im Hofe, Gewehrkolben rasselten auf dem Pflaster, ein Wagen fuhr vor. Der Schließer drängte zum Aufbruche. „Die Frist ist um," sagte er, „die Escorte wartet schon auf den Gefangenen!"

Noch ein Mal lag das Mädchen an der Brust des Geliebten, Thränenströme entflossen ihren Augen, ihre Lippen im glühendsten Kusse auf einander. Aber schnell riß sie sich los aus den umschlingenden Armen. „Lebe wohl, Anton!" rief sie mit schneidendem Wehe. „Lebe wohl auf ewig! Bete — bete für mich, wie für eine Todte; denke meiner, wie einer Gestorbenen! Meine Frist ist nur noch kurz und schmerzlos!"

Die Worte des Abschiedes erstarben auf Anton's Lippen; er sah die holde Gestalt im Eingange verschwinden, die Eichenpforten schlugen zu hinter ihr, und ihn umfing wieder grauenvolle Einsamkeit!

Röschen kehrte zur Base zurück, wo sie ihr neuer Bräutigam bereits erwartete und mit Vorwürfen über ihr langes Ausbleiben überhäufte. Lächelnd, ob auch ihr Herz blutete, scherzte sie über des Müllers Eifersucht, sie unterhielt sich heiter über gewöhnliche Dinge mit fast ausgelassener Lustigkeit, und täuschte Beide über den wahren Zustand ihrer Seele. Man trat die Rückfahrt an. Fast zu gleicher Zeit rollte aus dem entgegengesetzten Thore des Städtchens ein Leiterwagen, auf dem, von Soldaten umringt, ein Verbrecher seine Reise nach dem Spielberge antrat — es war Anton.

Der Morgen des Sonntags war angebrochen, an welchem Müllerhanns seine Braut zum Altare führen sollte. Ruhig und gefaßt

hatte ihn diese erwartet; frühe schon war sie aufgestanden, um zur Beichte zu gehen, mit Thränen und vom Schmerz gebrochener Stimme leistete sie dem Vater Abbitte für all' den Kummer, welchen sie ihm bereitet, hierauf eilte sie in die Kirche und empfing das heilige Abendmahl. Als sie nach Hause zurückkehrte, fand sie schon den Bräutigam und ihre Freundinnen, welche sie erwarteten und mit Glückwünschen bestürmten. Ruhig, doch freundlich dankte sie ihnen wiederholt u. versicherte, daß heute der glücklichste Tag ihres Lebens gekommen sei. Sorgfältig ließ sie sich schmücken, der grüne Myrthenkranz glänzte in dem blonden Haar, ihre Wangen waren geröthet, ihr Auge strahlte, wie das einer Glücklichen. Die Glocken tönten zum ersten Male vom Kirchthurme, die Gläubigen erinnernd, daß der Gottesdienst bald beginnen werde; unter dem Vorwande, ihr Herz noch ein Mal in stillem Gebete zu stärken zu dem wichtigen Schritte, verließ sie die Stube, und ging auf ihre Kammer, welche sie hinter sich zuriegelte. Dort sank sie auf die Kniee, und ein glühendes Gebet stieg hinauf zum Vater der Gnade und Barmherzigkeit.

Zum zweiten Male tönten die Glocken, Röschen kam noch immer nicht; endlich, als schon das dritte Geläute den wirklichen Beginn des Gottesdienstes verkündigte und die Braut nicht erschien, eilte ihre Base, sie zum Aufbruche zu ermahnen. Sie fand die Kammerthüre verschlossen, ihr Pochen und Rufen blieb ohne Erwiederung. Bestürzt kehrte sie zu den Gästen zurück. Alles lief nun in angstvoller Erwartung zur Thüre. Nach mehreren vergeblichen Versuchen sie zu öffnen, rief der Weber nach einer Art, und brach das Schloß auf. An einem Tuche, welches sie um den Hals geschlungen und an dem Haken befestigt hatte, der sonst die schwere schwarzwälder Uhr trug, hing Röschen bleich und regungslos. Entsetzen lähmte die Thätigkeit der Anwesenden, Aberglaube, eine Selbstmörderin zu berühren, hielt die Meisten ab, Röschen abzuschneiden und Rettungsversuche zu beginnen. Der Müller und Vater Veit heulten und jammerten rathlos um die Wette; bald füllte sich die Kammer und Hausflur mit Neugierigen, welche lärmten, fragten, schrieen, erzählten, ohne zu helfen. Als endlich ein Beherzter die Erhängte abschnitt und auf ihr Bett legte, war sie schon kalt und steif.

Die Anzeige wurde ans Amt gemacht, die übliche Beschau vorgenommen; die christliche Gemeinde und der katholische, etwas orthodoxe Pfarrer versagten der Selbstmörderin ein ehrliches Begräbniß. Ohne Sang und Klang wurde die Leiche des Mädchens, welches den Tod dem Leben vorgezogen in der Nacht hinausgetragen; eine Truhe von rohen Brettern umschloß ihre sterbliche Hülle, und kein Leidtragender außer ihrem Vater, welcher seine Härte und Habsucht zu spät bereute, folgte ihrer Bahre auf den Leichenhof. Dort wurde sie ohne priesterliche Einsegnung in einem Winkel verscharrt, bald wucherten Nessel und Unkraut auf dem kleinen Hügel, im Dorfe selbst und in der Nachbarschaft waren bald die entehrendsten Gerüchte über die Selbstmörderin im Gange. Die Motive ihres freiwilligen Todes waren viel zu rein, viel zu heilig für die rohen Herzen der Menge, um verstanden, ja nur geahnet zu werden. — Wir lassen nun den Vorhang fallen, das bürgerliche Trauerspiel ist zu Ende; aber wir wollen ihn bald wieder aufrollen, um unsern Lesern die übrigen Personen vorzuführen! —

Achtzehn Jahre waren vorübergerauscht im raschen Strome der Zeit; Stunden für den Glücklichen, Ewigkeiten für den Hoffnungslosen, den Galeerensklaven. Menschen waren gestorben, ausgewandert, arm und reich geworden, nur die Natur blieb unverändert, regelvoll selbst in ihrem ewigen Wechsel.

Im Thale des Gebirges, wohin wir den Leser im Beginn dieser einfachen Begebenheit versetzt haben, stand das Mühlgehöfte; die Räder drehten sich gleichförmig Tag und Nacht, das Gewerk klapperte eintönig; das Jägerhaus stand im Forste, wie früher, mit dem hohen Giebeldach, den gewaltigen Hirschgeweihen, von grünen Büschen umgeben; die Jagdhunde bellten oder spielten im Sonnenschein, die Waidjungen pürschten durch den Wald. Ein

anderer Revierförster war mit Weib und Kindern in die Behausung des früheren gezogen, der junge Anflug, in welchem man die Leiche des Ermordeten gefunden, ein hochstämmiger Wald geworden; der alte Veit schlummerte schon längst in der Grube, nur der Müller ging wie früher seinem Geschäfte nach. Sein Geiz und seine Habsucht waren mit den Jahren gewachsen, er war der ärgste Wucherer, der unbarmherzigste Gläubiger geworden, aber die öffentliche Meinung bezeichnete ihn als einen reichen, mithin unbescholtenen Mann. Seit Röschens gewaltsamen Tode war ihm die Lust am Freien vergangen, er lebte als alter Hagestolz.

So war abermals der Maimond gekommen, als in der Nacht plötzlich der Pfarrer des Dörfchens aus dem Schlafe gepocht wurde. Auf seine Frage erhielt er die Antwort, der Thalmüller liege im Sterben, und begehre geistlichen Zuspruch, der Knecht sei mit dem Wagen da, um ihn schleunigst abzuholen. Der Geistliche zog sich an und fuhr hinaus.

Auf seinem Bette lag der Müller in den wüthendsten Schmerzen, bleich, mit eingefallenen Augen und bläulichen Lippen; sein Gesicht glich mehr einer Todtenmaske, als dem Antlitze eines Lebenden. Der Chirurg des Ortes bereitete eben kühlende Tränke und Umschläge, das Haupt bedenklich schüttelnd bei jeder neuen Klage des Patienten. Hanns hatte einen schweren Fall gethan vom Gerüste des Mühlganges, und sich innerlich die edelsten Theile verletzt; an ein Aufkommen war gar nicht zu denken. Bei dem Eintritte des Pfarrers entfernte sich alles aus der Stube; der Geistliche nahm Platz neben dem Bette, und begann seinen Zuspruch. Unter den wüthendsten Schmerzen wälzte sich der Müller auf seinem Lager, er hörte die Tröstungen der Religion mit Schaudern an. Sie, welche sonst den Menschen erhebt und ermuthigt, wenn er an der Schauergrenze zwischen dem Hier und Jenseits steht, gewährte ihm keinen Trost, denn er dachte mit Schrecken an eine ewige Vergeltung. — A c h t z e h n J a h r e lang hatte das rächende Verhängniß, die ewige Gerechtigkeit geschlummert; plötzlich waren sie vor den Schuldigen getreten, und hatten sein Gewissen mit Donnerstimme aufgerüttelt aus dem Todesschlafe! Er wollte sein Herz erleichtern durch ein offenes Geständniß, aber der Gedanke an die Gerichte, an einen schimpflichen G a l g e n t o d schloß ihm wieder den Mund. —

„Ich bin ein arger Sünder," stöhnte er, „und mir wird nicht vergeben werden; ich sehe blutige Gestalten um mein Bett! O und diese Nacht, gerade diese, in welcher der Mord begangen wurde!"

Der Geistliche, durch diese vom Schmerz und der Verzweiflung erpreßten Worte aufmerksam gemacht, wandte seine ganze Beredtsamkeit an, den Kranken zu einer aufrichtigen Beichte zu bewegen. Der Müller rief nach dem Arzte, er fragte ihn, ob noch Rettung vorhanden sei. — Dieser zuckte die Achseln und meinte, mit Gottes Hilfe sei der Kunst schon manche unglaubliche Kur gelungen. Hanns besann sich einige Augenblicke, und stierte in das Gesicht des Arztes, als wolle er dort Vergewisserung seines Schicksals lesen, Jener aber, von dem Geistlichen, dem daran lag, den Sterbenden zu einem wichtigen Bekenntniß zu bewegen, aufgefordert die Wahrheit zu sagen, entgegnete nach kurzem Bedenken: „Müller! schließt Eure Rechnung mit dem Leben und empfehlt Eure Seele Gottes Barmherzigkeit, für Euch ist keine Rettung mehr!"

Der Müller stieß ein dumpfes Geheul aus, wie ein zum Tode getroffenes Raubthier, sein Gesicht verzog sich im Schmerzenskrampfe, einzelne Blutstropfen quollen über seine Lippen. —

„O ich wußte es, daß ich sterben muß," stöhnte er, „denn in meinem Herzen brennt eine Hölle, wie in meinen Eingeweiden! — Aber es ist gut so; seit achtzehn Jahren habe ich keine frohe Stunde gehabt, es wird mir wohler werden, ist erst das Geständniß der blutigen That über meine Lippen gekommen. Euer Hochwürden, ich bin der Mörder jenes Handwerksburschen, welchen man im Anfluge ermordet gefunden!"

„Und Anton?"

„Er ist u n s c h u l d i g! Die Sache mag sich

Walhalla:

Eine Monatsschrift zur Belehrung und Erheiterung.

2. Band. Philadelphia, März 1847. 3. Heft

Wer hatte es gethan?

Eine Criminalgeschichte.

(Schluß.)

so verhalten haben, wie er sie angab vor Gericht, denn der Fremde war schon mausetod, als ich ihn hinaustrug aus meinem Hause, und ihn in's Gestrüpp warf!"

Der Geistliche war aufgesprungen vor Entsetzen und Ueberraschung; aber schnell gefaßt, sagte er ernst und feierlich zum Kranken: „Unglücklicher! Was hast Du gethan! Du konntest das Bewußtsein eines Mordes achtzehn Jahre lang mit Dir herumtragen?! Du wußtest, daß ein Anderer schuldlos für Dich leide! Du hast einen Doppelmord auf deiner Seele, denn auch Röschens Tod hast Du verschuldet!"

Der Müller bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und stieß von Zeit zu Zeit wilde, verzweiflungsvolle Klagetöne aus.

„Nicht eher, gefallener Sohn meiner Gemeinde," fuhr der Geistliche strenger fort, „kann und darf ich Dir den Trost ertheilen auf eine Verzeihung des allbarmherzigen Gottes, auf eine Milderung der Strafe jenseits, nicht früher Dir die Sterbesakramente reichen, bis Du Dein Verbrechen bereut und gut gemacht hast nach Möglichkeit. Es gilt nun, den Unschuldigen zu retten, ihn zu entschädigen für Jahre langes Leid, für den Verlust seiner Ehre seines irdischen Glückes! Willst Du offen und freiwillig vor Zeugen wiederholen, was Du mir soeben vertraut hast unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses?"

„Ich will es!" wimmerte der Leidende. „Es wird ja so bald aus sein mit mir! Die Gerichte werden keine Macht mehr über mich haben, mich in den Kerker zu werfen, zum Galgen zu schleppen!"

Schnell rief der Pfarrer den Arzt und die Mühlknechte in's Zimmer, indem er Ersteren zugleich bat, zur größeren Sicherheit des Müllers Aussage niederzuschreiben. Oft unterbrochen von den Aeußerungen des grimmigsten Schmerzes, leistete der Sterbende das vollständige Bekenntniß seiner Unthat, und unterschrieb es in Gegenwart der Zeugen. Dann begehrte er seinen letzten Willen aufzusetzen. Er vermachte Anton sein ganzes beträchtliches Vermögen, nach Abzug einiger frommen Stiftungen und jener Summe, welche den Erben des Ermordeten zukam; hierauf empfing er die letzte Oehlung und starb.

Der Bericht über die Entdeckung des gräßlichen, an einem Unschuldigen bestraften Verbrechens, ging nebst dem von Zeugen unterschriebenen Bekenntniß des Mullers an die Gerichte; der Befehl zur Freilassung des Unglücklichen wurde augenblicklich ausgefertigt. Anton hatte seine Strafzeit musterhaft bestanden. Die Religion, der Glaube an eine ewige Gotteshand, welche uns Alle durch's Leben führt, ob auf Rosen oder Dornenpfaden, der Gedanke an Röschen hatte ihn aufrecht erhalten. Gleichförmig verannen Jahre um Jahre, er hatte bald die Zuneigung seiner Aufseher gewonnen und mit ihr manche Erleichterung. Aber er war in den achtzehn Jahren voll Gram und Kummer alt geworden, seine Gesundheit untergraben; die Verwaltung hatte für ihn an die Gnade des Kaisers rekurrirt um Nachsicht der übrigen Strafzeit, und man erwartete eine günstige Entscheidung von Wien. Da traf die Erklärung von dessen Unschuld ein, und der Befehl, ihn augenblicklich zu entlassen. Der In-

spektor des Spielberges war eben so erstaunt, als tief ergriffen von dem Schicksale des Unglücklichen. Ein solcher Fall war ihm in seiner langen Dienstzeit nicht vorgekommen. Er ließ Anton kommen. Dieser erblaßte, er zitterte an allen Gliedern, u. seiner nicht mächtig, stürzte er auf die Kniee; Thränen, selige, herzerleichternde Thränen stürzten aus seinen Augen. „Gott!“ rief er im Uebermaße des Entzückens, „ich wußte es, daß Du mich nicht zu Grunde gehen lassen würdest, wenn Du mich auch schwer geprüft hast! Vergieb ihm, o Herr, wie ich ihm vergebe, ich bin ja frei, meine Ehre ist gerettet!“

Schnell hatte sich die Kunde von Antons Unschuld und der Mordthat des Müllers in der Gegend verbreitet und die allgemeine Theilnahme in Anspruch genommen. Das Volk ist eben so wankelmüthig in seiner Meinung und seinem Urtheile, als mit seinen Gunstbezeugungen, oder den Aeußerungen seines Hasses. Anton wurde ein Gegenstand des allgemeinen Mitleides — das Opfer der Gesetze wurde als ein Märtyrer, ein Heiliger verehrt.

Man beschloß, ihm entgegen zu gehen, im Triumphe wurde er an der Grenze des Ortes empfangen, Alles war mit grünen Zweigen geschmückt, Mädchen brachten ihm Blumenkränze, und Jeder wetteiferte, ihm Freude und Theilnahme zu zeigen. Da stand er auf dem Hügel, von welchem er das Dörfchen übersah, Röschens Geburtsort, die Wiege, nun der Sarg seines Erdenglückes; er breitete sehnsüchtig die Arme aus, aber Niemand von Allen, nach welchen sich sein Herz sehnte, sank an seine Brust, sie Alle deckte schon längst die kühle Erde!

Anton kaufte sich das Häuschen des Webers von dem ererbten Gelde, behielt sich eine kleine Summe für seine mäßigen Bedürfnisse, und verwendete den Rest zu einer Stiftung für Arme und Nothleidende. Still und zurückgezogen lebte er nur der Erinnerung und der Hoffnung einer baldigen Vereinigung mit der Geliebten. Täglich besuchte er Röschens Grab, welches er zu einem Blumengärtchen umgeschaffen, und brachte Stunden dort in stillem Gebete zu.

Als aber der Herbst die Blumen knickte, das Laub welk und gelb zur Erde fiel, wie die Hoffnung eines Unglücklichen, da fühlte auch er, daß seine Stunde gekommen. Die ersten Schneeflocken fielen auf ein frisches Grab, neben jenem, das die vermoderten Reste der Selbstmörderin barg.

Und so endigt diese einfache Begebenheit, ein Beweis, wie unvollkommen auch die besten menschlichen Gesetze sind; eine Lehre für den Richter, stets das alte, aber wahre Sprichwort zu beherzigen:

Der Schein trügt.

Glück und Ende eines Dichters.

1.

O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.
Schiller.

Ueber Lissabons weit ausgebreitetem Häusermeere, über des Tajo silberglänzende Fluthen spannte sich der reine weite Himmel, und daran hing, wie eine schöne Astrallampe, der Mond, der bleiche Zeuge, und schaute selig hernieder auf seine Erde und lauschte herum bis in den Busen der Blumen, die dann verschämt und unwillig ihre Häupter schüttelten. —

Da erklangen durch die warme blüthenduftende Nacht sanfte Lautentöne, ein Nachen durchschnitt die Fluthen. Am Ufer, nicht weit von der Gartenmauer des Palastes der Grafen von Atayde, landete er. Ein Jüngling, kaum 21 Jahre alt, dunkel gekleidet, das Haar in Locken ihm um den schönen ausdrucksvollen Kopf fliegend, eine Laute an einem blauen Bande um die Schultern gehangen, stieg aus. Vorsichtig nahte er sich der Gartenmauer, und entlockte den Saiten einige Töne. Ein leises Rufen erscholl aus dem Innern des Gartens. Hochbeglückt, als er dieses Zeichen hörte, sprang der Jüngling über die Mauer, denn innen erwartete ihn die schönste der Töchter Portugal's, die unvergleichliche Katharina von Atayde.

Warum so spät, mein Louis? sagte sie, als er sie in seine Arme schloß, und sie die reichen Locken ihm von der Stirn strich.

So spät, Katharina? Beschuldige die Sonne, daß sie so spät ins Meer sich senkte, beschuldige den Mond, daß er nicht früher schon die helle Bahn begann. Wie gern, ach wie gern wäre ich immerdar bei Dir! In Dein Antlitz schaute ich immer, in diesen reinen Himmel, wo mir zwei Sterne leuchten, hell und klar; in diese Lippen schaute ich imer, wie ich in der Rose jungfräulichen Blätterbusen blicke, wenn ich die duftende an meine Lippen drücke.

Ihr Dichter, sagte Katharine lächelnd, lebt nur in euren Blumen, in eurer Wolkenwelt, und wenn ein treues Herz verlangend nach euch seufzt, so lächelt ihr und sprecht ihm Trost zu in leichtgeflügelten Sonetten, die ihr des Nachts dann unter ihrem Fenster singt.

Hast Du, fragte Louis, vielleicht meiner heute bedurft?

Sehr, mein Geliebter, seufzte Katharina leise an seiner Brust. Der Marquis von Buenkastello war heute wieder bei meinem Vater, und hielt um meine Hand nochmals an; er drang in den alten Mann, und trotz meiner Thränen wurde ich ihm zugesagt.

Nun, mein Geliebter, ist es das letzte Mal, daß wir uns hier an dieser verborgenen Stelle sehen, daß ich an Deiner Brust liege und ausweine meinen Schmerz?

Mein gutes, liebes Mädchen, sprach Louis tief bewegt, dem wird nicht so sein! Gleich steh' ich Dir und Deinem Hause an Geburt; ich bin jung, die Welt öffnet sich mir, eine weite Flur mit verschiedenen Blumen, und jeder Morgen kann ein Glück mir bringen. Neue Länder steigen in blauer Ferne aus dem Meere auf; dort liegen tief verschleiert in dem Schooße der Erde goldene Schätze, und Perlen bietet das Meer dem kühnen Taucher. Dort wohnen wilde Völker, und unsere Krone braucht wohl manchen kühnen Arm, bedarf manches jugendlichen Muthes, denn blutige Kämpfe giebt es dort zwischen uns und jenen Wilden. Hin, dahin will ich ziehen, und mein Arm, mein feuerkühner Muth sollen mir erwerben, was mir hier das feige Glück versagte.

Und dann?

Dann kehre ich zurück, reich und mächtig, trete hin vor Deinen Vater und fordere Deine Hand.

Wenn ich vermählt schon bin! denn in acht Tagen soll ich dem Marquis meine Hand reichen.

Bei Gott! rief Louis aus, die Zeit drängt furchtbar. Doch es sei; morgen trete ich vor Deinen Vater hin, und was ich noch nie gethan, demüthigen will ich mich vor ihm, zu seinen Füßen knieen und ihn anflehen, nicht daß er Dich mir gleich vermähle, nein, um Aufschub will ich ihn bitten; nur zwei kurze, kurze Jahre sollst Du meiner harren, und komme ich dann nicht wieder, dann sollst Du frei sein, und meiner vergessen, — wenn Du kannst.

Katharina sank leise weinend an seine Brust, da flog der erste Streif der purpurnen Morgensonne am Horizonte hin, sie mußten scheiden. Leicht sprang er wieder über die Mauer, bestieg seinen Kahn, und ließ ihn ruhig über leise kräuselnde Wellen dahingleiten, nicht so schnell, als er herangerudert war.

Weit offen standen die Thore des Palastes der Grafen von Atayde, offen jedem Bittenden, offen jedem Helden, der der Krone Portugal seinen Arm anbieten wollte. Es war um die Mittagsstunde, als ein junger Mann in schwarzer Kleidung durch die Hallen des Palastes in den Audienzsaal des Grafen ging. Veilchenblaue sammetne Puffen quollen aus den Schlitzen der Aermel, ein schöner Spitzenkragen ließ den kräftigen Hals sehen, und auf dem schwarzsammetnen Barette wiegten sich in stolzer Ruhe ganz blendend weiße Straußfedern. Die Spitze des Mantels um einen Arm geworfen, wartete er ruhig im Audienzsaale. Kein Supplikant war mehr im Saale, der Graf trat heraus aus seinem Kabinette, und wollte sich entfernen, da erblickte er den einsam stehenden jungen Mann und trat freundlich zu ihm heran. Was wollt Ihr, guter Freund? fragte er. Sagt es mir.

Herr, antwortete der Jüngling, was ich Euch zu sagen habe, ist nicht des Staates wegen, es betrifft Euch und mich.

So? mein junger Freund! antwortete der Minister, nun, so kommt in mein Gemach.— Hab' ich des Staates Dienst schon versehen, so darf ich auch wieder Vater sein.

Die Thüren des Gemaches schlossen sich hinter ihnen, und der Graf winkte leutselig dem Jüngling, sich auf einen Stuhl niederzulassen, als dieser ernsten Angesichts das Lockenhaupt schüttelte und sprach: Herr, Ihr seid so gut und gnädig gegen mich, und dennoch fürchte ich, wird Eure Güte in Zorn sich verwandeln, habt Ihr meinen Worten Euer Ohr erst geliehen.— Ich nenne mich Louis de Camoens!

Der große Sonettendichter? rief der Graf freudig aus. Der Dichter, dessen Lieder wunderherrliche Klänge mir sanft schmeichelnd an mein Ohr geschlagen, der Sohn des tapfern Simon Vaz de Camoens? Bittet, bittet, junger Mann, und was in meiner Macht steht, und meinem ritterlichen Wort nicht widerstreitet, ich will es Euch gewähren.

So verzeiht mir auch, rief der Jüngling in Entzückung zu seinen Füßen stürzend, verzeiht mir, wenn mein Wunsch höher ist, als Ihr es vielleicht denkt, wenn ich einen Gegenstand zu erhalten wünsche, viel zu hoch für einen armen Jüngling. Herr, hört mich gnädig an: ich liebe Eure Tochter, liebe sie mit der Gluth eines Mannes, der Alles für sein höchstes Glück wagen will, der die Kraft in sich fühlt, sich aus den Fesseln, die ihn umschlingen, zu befreien, den nichts von Euch entfernt, als Armuth. Darum gebt mir nur ein freundliches Wort des Trostes, und ich fliege hin, wo der Ganges seine heiligen Fluthen wälzt, erwerbe mir dort Reichthum und Ehre, und wenn ich wieder zurückkehre und Alles zu Euren Füßen niederlege, sagt Herr, o sprecht, darf ich dann hoffen?

Nein! sagte der Graf bestimmt und ernst.

Nein? wiederholte der Jüngling betreten, und wich einen Schritt zurück.

Nein, mein junger Freund, sprach der Graf. Ich versprach Euch, was in meiner Macht steht, und meinem ritterlichen Wort nicht widerstreitet! ich halte es! Bittet um eine Gnade, aber meiner Tochter Hand kann ich Euch nicht geben, und wollte ich auch, denn feierlich ist sie bereits verlobt.

Wie ein Donnerschlag traf dieses den Unglücklichen, er wankte und hielt sich nur mit vieler Mühe aufrecht, und als er sich draußen auf der freien Straße befand, die frische Luft ihn anwehte und die heißen Wangen kühlte, da fühlte er sich im Schmeichelwahn, er habe sein Unglück nur geträumt, an den Kopf, sah sich nach allen Gegenden um, und ging endlich trauernd seiner Wohnung zu. Dort ergriff er seine Laute, den einzigen Freund, der gutgestimmt ihm immer Antwort giebt, und suchte in ihren Tönen Trost für das verlorne Glück.— Aber es schlich nicht in seine Brust der gutmüthige Junge, der Trost, und wie der Mond, der bleiche Liebesbote heraufkam, bestieg er seinen Kahn, und ruderte stromaufwärts.

2.

A. Er muckt noch?
B. Singe ihm eins zur Schmach?
Göthe.

In einer gemeinen Herberge zu Lissabon saßen mehrere junge Leute, gewaltige Kannen neben sich, und spielten mit großem Geräusch ein Kartenspiel. Da ist meine Herzkönigin, rief Einer aus, ein Bursche wie ein ausgeweideter Häring, so lang und mager und mit so kleinem Kopfe.

Seine Herzkönigin, lachte Einer mit schwerer Zunge. Sancta Katharina ora pro nobis!

Viva Katharina de Atayde! brüllte der ganze Haufe nach und stieß die Kannen an einander, daß die leeren Räume dumpf hallten, und der Wein darin zu schäumen begann.

Dank Euch, dank Euch, sagte der Herzkönig. Ich habe jetzt mein Schäfchen schon im Trocknen, vorgestern ist sie mir zugesagt worden, und wie ich sie so schön gesehen, ist mir's doch wirklich wunderbar um's Herz gegangen. Ich habe mir vorgenommen, nicht mehr ein so arger Geselle zu sein, der den ganzen Tag in solcherlei Spelunken herumschnauzt, auch nicht mehr so stark zu trinken. Zum letzten Male stoßt an, Brüder! lallte er mit sinkendem Haupte, während seine vor Trunkenheit bleischwere Hand nicht mehr den Kopf unterstützen konnte, und dieser widerholt auf den Tisch sank.

Viva Katharina! sang der ganze Kreis.— Ihr Freunde, hört etwas Neues! rief pathetisch ein junger Mann, der eben zur Thür hereintrat. Pedrillo, der Kammerdiener des alten Grafen Atayde, hat mir eben vertraut. — Ihr wißt ja, dies Volk ist das dritte Ohr ihrer Herrschaft — daß heute der junge Camoens um die Mittagsstunde bei dem Grafen war, und, rathet einmal, was er dort wollte?

Ein Amt, ein Amt! denn der Bursche hat weder zu beißen noch zu brecken, schrie der Eine. Ein Amt? sagte ein Anderer; nein, zu bitten ist so ein Junge zu stolz. Seine Gedichte wird der Narr gebracht haben, um den Grafen zu bitten, die Widmung anzunehmen.

Fehlgerathen! fehlgerathen! Alle habt Ihr fehlgerathen! Ganz etwas Anderes hat er verlangt, es ist, es ist, hört! hört! des Grafen Tochter.

Des Grafen Tochter? riefen die Schlemmer alle in einem Athem. He, Bueykastello! höre! wach auf! Dich geht die Sache auch an. Deine Dir vorgestern versprochene Braut! rief Einer indem er den Schlafenden beim Arm packte, und ihn zu ermuntern suchte.

Ihr Geld hat er auch verlangt? fragte der Schläfer auftaumelnd, und mit zuckenden Augenliedern herumschauend.

Nein, Du stets gefüllter Weinschlauch, lachte der Bote ihm ins Gesicht, nur sie, nicht ihr Geld.

Meinetwegen, lallte theilnahmlos Buenkastello, indem er sich mit der Hand an den Tisch stemmte. Aber, rief er matt, und fuhr sich mit der Hand in die Haare und reckte sich dehnend alle Glieder aus, strafen möchte ich den Burschen gern, daß ihm solch Ding auf immer vergehen sollte. Gieb mir Wasser, rief er dem Diener zu, der eben durch das Zimmer ging, gieb mir Wasser, Du kahlköpfiger Jude!

Bin ein guter Christ, Herr! sagte ernst der Diener. Mehr denn 200 Jahre ist in unserer Familie schon das Christenthum einheimisch. Ich bin ein guter Christ, Herr!

Hol Euch der Teufel Alle, Dich und die Deinen! polterte der Trunkene heraus. Ihr seid gute Christen und treibt Euren Herensabbath — —

Herr! sagte aufgeregt der Diener.

Du willst drohen? schrie Buenkastello, sieh Dich vor, daß ich Dir nicht meinen Dolch durch die Gurgel jage, Du — — Seinen Freunden fiel er rücklings in die Arme.

Bringt mich nach Hause, meine guten Jungen, sagte er schmeichelnd zu seinen Freunden. Bringt mich nur fein behutsam nach Hause; muß mir das Trinken doch abgewöhnen, hol' der Teufel alles Saufen und alles Ka – ar — tenspielen!

Obgleich es zur damaligen Zeit in dem verderbten Lissabon eben nichts Seltenes war, einen Betrunkenen über die Straße taumeln zu sehen, so gebrauchten doch Buenkastello's Freunde Vorsicht, ihn durch enge und entlegene Gassen auf Umwegen in sein Quartier zu bringen.

In einer engen dunklen Straße, meistens aus kleinen einstöckigen Häusern bestehend, waren in einem Hause, im ersten Stockwerke, das sich kaum anderthalb Mannshöhen über die Erde erhob, die Fenster offen, und ein sanfter, Wehmuth athmender Gesang quoll heraus. Horchend blieb Buenkastello vor dem Hause stehen. He! Meister Sänger, rief er endlich, macht Eure Thüre auf, und laßt ehrliche Leute in Eure Stube hinein, daß sie Euch in der Nähe bewundern.

Komm nach Hause! riefen seine Freunde ihm zu, ihn bei den Händen fortziehend.

Ei warum? rief er lachend, seine Augen begannen zu funkeln, und seine Wangen rötheten sich immermehr! Ei, warum denn?

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
„Der bleibt ein Narr sein Leben lang.“

Und läßt der Singvogel da oben mich nicht in sein Nest, so will ich mir selbst schon hinein helfen.

Wer lärmt da unten? fragte eine ehrwürdige Matrone, indem sie das graue Haupt zum Fenster hinaussteckte. Geht mit Gott und in der allerheiligsten Jungfrau Schutz, ihr lieben Leute, und störet meinen jungen Herrn nicht.

Ei grüß' Dich Gott, Du alte Hexe, äffte Buenkastello ihr nach. Hast Du bei Deinem jungen Herrn vielleicht auch so ein junges Lärchen von Dir, das jetzt nach seiner Pfeife tanzt? Mit unmäßigem Gelächter unterbrach er sich selbst.

Geht nach Hause, Herr! Gebt kein Aergerniß dem Volke, es ist heller Tag, u. in Eurem Kopfe hat schon längst der Wein sein Nachtquartier aufgeschlagen.

Was? Du willst mir predigen? schrie Buenkastello, und suchte sich von seinen Gesellen, die ihn an beiden Armen zurückhielten, loszureißen. Es gelang wirklich. In dem Augenblick verschwand die Matrone vom Fenster, und wie Buenkastello gegen das Haus losstürmte, öffnete sich die Thüre, und heraustrat Louis de Camoens, seinen entblößten Degen in der Hand. Buenkastello fuhr beim Anblicke des Degens zurück. Was wollt Ihr hier? fragte Camoens, und trat auf die Schwelle der Thüre.

Was wir wollen? antwortete Buenkastello, und trat, ermuthigt durch des Jünglings friedliches Wesen, näher an ihn heran.

Bei Gott! Ihr sprecht wie der Bediente in Meister Gil Vincents Komödien: „Was wollt Ihr hier?“ O alltägliches Wort! Ich glaubte, Ihr würdet, wenn Ihr anders der Sänger seid, mit der Laute kommen, und vor uns singen und spielen, so aber tretet Ihr heraus, wie das Maulthier aus seinem Stalle, und fragt: Was wollt Ihr hier!

Habt Ihr noch etwas zu sagen?

Noch etwas soll ich sagen? Hab' ich nicht schon gesagt, was ich will? Singen sollt Ihr. Eure Laute anstrengen bis sie schwindsüchtig wird. Singen sollt Ihr.

Camoens wandte ihm den Rücken, und ging zurück ins Haus.

Was? der Bursche höhnt mich? schrie Buenkastello, zog brüllend vor Wuth seinen Degen; seine Freunde, die der Vorgang bisher nur belustigt hatte, warfen sich zwischen Beide.

Da erwachte der Zorn, den Camoens bis jetzt nur mit Mühe unterdrückt hatte, in ihm, er wandte sich gegen seinen Gegner, und indem er ihm den Degen vorhielt, rief er: „Zieh! wenn ein Stückchen Ehre in Deiner Brust wohnt, wenn sie nicht ganz untergegangen ist in den Strömen von Wein, die Du, Deinen Bauch nur pflegend, hinunterstürztest.

Buenkastello zog brüllend vor Wuth seinen Degen; seine Freunde, die der Vorgang bisher nur belustigt hatte, warfen sich zwischen Beide.

Wenn Ihr Portugiesen seid, auf Eure Ehre haltend, rief Camoens, so laßt mich mit dem Manne hier ehrlich meinen Streit ausfechten. Camoens nenne ich mich, schon manchen Helden hat mein Stamm dem Vaterlande gegeben, ich bin ihm ebenbürtig, darum richte jetzt das Schwert.

Lautlos schlossen die Freunde einen Kreis um die Kämpfer, nach zweimaligem Kreuzen der Schwerter stürzte Buenkastello, eine Wunde in der Brust, zu Boden. — Kaum war er gesunken, als am Ende des Gäßchens die Wache erschien, welche die Matrone in der Eile hatte herbeirufen lassen. Bei ihrem Anblicke zerstiebten Buenkastello's Gefährten, und in der allgemeinen Verwirrung wurde es Camoens leicht, aus der Straße hinaus, und in das benachbarte Haus eines Freundes zu schlüpfen, dem er sogleich vorgestellt zu werden verlangte. — Ein Diener führte ihn in das Gemach des Herrn ein, den er in eifrigem Gespräche mit einem Fremden an dem Tische sitzend fand. Vor Beiden lag eine Seekarte aufgeschlagen, wo der Fremde eben etwas nachwies. — Der Eintritt des Jünglings störte Beide in ihrer Unterredung.

Ei, sieh da! sagte freudig der Hausherr, indem er ihm die Hand bot. Was verschafft mir diese Ehre?

Ein bedeutsamer Wink des Auges, den Camoens ihm gab, zeigte, daß er ihm etwas Wichtiges zu sagen habe, aber gutmüthig antwortete der Hausherr: Sprecht nur frei heraus, vor Capitain Pedro habe ich kein Geheimniß, und dürfte Euch wohl dasselbe rathen.

Es ist aber von höchster Wichtigkeit! Mein Leben selbst steht auf dem Spiele! sagte etwas scheu der Jüngling.

Ei, desto besser, rief der Hausherr. Wenn er Euch einen Dienst erweisen kann, thut er es gern, und wäre es auch nur mir zu gefallen, nicht wahr, mein wackerer Capitain?

Wie sollte ich nicht? sagte der Capitain, ein schlichter, biederer Mann. Wem mein Freund hier die Hand reicht, wen er Freund nennt, der ist ein wackerer Mann, und da helfe ich, und sollte Hispanien sich auch und Inghilterra dagegen sträuben.

So hört denn, Ihr Herren, sprach Camoens leise, und zog sie näher an sich heran, er erzählte ihnen den Streit, den er eben gehabt, und wie er ausgegangen.

Das ist eine schwierige Sache, meinte sein Freund, nachdem Camoens seine Erzählung geendet, und fuhr mit der Hand nachdenkend über die Stirn. Ihr dürft nicht in Lissabon bleiben, nur eine schleunige Flucht kann Euch retten; denn ist der Verwundete, wie Ihr selbst glaubt, von hohem Stande, so wird kein Mittel gespart werden, Euch ausfindig zu machen, und aus den Händen des Blutgerichts rettet Euch nur Gott!

Aber wohin flüchten? rief Camoens.

Hört, junger Freund, unterbrach ihn der Capitain, da kann Rath werden. Mein Schiff liegt segelfertig im Hafen, um Mitternacht hoffe ich zu lichten, und meinen Schiffsschnabel, worauf schön geschnitzt das Bild der hochseligen Ines de Castro prangt, nach Indien zu richten. — Ist's euch gefällig, so machen wir die Reise in Gesellschaft, und trinkt ihr einmal die Luft der freien See, so soll Euch Niemand etwas anhaben.

Camoens stand sinnend.

Nimm an, mein junger Freund! nimm an! sagte eifrig der Hausherr. Das Glück ist Dir günstig. Nicht jeden Tag findest Du solche Gelegenheit, aus Portugal zu kommen.

Aber ich habe nichts bei mir, nicht Kleider, nicht Geld, Alles liegt bei mir zu Hause und— — er dachte an Katharina. Sollte er ohne Abschied scheiden?

Dieß mußt Du Dir holen, sagte der Hausherr; bei einbrechender Nacht kehrst Du zurück in Dein Haus, und holst Dir Alles.

Und dann, sagte der Capitain, hole ich Euch selbst bei diesem ehrenwerthen Herrn ab.

Camoens, von der Nothwendigkeit gedrängt, hatte eingeschlagen, der Capitain entfernte sich, und Camoens blieb bis zum Einbruche der Nacht in dem Hause seines Freundes. Doch sobald die Dunkelheit über Lissabon lagerte,

machte er sich auf den Weg nach seinem Quartier. In dem engen Gäßchen angekommen, sah er, wie Häscher seine Wohnung umstellt hatten, und jeden anhielten, der hinein- oder herausging, emsig Alles beguckend und bewachend. — Er merkte sogleich, daß man auf ihn warte, und zog es vor, durch ein Hinterpförtchen, das, wie er hoffte, nicht besetzt sein würde, ein- und auszugehen. Er machte den Umweg, und schlüpfte glücklich in seine Kammer.

Hier raffte er schnell seine Habseligkeiten zusammen, warf seine Laute sich um den Hals, und entfernte sich eben so geheim, als er gekommen war. Im Hause seines Freundes erwartete ihn schon der Capitain, und nachdem dieser ihn ersucht hatte, die Matrosentracht, die er für ihn mitgebracht hatte, anzulegen, schied Camoens mit Thränen im Auge von seinem geliebten Freunde.

Ein Boot harrte ihrer schon im Hafen; mit jedem Ruderschlage, der sie von der Stadt entfernte, dünkte sich Camoens freier, und als die Leiter vom Schiffe herabsank, das weite Verdeck sie aufnahm, und die Segel sich zu blähen begannen, fiel Camoens seinem edelmüthigen Retter um den Hals und dankte ihm in Worten der höchsten Rührung. „Nun, nun, es ist ja nicht so viel," sagte der treuherzige Seemann, und drückte ihm die Hand.

Das Schauspiel der aufgehenden Sonne aus dem Meere machte einen tiefen, erhebenden Eindruck auf den Dichter Camoens; es ward ihm klar, daß die schöne Mythe, der Sonnengott ruhe des Nachts im Arme der Meergöttin, von einem Seefahrer mußte erfunden sein. Er stand lange tief bewegt auf dem Verdecke, versunken im Anschauen der aufgehenden Sonne, die Anfangs wie eine Kugel von rothem hellen Golde an der scharfen Kante schwamm, wo sich der Horizont mit dem Meeresspiegel vermählt, wie Himmel und Erde immer heller und heller wurden, die lichten weißen Wölkchen des Aethers, wie ein Königskleid mit Purpur gesäumt erschienen, und endlich das Meer, das weite, erdumschlingende Meer dalag, lächelnd und glänzend, wie eine schöne Lilie, wenn der erste Morgenstrahl den Thau ihrer Blätter küßt; wie das Heer der Meerbewohner, die leichten Delphine, wach wurden, und das Schiff umgaukelten, als hätte während der Nacht die Gegenwart des Sonnenkönigs in ihrem Reiche ihnen Ruhe zugeherrscht. Begeistert von diesem Anblick, griff Camoens in die Saiten seiner Laute und dichtete ein Lied, voll jener unendlichen Sehnsucht und Liebe, welche in seinen Gesängen uns noch heute so mächtig ergreift. — Er hatte geendet, und merkte nicht, daß eine junge Dame, eine jener üppigen, strahlenden Gestalten, wie sie ein wärmerer Himmel erzeugt, an seine Seite getreten war. — Endlich störte ihn ein Geräusch aus seiner Entzückung, er bemerkte die Dame, deren glänzendes Auge unverwandt auf ihm ruhte, und, sich mit ritterlicher Galanterie gegen sie verbeugend, bat er um Verzeihung, nicht den Tönen seiner Laute früher Schweigen geboten zu haben, da vielleicht ein theurer Gedanke sie beschäftige, welchen er durch sein Lied gestört.

Nicht doch, erwiderte sie, ihn frei und mit jener siegenden Gewalt anschauend, der ein schönes Weib sich immer über die Männer bewußt ist; nicht doch, ich dachte an das ferne Heimathland und die Schwingen Eures Liedes trugen mich im Geiste hinüber und berührten Saiten meines Herzens, von denen ich glaubte, sie seien noch nicht reif zum Anschlagen.

So sprachen sie lange fort, bis die Stimme der Dienerin, die ihre Herrin suchte, diese von dem Reisegesellschafter trennte. Vom Capitain erfuhr Camoens ihren Stand u. Namen. Sie war die einzige Tochter des General-Gouverneurs von Indien.

3.

Mir fehlt ein Held.
Byron.

Gleich einem Schwan, der ruhig und schön, wie die Silberwolke den Aetherraum durchzieht, die Wasserfläche furcht, so zog das Schiff, welches Camoens und die Donna Maria trug, über die Spiegelfläche des Meeres dahin. Sie waren aber noch nicht die Canarischen Inseln vorbei, als sich eines Morgens etwas Dunkles, wie ein kleiner Punkt am Horizonte zeigte. —

Die Schiffsleute wurden darauf aufmerksam, und nach einer Stunde trat der Capitain aufs Verdeck, wo eben Camoens seine Laute im Arme, neben Donna Maria sitzend, von den Annehmlichkeiten der Reise sprach.

Lege Deine Laute weg, mein Junge, sagte der Capitain zu Camoens tretend, Du wirst bald ein ander Liedlein singen müssen.

Warum, Capitain? fragte Camoens und stand von seinem Sitze auf, während auch Donna Maria sich erhob, und dem Capitain, erwartend, ins Auge blickte.

Es ist nicht gut, davon zu reden in Gegenwart der Weiber, sagte verlegen der Capitain.

Sprecht frei heraus, sagte die Dame, ich bin so zärtlich nicht erzogen, habe manche Tigerjagd in Indien schon mitgemacht. Was giebt es, ist das Schiff leck?

Bis jetzt noch nicht, Gott sei Dank, sagte mit einem Anfluge von Lustigkeit der Capitain, aber wenn Gott es will, so schlafen wir heute Nacht nicht mehr auf meinem guten Schiff. Sieh, wie sie segelt, wie stolz und schön, leicht wie ein Flaum, die köstliche Ines de Castro, es ist jammerschade um das herrliche Tackelwerk, aber drei gegen eins, es ist nicht menschenmöglich.

Was denn? was? rief ungeduldig die Dame.

Seht Ihr dort am Horizonte die drei Punkte, erwiederte der Capitain und deutete darauf hin. Das sind drei Marokkaner, durch's Fernrohr sehet Ihr sie gut, zu erkennen an ihrem leichten Bau. Hei, seht die Schurken haben uns schon im Auge, und segeln gerade auf uns her. Sehet nur, hohe Dame, mit den Schelmen haben wir erst jüngst Frieden geschlossen, aber es ist der Teufelsbrut doch nicht zu trauen. Sie wollen uns den Wind abgewinnen, ich muß fort, schöne Dame. Was beliebt? wandte er sich zu Camoens, als dieser ihn rief.

Wie meint Ihr, Capitän? sagte dieser.— Ich hätte ein eigenes Plänchen, uns diese Hunde vom Halse zu schaffen, denn im offenen Kampfe — —

Da habt Ihr Recht, mein junger Freund, rief schnell der Capitain dazwischen, im offnen Kampfe kommen wir ihnen nicht bei. Es sind ihrer drei; sagt mir nur Euer Plänchen, aber schnell, schnell; ich muß Vorsorge treffen, daß wir sie wenigstens wohl empfangen, die hochgebornen Gäste. Camoens wandte sich zu Donna Maria und nahm Abschied von ihr; sie blieb sinnend, an das Geländer des Verdeckes gelehnt, stehen, und sah gedankenvoll den beiden Männern nach, die sich zum Steuerruder hinbegaben.

Habt Ihr Alles besorgt, Jungen? rief der Capitain seinen Matrosen zu. Die Lucken geöffnet? Ja! — Nun das ist gut. So können sie gleich unsern Kameraden, den Kanonen, ins Maul sehen, ob sie einen tüchtigen Hals haben. Die Waffenkisten geöffnet? Alles ausgetheilt? Die Pulverkammern wohl verwahrt?

Nun das ist brav! Jetzt geht, Jungen, und zapft ein Faß Xeres an und sauft Euch Kraft! Fallen wir in ihre Hände, so ist's doch besser, wir haben den Wein in unsern Bäuchen, als sie in ihren Schläuchen.

Ein Freudengeschrei der sich entfernenden Matrosen dankte dem Capitain. Nun, mein junger Freund, wandte er sich jetzt zu Camoens, setzt Euch zu mir her und sagt mir Euer Plänchen. Ihr Jose, wandte er sich zu seinem Lieutenant, nehmt das Fernrohr, und beobachtet genau die Heidenbestien. Nun, mein Junge, was hast Du für ein Plänchen?

Wie wäre es, sagte Camoens, wenn wir den Heiden die Pulverkammer anzündeten? Im ersten Kampfe dränge ich mich hinüber auf ein Schiff, und lege Feuer an die Thüre der Pulverkammer, zwei wackere Bursche thun desgleichen auf den andern Schiffen, dann drängen wir uns schnell zurück und ich glaube wohl, in dem Augenblicke, wo wir uns entfernen, fliegen die Heiden in die Luft.

Alles recht schön und klug ausgedacht, erwiederte der Capitain nachdenkend, nur hast Du zwei Sachen vergessen. Für's Erste sind nur Wenige auf dem Schiffe, und ich kann keinen einzigen Mann vielweniger drei entbehren; für's Zweite: wer steht Dir dafür, daß das Feuer nicht früher ausbricht, als wir losgeentert haben, und dann spediren wir uns selbst

noch in den Himmel. Mann gegen Mann müssen wir kämpfen, vielleicht, daß die Heiligen uns beschützen, und wir doch nicht untergehen.

Viel Bewegung bei den Feinden, meldete der Lieutenant.

Nun so dürfen wir auch nicht faul sein, sprach der Capitain, und stand auf. Bleibt Ihr da, Herr Lieutenant, und meldet mir gleich, wenn etwas Wichtiges passirt. Er ergriff Camoens beim Arm, und zog ihn mit sich fort. Sie fanden Donna Maria noch sinnend, an eine Brustlehne gelehnt. Nun, was ist es? fragte sie den Capitain, als er ganz nahe vor ihr stand.

Was es ist? Bis jetzt noch nichts, hohe Dame, aber bald wird es werden. — Ich hoffe, es wird ein heißer Tag; die türkischen Säbel, sind krumme Liebchen, die fallen gleich um den Hals; aber an Takt, hoffe ich, soll es uns nicht fehlen; so lange meine Kanonen nur ihren Baß brummen können, sollen sie nicht aufhören.

Also doch! rief das feurige Mädchen aus. Gebt mir einen Säbel, Herr Capitain! Ihr sollt nicht allein im heißen Kampfgewühl streiten. Gebt mir einen Säbel, Herr Capitain!

Mit nichten, hohe Dame, erwiderte der Seemann. — Ihr seid ein zu hohes Gut, als daß ich es zugeben sollte, daß Ihr am Kampfe Theil nehmet. Geht in die Cajüte zu Eurem Mädchen, und laßt uns am Verdecke.

Laßt mich seine Bitten mit den meinigen vereinen, edle Dame, fiel Camoens ein. Begebt Euch nicht in die Gefahr des Männerkampfes. Zu gräßlich wäre es, träte der Tod auch zu Euch mit seinen blutigen Armen.

Bei Gott! Ich meinte, Ihr dächtet anders von mir, rief in Unwillen Donna Maria aus: möge er hierher treten der Tod, denn er ist mir willkommen. — Nie will ich leben, wenn ich verachtet bin!

Verzeiht, Senhora! sprach Camoens hinzutretend, und ihre Hand ergreifend, nicht also meinte ich es. Ich Euch verachten? O Gott, nein! Aber Sorge um Euer Wohl ist es, was mich zwingt, Sorge im tiefsten Busen, denn wenn ich denke, daß Euch nur der kleinste Zufall treffen könnte, o Senhora, laßt mich nicht weiter sprechen.

Donna Maria schaute ihm forschend ins Auge, dann zog sie ihre Hand aus der seinigen und sprach: Capitain, ich gehe in die Cajüte.

Ach Gott! das Weibervolk will sich nur bitten lassen, am Ende thut es doch, was man will, sprach verdrießlich der Capitain. In demselben Augenblicke scholl es vom Sprachrohr: Der Feind, rechts vor dem Winde! Jetzt ist es Zeit! rief der Capitain, auf Deinen Posten, mein Junge! Gott mit uns! Eiligst ging Jeder davon, auf allen Seiten sammelte sich das Schiffsvolk auf seine Posten, und erwartete schweigend die Ankunft des Feindes, der mit vollen Segeln daher schoß.

Als der Feind nahe kam, bemerkte der Capitain, daß er wenig mit Geschütz versehen sei, und sogleich donnerte eine Salve aus allen Kanonen der Ines de Castro gegen den Untertheil der marokkanischen Schiffe. Der Capitän ließ sodann imer nur ein Verdeck losbrennen, hielt so den Feind in einem fortwährenden Feuer, und verhinderte so sein schnelles Herankomen.

Als während einer Pause sich der Rauch vertheilte, sah man die Frucht dieser Kanonade, die feindlichen Schiffe waren schon an mehreren Orten von Kugeln durchlöchert, und eines derselben begann merklich zu sinken.

Nun flog der Capitain, um den Eindruck des Angriffes für sich zu haben, schnell gegen die Raubschiffe heran, und während seine Kanonen wieder ihr zerstörendes Feuer begannen, ward der Donner des Geschützes von dem Geheule der Türken die zu sinken begannen, übertönt. In dem Augenblicke, als der Capitain, von Kampflust entbrannt, die Enterbrücke auf eins der feindlichen Schiffe warf, sank ein anderes vor seinen Augen zu Grunde. — Doch zu bald sah der Capitain die Folgen seiner Hitze ein, das noch übrige Schiff, legte sich, obgleich sehr beschädigt, an der andern Seite der Ines an Bord, und es begann der Kampf, der mit der größten Erbitterung geführt wurde, weil auf beiden Seiten Leben u. Freiheit auf dem Spiele stand. Camoens kämpfte an der Seite des

Capitain mit der größten Tapferkeit, als ihn das wüthende Jauchzen der Türken auf die andere Seite des Schiffes rief. Dort wankten schon die Portugiesen und Camoens sah sogleich den Untergang des Schiffs voraus, wenn dieser Posten gewonnen würde, weil die Türken dann durch das Schiff gedrungen, den Portugiesen in den Rücken gefallen und von ihren Raubgenossen vorn unterstützt, bald die Eroberung des Schiffes zu Stande gebracht hätten.

Auf seinen Befehl wurden die Türken durch ein wohlgenährtes Feuer zurückgedrängt, die Kanonen des untern Verdecks auf das obere gebracht, und unter dem Schutze dieser Kanonen begann er siegreich die Türken zu bekämpfen.

Da vernahm er einen Angstruf neben sich, er erkannte die Stimme, blickte um sich und sah Donna Maria mit einem jungen Mauren ringend. Mit gewaltiger Kraft riß er den Mauren von hinten zu Boden, und kniete ihm auf die Brust. Gnade! Christ! rief der Besiegte, und ich lohne es Dir reich!

Bist Du Befehlshaber? fragte Camoens. Der Sohn eines Scheiks! antwortete der Gefangene. Gnade! Gnade!

Wirf die Waffen weg! Der Maure gehorchte. Leiht mir eine Binde, Donna Maria! rief Camoens dem Fräulein zu, das todtenbleich und zitternd, an einer Wand stand. Leiht mir eine Binde, ich will dem Burschen da den Hals ein wenig schnüren, dann muß er seinen Leuten befehlen, die Waffen niederzulegen bis es uns belieben wird, sie ihnen wiederzugeben.

Sie reichte ihm zwei Binden, er schnürte ihm die Arme auf den Rücken, und legte eine Schlinge um seinen Hals, die bei dem geringsten Widerstande ihm die Kehle zusammenzog, und bestieg mit ihm das höhere Verdeck.

Hier trat er mit seinem Gefangenen bis an den Rand hin, daß es nur eines Stoßes bedurfte, um ihn ins Meer zu schleudern, und befahl ihm seinen Leuten Einhalt zu gebieten. Er that es, aber die Thränen, die aus seinen Augen strömten, suchte er vergebens zurückzuhalten, es war das erste Mal, daß er besiegt ward.

Das Schiffsvolk, als es seiner ansichtig ward, blieb erstarrt stehen, dann warfen alle die Waffen weg, stürzten auf ihre Kniee und baten in herzzerreißendem Jammer um das Leben ihres Gebieters. Camoens ließ sie auf sein Schiff hinüber steigen und von den jauchzenden Schiffsleuten im untern Raum einsperren.

Während dieses auf der linken Seite des Schiffes vorging, wüthete auf der Rechten noch immer der Kampf; der Sieg war zweifelhaft, denn hier stand der Capitain einer größern Anzahl von Feinden gegenüber, die von dem Vorgefühl des Sieges schon berauscht, sich freudig in das Häuflein der Portugiesen hineinstürzten. Gerade zur rechten Zeit kam Camoens mit dem Lieutenant und seinen Leuten dem Capitain zu Hülfe. Schon waren zwei Marrokkaner in das portugiesische Schiff gedrungen, hier warf sich der Capitain mit Camoens und dem Lieutenant den andern Andringenden entgegen u. trieben sie über die Enterbrücke zurück. In dem Augenblicke erhob sich ein frischer Wind, der Capitain benutzte ihn, ließ die Enterbrücke losmachen, und segelte pfeilschnell an den Marokkanern vorbei.

Die beiden Feinde, die in das Schiff gedrungen waren, wurden gebunden u. wohl verwahrt. — Gott sei Dank, sagte der Capitain, und wischte sich den Schweiß von der Stirne, dieß war ein tüchtig Stück Arbeit. Wie ist es Euch ergangen, Jungen? wandte er sich zu Camoens und dem Lieutenant, der sich auf den Boden ausruhend niedergesetzt hatte.

Seht Ihr das Schiff im Schlepptau, Capitän? sagte Camoens und zeigte auf das leichtgearbeitete Marokkanische Fahrzeug. — Das haben wir genommen, die Mannschaft liegt wohlverwahrt hier im Schiffsraum.

Was? schrie der Capitain vor Freude auf. Das habt Ihr genommen? Dafür ist Euch die hohe Admiralität Dank schuldig und der soll nicht ausbleiben bei Euch, Lieutenant Jose, beim heiligen Vincent, der soll nicht ausbleiben.

Dankend nickte der Lieutenant mit dem Kopfe, da erdröhnte die Luft wie von einem gewaltigen Donnerschlage, entsetzt blickte Alles

um sich, da zog eine weiße Wolke über die Wasserfläche hin, und wie der Wind den Rauch zerstreute, war das Meer bedeckt mit Leichnamen, Planken und Segeln. – Eine glühende Kugel war in die Nähe der Pulverkammer gefallen, hatte gezündet und endlich das Pulver ergriffen.

Gott sei den armen Schelmen gnädig, sprach ganz ruhig der Capitan und steckte seinen Degen ein.

Das eroberte Schiff ward mit neun Mann unter dem Kommando des Lieutenants besetzt und schwamm neben der Ines her; das Meer war ruhig, die Luft durchsichtig, und doch war in einer Stunde so viel geschehen.

Die Sonne sank wie eine Feuerkönigin im goldenen Mantel langsam hinab, ein leiser Wind strich über die Meeresfläche und kräuselte kleine Wellen, die harmonisch um das Schiff rauschten. Da saß Camoens an einer einsamen Stelle des Verdecks, und neben ihm Donna Maria.

Beide sprachen kein Wort, aber ihre Hand glühte in der seinigen, er schlang den Arm um sie und sie zuckte fieberisch am ganzen Körper, sie legte ihr Haupt an seine Schulter, und sah ihm mit brennendem Blick ins Auge.

Der Abend spannte seinen Liebesschleier über das Meer, vor ihren Augen schwamm die Unendlichkeit, der Himmel und das Meer, und darauf wandelten die Menschen, die guten liebenden Menschen, Jünglinge und Mädchen herzinnig verbunden, und über Allen schwebte eine strahlende Sonne, die ewige heilige Liebe! —

Unter Kanonendonner landeten die Schiffe beim ersten Sonnenstrahl des kommenden Tages auf Madeira.

4.

Mit welchen Hoffnungen hab' ich dieses Land betreten!
Ich suchte Glück, und finde Unheil nur.

Schiller.

Die Flügelthüren vom Gemache des General-Gouverneurs von Indien flogen weit auf, und heraus trat der Gewaltige, ein hoher, stattlicher Greis, dessen weißes Haar ein schwarzer Hut deckte, in der Hand eine Schrift haltend.

Ist Don Louis de Camoens hier? fragte er, als Alles bei seinem Eintritt in Schweigen versunken war.

Camoens trat hervor.

Kommt in mein Gemach, Don Camoens, sagte der Gouverneur mit väterlicher Milde.

Der Jüngling verbeugte sich und trat hervor.

Dies Schreiben, mein Sohn, begann der Gouverneur, indem er ihm das Papier zeigte, bespricht Deine Angelegenheiten. Es ist von unserm Könige ausgefertigt, der Dich nach Lissabon zurückberuft und mir aufträgt, Dich mit allem Nöthigen zu versehen.

Gott segne unsern hochherzigen König, rief Camoens im Ueberströmen seines Gefühls aus.

Der Abend kam, mit ihm das Volksleben der heißen Zone; dort, wo die Gluth der Tagessonne die Menschen zu erschlaffen scheint, regt sich am Abend erst das Gewühl, in der Dämmerung erwachen sie erst zum kräftigern Leben, gleich wie der Mensch im Tode erst in's neue Leben tritt. Durch die volksbelebten Straßen wandelte Camoens zum Palaste des Gouverneurs. Ueberall buntes Treiben, überall andere Menschen, andre Lebensarten. Da saß der gemüthliche Chinese vor seinem netten Häuschen, behaglich den duftenden Thee schlürfend, während seine Rechte einen gewaltigen Bambusstock über die Kinder schwingt, die vor dem Hause lärmend herumspringen.

Dort stand der Matrose, sein Mädchen tröstend, das weinend an seinem Halse hing, er sollte ja morgen absegeln! Hier gingen zwei wohlgenährte, untersetzte Männer mit starken, goldbeschlagenen Bambusstöcken in der Hand, auf und ab, im Voraus den Gewinn ihrer heimkehrenden Schiffe berechnend, während ein langer hagerer Mann eilig an ihnen vorbeistrich, dem Hafen zu, um zu sehen, ob das Schiff, an dem er einen kleinen Theil hatte, glücklich eingelaufen sei; und in einem Wirthshause, dessen Thüren weit offen standen, wurde gespielt und von manchem jungen Manne das sauer erworbene Vermögen des Vaters vergeudet. Camoens zog seinen rothen, mit schwarzen Quasten besetzten Mantel enger um sich und eilte durch das Gewühl.

Freundlich reichte der Gouverneur ihm die Hand, und ließ ihn neben sich sitzen.

Don Camoens, begann er, Ihr habt einige Zeit unter uns gelebt, ich kann sagen, bei mir gelebt; Ihr habt Euch große Verdienste um mich erworben, habt meine Tochter, mein einziges Kind, auf der Reise geschützt, wie ein ächter ritterlicher Portugiese; Sagt, womit kann ich Euch lohnen? sprecht selbst! Mein Arm reicht weit! Für eine Stütze seines Thrones hält mich Sebastian; ich will aber ein Verdienst mir bei Euch erwerben, sprecht, was wünscht Ihr? Das Höchste, was ich besitze, es sei Euer, wenn Euer Herz es wünscht.

Camoens blickte erstaunt dem Greise ins Gesicht, da öffnete sich die Thüre und Donna Maria erschien in derselben; die Blicke der beiden Männer begegneten sich, der Gouverneur schien in gespannter Erwartung und nur mit Mühe behielt Camoens seinen Gleichmuth bei; er sprach kein Wort. Der Gouverneur winkte wie unwillig, Donna Maria schloß die Thüre und verschwand.

Stolzer Mann! sprach der Gouverneur mit mildem Ernste, und trat nahe an Camoens heran. Soll ich mich denn vor Dir beugen? Dir anbieten, was Du verlangen solltest? Doch es sei, ich stehe Mann gegen Mann, ehren wirst Du mich wenigstens, wenn Du nicht mehr an mir thust.

Herr, sprach Camoens befangen zu ihm, stellt mich nicht auf eine so harte Probe. Der Stärkste wird zum Kinde in der Stunde der Versuchung, und Menschen sind wir Alle.

Ein Schiff liegt auf der Rhede, fuhr der Gouverneur fort, das morgen nach Portugal segelt, alles Nöthige wegen der Ueberfahrt ist schon besorgt, Du kannst Dein Gepäcke sogleich an Bord bringen lassen und dann Abschied nehmen von Deinen hiesigen Freunden. Jetzt mit Gott! — Er winkte ihm mit der Hand. Camoens entfernte sich, da rief ihm der Gouverneur noch nach: Heute Abend erwarte ich Euch, Don Camoens.

Louis ging. In seinem Busen lebte nur ein Gedanke, das theure Vaterland zu sehen; die Orte zu besuchen, wo er einst so gern verweilt; zu beten in den Hallen der Kirche zu Unserer lieben Frau, wo er Katharinen das erste Mal gesehen, die Worte ewiger Liebe, die ein Priester mit begeistertem Munde von der Kanzel herabströmte, in sein Herz aufnahm,—er dachte an den Ort, wo er Katharinen allwöchentlich gesehen, an ihren Lippen gelegen, in ihr Auge geschaut hatte; er dachte wehmüthig zurück und freute sich kindlich des Wiedersehens.

Da trat eine andere Gestalt vor seine Seele, er bebte, aber er erkannte sie an dem dunklen Haar, das aufgelöst auf die runden vollen Schultern niederwallte, an dem Auge, das Liebesgluthen strömte; er kannte das Bild, er gestand es sich mit Schrecken ein, er kannte Donna Maria.

Ein lauter Schrei erscholl im Nebengemache; der Gouverneur sprang erschrecken zur Thüre und öffnete sie, das Gemach war leer, dann trat er zurück, nahm vom Tische einige Papiere und reichte sie Camoens.

Nimm diese, sprach er, und gib sie dem König. Sie werden Dein Glück vielleicht begründen, wenn Du auch das meinige nicht begründen willst. Vielleicht daß wir uns heute das letzte Mal auf dieser Welt sehen, so lebe denn wohl, sei glücklich und denke manchmal an den alten Mann in Indien—und an seine Tochter.

Camoens war auf seinem Zimmer angekommen, er warf sich auf das Bett nieder, und machte seinem Schmerze in lindernden Thränen Luft. Da sprang die Thür auf und hereinstürzte ein feiner Knabe, warf sich vor Camoens nieder und ergriff seine Hand, die glühenden Lippen darauf pressend.

Nimm mich mit, Camoens! rief der Knabe in der höchsten Aufregung aus, nimm mich mit Dir nach Deinem schönen Portugal oder sei es eine Wüste, nur mit Dir, mit Dir!

Was willst Du, mein Knabe? fragte Camoens erstaunt, wer bist Du? Deine Stimme ist mir so bekannt.

Ist sie es Dir? rief der Knabe aus; o so flehe ich, daß sie Dir zum Herzen dringe, daß ich mit dem Worte schildern könnte, was mir im Busen lebt, daß auch Du es empfändest, vernichtet von der Gluth, die Du entzündet,

Ist's Wahrheit? Donna Maria? rief Camoens erschrecken. Was thatet Ihr? des Nachts in Knabengewand gehüllt, kommt Ihr in das Haus eines Fremden, werft selbst einen Hauch auf Eures Rufes hellen Spiegel! Um Gott! Donna Maria, was thatet Ihr.

Ihr möget Recht haben, Don Camoens, sprach Maria bussflehend, und sich wie nachdenkend das dunkle Haar von der Stirn streichend. Ihr möget Recht haben, daß Ihr so sprecht: sehe ich doch selbst ein, daß ich mit diesem Schritte aller Weiblichkeit entsagte, daß ich einen andern Pfad betreten wollte, als den ich bisher ging. Ich danke Euch, daß Ihr mir das umhüllte Auge noch zu rechter Zeit geöffnet, doch — sprach sie, sich kindlich an Camoens anschmiegend, erfüllt Ihr doch sein Begehren, denkt, ich sei ein Kind, ein zartes Kind, mit dem man Nachsicht hat; denkt, was Ihr wollt, nur erfüllet meine Bitte.

Wenn ich es thun kann und darf, gern, sprach Camoens, seinen Arm um sie schlingend.

Nimm mich mit Dir, mein Geliebter! flüsterte sie leise an seinem Halse hängend.

Ich kann nicht, Donna Maria! sagte Camoens ernst, ich darf nicht. Denkt an Euren Vater, der mir und Euch fluchen würde, denkt an das Leben, das Ihr hinseufzt, belastet mit dem Fluche des Vaters. Wollt Ihr, daß in Tagen des sonnigen Glücks sein Geist trauernd vor Euch aufsteige, wie er die weiße Locke sich zerrauft, und sie Euch als Brautschmuck in den Schooß wirft.

Haltet ein! — sagte sie erschüttert, und Thränen entströmten ihren Augen. — Doch kommt, kommt, Don Camoens, hinaus auf die Terrasse unseres Gartens, die Nacht ist sternenhell, keine schönere Scheidestunde kann es geben.

So darfst Du sprechen! erwiderte der Gouverneur, nicht ich! Ich habe heilige Pflichten zu erfüllen, bin Vater auch, und als Vater spreche ich zu Dir. Blickt hinaus, Don Camoens, auf die Hügel, die die Stadt umschließen, dort erheben sich herrliche Landhäuser mit ihren schlanken Säulen und flachen Dächern bis zu den Kronen der Palmen, die im ewigen Lenzesschmucke blühen, diese Landhäuser sind mein! Dies Alles hat mir Gott gegeben, ich danke ihm in stiller Demuth für das vergängliche Gut; doch Eins gab er mir, kostbarer als alle diese Schätze, es ist meiner Tochter Herz, dies ist ein Demant im Farbenschmucke hoher Schönheit, durchglüht von einem Feuer und dieses ist — Liebe für Dich.

Unglückseliger! rief Camoens aus und verhüllte sein Gesicht.

Warum nennst Du Dich unglückselig? fuhr der Gouverneur fort. Was tausend Andere wünschen, wonach sie fruchtlos sich sehnen, dies wirft das Glück Dir zu. Ihre Seele ist an die Deinige gekettet, risse ich das Band entzwei, sie stürbe hin, ausströmend ihrer ganzen Liebe Zauberquell.

Sprecht nicht weiter, flehte Camoens. O daß das Unglück mich doch von der Wiege schon verfolgt, daß ich, wie ein böser Geist, den Frieden Aller vergifte, selbst untergehend in meiner Leiden tiefem Meere. O Katharina, Katharina! Wess' ist der Name? fragte rasch der Gouverneur.

Ich will Euch Alles erzählen! sagte Camoens mühsam nach Fassung ringend. — In Lissabon, in meiner Vaterstadt, lebt ein Wesen, das ich anbete, das ich verehre, um derentwillen ich hier bin, die in diesem Augenblicke vielleicht schon mit einem Andern vermählt ist!

Nun ist sie vermählt, was hält Euch hier von Eurem Glücke ab?

Ihr kennt mich nicht! rief Camoens aus, kennt des Dichters Busen nicht! Ein Feuer darf nur erwärmen, eine Flamme ihn ewig durchglühen, im Wunderhain der Phantasie schweift sein Geist auf den Fittigen dieser Flamme, und was er liebet, was er schafft, dankt er seiner Liebeskraft. — In ewig heller Glorie muß dieses Bild vor seinen Sinnen schweben; darf er es besitzen, so ist er hochbeglückt, doch darf er es nicht, so tritt kein anderes an seine Stelle, in unnennbarer Sehnsucht schmilzt sein Geist dahin. Mir lebt ein solches Bild, ich darf es nicht besitzen, doch auch kein anders werde ich einst empfangen in meines Geistes Phantasien, der Dichter lebt und stirbt mit seinem Liebesglück.

Seht, Donna Maria, begannen Camoens, als sie auf der Terasse standen, deren eine Seite sich senkrecht auf den Meeresspiegel niederließ. Seht, Donna Maria, dies Land wolltet Ihr verlassen? Blickt gegen den Himmel auf, ist er nicht eine große Wiese mit tausend und tausend weißen Rosenknospen, und wandelt der Mond nicht oben so selig lächelnd wie eine Braut vor dem Tage ihrer Vermählung, wenn sie Rosen sich zum Kranze sucht. Seht diese Palmen an, die leise im Windessäuseln mit einander flüstern, ist's nicht, als wären es lauter Liebespaare, die ihr Leid und Freud sich jetzo eingestehen, und Gruß und Kuß sich zu winken in stiller Nacht?!

Ihr möget Recht haben mit Eurer Bildersprache, sprach das Mädchen leise und schüttelte das lockige Haupt. Doch auf mich wendet es nicht an, ich bin nicht Braut, daß ich mir Rosen sammelte zu meinem Hochzeitskranze, und flüsterte ich auch in stiller Nacht dem Geliebten meinen Seelenwunsch entgegen, so ist es doch nicht wie diese Palmen hier, daß er mir traulich Antwort winkte.

Sie legte den Kopf an seine Brust und sprach kein Wort. In seinen bebenden Armen lag das wunderschöne, üppig gebaute Mädchen.

Im h llen Auge, das schmerzlich zu ihm aufgeschlagen war, zitterten zwei große Thränen, köstlichere Perlen, als sie der Taucher von dem Meeresgrunde holt. — Er hätte sie gern weggeküßt, aber ein unnennbares Etwas hielt ihn zurück, wenn von Liebessehnsucht gezogen, er seine Lippen auf die ihrigen pressen wollte. Da ertönte das Rausch en eines Kahnes durch die Fluth und zur Laute sang eine Stimme:

Sterne, Sterne! Zauberkronen!
Euch vergleiche ich so gerne
Meines Mädchens schönster Zierde,
Ihrer Augen Wundersonnen.
Und ich kann's! denn Sterngefunkel
Blicket hell durch dunkle Nacht,
Meines Mädchens schöne Augen
Erleuchten meines Herzens Dunkel.

Einige Töne der Laute begleiteten dieses Lied. Donna Maria lag noch immer in Camoens Arme, und ihre Blicke hingen an einander, sie an den seinigen mit dem Ausdrucke der innigsten, feurigsten Liebe, während ein leiser Schmerz um seinen Mund spielte. Da erhob der Schiffer wieder seine Stimme und begann:

Wald und Wiese, Flur und Au
Blicken hell vom Morgenthau,
Und bricht gar erst die Sonn' hervor,
So scheint es gar ein Demantflor?
Herz, mein Herz, du bist die Au,
Doch netzet dich ein Thränenthau,
Die Demanten sind ja Sehnsuchtszähren,
Die meine todte Liebe ehren!

Die Demanten sind ja Sehnsuchtszähren, die meine todte Liebe ehren! so sang der Schiffer, sprach Donna Maria sinnend vor sich hin. — Habt Ihr es vernommen, Don Camoens.

Wie sollte ich nicht? antwortete dieser wehmüthig, schlug er doch eine Seite meines Herzens an, die nie aufhören wird zu beben und zu klingen, und deren letzter, herrlichster Ton in meiner Todesstunde tönen wird.

So denkt Ihr freudig zurück an Eure Liebe? sagte Donna Maria, ich kann es nicht, ich bin unglücklich geworden in den Augenblicken, wo ich meine Liebe zurückgestoßen sehe, und würde sie gern aus meinem Herzen verbannen, kann es aber nicht. Louis! wir stehen hier allein in der Nacht, kein Zeuge belauscht uns, als die ewige Liebe, die Du an jene Katharina verschwendest; schenke mir nur einen Funken jener Gluth, die Du an sie verloderst, nur einen Funken laß auf mich fallen! Ich liebe Dich mit aller Gluth meiner Seele, aber bei Gott, eben so sehr könnte ich Dich hassen, wenn ich mich auch jetzt noch zurückgestoßen sähe.

O Gott! rief Camoens aus, verlangt keine Antwort von mir.

Also nein! rief Donna Maria aufbrausend aus, besänftigte sich aber sogleich und sprach im zärtlichsten Tone: Sprich nicht so schnell das Nein; es ist eine schmale Brücke, dem Tode gleich. Kennst Du denn meine Liebe ganz, daß Du mich gleich verstößest? Ich will es nicht glauben. Nur ich allein kann sie kennen, mit all' ihrem freudigen Entzücken, ihrem herben Schmerze, nur ich allein kann das Zaubersiegel lösen, das sie verschließt, bis sie endlich

ausbricht in ewiger, nie zu stillender Gluth. — Darf ich Dir auch nich eigen angehören, so wie das Weib dem Manne, so laß mich dir folgen wie ein Diener, wie ein Sklave will ich zu Deinen Füßen ruhen und für Dich wachen, nur stoße mich nicht von Dir.

Donna Maria! sprach Camoens sich ermannend und mit Würde ihre Hand ergreifend — Ihr sprecht, wie ein Mensch im Rausche vom Tode spricht, nicht überdenkend des Wortes tiefe Hoheit; Eurem Herzen wollt Ihr folgen, wißt Ihr denn, ob dieser unstäte Magnet des weiblichen Sinnes den richtigen Nord Euch zeigt.

Mein Herz spricht wahr und rein, fiel Donna Maria ein, daß es keinen Anklang findet und dennoch Melodien hervorzulocken strebt, könnt Ihr darum es tadeln?

Ich tadle es nicht, fuhr Camoens ernst fort, denn ich weiß es wohl, daß Augenblicke uns beschleichen, wo der helle Menschengeist in Banden liegt. Aber ewig darf es nicht währen, aus seinen Fesseln muß der Geist sich reißen; denn nur das wahrhaft Heilige, das wahrhaft Wahre bleibt ewig. Es wird eine Zeit kommen, wo Ihr lächeln werdet am Arme eines liebenden Gatten über diese Stunde, doch bedenkt, Donna Marie, wer dann reiner dastehen wird, ich oder Ihr? Donna Maria ging sinnend bis an den äußersten Rand der Terrasse hin, Camoens folgte ihr.

Don Louis! sprach sie mit bitterem Ernste zu ihm aufblickend, Ihr versteht es wohl, mich zu demüthigen, macht meine Liebe in meinen Augen lächerlich! Don Louis! rief sie und hob die Hand gegen den Himmel, sprecht noch einmal, wollt Ihr mir angehören oder stoßt Ihr die L i e b e der Tochter dieser heißen Zone zurück.

In Portugal lebt meine Liebe! darf mein Herz in Indien sein? sagte er langsam. Will der Lebende mir nicht angehören, so soll es der Todte, schrie sie mit furchtbarer Geberde auf und stürzte den erschrockenen Camoens von der Terrasse ins Meer. Zischend schlugen die Wellen über ihn zusammen, sie aber sank leblos nieder.

5.

Nicht dem Mann, der ihrem Herzen
Ewig lieb und theuer war,
Reicht die Hand sie am Altar.

Ein Schauspiel.

So ist er endlich da, der Augenblick,
Und Karl darf diese theure Hand berühren,
. . . .
Und weiß er auch, wie reich er ist! Hat er
Ein fühlend Herz das ihrige zu schätzen.

Schiller.

Zu dem Portale der Kirche Unserer lieben Frau in Lissabon strömte eine ungeheure Volksmenge. Ganz Lissabon war voll der Herrlichkeiten, die heute bei der Vermählung der wunderschönen Gräfin von Atayde mit dem Marquis Miguel von Buenkastello sollten zur Schau gestellt werden. Tausende von Kerzen flammten in der herrlichen Kirche, die festlich behangen war, die hohen Harmonien der Messe durchzitterten die weite gewölbte Halle mit ihren Zaubertönen und die Herzen der Anwesenden schwellen begeistert bei den himmlischen Accorden der Musik. Da wandten sich Aller Augen dem Eingange zu, denn die Braut erschien, nicht in dem glänzenden Hell der Freude gekleidet, nein, ein faltenreiches schwarz sammetnes Gewand umschloß ihre schlanke Gestalt, die vollen üppigen Locken fielen auf den weißen Spitzenkragen, und ein kleiner Myrthenkranz schlang sich durch ihr Haar.

Neben ihr ging steif und hochmüthig Buenkastello; im weißatlassenen Unterkleide und den himmelblau sammetnen Mantel darüber. Ueber die rechte Schulter hatte er den Mantel geworfen, daß die silbernen Franzen, bis auf die Hand, die den Degenknopf gefaßt hielt, herab fielen. — Triumphirende Blicke auf das Volk werfend, schritt er neben der demüthigen Braut her. Als sie vor dem Altare standen und die Ringe tauschten, blickte der Vater der Braut tiefbewegt zum Himmel auf, seine Lippen zuckten nicht, doch in dem Blicke lag seine ganze Seele.

Auf ewig war Katharina mit einem Manne verbunden, der nie den geringsten Gnadenblick ihrer Neigung besessen. Mit ganzer Seele hing sie noch immer an Camoens, der beinahe schon zwei Jahre von ihr entfernt war. Sie

wußte nicht, ob er ihm treu geblieben in weiter Ferne, doch was kümmert dies die wahre Liebe?

In jeder Menschenbrust schläft ein Ideal der Vollkommenheit des andern Geschlechts; findet nun der Jüngling oder das Mädchen ein Wesen, das ähnlich ist seinem Ideale, so umfaßt er es mit allen Schlingen seines Gemüths und liebt im Wesen sein Ideal.

Vom jauchzenden Volke umwogt kehrt der Zug zurück in den Palast der Atayde. Was Indien und Europa nur Großes und Prachtvolles hergeben konnten, war hier zur Schau gestellt.

Reiche Teppiche bedeckten den Vorhof und die Treppen, über welche blühende Orangenbäume ihre grünen Arme sich reichten, und als es Nacht ward, erglänzten alle Räume vom Strahlenglanze der tausend Kerzen, die mit einem gewürzhaften Dufte Alles durchströmten.

Bei der Tafel saß der Bräutigam neben der blassen Braut, die heute so wunderbar schön war.

In laute Fröhlichkeit ergossen sich die Gäste, da trat ein Diener herein u. sagte Buenkastello etwas ins Ohr; lächelnd stand dieser vom Tische und folgte dem Diener. Im Vorsaale harrte ein Mann in einem Mantel gehüllt seiner. Don Buenkastello, sagte dieser leise zu ihm, man erwartet Euch, Alle sind versammelt, Ihr dürft nicht fehlen.

Närrchen! rief Buenkastello weinfroh dem Boten zu. Was fällt Dir ein? Heute Nacht soll ich zur Versammlung kommen? Bei Gott und St. Vincent, Ihr habt sonderbare Gedanken! Sage den Herren, morgen will ich kommen, aber heute! heute? nein! Er wandte sich um und ging lächelnd zur T a f e l zurück.

Eine Viertelstunde, und der Bote war wieder da.

Schon wieder hier? fuhr ihn Buenkastello an, können die geehrten Herren denn nicht ohne mich leben?

Herr! raunte ihm der Bote ins Ohr, ich bringe Euch jetzt nichts, als diesen Brief. — Buenkastello entfaltete ihn und las: „Bastaye fehlt, wir vermuthen Schlimmes, es ist Verrath im Spiele, komm, komm sicher! Du mußt kommen."

Ich komme nicht, und holten mich zwölf Teufel auch von hier. Sag' dies dem Herrn, der Dich hergesandt hat, rief Buenkastello aufbrausend dem Boten zu, der sich eilig entfernte.

Im großen Saale war Alles schon zum Tanze vorbereitet. Ritter und Damen waren in Reihe geordnet und als Buenkastello verdüstert in den Saal trat, kam der schönste milde Stern des Festes, die Braut, und reichte ihm, so erforderte es die Sitte, die Hand, um den Tanz mit ihm zu eröffnen. Vom Nebengemache schmetterten Trompeten und Pauken, zur Lust aufmunternd, herein; der Tanz begann und in schön geschlungenen Formen schwebten die Paare durch den Saal. Der Tanz ruhete einige Augenblicke, und auf ein Zeichen des Grafen von Atayde flogen die Flügelthüren des Gemaches auf, und zwölf Pagen traten herein, alle in goldgestickten weißen Sammetkleidern mit Fackeln in den Händen, und begannen den damals so beliebten Fackeltanz. Da erscholl von der Treppe ein Geräusch. Ein Diener trat herein und sagte dem Grafen etwas ins Ohr; der aber rief: Laßt nur herein, mir ist Jeder willkommen, der zum heutigen Feste kömmt. Macht die Thüren weit auf! Nur herein, herein, Ihr Herren! sprach er zu einem Haufen Masken, die mit Halblarven vor dem Gesichte, und in schwarzen, mit rothen Quasten besetzten Mänteln vor der Thür warteten. Die hohen Thüren öffneten sich und drei und zwanzig gleichgekleidete Männer traten herein. Der Graf faßte einen großen Pokal und brachte ihn als Empfangstrunk einem der neuen Gäste. Nach der Sitte der Zeit sollte Buenkastello dasselbe thun, aber er hatte kaum die Rothmäntel erblickt, als ihm vor Schrecken schier der Pokal aus der Hand gesunken wäre. — Er ermannte sich aber und trat, obgleich mit bebendem Schritt, zu einem der Angekommenen.

Wehe Dir! sagte dieser dumpf zu ihm. Wehe! daß Du nicht früher als wir Dich riefen, zu uns gekommen bist. Alles ist jetzt auf dem Spiele. Alles oder nichts!

Was sagst Du? rief Buenkastello zitternd. Alles oder nichts?

Vastava fehlt. Einer unserer Spione hat uns benachrichtigt, daß er ihn gestern gesehen habe, im eifrigen Gespräche mit einigen königlichen Offizieren. Es ist Verrath im Spiele, sag' ich Dir. Hier kann nur schnelles Handeln, schnelle Ausführung retten.

Verrath! stammelte Buenkastello und fuhr entsetzt sich in die Haare. — So helf' uns Gott! bei Menschen ist keine Hülfe mehr möglich!

Feigling! sagte der Andere leise, sich mit Verachtung von ihm wegwendend.

Wohl kannst Du sagen: Feigling! jammerte Buenkastello. Was soll aus meinem Weibe werden, wenn die Sache umschlägt? Mein Weib! mein gutes Weib! Ich kann es nicht denken, daß ich sie sollte unglücklich machen. Mein Weib! mein gutes Weib! rief Buenkastello, die Hände über den Kopf zusammenschlagend, als sie ein kleines Gemach betraten. Der Fremde warf Mantel und Larve ab, und zeigte ein jugendliches Gesicht, welches aber wilde Leidenschaften häßlich verzerrt hatten. Seit wann, sprach er mit verwundendem Hohne und stellte sich mit verschrenkten Armen vor Buenkastello hin, der auf einen Stuhl gesunken war und sein Gesicht verhüllte, — seit wann liebst Du Dein Weib so sehr? Mich dünkt, es ist die Zeit noch nicht gar lang verflossen, wo Du Dich lustig machtest und sprachst, Du wolltest dem Grafen seine Tochter schenken, wenn er Dir nur den Brautschatz geben wollte. Buenkastello stöhnte tief auf.

Und nun, fuhr der Fremde fort, nun auf einmal ist der Liebesteufel in Dich gefahren? O pfui und pfui und zehnmal Schande über uns, daß wir einem solchen Schwachkopf die Hauptrolle bei unserm Spiele gegeben haben, o pfui, pfui!

Laßt mich aus Eurem Spiele, flehte Buenkastello, laßt mich heraus, mir schwindelt davor.

Mit nichten, sagte ernst der Fremde, Du mußt bei uns bleiben.

Ich kann Euch nicht mehr rathen! jammerte der Zerknirschte.

Der Fremde lachte laut auf.

Ein Diener trat herein. Man vermißt Euch, Don Buenkastello, im Saale, meldete er.

Seufzend stand der Genannte auf und winkte dem Fremden, sich anzukleiden. Als sie aus der Thüre schritten, flüsterte der Unbekannte ihm noch ins Ohr: Der Dir die Wunde vor zwei Jahren beibrachte, der frühere Geliebte Deiner Frau, Louis de Camoens, ist heute von Indien angekommen. — Erblassend wankte Buenkastello in den Speisesaal. Hier hatte sich Alles, während man vom Tanze ausruhte, versammelt und verschiedene Gruppen hatten sich um die Rothmäntel versammelt, lose Maskenscherze mit ihnen treibend; aber auf einmal entfernten sich alle Masken, wie auf ein gegebenes Zeichen; die geladenen Gäste sahen sich erstaunt ob dieses sonderbaren Begebnisses an, und alle Blicke richteten sich jetzt auf Buenkastello, der theilnahmlos, und wie es schien, in tiefes Nachdenken versunken, an eine Fensterbrüstung gelehnt stand. Aufforderend ertönten die herrlichsten Tanzweisen, aber kein Paar ordnete sich, jedes Gespräch stand still, Alles schwieg, als hätte ein Zauberschlag die Gesellschaft verwandelt.

Zu dieser Zeit herrschte eine große Aufregung unter dem Adel. Die Krongüter, durch Kriege und kostspielige Unternehmungen verschuldet, waren in die Hände des Adels gefallen, und als der König sie endlich als unveräußerlich zurückforderte, gab es große Streitigkeiten. — Mehrere selbst vom höchsten Adel verschworen sich, den König aus dem Wege zu räumen, und endlich, als sie schon in Gefahr waren, verrathen zu werden, wurde der Streich fest beschlossen.

Es war acht Tage nach Buenkastello's Vermählung, als man einzeln mehrere, in rothe Mäntel gehüllte Männer in den Palast des Herzogs von Braganza schleichen sah. Endlich gegen eilf Uhr des Nachts mochten schon Alle versammelt sein, denn die weiten Thorflügel wurden geschlossen und die Diener lagen wohlbewaffnet auf der Lauer.

Im Familiensaale des Herzogs waren Alle versammelt; eine einzige Fackel erleuchtete den

weiten Raum, und wie Steinbilder saßen die Rothmäntel in einem Halbkreise umher; unter ihnen tief in seinen Mantel gehüllt, als schüttele ihn Fieberfrost, Buenkastello.

Es war eine lange tiefe Pause, da trat der Herzog ein. Alle erhoben sich, bei seinem Anblicke; er schüttelte ihnen ernst die Hand, und sprach:

„Ein schweres Werk haben wir begonnen, vielleicht daß uns die Nachwelt darob flucht, wir mußten's aber thun, deñ unseres Einkommens größter Theil fällt weg, wenn wir der Krone ihre Güter wiedergeben. Was gütliche Vereinigung thun konnte, haben wir angewendet, es war unmöglich, darum richte jetzt der Dolch.

Er hielt bei diesen Worten seiner Rede inne und schaute beobachtend Einen nach dem Andern an. Sie saßen unbeweglich. Es ist auf den Punkt gekommen, sprach er weiter, daß wir das Aeußerste wagen müssen; und es sei, denn Verrath lauert bei uns auf allen Ecken; der nächste Morgen kann uns Verderben bringen, drum zieht das Loos, wer den Dolch führen soll.

Eine schwarze marmorne Vase stand auf dem Tische, da hinein warf Jeder seinen Namen; der Herzog schüttelte und zog ein Papier heraus, entfaltete es, und las den Namen Buenkastello.

Der aber lag, vor Schrecken aller Sinne baar, auf seinem Stuhle; endlich erhob er sich, und leistete mit zitternder Hand und rollenden Augen, hoch in der Luft den blanken Dolch haltend, den Schwur: „Es sei!" rollte wie ein unterirdischer Donner durch die Versammlung.

Don Buenkastello, sagte der Herzog ernst und feierlich, morgen um die Abendstunde begebt Ihr Euch in des Königs Palast, und habt genau Acht, daß Ihr, ist die That vollbracht, Euch den Weg nach dem Tajo offen haltet, dort werden zwei der Unseren Euch erwarten, und währnd des Tumultes, der dann in der Stadt entsteht, eilen wir zum Palaste und bemächtigen uns alles dessen, wessen wir bedürfen. Was ist Euch? Ihr werdet blaß, Don Buenkastello! Da habt Ihr Wasser, kühlt Euch! Denn Buenkastello war in der That wieder zusammen gesunken, erholte sich jedoch wieder bald und reichte dem Herzog seine Hand.

Unverzagt! sagte dieser lächelnd und begab sich nach kurzer Verbeugung zurück in sein Kabinet.

Unter den Blumen ihres Gartens wandelte zur selben Zeit, das Haupt auf die Brust gesenkt, wie eine sturmgeknickte Lilie, Katharina von Atayde. Sie hatte seit zwei Jahren unendlich viel geduldet; Camoens war entflohen, ohne auch nur Abschied von ihr zu nehmen, sein Andenken war gebrandmarkt in Lissabon; denn Buenkastello hatte seine That ins häßlichste Licht gestellt; endlich, endlich nach sechszehn langen Monaten kam die erste Kunde von ihm zu ihren Ohren, denn mit dem Capitain, mit dem er hingesegelt war, hatte er einen Brief zurückgeschrieben, voll glühender Liebe, voll neuer Hoffnungsschwüre, aber sie mußte nach zwei Jahren Buenkastello ihre Hand reichen zu einer unglückseligen Verbindung.

Es war ein schöner, wunderschöner Abend, als sie wieder in ihrem Garten wandelte; die Luft war so rein, so durchsichtig, so wundersüß duftend, als wäre es der erste Kuß, den der Zephyr seiner Lenzesbraut giebt.

Eine bleiche liebeathmende Königin thronte der Mond am Firmamente und voll Lust und Liebesgluth flogen Sterne vom Himmelsdom hernieder und bargen sich im Blumenbusen. — Da erklangen bekannte Lautentöne vor der Mauer des Gartens. Katharina horchte hochklopfenden Herzens auf, ihr Mund war freudig halb geöffnet, der Fuß wollte von der Stelle schreiten und blieb gefesselt stehen, sie drückte die Arme gegen die stürmische Brust und flog endlich mit dem Ausrufe: Louis, mein Louis, zur Mauer, und in demselben Augenblicke lag Camoens auch schon zu ihren Füßen. Sie wollte ihn aufheben, konnte aber nicht; sprachlos sahen sie sich einige Augenblicke ins Gesicht, sie war froh und lächelte unter Thränen, die sich wie klare Himmelssterne von ihren Augenlidern losrangen.

In diesem Augenblicke möchte ich sterben, rief Camoens in Entzücken aus. Sterben und

aushauchen mein Leben, wie die Rose ihren Duft aushaucht in der Lüfte warmen Wellen. O sterben möcht' ich in diesem Augenblicke zu Deinen Füßen, es wäre der seligste Augenblick meines Lebens, denn keine Freuden blühen mir mehr auf dieser matten Erde. — Arm kehre ich zurück, ärmer als ich von Dir ging. Was ich damals träumte in der Jugend schwindelndem Gedankenfluge, es ist nicht geschehen, ich habe nichts gewonnen, Alles verloren. Sprich, o sprich, ist auch Deine Liebe mir entschwunden?

O nein! sagte Katharina, diese ist ewig wie der Himmel, in dessen Antlitz wir sie geschworen. Aber nichts darf ich mehr für Dich thun, als Deiner denken.

So komme ich zu spät, rief Camoens schmerzvoll aus und verhüllte sein Gesicht.

Seit acht Tagen bin ich vermählt, o daß ich es nie geworden wäre, denn was mir fürchterliche Träume vorgespiegelt, es ist wahr geworden, leider nur zu wahr. In Deiner Brust darf ich mein Geheimniß niederlegen, aber verwahre es tief, unendlich tief, daß es nicht Jeder wisse. Ich bin unglücklich!

Giebt es eine ewige Vorsicht! sprach Camoens langsam und vor sich starrend. Zwei Seelen, die treu an einander hangen, werden getrennt und beide sind unglücklich, und keine freut sich ihres Lebens; kann ich Dich preisen, ewige Vorsicht?

Es ist der Gottheit ewiger Rathschluß, sagte Katharina leise und legte ihren Arm auf Camoens Schulter. Kann des Menschen schwacher Wille ihm widerstreben? Bleibt nicht dem Menschen auch in des Lebens furchtbarstem Augenblicke der Götterstrahl, die Hoffnung übrig? und ist nicht die Hoffnung jene Sternenbrücke, die von der Erde sich noch bis ins Jenseits wölbt? spricht nicht ihr sanfter Engel mit Liebesstimme zum armen, erdengedrückten Menschen: Nur muthig ausgerungen, es lebt ein Gott, der es vergibt!

Dein Trost ist Frühlingsbalsam, rief Camoens aus, sie innig an seine Brust drückend. O es ist wahr, ein Silberblick des Lebens ist das Weib; nie strandet der Schiffer, der auf treuer Frauenliebe sicherem Bote fährt.

Ein leises Rauschen in den Zweigen des Strauches ward neben ihnen hörbar, sie bemerkten es nicht.

So flieht des Menschen Leben hin, sagte Camoens, ein kurzer Freudenstrahl ist seine Sonne, lange Leidensnacht folgt dann darauf; was wir lieben, müssen wir verlassen, mit bangem Schmerze vermählt das Schicksal uns; beneidenswerth ist der Knabe, der in der Wiege stirbt, er lernt das Leben mit seinem ungeheuren Schmerze nicht kennen.

Mein theurer Freund, sagte Katharine, ihn umfassend, mit ihrer reinen Liebe vollster Hingebung, laß diesen Gedanken in Deinem Geiste keinen Raum finden, nie darf das Unglück unserer Herr werden, denn diese Furie schwächt die edelsten feurigsten Geister, wirft sie zurück in die Nacht des Vergessens.

Nicht meinetwegen klage ich das Unglück an, rief Camoens. Ich bin dessen gewohnt. Doch Du, die, erzogen in des Glückes Schooß, in freudiger Hoffnung ihre erste Jugendzeit verlebte, Du, Du allein bist es, deren Unglück mir am Herzen naget, denn sind wir auch getrennt durch weltliche Gesetze, das Geistesband ist unzerreißbar, und erneut sich immer und ewig, gleich wie der Phönix neu belebt wieder aufsteigt, mag man auch noch so oft in Flammengluth ihn werfen.

O wehe, wehe! rief Katharina an seinem Halse hängend, wie kann eine Menschenhand unserer Seelen schönes Band zerreißen?

Sie kann es und wird es, schrie Guenkastelle, das Gesicht von Zorn entstellt, hervortretend. Ist das Deine Treue, heuchlerisches Weib? Lügen auch diese Züge?

Nicht Treue noch Liebe schwur ich Dir beim Altar, sprach Katharina, mit Hoheit vor ihn tretend. Kann ein Schwur, den man mit Gewalt erpreßt, Gültigkeit haben in den Augen der Gottheit, die des Menschen Herz kennt?

Dies sind Redensarten, womit Du die Schuld beschönigen willst. Ich werde Dich züchtigen, Dich und Deinen Buhlen.

Armer Prahler! sagte Katharina spöttisch, den Du meinen Buhlen nennst, er war es ja, der Dir vor zwei Jahren die Wunde beibrachte

wo Du sagtest, Du hättest Dich mit unerschütterlichem Muthe gegen ihn und mehr den zehn vertheidigt und seiest endlich nur der Uebermacht unterlegen.

Was? der ist jetzt hier? sagte Buenkastello zagend und wich immer zurück. Ich will ihm verzeihen, nur soll er mir aus den Augen gehen, der —

Sagt es ihm in's Angesicht, was Ihr zu sagen habt, sprach Camoens, aus dem Schatten der Laube hervortretend, doch schreiend entfloh Buenkastello, ohne ihn auch nur anzusehen.

Dieser Feigling Dein Gatte? sprach bitter lachend Camoens, aber Katharina antwortete ihm nicht, Thränen erstickten ihre Stimme.

6.

Sag' mir, worauf die Bösen sinnen.
Göthe.

Ha! welche Großmuth.
Casimir Delavigne.

Um die zweite Stunde der kommenden Nacht schlich sich eine Gestalt mit zagendem Schritte, und nach allen Seiten furchtsam herum spähend, gegen den königlichen Palast. Einige Schritte davon stellte sie sich unter den Vorsprung einer Mauer, holte tief Athem, und hüllte sich dicht in den rothen Mantel. Sie war kaum einige Augenblicke, so gestanden, so kam eine Gestalt in gleichem Mantel, den untern Theil des Gesichts davon verhüllt, daher. Die Gestalt an der Mauer rief den Andern leise an.

Warte Freund! Halt an! nur einen Augenblick.

Was willst Du? antwortete Camoens, denn er war der andere.

Wo gehst Du hin?

Ich gehe zum Könige, sagte Camoens ruhig.

Zum Könige? fragte neugierig die andere Gestalt. Willst Du uns vielleicht verrathen? Ha?

Verrathen? nein, was sollt' ich denn verrathen? Ich bin zum Könige beschieden und gehe also hin.

Zum Könige hin? Ei, da könntest Du ja es ganz leicht ausführen. Da nimm den Dolch! Ich hätte es zwar gern selber gethan, aber mir zittert die Hand. Da nimm den Dolch. Ich bin so krank.

Er drückte Camoens einen Dolch in die Hand, und als dieser sich umsah, war die Gestalt verschwunden. — Nachdenkend stieg er die breiten Treppen zu des Königs Gemächern empor, da hörte er seinen Namen rufen. Er wandte sich um und erblickte den Capitain Pedro.

Um Gott, Don Camoens! rief dieser aus und reichte ihm die Hand. Wie kommt Ihr daher? Bei meiner armen Seele, ich glaubte Euch in Indien unter einer großen Palme sitzen, oder bei einer Pagode stehen, und schöne Bajaderen betrachten. Um Gott! wie kommt Ihr wieder her?

Ein königlich Edikt, antwortete Camoens, hat mir Verzeihung zugesichert, und also kam ich denn daher. Doch von etwas Wichtigerm, Capitain! Sahet Ihr keine verdächtigen Bewegungen im Schlosse?

Verdächtige Bewegungen? sagte der Capitain erstaunt. Wie meint Ihr das? Doch haltet Ihr das vielleicht auch so wie ich für eine verdächtige Bewegung, draußen am hintern Schloßthore gegen den Tajo zu sah ich zwei Barken liegen mit fremder Mannschaft.

Habt Ihr es dem Könige gemeldet? fragte schnell Camoens.

Ich hab's, doch der junge Fürst lächelte darüber, und sprach: „Unter meinem Volk wohnt kein Verrath."

Und doch doch, ich fürchte es sehr, sagte Camoens besorgt.

Habt Ihr Beweise? rief hastig der Capitain.

Theilweise, sagte Camoens.

So, schnell zum Könige, daß wir es ihm mittheilen. — Rasch stiegen sie die hohen Treppen hinauf zu den Gemächern des Königs. Nachdenkend ging eben König Sebastian in seinem Gemache auf und ab.

Die Störrigkeit der Barone ward immer sichtbarer und in geheimen Zeichen that es sich kund, daß ein tief liegender Plan sie beschäftige.

Ein Kämmerling meldete Camoens und den Capitain. Sie traten ein. — Seid mir willkommen, Camoens! auch Ihr, tapferer Capi-

tain, rief der König den Eintretenden entgegen. Habt Ihr Euer neues Gedicht mitgebracht, Don Camoens? fragte er weiter.

Wohl, mein König! sprach dieser, doch auch etwas Anderes noch, vielleicht von hoher Wichtigkeit für Eure Majestät! Und das ist? fragte der König erstaunt. Camoens zog den Dolch hervor. Der König betrachtete ihn ohne das geringste Zeichen des Schreckens.

Ein Fremder, in einem gleichen Mantel wie ich, sprach Camoens, gab mir ihn in der Nähe des Palastes, als ich hinaufging; wohl mochte der Elende nicht den Muth haben, ihn zu führen, denn er sprach von Zittern der Hände, und gab ihn mir.

Gedankenvoll stand der König da, endlich wandte er sich zu dem Capitain: Bringt Ihr mir auch dergleichen Botschaft?

Nicht gleiche, sagte dieser, doch wohl in eine Spitze mit dem Dolche laufend. An der Seite des Schlosses, die gegen den Tajo steht, sah ich zwei wohlbemannte Barken liegen, nicht ähnlich den Lustfahrzeugen Eurer Majestät.

Kennt Ihr das Meisterzeichen an diesem Dolche, Ihr Herren? sagte der König nach einer Pause, als er aufmerksam den Dolch betrachtet hatte. Beide betrachteten die Figuren, keiner kannte sie. Der König schellte, ein Kammerdiener trat ein.

Ruf mir meinen Waffenmeister, gebot der Fürst. Bald erschien der Gerufene.

Was hat sich begeben, daß Ihr in später Nacht Euern Diener vor Euch ruft? fragte zitternd der Waffenmeister.

Kennst Du dieses Zeichen? fragte streng der König, indem er dem Bebenden den Dolch vor hielt.

Ich kenne es, erwiederte erblassend der Waffenmeister, es ist meines Bruders Zeichen.

So laß ihn kommen, schnell laß ihn kommen! — rief der König in höchster Aufregung aus.

Ist das Dein Zeichen? rief er dem Eintretenden zu, ihm den Dolch vor die Augen haltend.

Mein Zeichen ist's, König! sprach der Waffenschmied.

Wem hast Du den Dolch verkauft?

Ich weiß es nicht, sprach ruhig der Mann.

Du weißt es nicht! rief entrüstet der König aus.

Sprich Wahrheit, sagte Camoens, es hängt Wichtiges daran!

Ich weiß es nicht, rief halsstarrig der Mann.

So laß ihn foltern! schrie wüthend der König. Die Wache trat ein.

Gnade! Herr! rief des Königs Waffenmeister, und stürzte zu seinen Füßen. Er mag bekennen und frei ausgehen, sagte etwas milder Sebastian.

Nun denn, ich traue Eurem königlichen Worte, sagte der Mann. Den Dolch und noch 21 andere kaufte bei mir vor vierzehn Tagen der Herzog von Braganza und der Marquis von Buenkastello.

In später Nacht klopfte eine Faust an des Palastes der Atayde eherne Thore.

Wacht auf, Ihr Schläfer! wacht auf, Don Buenkastello! schrie ein Mann immer, bis ein Diener das Thor öffnete und der Schläger in das Haus drang.

Der Diener wollte ihn zurückhalten; aber flehentlich bat der Mann: führt mich zu Buenkastello um der heiligen Jungfrau Willen, führt mich hin, guter Freund, es hängt ein Menschenleben daran.

Das geht schwer, sagte kopfschüttelnd der alte Diener, da würde die Herrin auch geweckt, und die aus dem Schlafe reißen, — — Camoens, denn er war der Fremde, stand nachdenkend einen Augenblick, und fuhr in tiefem Sinnen sich mit der Hand über das Gesicht; endlich wandte er sich wieder zu dem Diener: Sage Deinem Herren, der Herzog von Braganza sendet mich, ich hätte ihm wichtige Nachricht mitzutheilen. Eile, guter Freund, denn an jedem Augenblick hängt ein Centnergewicht, das den Verlornen zu Boden zieht.

Der Diener ging. Gedankenvoll lehnte sich Camoens an eine Säule der Thorhalle. Nach wenigen Augenblicken stürzte Buenkastello, im Nachtgewande, ein Licht in der rechten Hand, die Treppen hinunter; mit allen Zeichen des Schreckens folgte ihm der Diener.

Wer ist der Bote! was ist die Nachricht? schrie Buenkastello schon auf der Treppe. Camoens trat ihm entgegen. Der Bote bin ich; die Nachricht hören, stählt Eure Ohren mit Muth.

Trittst Du mir denn überall entgegen, mein böser Geist, schrie Buenkastello, einige Schritte zurücktaumelnd auf, als er Camoens erblickte.

Nicht als Euer böser Geist komme ich in diesem Augenblicke, sprach Camoens ernst. Flieht, Don Buenkastello flieht! Euer ganzes Spiel ist verrathen, der Herzog von Braganza in diesem Augenblicke vielleicht schon gefangen, und die Häscher nach Eurem Hause schon in Bewegung.

Gebt mir Aufschluß, stammelte Buenkastello erbleichend.

Dazu ist nicht Zeit jetzt, mag es Euch genügen, daß Ihr einem Falschen Euren Dolch gabt.

Wehe mir, so bin ich verloren! rief Buenkastello, an eine Säule sinkend.

Noch nicht, sagte Camoens hastig, aber wenn Ihr den Muth verliert, so seid Ihr es.

Ihr müßt fliehen.

Aber wie? schrie Buenkastello verzweiflungsvoll auf.

Seid Ihr zu schwach, Euch jetzt zu rathen, warum treibt Ihr solch gewagtes Spiel? sagte Camoens mit bitterm Vorwurf.

Mach' mich nicht wahnsinnig mit Deiner eisigen Kälte, rief Buenkastello wüthend aus, und fuhr sich mit den Händen in die Haare. Mach' mich nicht wahnsinnig mit Deinem höllischen Spotte über das Vergangene. Hilf! rathe jetzt, oder ich erwürge Dich mit diesen meinen Händen.

Und besteigt das Schaffot, ladet ewige Schmach auf Euer Haus und auf Eure unschuldige Gemahlin! sagte Camoens ruhig, ihn mit verschränkten Armen ansehend.

Meine liebe Gattin? sagte Buenkastello dumpf. — Du hast die Ferse des Achilles getroffen.

Licht ward die Treppe, zwei Pagen erschienen mit silbernen Armleuchtern und hinter ihnen schritt hoch und ernst, wie ein Pallasbild aus früherer Heidenzeit, im reichgefalteten weißen Nachtgewande, Katharina.

Wer stört noch in später Nacht des Hauses Stille? sagte sie in ernstem, strafenden Tone noch auf der Treppe.

Auch das noch, rief Buenkastello, als er sie erblickte.

Spricht der Wein aus Euch, so legt Euch zu Bette, und verschlaft den Rausch, sagte sie, ihn mit der Hand zum Fortgehen winkend, da stürzte Buenkastello jammernd zu ihren Füßen, und stöhnte ihre Kniee umfassend:

Rette Du mich, rette mich! sonst bin ich verloren.

Forschend schaute sie ihm ins verstörte Antlitz und sprach mit stolzer Hoheit: Gebt Ihr mir Aufschluß, Don Camoens, was spricht aus ihm? Habt Ihr eine Botschaft gebracht, die ihm auch den letzten Funken seiner Mannheit raubt?

Donna, sprach Camoens erstaunt über diese Anrede, nicht für Euer Ohr ist diese Kunde.

Schwacher Mensch, fiel sie ihm mit tiefem Hohne in die Rede, weil Ihr das Weib nach Eurem Maßstabe messet, erscheint es Euch klein; sagt an, welche Kunde brachtet Ihr meinem Gatten?

Camoens erzählte sie ihr.

Eine Weile stand Katharina sinnend, dann ging sie rasch zurück in ihre Gemächer.

Wehe! wehe! sie verläßt mich! rief Buenkastello aus, und wollte ihr nacheilen, Camoens aber hielt ihn zurück.

Seid Ihr ein Mann, Buenkastello? flüsterte er ihm in's Ohr. Denkt selbst auf Eure Rettung, wenn sie Euch verläßt.

Die Treulose, stöhnte Buenkastello.

Flucht Ihr nicht! sagte Camoens, vielleicht daß sie in demselben Augenblicke auf Eure Rettung sinnt.

Don Buenkastello! rief Katharina auf der Höhe der Treppe hinab in den Säulengang. Don Buenkastello, kommt herauf! Auch Ihr, Don Camoens!

Die Gerufenen gingen hinauf, Katharina führte sie in ihr Gemach. Auf einem Stuhle lag ein Frauenkleid, in der Hand hielt sie einen Brief.

Werft Euch in dieses Kleid, sagte sie zu ihrem Gatten, und bringt diesen Brief dem hochwürdigen Pater Eusebius von den Dominikanern. Euch, Don Camoens übertrage ich, daß Ihr ihn sicher dahin geleitet.

Engel des Himmels! rief Don Buenkastello, und stürzte zu ihren Füßen, wodurch verdiente ich dieses?

Kleidet Euch an! sagte sie streng und kalt, die Zeit verrinnt.

Nicht Euretwegen that ich es, ich that es wegen der Ehre meines Hauses; kein Zweig des bis jetzt unentweiht gewesenen Stammes Atayde soll auf dem Schaffot verbluten! Kleidet Euch schnell an!

Dies sprechend half sie ihn selbst ankleiden, warf einen schwarzen Schleier über sein Haupt, drückte ihm den Brief in die Hand und geleitete ihn bis zur Thüre. Dort wandte sie sich zu Camoens und ergriff seine Hand, drückte sie mit ihrer Liebe ganzer Inbrunst und flüsterte: Geleite ihn sicher, mein Geliebter, geleite ihn sicher, es ist mein Gatte.

Betheuernd legte Camoens seine Hand auf die Brust und riß Buenkastello mit sich fort. Durch enge, unbetretene Gassen eilte er mit ihm fort bis zum Kloster der Dominikaner. Tiefe Ruhe war ihn dem Gebäude verbreitet, als sie daselbst ankamen; stürmisch riß Camoens an der Klingel des Thors und als man öffnete und Buenkastello zu dem ehrwürdigen Pater Eusebius geführt wurde, drückte er Camoens warm die Hand und flüsterte: Ich danke Euch, nur eine Bitte hätte ich.

Und diese ist? fragte Camoens.

Seht nimmermehr mein Weib! flehte Buenkastello. Da ward die Pforte geschlossen, sie mußten scheiden.

7.

Des Volkes wildbewegte Menge brauf't,
Ein wogend Meer, empört vom Hauch des Sturms,
Durch alle Gassen, und zur Freiheit rief
Der Redner Mund, der Glocken ehr'ne Stimme.
Da trat der König selber unter sie,
Und sprach zu ihnen, ein gekränkter Vater.

Uffo Horn.

An einem Sopha nach maurischer Art lag hingestreckt König Sebastian; zu seinen Füßen mit untergeschlagenen Armen lag Hassan, der Scheikssohn aus Mauritanien, den Capitain Pedro dem Könige zum Geschenk gemacht hatte.

Du würdest ihn noch erkennen? fragte endlich der König den Mauren. Aus Tausenden würde ich sein reiches Lockenhaar erkennen? aus Tausenden den Blitzstrahl seines Auges, der hoch und stolz wie ein Adler in den Lüften umher kreis't. — Täglich bitte ich Allah, daß er Gelegenheit mir gebe, meine große Schuld abzutragen.

Da stürzte ein Kämmerling herein. Rettet Euch, Majestät! rief er erschrocken aus. Ganz Lissabon ist im Aufruhr, Landleute flüchten zu allen Thoren herein, denn maurische Korsaren sind gelandet und in den Straßen ruft das Volk den Braganza zum Könige aus. Rettet! Rettet Euch!

Der treue Maure war aufgesprungen und hatte sich vor den König gestellt, als wolle er ihn mit seinem Leibe decken.

Wagt es nur! rief aufspringend Sebastian aus; wagt es nur! Rollt nicht des großen Emanuel Blut in meinen Adern? Bin ich schon todt, daß Ihr wie kecke Mäuse auf meinem Grabe herumspringt? Bringt mir mein Pferd, rief er dem Kämmerling zu, ich will mich selbst dem Volke zeigen. Sind es noch ächte Portugiesen, so werden sie des angestammten Königs Wort jubelnd hören.

Erlaube mir, mein König! flehte der Maure, daß ich Dich begleiten darf in dieser schweren Stunde. Ich will ein Schild sein Deiner Brust, nur erlaube es mir.

Es sei! rief der König aus und eilte rasch ab. Auf den Straßen wogte die Volksmenge Lissabons, und dazwischen sprengten einige Reiter auf hohen Rossen und riefen: Heil Braganza! König Braganza! Und das Volk schrie: Befreit ihn seines Kerkers, den Besten seines Volkes läßt Sebastian in Fesseln schlagen, und schon wollte sich das Volk zerstreuen, da öffneten sich die Thore des Palastes und heraus stürmte auf einem muthigen Berberrosse, König Sebastian, die Krone auf dem Haupte, der weite Purpur ihm um die Schultern fliegend.

Der Maure folgte ihm.

Wer schreit: Heil Braganza? rief Sebastian aus, mitten unter das Volk sprengend. Keiner antwortete. Alles wich betroffen zurück vor der Majestät seiner Gegenwart, und die Reiter, die Braganza ausgerufen hatten, verloren sich.

Feiges Volk, rief Sebastian wie in Wuth aus. Nicht werth, daß mein ritterlicher Arm Dich beschützt, espenlaubige Seelen, die jedes Flüstern in Bewegung bringt, suche Dir einen König, ich will es nicht mehr sein. Er sprach's, riß Krone und Purpur von sich ab, und warf sie unter das Volk. — Im sausenden Galopp flog er zurück nach seiner Burg. Doch aus dem Volke nahmen einige Krone und Purpur, und eilten ihm nach und flehten auf den Knien vor den Thoren der Burg, bis sie Sebastian einließ und aus den Händen der Vornehmsten die Krone wieder nahm.

Aber auf dem Inquisitionsplatze arbeiteten Zimmerleute an einem Gerüste und es erhob sich hoch hinauf und war ganz mit schwarzem Tuch beschlagen, und die Glocken begannen eben zu läuten, um den armen Sünder auf seinem letzten Wege zu trösten. Ein Haufen Volks ergoß sich aus allen Gassen auf den Platz und sammelte sich schweigend um das Gerüst. Der Zug mit den Verurtheiltem kam heran, alle Augen blickten mit Theilnahme auf den Unglücklichen; es war ein junger Mann mit geistvollem Antlitze, aus einer der ersten Familien Portugals, des Hochverrathes überwiesen, es war der Herzog von Braganza.

Statt sich Muth einsprechen zu lassen, sprach er noch seinem Begleiter Muth ein, denn dies war ein schwacher Mensch, dem es graute in der Nähe der Schaffote, ein alter Mann, der zitterte und wankte und nur mit Mühe sich aufrecht hielt. Pater Eusebius von den Dominikanern! murmelte das Volk und wich ehrerbietig zurück.

Der Herzog betrat das Schaffott, der Pater wankte ihm zur Seite. Ich kenne Dich, rannte der Herzog dem Pater zu, und ohnmächtig sank dieser nieder. Braganza aber riß ihn vom Boden auf und rief, gegen das Volk gewandt, indem er dem Pater den Bart abriß: Erkennt Ihr ihn, Portugiesen? Es ist Miguel Buenkastello, der mich verrieth!

Ein lautes Gemurmel lief durch die Reihen des Volkes.

Schlagt ihm den Kopf ab! riefen einige Stimmen, und wimmernd sank Buenkastello auf seine Knie und streckte flehend seine Hände empor.

Der Henker trat hinter dem Gerüste hervor.

Bevor Du mich mordest, sterbe er vor mir, rief Braganza und schnell wie der Gedanke hatte er Buenkastello vom Schaffot gestürzt, daß er am Boden sein elend Leben aushauchte. Braganza aber kniete nieder und riß den breiten Halskragen ab und rief, den Blick auf das Volk gerichtet: für mein Vaterland und Euch! Das Schwert schwirrte durch die Luft, sein Kopf fiel. In demselben Augenblicke erschien König Sebastian auf dem Balkon des Inquisitionspalastes und rief: Gnade! Es war zu spät. Auf heulte das Volk, der König verhüllte sein Gesicht.

Eine dumpfe Stille lag über der Stadt, nachdem der Kopf des Herzogs von Braganza gefallen war. Man sah kleine Häuflein Bürger ängstlich beisammen stehen; denn war auch der Schlange der Kopf zertreten, die übrigen Glieder zuckten noch, und man war immerwährend auf einen Hauptstreich gefaßt.

Da geschah es eines Tages, daß Gesandte des Kaisers von Marocco zu Lissabon ankamen, um die Freiheit jener kühn gelandeten und den Portugiesen in die Hände gefallenen Mauren zu erwirken. So wenigstens ging das Gerücht, als sie mit Trompetenschall die Straßen durchzogen. — Camoens war eben beim Könige, als man diesem die Ankunft der Gesandten meldete. Sebastian ließ ihnen sogleich Quartier anweisen und bestimmte den dritten Tag zu ihrem Empfange.

Um fünfzig Säulen, welche die hohe gewölbte Kuppel trugen, wand sich der weite gewölbte Königssaal. Auf vier goldnen Löwen stützte sich der rothsammetne Thron, und darauf saß glanzumstrahlt und umgeben von den Großen seines Reiches König Sebastian.

Unter den Hofleuten war auch Louis de Camoens. Die Flügelthüren öffneten sich, und herein traten in reicher, von Gold und Edelsteinen blitzenden Kleidung die Gesandten. Ehr-

furchtsvoll sich nähernd, legten sie auf ein sammetnes Kissen, das ein Page ihnen darhielt, eine Pergamentrolle.

König Sebastian rollte sie auf und bemerkte maurische Schriftzüge.

Wer unter Euch, meine Herren! rief er die Rolle hinhaltend, versteht die Sprache mir zu deuten?

Lautlos blieb der ganze Kreis, da trat Camoens vor und auf ein Knie sich vor dem Könige niederlassend, sprach er: Will mein hoher Herr mir ein Wort erlauben?

Beifällig nickte der König. Ich höre gern die Stimme meiner Ritter, rathend in dieser Halle sagte er mit huldvoller Bewegung.

Laßt Hassan rufen, mein königlicher Herr! sagte Camoens. Er ist ein Eingeborner des Maurenlandes, selbst Fürstensohn und versteht die Schrift und Sprache seines Landes.

Der König winkte. Hassan trat herein.— Kennst Du diese Zeichen und bist Du im Stande, sie mir zu deuten?

Bejahend küßte Hassan die unterste Thronstufe, und auf einen Wink des Königs las er das Document vor, doch zuerst in maurischer Sprache, dann begann er es zu übersetzen, doch in der Mitte hielt er inne.

Fahre fort! fahre fort! rief ungeduldig Sebastian, und stützte sich in gespannter Erwartung auf die Lehne seines Stuhles.

Ich wage es nicht, König, sagte der Maure erblassend.

Und warum! rief der König aufspringend. Lies weiter! Mein königlicher Zorn trifft Dich, wenn Du Ein Wort verheimlichst oder falsch übersetzest.

Hassan las. „Und ich fordere den Tribut von Dir, den jeder Ungläubige mir zahlen muß — —“

Lies nicht weiter! schrie Sebastian im höchsten Zorne aus. Ist Portugal so gesunken, daß es solchen Hohn erdulden muß? Ist sein königlich Wappen in Staub gefallen! Blickt denn der Halbmond schon auf Lissabons goldnen Zinnen? Entfernt Euch, Ihr Gesandten! und dankt es dem Völkerrechte, daß ich solche Botschaft nicht nach ihrem Werthe an Euch entgelte. — Ich werde Gesandte schicken an Euren Kaiser und strenge Genugthuung fordern für die Schmach, die er mir angethan inmitten meines Hofes. Entfernt Euch!

Treu übersetzte Hassan des Königs Wort den Gesandten und sie entfernten sich mit schlecht verhaltenem Hohne. Der König aber berieth sich lange im Geheim mit seinen Räthen und es ward beschlossen, den muthigen Camoens mit Hassan als Gesandte abzuschicken, denn keiner der Hofleute hing Hassan so sehr an als Camoens, seinem Besieger und Retter, und als der Einzige, der die Sprache genügend verstand, ward er mit Camoens auch abgeschickt.

Sechs Tage nach der Audienz führte der Capitain Pedro die Gesandten auf seinem schöngebauten Schiffe Ines de Castro nach Mauritanien.

8.

Ein Pferd! Ein Pferd. Mein Königreich für ein Pferd
Shakespeare.

Sechs Monate waren verflossen und an König Sebastians Hofe war noch keine Nachricht eingelaufen, was aus seiner Gesandtschaft nach Mauritanien geworden.

Zwar wollten Einige behaupten, das Schiff sei bei einem großen Sturme, der zu jener Zeit sollte gewüthet haben, zu Grunde gegangen. Viele Nachrichten aber stimmten darin überein, daß die Christen jetzt wieder unmenschlich behandelt würden, und daß nach der Aussage der Mauren sich ein vornehmer Christenritter in der Gefangenschaft des Königs befinde. Die letztere Nachricht kam auch zu Sebastians Ohren, und er zweifelte keinen Augenblick, daß dieses Camoens sei, den der Kaiser in seiner barbarischen Wuth zurück behalte.

In seinem ritterlichen Muth beschloß er daher, mit einer Flotte und einem mächtigen Landheere selbst nach Marokko zu ziehen. Herolde durchzogen das gesammte Portugiesenland und boten reichlich Geld, wer mitziehen wolle in den heiligen Krieg, denn auf nichts Geringeres war es abgesehen, als die Mauren aus ihrem Lande zu vertreiben, die Herrschaft des Islams zu stürzen und dort das Kreuz aufzupflanzen, wo faltengewandige Derwische zum Gebete riefen.

In kurzer Zeit war eine wohlausgerüstete Armee von 30,000 Mann beisammen, die auf mehreren hundert Schiffen nach Afrika hinüber geführt werden sollten. König Sebastian selbst wollte die Armee anführen, ihm folgte die Blüthe des portugiesischen Adels. Der Tag der Abfahrt nahete, und der König begab sich mit den vornehmsten Anführern in die Kirche des heiligen Vincent, um dort die Messe zu hören.

Alle Räume der weiten Kirche hatten sich mit Volk gefüllt, und als nach geendigter Messe der Patriarch den König mit dem geweihten Schwerte umgürtete, stürzte alles Volk auf die Kniee. Die Orgel begann zu schwellen, und in ihrem Rauschen verscholl der Segen des Patriarchen.

Draußen auf dem großen Platze stand das Kriegsvolk aufgereiht, und von den Forts donnerten die Kanonen.

Die Einschiffung begann. Freudig bestiegen die Soldaten die Schiffe, die Wimpel flatterten fröhlich in der Luft, ein leichter Wind schwellte die Segel, und wie eine Heerde Schwäne zog die Flotte daher. Wohl Mancher hielt die schnelle kurze und glückliche Fahrt für ein günstiges Vorzeichen, und Sebastian bestärkte sie darin, aber in seiner königlichen Brust lag ein Stachel und oft trieb es ihn in stiller Nacht hinaus auf das Verdeck seines Schiffes, und er schaute gedankenvoll in den tiefblauen Himmel, als wollte er herausforschen sein künftiges Schicksal, als wollte er herausfinden seinen Glücksstern, aber tausend Silberengel blickten vom Himmel hernieder, und Sebastians guter Engel war nicht unter ihnen. Ohne Widerstand landeten sie an der Küste von Mauritanien, kein Maure ließ sich sehen und ungehindert zogen sie vorwärts. Der Kaiser von Marokko hatte wohl Nachricht bekommen von den Rüstungen, die König Sebastian gegen ihn machte, aber er hinderte nicht die Landung, ins innere Land wollte er ihn locken, und dann mit einem Schlage vernichten.

Eines Mittags, als Sebastian sein Mahl unter einer schattigen Palme hielt, sah er zwei Reiter im schnellsten Jagen gegen sein Lager kommen; er gab sogleich Befehl, sie genau zu beobachten, und richtete selbst sein Fernrohr gegen die Gegend, wo sie herkamen. Bald bemerkte er, daß sie ihrer Tracht nach Mauren seien, aber seine Ueberraschung kannte keine Grenzen, als er, wie sie näher kamen, in ihnen Camoens und Hassan erkannte. Sie kamen an, und schnell wie ein Blitz schwang sich Camoens von seinem Rosse und beugte seine Kniee vor seinem königlichen Herrn!

Lange lebe Sebastian! rief er aus, nie erbleiche die Sonne seines Glückes.

Ich danke Dir, mein Freund! sagte freudig Sebastian. Doch warum so lange keine Kunde von Dir? und jetzt kommst Du auf einmal daher auf windschnellem Rosse mit einem einzigen Begleiter, als wärest Du flüchtig, und jedem Deiner Schritte folgte ein Pfeil. Erzähle mir, was hat die Sache für Bewandtniß?

Ein Page brachte ein Polster für Camoens, er setzte sich ebenfalls unter eine Palme und erzählte dem Könige:

Als ich in die Hauptstadt zum Kaiser ankam, herrschte eine große Aufregung daselbst. Denn die Gesandten, die von Lissabon zurückgekehrt waren, malten ihren Empfang so aus, daß die Imans, wüthend über diese Beschimpfung, das Volk aufregten, und dieses sich in wilder Empörung gegen den Palast des Kaisers ergoß.

Da kam ich zur unglücklichen Zeit an. Durch alle Straßen verfolgte mich das Volk, bis ich mit Noth im kaiserlichen Palaste Schutz fand, aber auch dieser Schutz währte nicht lange, und wüthend verlangte das Volk meine Auslieferung.

Hassan war indessen zu seinem Vater, einem der angesehensten Scheiks, gegangen, und nach einigen Tagen traf dieser mit großem Gefolge und fürstlichem Glanze in der Hauptstadt ein, und nachdem er mehrere geheime Unterredungen mit dem Kaiser und seinen Räthen gehabt hatte, ward ich ihm übergeben. Oeffentlich ward es dem Volke verkündigt, daß Scheik Abdallah mich als seinen Sklaven heimführe. In dem Hause dieses Mannes, der mich als den Retter seines Sohnes behandelte, und ließ

gewann, verlebte ich nun glückliche Tage, und nichts betrübte mein Leben, als daß ich keine Nachricht von mir nach Portugal schicken konnte.

Da durchflog plötzlich eine Donnerkunde das Land, König Sebastian hieß es, habe sein ganzes Volk aufgeboten und werde hier landen, und ein kaiserlicher Befehl ward überall kundgethan, der alle waffenfähigen Männer zu den Waffen rief.

Von nun an ward ich streng bewacht und durfte kaum aus dem Hause meines gütigen Wirthes gehen; doch als die Nachricht zu uns drang, Ihr seiet gelandet und befändet Euch im Marsche schon hierher, da strengte ich all mein Sinnen an, die Wächter nur zu täuschen, und endlich gelang es mir.

In einer dunkeln Nacht, als der Regen in Strömen herniederstürzte, und ein starker Wind unsere Spur verwehte, floh ich und Hassan, der nicht von mir lassen wollte, das Haus seines Vaters. Ohne entdeckt zu werden, kamen wir, jetzt königlicher Herr, bieten wir Euch unsere Dienste an.

Sie sind mir höchst willkommen! sagte Sebastian, Camoens die Hand reichend. Ständen lauter solche Männer wie ihr um meinen Thron, bei Gott! ich müßte mehr werden, als mein großer Ahnherr Emanuel.

Da sandte einer der Feldhauptleute, Don Pedro Ribeiro, einen Boten zum Könige, vorschlagend einen Königsrath. Der König bewilligte es, und bestimmte sein Zelt als den Ort der Versammlung. Auf sein Verlangen folgte ihm Camoens. Hassan von einem natürlichen Ehrgefühl getrieben, weigerte sich, mitzugehen.

In des Königs Zelte angekommen, setzten sich alle Heerführer in einen Halbkreis; unter ihnen befanden sich mehrere, die der Liebe, mit welcher Sebastian sich zu Camoens hinneigte gram waren, und also erklärte Feinde des Letztern. Diese waren es nun, die von ihm eine Angabe der Heeresmacht des Kaisers forderten.

Vergebens wandte er ein, daß er nicht in der Nähe des Kaisers gewesen, daß er fern von der Hauptstadt gelebt, und ohne gegründeten Verdacht zu erregen, sich nicht nach diesem habe erkundigen können. — So viel König Sebastian ihn auch in Schutz nahm, die Feldhauptleute murrten, und wenn der König nicht mit seiner vollen Majestät dazwischen getreten wäre, so wären bald ernste Streitigkeiten entstanden. — Da ward es im Lager lebendig, man hörte ein verwirrtes Getöse, die Truppen rannten unter einander, und ein Offizier, den Sebastian abschickte, um die Ursache des Lärmes zu erfragen, meldete nach kurzer Zeit, daß sich das Heer der Mauren in der Ferne blicken lasse. Nun berathschlagte man, ob man eine Schlacht liefern sollte.

Camoens sprach seine Meinung dagegen aus, denn, sagte er, das portugiesische Fußvolk könne in diesen Ebenen unmöglich den wunderschnellen und stürmischen Angriffen der maurischen Reiterei widerstehen.

Aber seine Feinde überschrieen ihn, und die Bischöfe behaupteten, zur Ehre Gottes müsse hier schon eine Schlacht geschlagen werden, damit die Mauren nicht glaubten, das christliche Heer sei feige, und wolle entrinnen. Selbst König Sebastian in seinem jugendlichen Eifer stimmte für die Schlacht, und alle Maßregeln wurden getroffen; das Heer bekam doppelte Portionen, die Wachen wurden verdoppelt, und als die Nacht ihren Liebesschleier herabsenkte, bot das Lager ein Bild der tiefsten Ruhe dar. Es war der Vorabend der berühmten und verhängnißvollen Schlacht von Alcaçar.

Düster und mit umwölkter Stirn stieg der Tag herauf, keine goldne Träume flogen seinem Kommen vorher, wie ein Bote des Todes schritt er in dunklem Gewande einher. Aus Nacht war er gekommen, nächtliches Grauen war auch sein Antlitz. Schweigend stand in langen Reihen das Heer der Portugiesen. Bischöfe ritten in ihrem Ornate umher, und ertheilten die Absolution; auf offnem Felde ward Messe gelesen, und König Sebastian und die vornehmsten Kriegsobersten nahmen öffentlich das Abendmahl. Ungefähr drei Büchsenschüsse davon stand das maurische Heer, größtentheils aus Reiterei bestehend, in prächtiger, von Gold und Edelsteinen schimmernder Kleidung seine Anführer. Der Boden, worauf die Schlacht

geliefert werden sollte, war eine weite, unabsehbare Ebene, nur spärlich von einigen Palmen und Sträuchen bewachsen. An der einen Seite war ein Sumpf, dessen mannhohes Schilf bis an die Ebene hinanwuchs und verrätherisch eine unergründete Tiefe barg.

Ein Kanonenschuß gab das Zeichen zum Beginn der Schlacht.

Wie ein Hagelschlag stürzte die maurische Reiterei auf das Fußvolk der Portugiesen in dichten Schaaren. Vergebens kämpfte König Sebastian mit unerschütterlichem Muthe, einer der Ersten im dichtesten Gewühle; an seiner Seite war Camoens am linken Arme gelähmt, daß er aus dem Gefechte getragen werden mußte, wo Hassan ihn verband.—Nichts konnte die Niederlage der Portugiesen mehr aufhalten, ganze Reihen stürzten nieder, des Hetzens der maurischen Reiterei ungewohnt, und in kurzer Zeit ergoß sich das ganze Heer in wilder Flucht.

Erst einige Meilen vom Schlachtfelde, als die Mauren unkluger Weise nicht mehr verfolgten, sammelten sich die geretteten Haufen. Jetzt war die Niederlage erst recht sichtbar; die Blüthe des Adels, die um den König gereiht gewesen, war gefallen. König Sebastian selbst nirgends zu finden. Eine gräßliche Bestürzung bemächtigte sich des Heeres, als sich diese Nachricht mit ungeheurer Schnelligkeit verbreitete. —Nach allen Seiten sandte man Späher aus; sie kehrten unverrichteter Sache zurück. Keine Spur war von ihm zu entdecken. Da schickte man endlich eine Botschaft an die Mauren, um wegen des Königs zu unterhandeln. — Die Gesandten brachten die Antwort, Sebastian befinde sich nicht in der Gewalt der Mauren.

Alles war nun verloren, man hatte den Mauren die Schwäche des Heeres gezeigt, und es war nicht zu erwarten, daß sie ihren Vortheil nun nicht verfolgen würden. Nichts konnte den Rest des Heeres retten, als schleunige Rückkehr nach dem Vaterlande. In Eilmärschen ging das Heer nun der Küste zu, und am dritten Tage lag das Meer vor ihnen ausgebreitet, und in geringer Ferne lag die Flotte, die glücklicher Weise nicht von den Feinden beunruhigt worden war. In größter Schnelle, und so geräuschlos wie möglich, ging die Einschiffung vor sich, und traurig segelten die Trümmer des stolzen Heeres dem erwartenden Vaterlande zu.

9.

Halt! Egmont — Deinen Degen.
Göthe.

In die Gruft seiner Väter war der unglückliche Buenkastello geräuschlos beigesetzt worden, und zwei Monate darauf gebar seine Wittwe eine Tochter. — Eines verhaßten Bandes war Katharina nun ledig, und die Gunst, in welcher Camoens beim König Sebastian stand, ließ sie eine glückliche Wendung ihres Schicksals hoffen.

Da traf sie mit erschütternder Gewalt die Nachricht von dem Tode des Königs. Blaß und kränkelnd wankte sie im Trauerschleier umher, und nur die Stunden, die sie am Krankenlager des geliebten Camoens zubrachte, galten ihr für Leben. Sie hoffte, sich nach Verlauf des Trauerjahres als seine Gemahlin zu sehen, und an seiner Seite ein neues, schöneres Leben zu beginnen.

Aber vor den Augen eines vornehmen Portugiesen hatte die reiche junge Wittwe Gnade gefunden, und er machte ihr, im stolzen Bewußtsein, nicht zurückgewiesen werden zu können, seinen Antrag. Katharina wich ihm Anfangs schonend aus und benahm ihm endlich, auf sein eitelstolzes Zudringen, alle Hoffnung.

Lange forschte der Portugiese vergebens nach der Ursache seiner Zurückweisung, endlich nach tagelangem Grübeln und Sinnen hatte er sie gefunden. Auf Mittel sinnend, den Gegenstand ihrer Zuneigung zu entfernen, um sich in den alleinigen Besitz derselben zu setzen, flüsterte der Teufel ihm einen wahrhaft höllischen Gedanken ein. Und er vollführte ihn.

Eines Tages, in früher Morgenstunde, pochten Häscher an die Thür des Hauses, wo Camoens wohnte, und als man ihnen öffnete, drangen sie ungestüm in das Gemach, wo der kranke Camoens noch schlummerte, und rissen ihn aus dem Bette und legten ihn in Fesseln. Erschrocken stand das Gesinde des Hauses dabei, und wagte sich nicht zu rühren.

Mit welchem Recht legt Ihr mich, einen freien Edelmann in Fesseln? fragte Camoens mit vor Schmerz bebender Stimme, denn auch seinen kranken Arm hatten sie mit Ketten belastet.

Die Häscher schwiegen und wollten ihn wegführen. Nicht von der Stelle lass' ich ihn, sagte der Herr des Hauses, muthig hervortretend, Ihr müßt mir sagen, was Euch berechtigt, ihn also fortzuführen.

Fragt nicht, sagte der Anführer der Häscher. Es ist ein schweres Verbrechen, dessen er angeklagt wird.

Und wessen? fragte Camoens, sich stolz aufrichtend.

Des Hochverraths am Land und dem verschwundenen Sebastian.

Scheu wichen alle Gegenwärtigen vor dem Gefangenen zurück, und frei konnten die Häscher ihn nun fortführen.

Bald kam die Kunde seiner Verhaftung zu Katharina's Ohren, und sie eilte sogleich zu ihrem Vater, einem der Beisitzer der Regentschaft. Sie fand ihn nicht mehr zu Hause. Er saß schon zu Gerichte über den Hochverräther Camoens. Von bösen Ahnungen getrieben, eilte sie unaufhaltsam in den Justizpalast und erlangte leicht, da die Verhandlungen bei offnen Thüren geschahen, den Eintritt.

Um eine lange grüne Tafel saßen die Richter, seitwärts stand mit todtbleichem Antlitz, vor Schmerz bebend, Camoens, aber doch leuchtete in seinem Auge eine himmlische Demuth. Die Gallerien und der Raum vor den Barrieren war gedrängt voll von Zuschauern.

Hinter einer Säule nahm Katharina Platz, den ganzen Verhandlungen beizuwohnen. Sie hatte sich jetzt schon so weit gefaßt, daß sie die seidene Mantille über den Kopf zog, um nicht erkannt zu werden, denn noch war ihr Liebesverhältniß zu Camoens nicht in ganz Lissabon bekannt.

Louis de Camoens, sprach der Präsident des Rathes, tretet näher an die Tafel. Ihr seid des Hochverraths angeklagt gegen die ganze portugiesische Nation, angeklagt des schändlichsten Verraths gegen Euern gütigsten Wohlthäter, den König Sebastian, den, wenn er schon todt, der Allmächtige selig mache — — gleißend erhoben sich alle Räthe und sagten andächtig ihr Amen — — seid angeklagt, mit Willen zurückgeblieben zu sein im maurischen Lande, um unsere Stärke den Feinden zu verrathen.

Wie viele Anklagen, rief Camoens aus, werden noch folgen! Eine falscher, als die andere! Ihr nennt mich angeklagt, Ihr Herren, und stellt den Buben mir nicht gegenüber, der mich angeklagt? Warum verbirgt er sein feiges Gesicht hier unter dieser Menge weiten Haufen? Stellt mir ihn unter's Antlitz, und kann sein frecher Mund auch dann noch das Schelmenwort behaupten, dann erkläre ich mich für unterworfen Eurem Spruche.

Seid Ihr es denn jetzo nicht? fragte der Präsident. Sitzen doch lauter Edle zu Gerichte.

Sehr ehrenwerthe Männer! sprach Camoens sich tief verbeugend. Doch habt Ihr, werthe Herren, das Sprüchlein: „Wo kein Kläger ist, da ist kein Richter" ganz vergessen.

Ihr redet mehr als Ihr sollt, rief Pereira, einer der Räthe, vom Stuhle aufspringend; verurtheilt ihn, Ihr Herren, er will mit Wortgeklingel uns übertäuben.

Ich bin anderer Meinung, sagte der ehrwürdige Graf von Atayde. Laßt ihn ausreden, vielleicht kann er sich vertheidigen, und ist der Verrath nicht klar bewiesen, so bin ich der Erste, der ihn freispricht.

Wer wird einen Verräther freisprechen, schrie Pereira auf, den Verräther Camoens und den eitelstolzen Thoren, der sich Dichter nennt und Schmach und Unglück über Portugal gebracht hat!

Ich ließ Euch ausreden, Don Pereira, sprach Camoens, und trat mit Hoheit vor. Ihr nennt mich einen Verräther, beweiset meinen Verrath, und ich trage willig meinen Kopf zum Schaffot. Wie Ihr dies aber nicht könnt, so hebt diesen schmachbeladenen Prozeß auf, der Euch brandmarkt in den Augen aller ehrlichen Portugiesen. Ihr nennt mich dann noch einen eitelstolzen Thoren, der sich einen Dichter nennt. Glaubt es mir, fuhr er in gesteigertem Feuer fort, in meinen Werken werde ich länger leben, als die Marmor-Statuen Eurer

Erbbegräbnisse dauern werden, und wenn mein Leib, die morsche Hülle, in Staub zerfallen sein wird, wird sich mein Ruhm an die Sterne knüpfen, und in späteren Jahren wird das dankbare Vaterland mir Mausoleen errichten, wenn ich jetzt auch hier gefesselt vor Euch stehe. Doch meinet nicht, daß dies der Stolz aus mir gesprochen, die innere Stimme sprach's, die in des Geistes Schwingungen seinen Werth erkennt! und ohnmächtig sank er von der Anstrengung nieder.

Ein anhaltendes Beifallsrufen von der Menge im Saal folgte seinen Worten; der Graf von Atayde und vier andere Räthe forderten, aus Mangel an Beweisen seiner Verrätherei, sogleich seine Freisprechung. — Aber die andern Räthe, meistens Feinde von Camoens aus der Zeit her, wo Sebastian ihn seiner königlichen Gunst werth hielt, verwarfen den Vorschlag und drangen auf Abhörung von Zeugen.

Die Trabanten führten drei Männer von verdächtigem Aussehen herbei, und diese sagten mit schamlos frecher Zunge aus, sie seien Haussclaven des Kaisers von Marokko gewesen, und hätten oft gehört, wie Camoens dem Kaiser eine genaue Schilderung der portugiesischen Land- und Seemacht gegeben, auch ihm die Kunstgriffe des portugiesischen Kriegswesens verrathen. Endlich habe er wollen wegen einer schönen Türkin zum Heidenglauben übergehen, es sei aber dadurch verhindert worden, daß er nach der Schlacht bei Alcaçar, wo er dem Kaiser versprochen hatte, König Sebastian in die Falle zu locken, nicht mehr zurückgekehrt sei.

Weinend floh Katharina aus dem Saale, ein Gemurmel des Unwillens erhob sich unter dem Volke, da rückte der Graf Atayde seinen Stuhl und erklärte, bei diesem Gerichte nicht mitsitzen zu wollen, da offenbare Lügen als Beweise angenommen würden. Er entfernte sich, und ihm folgten die vier anderen Räthe. Aber die Richter ließen Camoens, den man, als er ohnmächtig zusammen gestürzt war, in ein Nebenzimmer gebracht hatte, wieder hereinführen, und heißen den Zeugen ihre Aussagen wiederholen.

Schändliche Lügen! rief Camoens aus, als er sie angehört hatte. Wie könnt Ihr heillose, gottvergessene Seelen! behaupten, ich hätte Alles dem Kaiser von Marokko verrathen, da ich doch zwei Tage nach meiner Ankunft dem Scheik Abdallah übergeben wurde, der mich ins innere Land mit sich nahm? — Wie könnt Ihr behaupten, daß ich einer Türkin wegen meine heilige Christusreligion verlassen wollte, da ich doch in meinem Busen ein Bild trage, das in ewig frischen Farben mir vorschweben wird, ein Bild — ein Bild — doch nein, vor Eure Seelen darf dieser reine Name nicht kommen, er darf nicht entweiht werden in den Ohren dieser Männer. Wegen dieses Punktes der Anklage vertheidige ich mich nicht!

Und gesteht Ihr also ein? fragte lauernd der Oberrichter.

Eingestehen? Nein! Doch ich will mich nicht vertheidigen.

Schreibt, Herr Sekretarius, sagte der Oberrichter. Weil der Angeklagte sich dessen, wessen man ihn anklagt, nicht vollkommen entwehren und für nichtig erklären kann, so verurtheilen wir ihn kraft unserer Würde und Macht!

Sammelt die Stimmen, Trabant! und für Verbannung stimmten alle Richter. Das Urtheil ward niedergeschrieben und Camoens vorgelesen. Es lautete auf fünfjährige Verbannung nach Indien. Als man das Urtheil ihm vorgelesen hatte, sagte er: Wie Ihr mich gerichtet, Ihr Herren Richter, möge der Allmächtige Euch einst besser richten. Er wollte noch mehr reden, aber der Oberrichter winkte, und Trabanten führten ihn aus dem Saale. Auf sein Ansuchen durfte er so lange noch in Lissabon bleiben, bis sein Arm geheilt war, und als nach sechs Monaten dies geschehen war, bereitete er sich zur Abreise.

10.

Ich bin gestraft!
Die Tugend war umsonst in meinem Herzen;
Ein groß Verbrechen ward mir aufgenöthigt:

Voltaire.

In ihrem Gemache saß die verwittwete Marquisin von Buenkastello im stillen Sinnen am Fenster, und warf nur manchmal ihren thränenvollen Blick in das Gewirr des Volkes auf dem Marktplatze.

Zu ihren Füßen kroch ihr kleines Töchterlein umher und spielte mit den goldnen Quasten, die von der Brustschnur auf das schwarzsammetne Gewand hernieder hingen.

Da trat ein Diener herein und meldete den edlen Don Lonis de Camoens.

Katharina schrak zusammen, faßte sich aber bald und sagte mit zitternder Stimme: Er ist willkommen.

Camoens trat ein. Er war nicht mehr der jugendliche wunderschöne Jüngling, der einst voll heißer Liebesgluth in sternenhellen Nächten auf des Tajo Silberfluthen zur Gartenmauer der Gräfin von Atayde dahin geflogen, er war gealtert. Einen Augenblick blieb er an der Thüre stehen und sprach kein Wort. Katharina stand auf und sprach kein Wort. Sie ging ihm entgegen, blieb aber in der Mitte des Zimmers stehen.

Sie schlugen beide die Augen nieder; es war eine lange Pause. Endlich brach Camoens, näher tretend und ihre Hand ergreifend, die Stille.

Empfängt so mich Katharina wieder? sprach er mit milder Stimme, und kein Anklang des Vorwurfs lag in seinem Tone. Ist denn die Erinnerung Eurer, ich wage es nicht zu sagen, unsrer Jugendzeit in Eurem Gedächtnisse schon verwischt? Ich kann's nicht glauben!

Katharina holte aus tiefer, beklommener Brust Athem, ihr Auge war noch auf den Boden geheftet, ihre Hand zuckte in jener des Camoens, aber sie schwieg.

Will meine Katharina mir kein Wort des Abschieds gönnen auf meiner langen, langen Reise? fragte er wieder im höchsten Liebestone, der, wie eine verspätete Nachtigall an den entschwundenen Frühling erinnerte.

Will meine Katharina mir es gönnen? fragte er wieder und drückte ihre Hand sanft und innig an seine Brust.

Das kleine Mädchen ward unruhig.

Katharina eilte hinzu und nahm sie auf ihren Schoos und liebkoste sie, bis das Kind wieder still ward. Camoens stand einen Augenblick unbeweglich und sah mit stiller Theilnahme ihrer mütterlichen Sorgfalt zu, endlich machte er eine Bewegung, sich zu entfernen.

Lebt wohl! sprach er mit tief aus der Brust geholter Stimme. Lebt wohl, nur über den Sternen steht es geschrieben, ob wir uns wiedersehen. Er beugte sein Knie vor ihr, um ihr Gewand zu küssen; da hatte sie ausgekämpft den Wogensturm der Leidenschaft. Mit ihren beiden Händen faßte sie seinen Kopf, und einen Kuß auf seine Stirn drückend, sprach sie leise und sanft: Leb wohl! Einen Augenblick ruhte ihr Kopf an dem seinigen, endlich erhob sie sich und fragte mit unterdrückter Stimme, und die Augen verhüllt: Ziehst Du nach Mauritanien, wo die Liebe der Emirstochter Dich ruft?

Mit einem langen Blicke, worin sich seine tiefverletzte Liebe mit allen Farben spiegelte, sah Camoens sie an. Glaubst Du das Mährchen dieser Anklage? fragte er endlich! Sage ja! und ich weiß, daß Du mich nie gekannt. Glaubst Du, daß jenes Bild, welches ich schon seit Jahren in meinem Busen trage, fest eingeschlossen wie ein heiliges Amulet, das mich in mancher Stunde schon aus der Verzweiflung Schreckensarmen gerissen, und das mir immer und immer in schönern Farben strahlt, glaubst Du wohl, ich könnte es verwischen? könnte öffnen meine Brust und es herausreißen und wegwerfen? oder stillstehen heißen den Pulsschlag meines Herzens, daß er im Kommen und Gehen nicht Deinen Namen ausspräche? wenn Du glaubst, wenn es möglich ist, daß Du es glauben kannst, so will auch ich es versuchen zu glauben, daß ich nie, niemals Deine Neigung besessen, daß ich Dir nie mehr gewesen bin, als ein bloßer Ball des Zeitvertreibes, den der übermüthige Knabe nach dem Spiele zum Fenster hinauswirft. O! sprich ein Wort, sprich Ja oder Nein, nur ein Wort, daß ich mein Schicksal und Dein Herz, das ich wahrhaft erkannt zu haben glaubte, wahrhaft erkenne, sprich ein Wort, sei es auch das tödtende Ja, nur sprich es aus, und reiße mich von des bangen Zweifels Folterbank. Du sprichst gar nicht? senkst Dein Haupt. Darf ich hoffen, daß das Wort, das Du gesprochen, nicht aus Deinem Herzen gekommen, daß es nur eine Geburt des Augenblicks gewesen, leicht erzeugt und leicht vergessen, wie der Augenblick selbst? Sie sank weinend an seine Brust.

untes und llerlei.

Violets Jagdabenteuer.

von Marryat.

1. Eine Prairiereise.

Die Glaubwürdigkeit von „Monsieur Violets Abenteuern" ist vielfach bezweifelt und angefochten worden. Ich selbst glaube nicht, daß das Buch lauter Wahrheit enthält; gleichwohl entzückt es durch seine lebendige Darstellung, und erzählt uns zum Mindesten keine Wunder, die unser Gefühl beleidigen, indem wir an die Möglichkeit derselben nicht glauben können. Vielmehr enthält es sehr viel Wahrscheinliches und Glaubwürdiges, und manche von Monsieur Violets Abenteuern nahmen meine Theilnahme so lebhaft in Anspruch, daß man es mir verzeihen wird, wenn ich unseren jungen Lesern einige lehrreiche und zugleich die Aufmerksamkeit fesselnde Abschnitte aus dem Werke mittheile. Zunächst einige kurze Worte über die Verhältnisse Monsieur Violets selbst. Dieser Mann, mag er nun ein Romanheld oder eine wirkliche Person sein, wurde mit seinem Vater, welcher sich freiwillig aus Frankreich, seinem Vaterland, verbannte, unter einen Indianerstamm im westlichen Amerika versetzt, wohin sich schon ein Freund desselben, Fürst Seravalle, zurückgezogen hatte. Der Stamm hieß, oder heißt vielmehr, die Schoschonen, und besaß alle Tugenden der rothen Männer, ohne viele von ihren Fehlern. — Fürst Seravalle und der Vater Violets wurden gastfreundlich von den Schoschonen aufgenommen, verwendeten ihre Reichthümer zu Ansiedelungen, welche bald, von Klima und Boden begünstigt, zu einer hohen Blüthe gelangten, und vergalten die Gastfreundschaft der Indianer durch mancherlei Geschenke und zweckmäßige Einrichtungen, welche letztere besonders die Schoschonen bald zum mächtigsten Stamme in der Gegend machten.

Violet erhielt eine gute Erziehung von zwei gelehrten Patres, welche seinem Vater unter die Wilden gefolgt waren, um sie wo möglich zum Christenthume zu bekehren, was ihnen jedoch, beiläufig gesagt, nicht gelang. Im Uebrigen wuchs der Knabe auf, wie die Kinder der Wilden, und erlangte bald eine große Geschicklichkeit in allen körperlichen Uebungen, im Gebrauche der Waffen, namentlich der Büchse, und des Bogens, und im Reiten, welche Kunst die Schoschonen meisterlich verstehen. Noch in sehr jugendlichem Alter wurde er durch die tapfere Vertheidigung eines Blockhauses gegen feindliche Indianer zu einem Häuptlinge der Schoschonen ernannt, und gewann, als sein Vater gestorben und Fürst Seravalle von dem Stamme der Crows, zu deutsch Krähen, erschlagen worden war, durch seine Klugheit einen so großen Einfluß auf die Schoschonen, daß dieselben ihn zu ihrem obersten Häuptlinge erwählen wollten. Er schlug jedoch diese Würde aus und zog es vor, ein ungebundenes und freies Leben zu führen.

Er machte große Reisen nach Californien, Texas und Sonora, wurde in verschiedene kriegerische Abenteuer verwickelt, bei denen er sich immer durch Klugheit und Tapferkeit auszeichnete, lernte viele Indianerstämme kennen und lieb gewinnen, und erlebte mancherlei aufregende Scenen, durch deren Erzählung eben ich unsere Leser zu unterhalten und zu belehren suchen will.

Violet war in Texas gewesen, von welchem Lande er eine sehr abschreckende Beschreibung gibt, und verließ dasselbe, um mit zwei ihm sehr theuren Reisegefährten, Namens Gabriel und Roche, einen befreundeten Indianerstamm,

die Comanches, zu besuchen. Nach manchen Mühseligkeiten, welche eine Reise durch unbewohnte Länderstrecken natürlich mit sich führen mußte, gelangten die Reisenden endlich zu dem Stamme der Wäkuhs, von welchen sie so höchst freundschaftlich aufgenommen wurden, daß sie mehrere Tage in ihrer Mitte verweilten, um sich von ihren Anstrengungen zu erholen.

Lassen wir nun Violet selbst reden:

Der Morgen brach hell und wolkenlos an, indem die Sonne in ihrer ganzen Majestät über dem Horizonte emporstieg. Nachdem wir unsere Pferde gesattelt hatten, setzten wir unsere Reise in nordöstlicher Richtung fort; aber kaum hatten wir sechs Meilen gemacht, als wir plötzlich an einen großen Bodenriß oder Erdfall kamen, der an Tiefe den einen, über den wir den Tag vorher so viele Mühe hatten, hinüber zu kommen, bei weitem übertraf. Wir hatten nichts von ihm bemerkt, bis wir unmittelbar an seinem Rande standen, wo wir dann plötzlich eine Naturscene erblickten, die an großartiger Pracht Alles, was wir zuvor gesehen hatten, übertraf. Nicht ein einziger Baum oder Busch, durchaus kein Umriß irgend einer Art, bezeichnete Lage oder Richtung desselben, und wir waren in Verwunderung u. Staunen verloren, als wir heran ritten und den gähnenden Abgrund hinunter schauten.

Der Schlund muß wenigstens tausend Fuß tief und zwischen drei bis fünfhundert Ellen breit gewesen sein, und an der Stelle, wo wir ihn zuerst berührten, waren seine Wände fast senkrecht. Unheimlich schwindelte uns allen Dreien, als wir hinunterblickten, und es war uns, als sähen wir in das innerste Eingeweide der Erde hinein. Unten erquickte zufällig ein grüner Fleck das Auge, und ein Bach, bald sichtbar, bald hinter ungeheuren Felsen verborgen, rieselte und schäumte hindurch. Unermeßliche Wände, Säulen und stellenweise scheinbare Bogen erfüllten die Schlucht, ohne Zweifel durch das Wasser hineingewühlt, aber von so vollendeter Gestalt, daß wie uns nur mit Mühe davon überzeugen konnten, daß nicht Menschen- oder Dämonenhände dabei thätig gewesen wären, sie aufzurichten. Die Regengüsse von Jahrhunderten, die auf die weite Prairie geströmt wären, hatten hier ihren Behälter und Abzug gefunden, und dadurch, daß sie die verschiedenen Stein- und Erdadern durchgeschliffen und unterwölbt hatten, waren diese seltsamen und phantastischen Gebilde entstanden.

Ehe wir den Erdfall erreichten, hatten wir zahlreiche und breite Fährten durchschritten, die etwas mehr nach Westen hinführten, als unser Zug ging, und wir überzeugten uns, daß sie sich alle in einem gemeinschaftlichen Uebergangspunkte vereinigten, der ganz in der Nähe sein mußte. In dieser Vermuthung täuschten wir uns nicht, u. ein halbstündiges Traben brachte uns in eine breite Straße, wo Jahre lang Millionen von Indianern, Büffeln und Mustangs gezogen sein mochten. So gefährlich auch der Weg hinunter erschien, so wußten wir doch nur zu gut, daß kein anderer in der Nähe zu finden war. Mein Pferd mußte voran, während die beiden andern folgten. Da wir uns einmal in dem engen Pfade befanden, der in krümmern Windungen den tiefen Abhang hinunter führte, so war es unmöglich, wieder umzukehren, und unsere in Angst und Verzweiflung immer forteilenden Thiere erreichten am Ende doch wohlbehalten den Boden.

Mehrere große Steine löseten sich unter unsern Füßen während dieses schauerlichen Bergabgehens. Sie sprangen, prallten und donnerten die schroffen Felsenwände hinab und schmetterten auf dem Boden tief unter uns mit furchtbarem Krachen.

Wir fanden auf dem Grunde einen Sturzbach, und an der entgegengesetzten Seite desselben ein romantisches Thal, mit niedrigem Grase und einigen wenigen zerstreuten Baumwollenstauden bedeckt. Ein großer Indianerhaufen hatte vor wenigen Tagen gerade auf diesem Flecke sein Lager gehabt; denn die verglüheten Baumäste und andere Zeichen ließen errathen, daß sie hier ausgeruht hatten. Wir machten gleichfalls ein paar Stunden Halt, um unseren Pferden Gelegenheit zu geben, zu grasen und zu ruhen. Die Fährte, die auf der entgegengesetzten Seite nach der Prairie führte, war in geringer Entfernung von uns

weiter oben nach Süden zu deutlich zu erkennen.

Als wir diesem Erdfall entlang unsers Weges zogen, erstaunten wir über die seltsamen und phantastischen Figuren, die das Anschlagen der Gewässer der Regenzeit gebildet hatte. An einigen Stellen sah man vollkommene Mauern, aus einem röthlichen Lehm gestaltet, dastehen; in jeder andern Gegend würde man unmöglich haben glauben können, daß etwas Anderes als Menschenhände diese Werke aufgeführt hätten. Die Erdschicht, woraus diese Mauern bestanden, war überall gleich breit, hart, und senkrecht ablaufend; und wo der weichere Sand, der sie bedeckt hatte, weggespült war, blieb die Erdschicht doch noch immer stehen, stellenweise hundertundfünfzig Fuß hoch, und drei bis vierhundert lang.

Hie und da waren Säulen, und so groß war ihre architektonische Regelmäßigkeit, und ein so streng erhabener Styl prägte sich darin aus, daß wir in Verwunderung und Staunen verloren waren. An andern Stellen erblickte man deutlich die Brustwehren von Bollwerken und dann wieder drohende Thürme von alterthümlichen Vesten. Wuchtige Pfeiler, anscheinende Trümmer irgend eines riesenhaften Gebäudes, das einst göttlicher oder königlicher Hoheit zu Ehren errichtet worden, waren rings umher gestreut; Regelmäßigkeit und vollständiger Plan vermischte sich wunderbar mit dem Schutt wüster Unordnung, und doch hatte das Alles die Natur selbst gethan. Man hat den Niagara als eins der muthwilligsten Spiele ihrer Laune betrachtet; aber der Niagara verschwindet in Unbedeutsamkeit, wenn man ihn mit der wilden Größe dieses schauerlichen Erdrisses vergleicht. Die Einbildungskraft versetzte mich nach Theben, Palmyra, und dem edomitischen Pätra, und ich glaubte wirklich unter ihren Ruinen zu wandeln.

Mit der größten Schwierigkeit ward unser Durchzug durch diesen Erdfall bewerkstelligt. Wir waren genöthigt, unsere Büchsen und Sattelsäcke in den Händen zu tragen, und bei Erklettern eines steilen Abhanges stürzte Roche's Pferd, das mit dem Vorderbug an einen vorspringenden Felsen schlug, 15 bis 20 Fuß tief hinab, und fiel auf den Rücken. Wir glaubten, es müsse todt gefallen sein; merkwürdiger Weise aber stand es sogleich wieder auf, schüttelte sich, und klomm bei einem zweiten Versuche glücklich hinauf. Das Thier hatte allem Anscheine nach nicht den geringsten Schaden genommen.

Ehe es Abend ward, waren wir wohlbehalten hinunter gekommen, nachdem wir fünf bis sechs Stunden zugebracht hatten, den Uebergang zu bewerkstelligen. Nun befanden wir uns wiederum auf der ebenen Fläche der Prairie, und nachdem wir einige hundert Ellen weiter gezogen waren und uns umsahen, war keine Spur mehr von der ungeheuren Terrainspalte zu sehen. Die Einöde, über welche wir jetzt unsern Weg verfolgten, war wenigstens 250 Meilen breit, und die beiden Erdfälle, deren ich erwähnt habe, waren die Behälter und zugleich die Abzugskanäle für die schweren Regengüsse, die während der nassen Jahreszeit daselbst eintreten.

Diese Prairie ist ohne Zweifel eine der größten in der Welt, und der Erdfall steht in vollkommenem Verhältnisse zu dem Umfange der Prairie. Um Sonnenuntergang gelangten wir an ein Wasserbecken, und lagerten uns für die Nacht. Jetzt aber waren wir von allen Vorräthen entblößt, und unsere Leiden fingen nun an.

Am andern Tage setzten wir unsere Reise fort, indem wir nach gerade vom wüthendsten Hunger geplagt wurden. Während unseres Marsches sahen wir kleine Heerden Rehe und Antilopen, die ohne Zweifel durch den vor Kurzem gefallenen Regen zu den Bächen hingelockt waren, und gegen Abend entdeckten wir eine Trift Mustangs auf einer wellenförmigen Erhöhung der Prairie, eine halbe Meile seitwärts von uns. Sie waren alle außerordentlich scheu, und ob wir gleich unsere Büchsen nach ihnen abfeuerten, traf doch kein einziger Schuß. Den Abend lagerten wir uns in der Nähe eines Wasserbeckens, das eine Fläche von etwa zwanzig Morgen einnahm, aber sehr seicht war.— Große Züge spanischer Brachvögel, eines der wohlschmeckendsten Vögel, die es gibt, schwärmten umher, und flogen von allen Seiten auf

das Wasser herunter. Hätte ich eine Doppelflinte und Schrot gehabt, so hätten wir uns doch wenigstens eine gute Mahlzeit verschaffen können; da ich aber nur eine schwere Büchse und meinen Bogen und Pfeile hatte, mußten wir uns ohne Abendessen schlafen legen.

Um zwei Uhr am folgenden Morgen sattelten wir, und setzten unsere Reise fort, immer in nordöstlicher Richtung, nach den Sternen unsern Lauf berechnend. Als wir die Wäkuhs verließen, glaubten wir, keine hundert Meilen von der Lagerstätte der Comanches entfernt sein zu können. Jetzt waren wir viel weiter geritten, und doch noch immer auf der unermeßlichen Prairie. Uns von der schrecklichen Angst, in welcher wir schwebten, zu befreien — vorwärts zu dringen; in der Hoffnung, Lebensmittel aufzutreiben — kurz, irgend wohin zu gelangen, war jetzt mein einziger Gedanke, und wir eilten, was wir konnten, immer noch Rettung aus unserer großen Verlegenheit erwartend.

Unsere Pferde hatten bis jetzt weniger gelitten, als wir selbst, denn die Weide in den Prairien war vortrefflich; aber die jetzt nothwendig gewordene Beschleunigung unserer Reise und der beschwerliche Uebergang über die ungeheuren Schluchten fingen an, ihre Kräfte zu erschöpfen. Bei Sonnenaufgang machten wir an einer kleinen Wasserpfütze Halt, um den Thieren Ruhe zu vergönnen, und sie eine Stunde grasen zu lassen.

Während wir uns auf den Boden hingestreckt hatten, bemerkten wir eine große Antilope, die sich uns langsam näherte und bald still stand, bald noch ein paar Schritte näher heran kam, offenbar neugierig, zu sehen, wer oder vielmehr was wir wären. Ihre Neugierde kostete ihr das Leben; Gabriel streckte sie durch einen geschickten Schuß nieder, und wie groß da unsere Freude war, kann nur ein halbverhungerter ermessen. Wir kochten nun das Beste davon, nahmen eine reichliche Mittagsmahlzeit und setzten dann unsere Reise wieder fort.

Noch drei Tag lang hatten wir denselben schauerlichen Anblick einer gränzenlosen Prairie vor uns. Nicht ein Merkmal zeigte sich, daß wir uns dem letzten Rande derselben näherten. Wir reiseten schnell weiter, bis fast zur Hälfte des dritten Nachmittags, als wir anderthalb Meilen von uns einen dunklen Fleck gewahrten. Anfangs meinten wir, es sei ein niedriges Buschwerk; als wir ihm aber allmählig näher kamen, hatte es den Anschein eines Felsen, ob wir gleich nichts ähnlicher Art von dem ersten Augenblicke an, daß wir die Prairie betraten, die Partien an den Erdfällen ausgenommen gesehen hatten.

„Ein Büffel!" sagte Roche, dessen scharfes Auge endlich das Geheimniß durchdrang; „ein Büffel, der da liegt und schläft" Hier war also wieder ein guter Bissen zu mehr als einer Mahlzeit zu erhaschen, und wir fühlten uns von Neuem ermuthigt. Gabriel ging zu Fuß voran, mit seiner Büchse, in der Hoffnung, wenigstens nahe genug kommen zu können, um das Thier zu verwunden, während Roche und ich die nöthigen Vorkehrungen zur Jagd trafen. Wir entlasteten unsere Pferde alles überflüssigen Gewichts, und machten uns zum Waidwerke auf den Weg, das für uns durch das Andenken an unsere neuliche Rettung vom Hungertode doppelten Reiz gewann.

Eine Meile jenseit der Stelle, wo der Büffel lag, erhob sich die Prairie allmählig, und wir wußten nichts von der Beschaffenheit des Terrains darüber hinaus. Gabriel schlich bis auf 150 Ellen zu dem Thiere heran, welches jetzt anfing, sich zu rühren und Zeichen von Unruhe von sich zu geben. Gabriel gab ihm einen Schuß; sichtbar getroffen erhob sich der Büffel von der Erde, schwenkte seinen langen Schweif, und sah sich einen Augenblick neugierig um. Ich blieb auf meinem Standpunkte, einige hundert Ellen von Gabriel entfernt, der sein Gewehr noch einmal lud. Ein zweiter Schuß folgte; der Büffel peitschte wiederum seine Seiten, und rannte dann in gestrecktem Galopp fort, gerade der Sonne entgegen, augenscheinlich verwundet, aber nicht tödlich verletzt.

Roche und ich jagten ihm nach, indem wir uns neben einander hielten, bis wir beinahe den Gipfel der entfernten Erhöhung der Prairie

erreicht hatten. Hier flog mein Pferd, das mehr Feuer und Kraft hatte, vor dem meines Gefährten vorbei, und als ich den Gipfel erreicht hatte, fand ich, daß der Büffel noch immer reißend schnell fortgaloppirte, eine Viertelmeile vor mir. Der Abhang der Praire senkte sich ganz allmälig hinunter, und ich konnte jeden Gegenstand eine Strecke von fünf Meilen weit deutlich sehen. Jetzt gab ich meinem Pferde die Sporen, und es stürzte wie toll den Abhang hinunter. Als ich einen Augenblick zurücksah, bemerkte ich, daß Roche, oder wenigstens sein Pferd, die Jagd ganz aufgegeben hatte. Die Prairie war vergleichungsweise besonders glatt, und ob ich es gleich nicht wagte, mein Pferd zu so schnellem Laufe zu spornen, als ihm möglich gewesen wäre, so war ich doch bald dem ungeheuren Thiere zur Seite. Es war ein Stier erster Größe, und seine hellen, flammenden Augensterne, die unter seinem struppigen Stirnschopfe hervorblickten, zeigten deutlich, daß er durch seine Wunden und die hitzige Verfolgung rasend gemacht war.

Nur mit der größten Schwierigkeit — so wild sah der Büffel aus — konnte ich mein Pferd bis auf zwanzig Ellen von ihm heranbringen, und als ich eine meiner Pistolen in dieser Entfernung abschoß, traf meine Kugel nicht. Je länger die Jagd dauerte, desto gefügiger wurde mein Pferd, und bald schien es sich selbst an dem aufregenden Rennen sehr zu belustigen. Ich ließ es erst ein wenig gemächlicher laufen, und dann brachte ich es, indem ich ihm die Sporen tief in die Seiten rannte, ganz dicht heran, so daß zwischen mir und dem wüthenden Thiere nur noch ein Zwischenraum von 3 oder 4 Ellen blieb.

Ich feuerte meine andere Pistole ab, und der Büffel fuhr zusammen, als die Kugel gerade hinter seinen langen Haaren auf seinen Schultern einschlug. Ich befand mich, indem ich feuerte, so weit vorwärts, daß ich nun vor dem Thiere vorbei passiren mußte, um so, dicht vor seinem Kopfe weg streifend, wieder hinter ihm zu stehen zu kommen. In diesem Augenblick verlor ich meine Büchse, und hatte nichts weiter übrig, als meinen Bogen und Pfeile; nachgerade aber war ich durch die Jagd so aufgeregt worden, daß ich den Gedanken nicht ertragen konnte, sie aufgeben zu müssen. Immer noch in vollem Rennen, spannte ich meinen Bogen gab meinem Pferde noch einmal die Sporen und schnellte, indem es an der rechten Seite des Büffels vorbeiflog, meinen Pfeil tief in seine Rippen hinein.

Jetzt schnob und schäumte das Thier vor Wuth und Schmerz. Seine Augen glichen zwei hochrothen Feuerkugeln, die Zunge hing ihm aus dem Maule, und sein langer buschiger Schweif bebte aufwärts gerollt hoch in der Luft oder schlug mit rasender Gewalt gegen seine Seiten. Ein grausenhafteres und zugleich prachtvolles Gemälde der Verzweiflung hatte ich nie mit angesehen.

Jetzt gehorchte mein Pferd völlig meiner Führung. Es spitzte die Ohren nicht mehr vor Furcht, noch wich es zurück, wenn ich mich dem Ungethüm näherte, sondern im Gegentheile lief es gerade darauf zu, so daß ich das Thier beinahe mit der Hand fassen konnte, indem ich meinen Bogen spannte. Ich hatte noch fünf bis sechs Pfeile übrig, aber ich wollte nicht eher wieder schießen, als bis ich gewiß wäre, einen lebenführenden Theil zu treffen, und endlich gelang es mir, den Büffel tief zwischen Schulter und Rippen zu verwunden.

Diese Wunde machte, daß das in Wuth versetzte Thier rückwärts sprang, und ich prallte vor ihm vorbei, indem es sich vergeblich bemühete, mein Pferd blutig zu reißen und niederzustürzen. Die Jagd war jetzt vorbei, der Büffel stand still und wälzte sich bald völlig wehrlos auf dem Boden. Ich hatte ihm eben mit zwei andern Pfeilen den Rest gegeben, als ich jetzt erst bemerkte, daß ich nicht mehr allein war. Dreißig bis vierzig wohlberittene Indianer sahen mich ruhig und mit beifälliger Miene an, als ob sie mir zu meinem gelungenen Werke Glück wünschen wollten. Es waren die Comanches, die wir so lange gesucht hatten. Ich gab mich ihnen zu erkennen u. nahm die Gastfreundschaft in Anspruch, die mir ein Jahr vorher von ihrem Häuptling, dem „weißen Raben" angeboten worden war. Alle kamen um mich herum und bewillkommneten mich auf die herzlichste Weise. Drei von ihnen liefen hin, meine

Büchse zu holen und zu meinen Gefährten zu stoßen, ~~die sich etwa 8 bis 9 Meilen weiter~~ östlich befanden während ich meinen neuen Freunden nach ihrer Lagerstätte folgte, die nur wenig Meilen entfernt war. Sie waren auf der Büffeljagd gewesen und hatten eben den Gipfel der wellenförmigen Anhöhe erreicht, als sie mich und das von mir erlegte Thier bemerkten. Es versteht sich, daß ich mit meinen beiden Freunden in dem Wigwam sehr gut aufgenommen wurde, obgleich der Häuptling auf einem Kriegszuge begriffen, abwesend war, und als er nach einigen Tagen zurückkehrte, wurde ein großer Schmaus veranstaltet, während dessen Einige von den jungen Leuten ein kleines improvisirtes Lied sangen, das sich auf meine soeben vollendete Jagd bezog.

Die Speculanten.

„Mein schönes Fräulein, Sie wollen auch wohl noch von dem schönen Wetter profitiren?" so redete eines Abends zwischen 9 und 10 Uhr ein Herr mit Brille und schwarzem Frack eine junge Dame an, welche aus dem Broadway in die Fultonstraße einbog.

Die Dame antwortete nicht.

„Sie sprechen nicht?" fuhr jener fort, „o ich bin einer der unglücklichsten Jünglinge, wenn Sie diese Rosenlippen nicht öffnen.—Das Wetter ist köstlich!—Nicht wahr? Sie gehn gewiß spazieren? — Nicht wahr, ich darf Sie begleiten?—Nicht wahr?" und während er auf diese Weise seine Fragen höchst eigen selbst beantwortete, machte er einen Versuch den Arm der Dame zu ergreifen.

„Mein Herr," entgegnete diese, über die Zudringlichkeit des Fremden empört, „mein Herr, ich bitte verschonen Sie mich mit Ihren Aufmerksamkeiten, ich erkläre Ihnen, daß ich durchaus keinen Gebrauch davon machen kann."

„Holder Engel, warum denn nicht?" fragte jener kaltblütig und umfaßte die schlanke Taille der Widerstrebenden.

„Lassen Sie mich!" rief die Dame auf's Aeußerste erschreckt, aber der Unverschämte hielt die Gefangene nur um so fester, und machte Miene in seiner Frechheit noch weiter zu gehen.

Da erschien ein rettender Genius, in Gestalt eines zweiten Herrn, mit einem großen Schnurrbart, Sporen an den Stiefeln und kurzem, höchst modernem Oberrocke. Dieser bemerkte die unangenehme Lage der Dame, und auf den überlästigen Begleiter zutretend, sagte er: „Ich will nicht hoffen, daß sie sich unanständig gegen eine Dame betragen, welcher, wie mir scheint, Ihr Benehmen im höchsten Grade mißfällt."

„Ja wohl," nahm die Dame hastig das Wort; „ja wohl, so ist es, und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mich gegen die Zudringlichkeiten dieses Menschen in Schutz nehmen wollten."

„Mischen Sie sich nicht in Dinge, die Sie nichts kümmern;" sagte jedoch der Erstgekommene ziemlich trotzig.

„Das will ich einmal sehen," antwortete der mannhafte Schützer; „ich halte es für meine Pflicht, jede Dame, welche Hülfe braucht, in Schutz zu nehmen," und während er so sprach, rückte er seinem Gegner näher u. machte eine drohende Bewegung mit der schweren Peitsche, welche er in der Hand hielt. Dies letzte Mittel mochte seine Wirkung auf den unglücklichen Liebhaber nicht verfehlen, denn nachdem er einige Schritte rückwärts getreten und die kraftvolle Figur des Widersachers von Ferne gemessen hatte, machte er plötzlich Kehrt, und suchte in vollem Trabe das Weite. Der Zurückbleibende wandte sich nun an die Dame und sagte höflich:

„Da uns der Zufall doch nun einmal auf diese Weise zusammengeführt hat, so glaube ich daß es meine Schuldigkeit ist, Sie auch fernerhin bis zu Ihrer Wohnung zu begleiten."

„Wenn es Ihnen nicht zu viele Mühe verursacht," entgegnete diese, „so würde ich es allerdings mit Dank annehmen."

Sie gingen, und der Fremde ließ es sich nun die angelegentlichste Pflicht sein, seinen Schützling auf eine so angenehme Art als möglich zu unterhalten.

„Hier wohne ich," sagte endlich die Dame, als sie vor einem Hause der Greenwichstr. still stand. „Ich sage ihnen noch ein Mal meinen

verbindlichsten Dank für Ihre Güte;" fuhr sie fort „und wünsche nur, es wäre mir möglich meine Schuld auf irgend eine Weise abtragen zu können."

„O, das ist sehr leicht," entgegnete der Fremde mit einer galanten Verbeugung.

„Aber wie? sprechen Sie, ich wüßte nicht auf welche."—

„Geben Sie mir," sprach jener lächelnd, und seine Begleiterin zärtlich anblickend, „geben Sie mir — —"

„doch nicht etwa einen Kuß," unterbrach ihn die Dame und trat erschreckt zurück.

„Ach nein, geben Sie mir zwei Schilinge."

„Zwei Schillinge!" wiederholte Jene verwundert, und warf einen fragenden Blick auf den moderen Anzug, auf die Sporen an den Stiefeln ihres Gesellschafters.

„Ja wohl, geben Sie mir zwei Schillinge, es kann ja kein Gegenstand für Sie sein," erwiederte er ruhig.

Die Ueberraschte griff in ihre Tasche und gab dem galanten Ritter das Verlangte.

„Tausend Dank!" erwiederte dieser, „und wenn Sie jetzt einen Kuß wollen — —" doch die Dame war schon in das Haus verschwunden.

„Nun, was hat sie denn gegeben," fragte hinzutretend ein Mann, welcher dies Gespräch von fern beobachtet hatte. Es war der Kleine mit Brille und schwarzem Frack.

„Zwei Schillinge" entgegnete der Gefragte; „es ist doch zum Abendbrod. Da hast Du einen davon. Die Sache geht, — und die beiden würdigen Freunde schlenderten Arm in Arm weiter.

Deutsche Sagen.

1. Der Dreizehnte.

Welche tiefsinnige Gedanken die alten Sagen und Satzungen verbergen, davon giebt die Erzählung vom Ursprung des Friesengesetzes ein Beispiel. König Karl, heißt es, lud die Friesen auf ein Ding (Gericht], daß sie allda ihr Recht erküren, das sie halten wollten. Da erwählten sie zwölf Vorsprecher von den sieben Seelanden, die für sie das Recht erküren sollten. Diese aber, nachdem sie drei Nothscheine [Nothfristen in Folge gesetzlicher Abhaltung) von ihm erlangt hatten, entschuldigten sich, als sie am sechsten Tag Recht küren sollten: sie könnten nicht. Da sprach der König: Nun leg' ich euch drei Kören (Wahlen] vor, was euch lieber ist: daß man euch tödte, oder daß alle [leib-] eigen werden, oder daß man euch ein Schiff gebe, so fest und so stark, daß es eine Ebbe und eine Fluth mag ausstehen, und das sonder Riem' und Ruder und sonder Tau. Da erkoren sie das Schiff und fuhren aus mit der Ebbe so fern weg, daß sie kein Land mehr sehen mochten. Da war ihnen leid zu Muth. Da sprach Einer, der aus Wittekind's Geschlecht war: Ich habe gehört, daß unser Herrgott, da er auf Erden war, zwölf Jünger hatte, und er selbst der Dreizehnte war, und kam zu Jedem bei beschlossenen Thüren, tröstete und lehrte sie; warum bitten wir nicht, daß er uns einen Dreizehnten sende, der uns Recht lehre und zu Lande weise? Da fielen sie alle auf ihre Kniee und beteten inniglich. Da sie die Beitung gethan hatten, sahen sie einen Dreizehnten am Steuer sitzen und eine Achse auf seiner Achsel, da er mit an's Land steuerte gegen Strom und Wind. Da sie zu Lande kamen, da warf er mit der Achse auf das Land und warf einen Erdwasen auf. Da entsprang ein Born, davon heißt die Stelle: zu Achsenhof. Und zu Eschweg kamen sie zu Land und saßen um den Born herum, und was sie der Dreizehnte lehrte, das nahmen sie zu Recht an. Doch wüßte Niemand, wer der Dreizehnte war; sogleich war er Jedem unter ihnen. Da er ihnen aber das Recht gewiesen hatte, waren ihrer nur zwölf. Darum sollen in dem Land allezeit dreizehn Richter sein, und ihr Urtheil sollen sie fällen zu Achsenhof und Eschweg, und wenn sie entzwei sprechen [wenn die Stimmen getheilt sind], so haben die Sieben die Sechs einzuhalten. So ist das Landrecht aller Friesen.

---

2. Erde gegen Gold.

Als die Sachsen nach Deutschland kamen, landeten sie mit ihren Schiffen an einer Gegend, welche den Thüringern gehörte. Diese waren ihnen zuwider und stritten heftig. Allei die Sachsen behaupteten den Hafen u. es

wurde ein Bund geschlossen. Die Sachsen sollten kaufen und verkaufen können, was sie beliebten, aber abstehen von Menschenmord und Länderraub. Dieser Friede wurde nun auch viele Tage gehalten; als aber den Sachsen Geld fehlte, dachten sie, das Bündniß wäre unnütz. Da geschah, daß einer ihrer Jünglinge aus den Schiffen an's Land trat, mit vielem Gold beladen, mit güldenen Ketten und gülde-nen Spangen. Ein Thüringer begegnete diesem und sprach: Was trägst du so viel Gold an deinem ausgehungerten Halse? — Ich suche Käufer, antwortete der Sachse, und trage dies Gold bloß des Hungers halben, den ich leide; wie sollte ich mich an Gold vergnügen? — Der Thüringer fragte, was es gelten solle. Hierauf sagte der Andere: Mir liegt nichts daran, du sollst mir geben, was du selber magst — Lächelnd erwiederte Jener: So will ich dir dafür deinen Rock mit Erde füllen; — denn es lag an dem Ort gerade viel Erde angehäuft. Der Sachse hielt also seinen Rock auf, empfing die Erde und gab das Gold hin; sie gingen von einander, ihres Handels Beide froh. Die Thüringer lobten den Ihrigen, daß er um so schlechten Preis so vieles Gold erlangt; der Sachse aber kam mit der Erde zu den Schiffen und rief, da ihn Etliche thöricht schalten, die Sachsen ihm zu folgen auf; bald würden sie seine Thorheit gut heißen. Wie sie ihm nun nachfolgten, nahm er die Erde, streute sie fein dünne auf die Felder aus und bedeckte einen großen Raum. Die Thüringer aber, welche das sahen, schickten Gesandten u. klagten über Friedensbruch. Die Sachsen ließen sagen: Den Bund haben wir jederzeit und heilig gehalten, das Land, das wir mit unserm Gold erworben, wollen wir ruhig behalten, oder es mit den Waffen vertheidigen. — Hierauf verwünschten die Thüringer das Gold, und den sie kürzlich gepriesen hatten, hielten sie für ihres Unheils Ursächer. Sie rannten nun zornig auf die Sachsen ein, die Sachsen aber behaupteten durch das Recht des Krieges das umliegende Land. Nachdem von beiden Theilen lange und heftig gestritten war und die Thüringer unterlagen, so kamen sie überein: an einem bestimmten Ort, jedoch ohne Waffen, des Friedens wegen eine Sammensprache [gemeinschaftliche Berathung] zu halten. Bei den Sachsen nun war es hergebrachte Sitte, große Messer zu tragen, wie die Angeln noch thun, und diese nahmen sie unter ihren Kleidern auch mit in die Versammlung. Als die Sachsen ihre Feinde so wehrlos und ihre Fürsten alle gegenwärtig sahen, achteten sie die Gelegenheit für gut, um sich des Landes zu bemächtigen, überfielen die Thüringer aus Untreue mit ihren Messern und erlegten sie alle, daß auch nicht Einer übrig blieb. Dadurch erlangten die Sachsen großen Ruf, und die benachbarten Völker huben sie zu fürchten an. Weil aber solche Messer in ihrer Sprache S a ch s e hießen, wurden sie von ihren scharfen Messern Sachsen geheißen. Ihr wackerer Muth that den Römern Leids genug. So oft sie Cäsar glaubte überwunden zu haben, standen sie doch wieder gegen ihn auf.

F o l g e n d e r t r e f f l i c h e r T o a s t wurde unlängst in St. Louis ausgebracht:

U n s e r e A r m e e, d i e F r e i w i l l i g e n u n d R e g u l ä r e n, sie haben Schilde (Shields) zur Vertheidigung, einen Verwalter (Butler) für ihre Vorräthe, ein Kissen (Pillow) zur Ruhe, und einen Marschall (Marshal) zur Parade; es fehlt nicht an Wolle (Wool) zur Bequemlichkeit, nicht an Werth (Worth) in der Schlacht, nicht an einem Kranze (Garland) beim Siege; sie rufen dem Feinde nie „Halt' ein Mann!" (Quitman) zu, sondern fegen ihm mit ihren Ruthen (Twiggs) den Rücken, zahlen ihre Zeche (Scott) pünktlich, und greifen Alles mit der meisterhaften Geschicklichkeit eines Schneiders (Taylor) an.

Spruchlied.

Läuft Dein Schiff auf falscher Bahn, — so lenke!
Fliegt Dich gern der Leichtsinn an, — bedenke!
Hängt die Traube reif vor Dir, — genieße!
Lockt es dort und lockt es hier, — beschließe!
Fühlst Du, Ruhe sei nicht gut, — so wandle!
Treibt Dich edler Sinn und Muth, — so handle!
Drückt ein Leid Dich heimlich still, — so trage!
Wenn das Glück nicht blühen will, — so wage!
Faßt die Flamme Dich, der Zorn, — so dämpfe!
Stachelt Dich der Sinne Sporn, — so kämpfe!
Will's im Guten nicht mehr fort, — so treibe!
Fühlst Du Dich am rechten Ort, — so bleibe!

Walhalla:

Eine Monatsschrift zur Belehrung und Erheiterung.

2. Band. Philadelphia, April 1847. 4. Heft.

Glück und Ende eines Dichters.

[Schluß.]

Verzeihe mir, sprach sie, ich hörte Deine Anklage zuerst, und nicht auch Deine Vertheidigung.

Und glaubtest sie? sprach Camoens mit leichtem Vorwurf, da selbst Dein Vater sie für schlecht erfundene Lügen hielt?

Was glaubt ein liebend Weib nicht Alles! seufzte Katharina, und er küßte ihr die Thräne ab, die an ihren Augenwimpern hing.

Und mußt Du denn fort? sprach sie ängstlich und drückte ihn fester an sich, darf ich denn nie des glücklichen Zusammenlebens mit Dir mich freuen?

Ich bin verbannt, nach Indien verbannt, sprach Camoens, und bin es um Deinetwegen, wie ich glaube und beinahe mit Gewißheit weiß.

Um meinetwillen? rief Katharina, und sah ihn erschrocken an. Wie ist dies möglich? weiß ich doch nicht, was Schuld sein sollte.

Ein einziges Wort, sprach Camoens, wenn ich Dir's sage, weißt Du die Ursache.

Und dieses Wort? sagte Katharina, O! nenne es mir, ich bitte Dich darum.—Camoens schüttelte verneinend das Haupt.

Ich flehe Dich an, rief Katharina, um aller Heiligen Willen flehe ich Dich an, nenne mir das Wort, nur daß ich ruhig werde, zu Deinen Füßen stürze ich bittend hin! nenne mir das Wort.

Pereira! sagte langsam Comoens. Da verhüllte sie ihr Gesicht und sank, einen Strom von Thränen vergießend, in ihren Stuhl.

That ich Recht also, daß ich den Namen Dir nannte? fragte langsam und trauernd Camoens.

Du thatest Recht, sagte Katharina, von ihrem Stuhle aufstehend und mit Würde näher zu ihm tretend, Du thatest Recht.

Und ihr Kind ergriff sie und hielt es ihm hin, und die rechte Hand gegen den Himmel erhoben, that sie den Ausspruch, nie einem andern Manne angehören zu wollen als Camoens. Darauf stürzte sie in seine Arme, und er hielt sie fest umschlungen und sie vergaßen die Außenwelt, Alles schwamm um sie her in Wonne und Seligkeit.

Endlich riß sie sich aus seinen Armen los und fest seine Hand drückend, sprach sie mit Thränen unterdrückter Stimme: Wir scheiden jetzt.— Gebe Gott, daß wir uns glücklich wiedersehen. Und zurück floh sie in ihre innersten Gemächer.

Camoens stand noch einen Augenblick in tiefem Sinnen, doch endlich entfernte er sich und ging zum Grafen von Atayde, um Abschied zu nehmen.

Ihr fallet, ein Opfer nichtswürdiger Verläumdungen, Don Camoens! sagte der Graf. Ich konnte Euch nicht schützen, es waren der

Gutgesinnten zu wenig. Seid indeß versichert daß ich, was in meiner Macht stehen wird, anwenden werde, um Eure baldige Zurückberufung zu erlangen. Solltet Ihr in fernen Landen etwas benöthigen, um in Muße Eure Werke zu vollenden, so wendet Euch an meine Beauftragten, und denket immer, daß Euch ein väterlicher Freund im fernen Vaterlande wohnt.

Ein väterlicher Freund? fragte Camoens freudig überrascht, und drückte seine Hand.

Ein väterlicher Freund, sagte der Graf.— Lebet jetzt wohl, mögen wir uns glücklicher wiedersehen, als wir jetzt scheiden. Er ging.

Am andern Morgen saß, seit dem Aufgange der Sonne, Katharina auf der Terrasse ihres Gartens, und schaute unverwandt auf das weite, unendliche Meer, wo eben ein Schiff am fernen Horizonte verschwand. Eine Thräne entfiel ihrem Auge, sie merkte sie nicht, unverwandt blickte sie hin.

11.

Ach, in diesem Augenblicke
Ringt er mit des Sturmes Wuth,
Und hinab in ihre Schlinge
Reißt ihn die empörte Fluth.
Schiller.

An den Küsten von Indien wüthete ein furchtbarer Sturm. Vorzüglich war ein Schiff, schon im Angesichte Goa's, in der größten Noth. Vergebens löste es von Zeit zu Zeit, und späterhin immerwährend seine Kanonen; aber ihre Donnerstimme verschcll im Tosen des Sturmes. Kein Stern blinkte am schwarzen Himmel, dessen dicke Wolkenthürme sich manchmal krachend öffneten, und einen furchtbaren Blitz herunterschossen, daß er die ganze Gegend wenigstens auf einen Augenblick erhellte. Eine gräßliche Angst bemächtigte sich des Schiffsvolkes, so daß sie endlich von langer Todesangst ganz abgestumpft, auf keine Ermahnungen mehr hörten, auf das Verdeck sich nieder legten, und hier ihren Tod erwarteten. Wenige waren es nur, die in dieser schrecklichen Stunde ihre Geistesgegenwart behielten, und rastlos fortarbeiteten. Unter diesen waren vorzüglich der Capitain des Schiffes und Camoens.

Mit dem größten Kaltmuthe und bewunderungswürdiger Umsicht in einer so schweren Stunde, gaben sie durch die Sprachröhre mit aller Kraft ihrer Stimme, die sie nur anwenden konnten, ihre Befehle, waren jeden Augenblick auf einer andern Seite des Schiffes, obgleich die Wellen ihre Füße netzten, und sie sich mit Mühe nur aufrecht erhalten konnten. Aber endlich sanken auch ihre Kräfte, ihre Stimme war durch das viele Rufen heiser geworden, und sie konnten keine Befehle mehr ertheilen. Jeder handelte nur nach seinen Willen und als der Schiffslieutenant, der ihnen bisher muthig beigestanden, von einer Welle über Bord geschlagen wurde, sank auch dem Tapfersten der Muth, und Jeder suchte seine kostbarsten Sachen zusammen, und erwartete in dumpfen Dahinstarren das Zertrümmern des Schiffes.— Camoens stopfte seine Papiere in eine Flasche und hing sie um sich, seinen kostbarsten Schatz aber, sein Gedicht, „die Portugiesen," band er sich um seinen gelähmten Arm. Endlich ward es im Osten heller, aber der Sturm ließ nicht nach, und in der Nähe erblickte man schon die Küste und Stadt Goa.

Das ganze Ufer war von Neugierigen bedeckt, aber sie konnten keine Kähne in die Fluth lassen, denn mit ungeheurer Gewalt warf die Brandung ihre Wellen gegen das Ufer, und spritzte den Schaum in großen Massen von sich.

Ein Priester stand im Ornate am Ufer und ertheilte von da aus den Seefahrern Absolution, und das Volk sank auf seine Knie, und betete für die Unglücklichen.

Vergebens bot eine vornehme Dame, die Tochter des Generalgouverneurs von Indien, die am Ufer auf einem weißen Rosse umhersprengte, ungeheure Summen dem, der es wagen würde, den vom Sturme Herumgeworfenen zu Hülfe zu kommen; aber so sehr man sie ehrte, Keiner wollte sein Leben wagen. — Endlich sprang sie selbst vom Rosse und ergriff, um die Andern zu begeistern und aufzumuntern, ihr zu folgen, ein Ruder, und wollte in einen Kahn springen, da drängte sich Alles um sie her, und wollte sie nicht lassen; sie aber bestand darauf, daß den Unglücklichen Hülfe wer-

den müsse, und stand in ihrer Begeisterung schön, wie die Königin des Tages da. Der Haarknoten war ihr vom heftigen Ritte losgegangen, und die reichen Locken flogen ihr nun vom Sturme gepeitscht um den wunderschön gebildeten Kopf. Ihre Wangen, seit zwei Jahren von einer weißen durchsichtigen Bläße, waren jetzt geröthet und ihr dunkles Feuerauge rollte im Kreise umher.

Sollen sie vergehen, diese Unglücklichen, vor unsern Augen? rief sie, das Ruder schwingend aus, und riß sich los aus dem Kreise der sie Umgebenden, und war eben im Begriffe, in den Kahn zu springen, da ward das Schiff gegen eine Klippe geworfen, und zertrümmerte vor ihren Augen.

Starr blickte sie auf das großartig furchtbare Schauspiel hin, wie Stück für Stück vom Schiffe fiel und der Mast mit Krachen ins Meer stürzte, daß es rings in ungeheuren Wogen aufschäumte und die Mannschaft vom Wrack in die Kähne sprang, und sich durch die Brandung zu arbeiten suchte. Es war gräßlich, wie, nahe am Ziele, die Brandung immer die Kähne verschlang, und die Unglücklichen mit herzzerreißendem Jammergeschrei in die Tiefe versanken und bald auftauchten und wieder versanken, und den Kopf und die arbeitenden Hände sich nochmals aus dem Wogenschaum erhoben, bis sie endlich sanken. Eine unnennbare Angst überfiel bei diesem Anblicke die Tochter des Generalgouverneurs; sie wechselte die Farbe wollte hinstürzen in das Meer, als einer eben untersank, schrie sie mit wahnsinnigen Thränen: „Grüße mir den Bräutigam da unten."

Scheu wich das Volk vor ihr zurück, denn es ging die Sage, daß sie seit zwei Jahren manchmal Anfälle von Wahnsinn habe, und mehrere Diener, welche sie hieher begleitet hatten, waren bemüht, sie von dem Platze wegzubringen; da trieb das Meer einen kühnen Schwimmer glücklich ans Land, in der Linken hielt er, hoch über seinem Haupte, eine Rolle Papier und mit der Rechten arbeitete er sich kräftig durch die Wogen. Aber kaum hatten ihn die Wellen ans Land gespült, so sank er auch ohnmächtig nieder. Die Dame erblickte den zu ihren Füßen liegenden Schiffbrüchigen und mit einem Schrei stürzte sie auf ihn nieder. Man riß sie auseinander, und brachte die Tiefohnmächtige nach Hause; seiner aber erbarmte sich ein Bürger, und ließ ihn in seine Wohnung tragen.

12.

J. Mich freut, daß man mich zwingt zu sagen, was zu hehlen Qual nur ist.—

Shakespear.

Am Abend desselben Tages saßen in einer Wirthsstube in Goa mehrere Männer beisammen, und sprachen von dem Sturme dieses Morgens. — Eines möchte ich aber wissen, begann einer von ihnen, wodurch der Wahnsinn der Donna Maria sich heute bei dem Anblick des Ertrunkenen wieder zeigte; überhaupt soll er, wie ich von Leuten ihrer Umgebung hörte, sehr sonderbarer Art sein; ganze Nächte soll sie auf der Terrasse ihres Gartens am Meere draußen, bald in lautem Jammer, bald in stillem Hinbrüten zubringen, u. seit zwei Jahren läßt sie immerwährend noch Todtenmessen für Jemanden lesen, und nie will sie sich vermählen, auch nie ihre schwarze Kleidung ablegen.

In Hinsicht der Terrasse, sagte ein Anderer, da hätte ich so meine eigenen Vermuthungen, die ich aber nicht Jedem mittheilen darf.

Aber mir doch, Gevatter, riefen mehrere auf einmal, wir sind doch von Kindesbeinen an beisammen, mir könnt Ihr so was schon anvertrauen. — Ja, es ist nicht gut, daß man eine Zunge in mehrere theile, alle kann man dann nicht an einer Schur führen, sagte der Mann, bedächtig den Kopf schüttelnd. Aber wenn Ihr mir alle hoch und theuer versprecht, es Niemandem weiter zu sagen — —

Wir versprechen es, schrieen Alle schnell dazwischen — so will ich euch es wohl sagen, denn es taugt nichts, wenn man etwas auf dem Herzen hat. — Ja! ja! sagten die Andern. Frei muß man sich es von der Brust reden, nur ein Schurke behält was bei sich.

Also hört! sagte der Eine, und sie rückten näher zusammen, und ergriffen ihre Kannen, und er erzählte. Bevor ich vor zwei Jahren meine Anna heirathete, war ich, wie jeder verliebte Bursche, der Narr, und schiffte oft

Abends zu ihr hin, und sang so lange meine Lieder vor ihrem Fenster, bis sie leise herunter kam, und dann verplauderten und verküßten wir die Stunden. Ich muß Euch im Vorbeigehen sagen, meine Anna war ein prächtiges Mädchen, sie war mir damals weit lieber als jetzt. Aber um wieder zurückzukommen, wie ich nun so einmal des Nachts wieder zurückruderte — es mochte etwa die vierte Stunde der Nacht sein — und sang, verlockte mich die schöne Nacht und die warme Luft, mich noch zu baden. Ich band meinen Kahn an einen Baum unterhalb der Terrasse des Generalgouverneurs an und sprang ins Wasser. Schon früher hatte ich ein lautes Sprechen auf der Terrasse vernommen und Donna Maria's Stimme unterschieden, ich hatte aber nicht darauf geachtet, weil ich wußte, daß sie manchmal in sternheller Nacht sich mit ihren Gespielinnen auf der Terasse belustige, aber endlich hörte ich ihre Stimme deutlicher, und ich war kaum eine halbe Stunde herumgeschwommen, so hörte ich sie rufen: Will der Lebende mir nicht angehören, so soll es der Todte!

Was Ihr da sagt, Gevatter! schrie einer der Zuhörer auf, Donna Maria, so eine gute christliche Seele, soll so sprechen?

Ja, ja, fuhr der Erzähler fort, so rief sie, und in demselben Augenblicke stürzte etwas ins Meer. Ich verbarg mich schnell hinter einem Strauch, um zu sehen, was das für ein Thier sei, das hier herunter gekommen, und stellt Euch vor, wie sehr ich erschrak, als ich an seinem Schwimmen und an seiner Kleidung erkannte, daß es ein Mensch sei.

Nicht möglich, sagte ein Anderer. — Ein Mensch? — Hast Du denn mit ihm gesprochen?

Freilich habe ich mit ihm gesprochen, sagte der Erzähler, er bat mich, ihn auf dem Kahne nach der Stadt zu bringen und verschwiegen zu sein.

Nun das bist Du gewesen, treu und ehrlich wie ein wackerer Mann, sagte einer seiner Gevatter.

Und würdest Du ihn denn noch erkennen? fragte ein Anderer.

So wie ich Eichelbaus von Gründaus unterscheide, antwortete der Erzähler.

Ihr Herren! seid doch ein bischen ruhig! mein Kranker kann ja kaum schlafen, sagte der Wirth, indem er hereintrat und vorsichtig die Thür zumachte.

Euer Kranker? fragten Alle. Wer ist denn das?

Einen von den Schiffbrüchigen habe ich bei mir, sagte mitleidig der Wirth.

Ein vornehmer Mann?

Nicht sonderlich, denn ich habe nicht viel bei ihm gefunden.

Jesus Maria und Joseph und alle Heiligen und der heil'ge Vincent zuerst! Das ist der Herr, den ich vor zwei Jahren aus dem Wasser gezogen habe! schrie der Erzähler auf, und starrte nach der Thür, die Camoens eben geöffnet hatte.

Geht in Euer Bett zurück, bat der Wirth, und nahm ihn zurück in die Kammer.

Das muß ich meinem Weibe erzählen, sagte einer der Gevatter, und eilte davon.

13.

B. Ist dieser Knabe nicht vom Tod' erstanden?
A. Ein Sandkorn sieht dem andern nicht gleich.
Der süß' rosige Knabe, welcher starb,
Und dieß Fiebele — Was denkst Du?
D. Derselbe Todte lebt.

Shakespear.

Das Fieber, an dem er im Hause des Gastwirths darnieder gelegen, war von Camoens gewichen, und er durfte schon allein kurze Spaziergänge machen.

Noch hatte er seinen alten Freund, den Generalgouverneur nicht besucht und auch noch keine Erkundigung über Donna Maria eingezogen. Da ging er eines Vormittags allein durch die Straßen von Goa spazieren und kam an einer Kirche vorbei, aus welcher die herrlichsten Melodien hervorquollen.

Sein dichterisches Gemüth, hoch empfänglich für die Allgewalt der Musik, folgte ihrem Rufe und er trat in das Innere der Kirche. Es war eine Todtenmesse, die der Priester am Hochaltare las; Camoens fragte nach dem Namen des Verstorbenen und man nannte ihm den portugiesischen Edlen Louis de Camoens.

Wer läßt die Messe für ihn lesen? fragte erschüttert Camoens.

Donna Maria de Quintetra, die Tochter des

Generalgouverneurs von Indien, die jeder Messe selbst beiwohnt, war die Antwort. Camoens sah sich erwartend um u. erblickte nicht weit vom Hochaltare Maria in ganz schwarzer Kleidung, einen langen schwarzen Schleier über ihr Haupt gezogen, auf dem Boden knieen.

An einer Säule, sich ihr gerade gegenüber stellend, betrachtete er sie aufmerksam. Still und andächtig betete sie, und ihre Blicke erhoben sich nur selten vom Boden, und dann sah man durch den Schleier deutlich die Thränen, die über ihre Wangen herabrollten. Seltsame Gefühle bewegten sich bei diesem Anblicke in Camoens Brust, er hörte, wie unlängst Kaiser Carolus, sein eignes Requiem; er sah diejenige über seinen Tod Thränen vergießen, die ihn, ihrer Meinung nach, selbst ermordet hatte; er fühlte es nun, mit welch ungeheurer Liebe sie an ihm gehangen, ja noch an ihm hing. — Das flehende Auge, das sie mit unendlichem Schmerzensblicke gegen den Himmel richtete, zeugte ihm ihre Reue um den Todten, und dem Lebenden schnitt es schmerzhaft durch die Saiten seiner Brust.

Als die Priester daher das dumpfe einförmige requiescat in pace sangen, trat er muthig vor und rief: was klagt ihr für den Lebenden requiescat in pace? legt ab Eure Gewänder und Trauermienen! Camoens lebt!

Bei der Verwirrung, die nun in der Kirche entstand, entfernte er sich und blieb auf dem Platze unter dem Portale stehen. Bei dem Tone seiner Stimme war Donna Maria in Ohnmacht gesunken, leblos lag sie an den Stufen des Altars, die Orgel verstummte, das Volk bildete theils Gruppen um die Ohnmächtige, theils lief es aus der Kirche, um in der Stadt die neue Kunde zu erzählen.

Von ihren Dienerinnen war Donna Maria in die Sakristei getragen, und dort wieder zum Leben gebracht worden, und als sie nach langer Bemühung das Auge endlich wieder aufschlug, warf sie schwache Blicke auf die Umgebung, und wie sie den, welchen sie suchte, nicht darunter auffand, sanken ihre Augenlieder wieder zu, und sie zurück in die alte Nacht.

Abermals brachte man sie zum Leben und sie verlangte nach Hause gebracht zu werden. Als sie vor der Kirche draußen ihren Palankin bestieg, stand Camoens, mit festem Auge sie betrachtend, gegenüber an einer Säule. Mit flehendem Blicke und langsamen Schrittes ging sie, gestützt auf zwei Dienerinnen, gegen ihn hin, und mit Thränen im großen, wunderschönen Auge reichte sie ihm die Hand und flehte: Vergieb mir!

Camoens drückte schweigend ihre Hand an seine Lippen, sie schauten sich in dem Augenblicke beide unverwandt in die Augen. Beide kämpften mit ihren Gefühlen, und beide siegten.

Auf Wiedersehen! sprach sie leise und kaum hörbar, und bestieg den Palankin. Wenige hatten sie in diesem Momente gesehen und diese Wenigen waren ihre treue Dienerinnen, an deren verschwiegenen Busen die stolze Tochter Indiens schon manchmal ihren Schmerz verweint hatte. Der Palankin brachte sie nach Hause und hier in der Einsamkeit ihres Gemaches gingen alle Begebenheiten dieses Morgens noch einmal vor ihrer Seele vorbei, und sie verlor sich im Geiste zurück in die verflossenen Jahre, wo sie Camoens das erste Mal gesehen; sie wollte jene Nacht auf der Terrasse aus ihrem Gedächtnisse verwischen, aber immer und immer rauschten die Palmen, glänzte das mondbeleuchtete Meer, und der Schiffer fuhr unten auf seinem Kahne vorbei, und sang Liebeslieder seiner stolzen Geliebten. — Wie einem Mörder tönte das Rauschen der Wogen, die über Camoens Haupte zusammenschlugen, an ihr Ohr, sie wollte es nicht vernehmen, aber immer erzählte ihr Gedächtniß ihr alte Geschichten wieder und sie weinte und sank vernichtet zurück auf ihr Polster. Ihre vertrauten Dienerinnen standen bei ihr und wollten sie trösten, aber wo findet Trost bei dem Vernichteten Eingang?

Camoens stand noch immer an einer Säule der Vorhalle gelehnt und achtete nicht auf das ihn umgebende Gewühl des Volkes. Klar stand es vor seiner Seele, daß es jetzt wieder in seiner Macht sei, in glücklicher Unabhängigkeit von Portugal hier zu leben, daß es von ihm allein abhänge, ob er ein Geschöpf, das mit unzerstör-

barer Neigung an ihm hing, unendlich glücklich oder elend machen wollte.

Gedankenvoll schritt er weiter durch die volkbelebten Gassen, nichts fesselte seine Aufmerksamkeit, mit ganzer Seele hing auch er an den Begebenheiten in der Kirche, und so bemerkte er nicht, daß er an dem Palaste des Generalgouverneurs stand. Ein Reiter, der in den Palast sprengte, riß ihn aus seiner Betäubung, und eingedenk der schönen Tage, die er in diesem Hause verlebt, schritt er die breiten Treppen hinauf, und ließ sich bei dem Gouverneur melden. In seine Arme schloß ihn der alte Mann bei seinem Eintritte, und hielt ihn lange umfaßt und sah ihm mitleidsvoll in das bleiche Antlitz.

Hätte Indien so Deine Treue gelohnt? sprach er mit bitterem Vorwurf.

Die Todten können nicht belohnen, sprach Camoens dumpf und verhüllte sein Antlitz.

Du beginnst frühzeitig zu altern, Freund! sprach gerührt der Gouverneur; nur wenige Leidensjahre noch und Dein Haupt ist weiß, wie die Gipfel des Himalaja.

Läg' ich unter dem Himalaja schon, mir wäre wohl, antwortete mit dumpfer Stimme Camoens. Dort schlügen nicht mehr an mein Ohr die Töne des Hasses und der Liebe, des Leidens und der Freude, dort entrisse kein ungerechter Spruch mich mehr dem Boden, wo ich mein Lager aufgeschlagen, und ich könnte ruhig in meinem Hause wohnen, wie nirgend anders.

Ich kenne Dich nicht mehr! rief der Gouverneur aus. Bist Du der hochbegeisterte Dichter, der immer vom Irdischen hinweg sich nur zum Himmlischen wandte, der im geistigen Genusse nur das Leben erkannte!? Wie trittst Du jetzt vor mich? Abgespannt, niedergedrückt, kaum wagend das Auge gen Himmel zu heben.

Mein Vaterland hat mich verstoßen! sprach Camoens. An ihn war mein Leben gekettet, wie eine Traube an der andern, reißt sie entzwei und der edle Saft entfließt.

So suche Dir hier ein neues Vaterland, fuhr bewegt der Gouverneur fort. Wölbt sich denn nicht derselbe Himmel über Indien, der seine blauen Bogen über Portugal spannt? dieselbe Luft schlägt hier an Deine Wangen, u. was Du im undankbaren Vaterland verlassen, Du findest es hier wieder. Bleib bei mir! rief er, seine Hand ergreifend, aus; wohne in diesem Hause, betrachte es als Dein eigen, iß das Brot von meinem Tische, — sei mir mehr als Freund!

Erwartend schaute er ihm ins Antlitz, Camoens schüttelte verneinend das Haupt und sprach nichts.

Vergiß Portugal, begann der Gouverneur wieder, lebe in Indien! was Du verlangst, sei Dein! Beglücke zwei Menschen, mich und meine Tochter!

Wüßtest Du, mit welch unermeßlicher Liebe Maria an Dir hängt, wie ihr Leben nur an das Deinige gekettet ist, Du begingst die Sünde nicht, dich von ihr loszureißen!

Ich kann nicht, darf nicht, Graf! sagte Camoens. Die Eide, die mich vor zwei Jahren zurückhielten, halten mich auch jetzt noch. Mein Herz ist nicht gealtert, nicht meine Neigung. Ich kann und werde nicht, und bötet Ihr mir ganz Portugal und seine Krone!

Mißmuthig wandte sich der Gouverneur von ihm; da meldete der Diener den General Perez und Camoens nahm Abschied.

Komme oft zu mir! scheue Dich deshalb nicht! sprach der Gouverneur und dankbar küßte Camoens seine ritterliche Rechte. Als er die Treppen hinab stieg, öffnete ein niedliches Mädchenkopf die Thüre. Seid Ihr Don Camoens? flüsterte sie leise.

Glaube kaum, daß es einen Zweiten dieses Namens in Goa giebt, antwortete er und auf dieses steckte sie ein Papier in seine Hand. Er entfaltete das Papier, die Schriftzüge waren von einer weiblichen Hand. — Er las: „Wenn meine Neigung, meine Liebe Dir jemals etwas gegolten, so komme heute Abend um die zehnte Stunde in meines Vaters Palast; die Ueberbringerin dieses Schreibens wird Dich zu mir führen.

Es war kein Name unterzeichnet, aber Camoens wußte wohl, wer es geschrieben. Er stand noch sinnend auf der Treppe, da öffnete sich wieder die Thür, und dasselbe niedliche

Gesicht sah mit einem wunderbaren schalkhaften Ausdrucke, daß Camoens das Papier schnell zu sich steckte und den Palast verließ. In seiner Wohnung überlegte er erst, ob er der Einladung Folge leisten solle. Er kannte Donna Maria und ihre leidenschaftliche Neigung, ihre Schmeichelei und ihr Herz, das des tödtlichsten Hasses im Stande, er sah ein, daß es einstens bei seinem ferneren Besuchen im Palaste des Gouverneurs zu einer Erklärung kommen müsse, und zog es daher vor, es heute noch dahin zu bringen, und seinem Rufe, als hätte er die Einladung einer Dame ausgeschlagen, keinen Makel anzuhängen. Als es also um die zehnte Stunde des Nachts war, ging er zum Palast des Gouverneurs. Der niedliche Lockenkopf empfing ihn schon am Thore.

Ihr seid pünktlich Don, sagte sie lächelnd und ergriff seine Hand, ihn mit sich über den Hof führend. Im ersten Stocke führte sie ihn in ein schwach erleuchtetes Gemach und ihn bittend, ins nächste Zimmer zu gehen, wo er wahrscheinlich den gesuchten Gegenstand finden würde, verließ sie ihn.

Entschlossen ging Camoens auf die Thüre zu und pochte an. Kein Laut war hörbar. Eine Todtenruhe schien ihren Fittig in diesen Gemächern zu schwingen, da öffnete er die Thür und trat ein. Das Gemach, worin er sich jetzt befand, war von mittlerer Größe und durch eine offene Nebenthür sah er in mehrere Gemächer, bis eine schwarze Wand die Aussicht hemmte. Erstaunt stand er einen Augenblick in der Mitte des Zimmers, er hatte Donna Maria hier erwartet und befand sich nun allein in einer Reihe von Zimmern. Da stieg der Gedanke in ihm auf, bis zu ihrer Ankunft hier zu warten; er warf sich auf ein indisches Ruhebett und ergriff eine Laute, die auf einem kleinen Tischchen lag.

Kaum hatte er einige Akkorde angeschlagen, so vernahm er das Rauschen eines seidenen Gewandes, er blickte auf, und in der Thür des letzten Gemaches stand in ganz schwarzem Gewande Donna Maria.

Ueberrascht legte Camoens die Laute schnell nieder, und eilte ihr entgegen. Auch sie bewegte sich gegen ihn heran, doch wie sie einen Blick in sein verstörtes, geisterartiges Antlitz warf, stieß sie einen leisen Schrei aus und hielt sich mit Mühe aufrecht. Auf ein Knie ließ sich der ritterliche Dichter Camoens vor ihr nieder, und fragte mit zarter Schonung in Stimme und Blick: Bin ich es nicht, den Ihr her beschieden, daß Ihr bei meinem Anblick schmerzvoll aufschreit?

Die Dame antwortete nicht, nur ein leises Zittern ihrer Glieder ward bemerkbar. Einen Augenblick und Camoens erhob sich und stand ihr mit weltgebietender, stolzer Stellung, mit über die Brust verschränkten Armen gegenüber. — Endlich löste sich ihrer Zungen Band, und mit gesenktem Haupte ihm ihre Hand reichend, sprach sie mit schüchterner Stimme: Könnt ihr ohne Groll diese Hand ergreifen, Don Camoens? Und nochmals beugte Camoens das Knie, und ihre Hand an seine Lippen drückend, sprach er langsam und feierlich: Möge noch lange diese Hand des Wohlthuns Gnaden spenden, und möge sie bald, setzte er in tiefem Ernste hinzu, einen würdigen Gatten beglücken.

Donna Maria entzog ihm ihre Hand und verhüllte ihre Augen damit, aber durch die Finger träufelten heiße Thränen.

Darf ich fragen, wem diese Thränen gelten? sagte Camoens mit zarter Schonung und ergriff die eine Hand, die herabhing, und drückte sie an seine Lippen. Ein leises Schluchzen war die Antwort, aber sie ermannte sich wieder, nahm die Hand von ihren Augen, die jetzt minder rein glänzten, und sprach mit einem Anfluge von bitterm Hohne in ihren Worten: Fragt mich Don Camoens dies, oder der Geliebte Katharina's von Atayde?

Ich darf den Namen Euch nicht nennen, antwortete er; aber ein Mann fragt Euch, der in tiefer Brust Sorge trägt für Euer Wohl, der mit der reinsten Freundschaft heiligem Bande an Euch geknüpft ist. Denkt, daß Euer Bruder fragt, und antwortet mir als eine Schwester.

So komm, mein Bruder, ich will Dir antworten! sprach sie muthig, und seine Hand ergreifend, führte sie ihn zum Sopha. Einen Augenblick schien sie mit ihren Gefühlen zu

kämpfen, und betrachtete mit hellen Blicken den Mann, der, eine Welt von Gefühlen in seiner Brust, jetzt ruhig neben ihr saß und mit ihrer Hand spielte.

14.

Du bist mein, du guter Junge, bist mein Page,
Ich will dein Herr sein, komm, sprech frei mit mir.
Shakespear.

Eine Donnerbotschaft verbreitete sich in den Kolonien. Portugal, so hieß es, sei an Spanien gekommen, und werde verwaltet werden als hispanische Provinz. Der Portugiesen eigenes, angestammtes Recht werde verschmelzen in dem spanischen, ihre Freiheiten aufgehoben werden. Was hatte Portugal auch von dem lichtscheuen Philipp anders zu erwarten? Ein Wehruf durchzog alle Kolonien; und um das Unglück voll zu machen, starb der Gouverneur aus Gram über den Verlust des freien Portugals. An seinem Sterbebette stand Camoens, da faßte der Sterbende des Mannes Hand, und legte sie mit seiner letzten Kraft und einem unbeschreiblich bittenden Ausdrucke seines Auges in die seiner Tochter. Camoens widerstrebte nicht, obgleich seine Hand heftig zitterte, da athmete der Kranke noch einmal auf, und schloß sein Leben. — Durch den letzten Willen eines Todten war er nun an Donna Maria gebunden, er sollte ihn heilig halten und doch widersprach die innere Stimme; nach jahrelangen Kämpfen sollte er die heiligsten Gefühle seiner Brust durch einen Machtspruch niederdrücken lassen und sich unauflösbar an ein Wesen drücken, das er nur bemitleidete.

Da ward mit der neuen Regierung auch ein neues Edikt verkündigt, das den Verbannten die Rückkehr erlaubte, und fest stand in seiner Seele der Entschluß, heimlich zu entweichen, denn ach! er mußte hier ein Herz brechen, um ein weit theureres sich daheim zu erhalten.

Einen Freund hatte er in Indien gefunden, und der streckte dem ganz Mittellosen die Kosten der Ueberfahrt vor.

Es war ein stürmischer Abend, als er das letzte Mal durch die Straßen von Goa zum Schiffe ging. Doch nicht minder, als die Natur um ihn, stürmte das Herz in seiner Männerbrust. In seinen Mantel hüllte er sich tief, und drückte fest die Rolle seines Gedichts „die Portugiesen" an sein Herz, als sollte es mit seinen wunderherrlichen, unsterblichen Tönen die kleine Welt beruhigen, die man mit der Hand bedecken kann. Da stürzte in der Dunkelheit der Nacht ein menschliches Wesen zu seinen Füßen, mit fester seelenentströmender Kraft seine Knie umfassend.

Schützt mich, Herr! sonst bin ich verloren, rief ihm ein zarter Jünglingston entgegen, und umklammerte mit ängstlicher Kraft seine Kniee. Durch einen Wolkenriß schaute des Mondes Silberaugen hernieder, und fiel auf das schöne Oval eines braunen Jünglings, dessen Auge Thränen überströmten u. dessen Wesen andeutete, er habe bessere Tage einst geschaut. — Vor wem soll ich Dich schützen? fragte Camoens überrascht.

Vor meinem Herrn! vor meinem Herrn! sagte stotternd der Jüngling und verbarg das Gesicht in seinen Händen.

Du bist kein niederer Diener gewesen, wenn Du jemals Diener warst, sagte Camoens, ihm forschend ins Auge schauend.

Herr! ich will Euch Alles gestehen, nur rettet mich jetzt, denn die Zeit ist kostbar; wenn Ihr nicht barmherzig seid, so reißen mich meine Verfolger nahe am Ziele meines Glückes fort. Und Ihr könnt mich retten, denn auf dem fernsegelnden Schiffe sucht mich kein Auge mehr; ich will Euch dienen, treu wie die Sterne den Himmel sind, nur entreißt mich dieser Küste, wo der Tod meiner harrt, seid barmherzig, Herr! Mit wahnsinniger Kraft umschloß er seine Knie, und seltsam zu dem Jünglinge hingezogen, winkte Camoens, ihm zu folgen. Der Sturm des Weltmeeres hatte sich gelegt, wie schöne Schmetterlinge nach dem Regen erschienen mildglänzend die Sterne des Himmels, und die Sonne der Liebenden sah milde herab auf zwei Gestalten, die schweigend hinter einander dem Hafen zuwanderten, und lächelte, wehmüthig trauernd, wie ein Menschenfreund über die Irrthümer und Täuschungen des Herzens.

Ein flüchtiger Wind erhob sich, durch die

Nacht hin bläheten sich im Mondscheine die weißen Segel des Schiffes, und als die zwei an Bord gestiegen waren, lichtete man die Anker, und der kommende Sonnenstrahl fand Camoens am Verdecke des Schiffes, weit weg von Goa, vom Lager der unglücklichen Donna Maria.

Da trat der Gerettete zu ihm und überreichte ihm ein Kästchen.

Wie nennst Du Dich? fragte Camoens.

Mattheos!

Nun Mattheos, was soll ich mit dem Kästchen?

Behaltet es, Herr! als einen kleinen Beweis meiner Dankbarkeit, die Euch ewig zufließen wird aus nie versiegender Quelle.

Camoens öffnete das Kästchen, da funkelte ihm helles Geschmeide entgegen und Edelsteine und Goldstücke.

Wo hast Du dies alles her, Unglücklicher? rief Camoens, und faßte seine Hand und sah ihm ins Gesicht.

Denkt nicht Uebles von mir, Herr! sagte Mattheos ruhig. So wahr ein Gott mich jetzt hört, es ist mein redliches Eigenthum, ein Erbtheil meines freien Bruders.

Und konntest Du die Freiheit nicht damit erkaufen? mit so vielem Golde und Edelsteinen und Geschmeide.

Nein, Herr! denn beides wollte mein Herr haben, dies Kästchen und mich zum Sclaven.

Und was soll ich mit dem Kästchen?

Nehmt es als ein Unterpfand meiner Treue, nehmt es als ein Zeichen meiner Unterwürfigkeit, meiner ewigen Treue.

Nimm es zurück, mein Junge! sagte Camoens, behalte es. Im fremden Lande wirst Du es nöthig haben, nöthiger als ich.

Mattheos weigerte sich, da erschien der Capitain des Schiffes am Verdecke, und ermahnte sie, sich in den untern Schiffsraum zu begeben, denn von Süden her zöge ein Sturm herauf.

Immer Sturm in meinem Leben! Wirst Du denn nimmer heraufziehen, heller Sonnenstrahl? flüsterte Camoens düster, und ging in das Innere des Schiffes.

15.

Demüthig bittend nah' ich, würd'ge Herren,
Denn Mitleid ist zur Würde dem Gesetz,
Und der Tyrann nur übt es grausam aus:
Zeit und Geschick verschwor sich, einen Freund
Mir hart zu drücken . . .

Shakespear.

Seit einiger Zeit erregte ein Sclave, der in den Straßen des Nachts für seinen Herrn bettelte, die Aufmerksamkeit von Lissabon. Er wollte keinen Namen nennen, und gab vor, im Schiffbruche alles verloren zu haben, und das Seltsame des Auftritts reizte Viele, und er erhielt reiche Gaben.

Da war es einst noch spät in der Nacht, und für seinen Herrn, der krank und schmachtend in niederer dumpfer Hütte lag, hatte er noch nichts erbettelt; schon verlor sich das Menschengewühl von den Straßen, da ergriff ihn in seiner Felsentreue die Verzweiflung, er wappnete sich mit Muth, und als ein Mann einsam daher kam, griff er ihn an, und forderte mit vor Schrecken klangloser Stimme sein Geld. — Wohl mochte der Mann erkennen, der Angreifer sei erst ein Neuling im Gewerbe des Straßenraubs, mit leichter Mühe nahm er ihn fest, und übergab ihn der herzueilenden Schaarwache.

Nur meinen Herrn laßt mich benachrichtigen von meinem Unglücke! flehte der Sclave, aber die Unbarmherzigen hörten nicht auf seine Reden und warfen ihn ins Gefängniß.

Des andern Morgens ward er zum Gouverneur der Stadt, zum Grafen von Atayde, geführt. Niemand war bei dem Grafen gegenwärtig, als seine Enkelin. — Ein Zittern überfiel den Sclaven, als er Katharina's hohe, noch immer wunderschöne Gestalt erblickte, er senkte das Auge und drückte krampfhaft seine Hand auf das mächtig arbeitende Herz. Auch die Gräfin betrachtete die schöne, für einen Jüngling zu volle Gestalt näher, und heftete schweigend und forschend ihr großes, gedankenvolles Auge auf ihn. Der Anführer der Wache blieb demüthig an der Thüre stehen, und erwartete, bis der Graf sich von seinem Sitze erheben würde.

Endlich rückte dieser den Stuhl und ward im Umsehen den Sclaven gewahr; erstaunt wandte er sich an den Führer der Wache: Was

bringt Ihr mir diesen Menschen her, ist denn die Sache gar so wichtig?

Er ist auf Straßenraub ertappt, sagte der Wacheführer.

So jung und so ein Bösewicht! rief mitleidig der Graf aus. Bringt ihn vor Gericht.

Um der heiligen Jungfrau Willen hört mich an! rief der Jüngling zu seinen Füßen niederstürzend.

Kannst Du Dich vertheidigen? fragte in einem Anfluge von Freude der Gouverneur.

Sehr! sehr! rief der Jüngling, aber nur Euch allein kann ich es sagen, schickt den Mann dort fort, sagte er, auf den Anführer der Wache zeigend, nur für Euch ist die Kunde, die ich jetzt bringen will, kein anderes Ohr soll sie hören.

Der Graf winkte dem Manne, der an der Thüre stand, sich zu entfernen, dieser aber blieb stehen und sagte: Ich lasse Euch nicht allein mit ihm, Excellenz.

Mit einem Blicke der tiefsten Verachtung sah ihn der Sclave an, und wandte sich weg von ihm.

Geh nur, mein braver Junge, geh nur! ich bin sicher bei ihm und auch noch Mann! sagte der Graf gutmüthig lächelnd, und mit gekränktem Stolze verließ der Wachemann das Zimmer. Kaum war er hinaus, da stürzte der Sclave zu des Grafen Füßen, und in verzweiflungsvoller Angst seine Knie umfassend, schrie er: Rettet meinen Herrn, er liegt krank und schmachtend daheim, auf einem Lager von Stroh, und sollte doch im goldenen Bette schlummern. Die Liebe zu ihm und die Noth trieben mich zu einem Verbrechen, das, gelobt sei Gott, nicht gelungen ist, aber jetzt ist es an Euch, daß Ihr ihn rettet, sonst stirbt Portugals Stolz und Zierde den gräßlichsten Hungertod.

Wer ist Dein Herr! schrie Katharina in furchtbarer Ahnung auf. Er stand Euch einst nahe, sagte wehmüthig der Sclave; aber die Stolze hat des Verlassenen vergessen.

Nenne ihn! schrie der Gouverneur, während Katharina in der gräßlichsten Erwartung mit matter Kraft sich an einen Tisch lehnte.

Mein Herr, sagte langsam und mit thränendem Auge, einen Blick zum Himmel werfend, der Sclave nennt sich Louis de Camoens.

Mit einem Schrei des tiefsten Jammers sank Katharina zu Boden, durch die Hülfe ihrer Kammerfrauen, die auf des Grafen Angstruf herbeigeeilt waren, erholte sie sich wieder, und ihr erster Blick suchte den Sclaven.

Bist Du noch hier? rief sie aus. Gott sei Dank! führe mich zu Deinem Herrn, aber schnell, schnell, der Augenblick, wo ich ihn früher rette, ist Seligkeit. Sie ergriff ihr Töchterchen mit der einen Hand und mit der andern den Sclaven: fort! fort! und der Sclave flüsterte leise: Arme Maria!

Der Graf aber rief die Wache und sprach mit tiefbewegter Stimme: der Sclave ist frei!

16.

Verweilt ein wenig; sieh hier ist was andres noch.
Shakespear.

Bin noch nicht ganz verlassen ... Ein Geliebter
Bleibt mir auch immer noch gewiß.
Schiller.

War es Nacht, war es leise Dämmerung, nur weißlich gelbes Stroh schimmerte durch das Dunkel, und auf dem Stroh lag ein Mann, abgezehrt und fahl, und über seinen Leib war gebreitet eine seidene Mantille, sein Kopf ruhte auf der Brust einer schönen Dame, zu seinen Füßen lag knieend ein Diener.

Es war Camoens, der schmachtend auf dem Lager lag, es war Katharina, die sanft sein Haupt stützte.

Ein tiefer Seufzer hob seine Brust, er blickte mit dem Auge, in dem das alte Feuer noch nicht erloschen war, dankend zu Katharina auf, und drückte sie innig an seine Brust. Ihre Thränen fielen auf sein Antlitz.

Warum netzt der Thau aus Deines Auges klaren Himmel mein Antlitz? fragte er leise. Weine um die Lebenden, nicht um die Todten! Meine Schaale ist voll, der Allmächtige gießt sie aus, und giebt den Lebensodem einem andern Wesen.

Du wirst genesen, Louis, sagte Katharina, Fassung erzwingend.

Der Diener, der am Fuße des Bettes kniete, hob den Kopf und schüttelte ihn leise, und ließ ihn wieder auf die Brust sinken.

Die Hoffnung, die Du mir giebst, meine Katharina! sprach Camoens leise, ist wie das Spielwerk, das der Lehrer dem weinenden Kinde verspricht, damit es ruhig werde. Es hat den Himmel verlangt, den blauen glänzenden Himmel und weint, daß es ihn nicht erhalten kann. — Der Lehrer verspricht; kann er ihn geben? Kein thathenloses Leben habe ich verbracht, fuhr er fort. In meines Vaterlandes Dienst habe ich mein Blut vergossen, es dankt mir nicht! Ei nun, so Großes habe ich ja auch nicht vollbracht! Darf ich mit Dichterruhm mir schmeicheln, so hab' ich dich verherrlicht, mein großes Vaterland! Gleich Vasco de Gama, dem kühnen Schiffer, segelte auch ich hochbegeistert ins Feenland der Phantasie, und waren es goldne Früchte, die in ihren Zauberhainen ich pflückte, so brach ich sie für dich, mein theures Vaterland! Und sind es köstliche Gaben, wem sollte ich sie eher reichen, als dir, mein Lusitanien!

Des Unglücks Schule hab' ich ganz durchschritten, doch in den edlen Hallen stieß mir auch manch' freundliches Gebild auf. Dich meine ich zuerst, meine sanfte Katharina! Du silbern Gestirn in meiner Leidenstage dunkler Nacht, weine nicht, laß Dich vielmehr an meinen Busen drücken: kann ich es auch nicht mehr mit jener Jugendgluth, mit jener Feuerliebe, als ich's in jenen stillen Nächten that, bevor mir der Arm in Alcazar's blut'ger Schlacht an Sebastian's Seite gelähmt ward!

O! Sebastian! mein jugendlich großer König, mußtest Du so früh dahin sinken? Unter welchem Hügel, unter welcher schattiger Palme ruht Dein königliches Gebein? O es ist wahr, was unsere Weisen sagen, daß in der Todesstunde unser ganzes Leben vor unsern Blicken dahin zieht, und alles Gute, alles Böse zieht noch einmal daher, die Wappenherolde bei einem großen Turniere, und rufen unsere Thaten aus, und preisen sie, und verdammen sie.

Er sank ermattet an Katharina's Busen zurück, sie beugte, thränenleer das brennende Auge, ihr Haupt an seine Lippen, und küßte noch einmal den langen, unendlichen Scheidekuß.

Der Diener ergriff seine Hand und hielt sie in der seinigen, und sah ihm bebend ins blasse Antlitz, ein ungeheurer Schmerz malte sich in seinen Blicken, aber sprechen konnte er nicht.

Da öffnete Camoens noch einmal der Augen lange Decke, und seufzte tief aus voller Brust heraus, als wollte er abschütteln eine große Last.

Du freundliches Bild, sprach er vor sich hinsehend, und seine Augen strahlten in wehmüthigem Glanze, Du freundliches Bild im fernen Indien. Du sitzest wohl ruhig jetzt in des Glückes reichem Schooße, und denkst nicht, daß der vom Felsen Gestürzte, jetzt hier stirbt.

Der Diener preßte seine Hand fester an seine Lippen und stöhnte Jammer in leisen Tönen.

Was weinst Du, mein treuer Junge? sagte Camoens mild, bald wirst Du frei von mir, und findest einen andern Herrn, für den Du nicht bei stiller Nacht zu betteln brauchst.

Der Diener schüttelte traurig das Haupt und weinte.

Donna Maria, fuhr Camoens mit tiefer Rührung fort, trotz Deinen Verirrungen ist Dein Bild nicht aus meinem Busen gewichen. Neben Deinem stand es immer, süße Katharina, wenn auch in düsterem Lichte!

Denkst Du meiner noch manchmal, Blume von Indien? O wo weilst Du?

Hier, hier, lispelte der Diener mit leiser unterdrückter Stimme.

Was ist das? fuhr Camoens auf. O mein ahnendes Herz! Bist Du es wirklich? Maria?

Du, Donna Maria? schrie Katharina.

Ich bin es, ich bin's, schluchzte der Diener tief gesenkten Hauptes, vor dem Bette kniend, die Hände kreuzweis über die Brust geschlagen.

O nicht so dort in dieser Stellung! rief Camoens aus. An meiner Brust ist Dein Platz, neben diesem Bilde hier, neben meiner ersten einzigen Liebe.

Außer sich warf Donna Maria sich ihm an die Brust.

Beide nun sich mit letzter Kraft umschlingend, erhob er sich halb auf seinem Bette und rief,

das Auge verklärt im Begeisterungsglanze, aus: Wer nennt mich arm noch? wer spricht es aus, daß hier der Aermste in Lissabon schmachte? Zwei Edelsteine sind's, die ich in meinen Armen halte, hoch an Werth, unvergänglich im reinen Glanz hoher Liebe, bei dem Sturze in meines Elends tiefe Kluft habe ich mir sie erhalten, sie werden mir bleiben auch im Jenseits noch.

Er sank zurück, sein großer Geist war hingegangen.

Von allen Thürmen rief es jetzt zum Gebete, doch unter keinem Marmorbogen, vor keinem Wunderbilde ward inniger gebetet, als in der kleinen Hütte.

Die Handschrift.

Eine wahre Historie.

In einer engen Stube des vierten Stockwerks, wo durch kleine Fenster nur wenig Licht eindrang, lag auf einem ärmlichen, aber sehr reinlichen Bette ein junger Mann. Er konnte acht und zwanzig Jahre zählen; aber Krankheit hatte die Kraft gelähmt und die Frische der Jugend zerstört. Er war genesen; allein die Kraft kehrte nur sehr langsam zurück—da—Armuth die Familie drückte.

N... war Diurnist bei der Landesregierung in W. Sein Tagewerk wurde ihm bezahlt, und man hatte ihn wohl gerne, weil er fleißig und getreu war. Seine Gattin verfertigte feine Stickereien für ein Modegeschäft; allein der kleine E r n s t hinderte sie sehr oft, da er noch nicht laufen konnte. Fleiß und Genügsamkeit hatte bis jetzt ihre Bedürfnisse über ihre Mittel gestellt. Sie waren im Stande, den Hauszins zu zahlen und noch etwas Kleines zu erübrigen. N. durfte der Hoffnung Raum geben, mit der Zeit eine Stelle zu erhalten, die ihn besser nähren und seinen Talenten entsprechender sein würde. Bis jetzt war ihm, als Ausländer, das freilich schwer geworden, und er durfte von Glück sagen, daß ihm so wei sein Fortkommen gelungen war. Die Familie lebte zurückgezogen von aller Welt, kannte im Umgange Niemand, war jedoch in dem ziemlich kleinstädtischen W. aller Leute Zielscheibe; man munkelte Dies und Jenes. Man sah das engelschöne Weib, den bildschönen Mann mit Freuden, und manche Lorgnette war auf Elisen gerichtet, doch vergeblich; denn eine stille Würde umgab das junge Weib wie eine eherne Mauer.

Ueber ihre Herkunft wußte man nichts, und der Eine, der mit N. näher bekannt war, der Registrator, der ihm zu Brod verholfen, schwieg höchst eigensinnig, und war selbst so eine Art von Sonderling.

Jetzt aber erkrankte N. am Nervenfieber heftig. Das schreckliche Uebel kehrte mehrmals zurück. Monate vergingen und die Noth riß ein. Gerade jetzt, wo er kräftiger Mittel bedurfte, um zu genesen, fehlte Alles, und der Registrator hatte eine Commission, die ihn bereits drei Monate entfernt hielt. Nicht einmal Geld für Brod war vorhanden. Elise war der Verzweiflung nahe. Die Rosenwangen blichen und des Kummers leserliche Schrift stand in großen Zügen auf ihrem Antlitz. Leihen? Wo sollte sie's? War sie doch aller Welt unbekannt. Bei den Hausleuten wagte sie's nicht; denn sie sahen schon sauer, weil bereits ein Vierteljahr Hauszins rückständig war. Ihre Angst stieg mit der Noth; denn auch ihre Arbeit hatte sie durch die Pflege ihres Gatten vernachlässigt und die Modehandlung sie verabschiedet. Das war der letzte Schlag, der sie fast zermalte. Mit Thränen sah sie ihren N. an, mit Thränen er sie; aber die Thränen brachten kein Brod und kein Geld.

Es war Samstag. Elise stand am Fenster und sah kummervoll auf die Straße, wo die Juden aus ihrer Synagoge kamen, die unfern ihrer Wohnung in einem Hinterhause war. Da

fuhr sie plötzlich zurück, gerade als hätte sie irgend etwas Schlimmes berührt.

Was ist Dir, Liebe, fragte mit matter Stimme der arme N.

Sie entschuldigte sich mit einer Ausrede; allein es war allerdings ein Grund von Erheblichkeit gewesen. Dort unten war der alte Hirsch vorübergegangen, ein alter Bekannter aus der Heimath hatte heraufgeblickt, war stehen geblieben, und hatte dann freundlich heraufgegrüßt, ein Zeichen, daß er sie eben so gut erkannt hatte, als sie ihn.

Aber warum trat sie zurück? Warum fürchtete das unglückliche Weib den Blick des armen, aber grundehrlichen Hirsch, der mit Ziegenfellen handelte, und dabei den Auslaufer in ihrem älterlichen Hause machte? — Das kam daher: Elise war die einzige Tochter des reichen Handelsmannes *** in A. — Ihr Vater führte das Geschäft im Großen und im Kleinen, und seine Finanzen hoben sich mit seltenem Glücke bis zu einer Höhe, deren Nullenzahl Neider genug erzeugte. Täglich erweiterte sich der Kreis seiner Unternehmungen und die Menge seiner Reichthümer, das Ansehen seiner Firma und das Gewicht seiner Wechsel. Herr *** machte ein sehr großes Haus, und des Hauses Zierde war Elise. Erzogen im ersten Institute einer nahe gelegenen Handelsstadt, vereinigte sie bei dem edelsten Herzen die glänzendsten Vorzüge des Geistes und der Bildung. Man konnte sagen, der Vater vergötterte sie — und doch blieb sie das einfache, kindliche, anspruchlose Wesen, das sie früher auch gewesen, und des Vaters vergötternde Liebe änderte nichts. Eben so wenig die der jungen Männerwelt, die sie umflatterte, wie die Schmetterlinge die duftende Blüthe.

So viel Verehrer Elise aber auch zählte, keiner war ihr näher getreten. Keiner konnte sich rühmen, ein größeres Maaß geselliger Artigkeit von ihr erhalten zu haben, als das Heer der andern auch.

Das sollte sich jedoch ändern. Ihr Vater nahm einen armen jungen Mann auf sein Comptoir, dessen Vater ihm bekannt, aber längst zu den Vätern gegangen war. Der junge N. war das Ideal eines Mannes, ein Apollo im festen Sinne des Wortes. Auch der meisternde Eigensinn hätte an seiner Gestalt keinen Tadel gefunden. Die Mädchen in A. waren alle in ihn verliebt, und selbst Frauen äugelten nach ihm. Er nur ahnete das nicht. Es fiel ihm nicht ein, daß ihm, dem armen Menschen, auch nur ein freundlicher Blick gelten könne. Daher nannten ihn Viele den blöden Schäfer, Andere einen Tölpel, und noch Andere, die umsonst das Netz der Verführung ausgeworfen, schimpften noch derber auf ihn. Auch Elise hatte viel von ihm gehört, ohne ihn je gesehen zu haben. Erst ihre neckischen Freundinnen sagten ihr, daß er in ihres Vaters Comptoir arbeite. Sie hatte das noch nicht einmal gewußt.

Die Macht des weiblichen Vorwitzes ist groß, den Abgott aller Frauen und Mädchen A–s zu sehen, war ihr höchster Wunsch. Leicht fand sich eine Gelegenheit dazu. Sie hüpfte eines Tages in das Comptoir des Vaters, grüßte leicht die aufspringenden Commis und trat in das Drathgitterstübchen des alten Herren, mit dem sie über einiges Unbedeutendes zu sprechen hatte.

Ihre Augen flogen über die Reihe hin, die an den Pulten arbeiteten. Da traf ihr Blick einen jungen Mann, dessen Schönheit sie augenblicklich fesselte. Das war er; daran konnte sie nicht länger zweifeln. Ja, das mußte er sein; denn schöner gab's keinen in der Welt. Ihr Auge musterte ihn u. sie ärgerte sich — er sah doch nicht einmal von seinem Buche auf.

„Wer schreibt denn diese wunderschöne Handschrift?“ fragte sie den Vater plötzlich, ein Blatt erhebend, das wirklich in kalligraphischer Hinsicht ein Meisterstück genannt zu werden vollkommen verdiente.

„Dort der Herr N.“ sagte der Alte, und deutete auf den jungen Mann. Dieser hörte seinen Namen laut nennen, und meinte, der Principal habe ihn gerufen. Er trat bescheiden in die Thüre des Drathgitterstübchens, und fragte, was der Herr befehle.

Jetzt stand er ihr gegenüber, blickte ihr ins Auge so seelenvoll und schlug es dann erröthend nieder, wie sie das ihre. Das war genug, um ihn nie mehr zu vergessen. Der Prinzipal lachte und entließ ihn.

Man lächle doch ja nicht über Romanideen, wenn davon die Rede ist, daß ein Blick hinreichend sei, das Herz mit der innigsten Liebe zu erfüllen. Es ist so, wie auch kältere Herzen darüber aburtheilen mögen, und wie man auch darüber scherze. Beide hatten sich in das Auge geblickt, Beide liebten sich von diesem Moment an.

In das Comptoir kam zwar die Jungfrau nicht mehr! allein die Sehnsucht ließ sie nicht rasten. Endlich fand sie eine Gelegenheit ungerufen. Ihr Vater, sehr wohl mit dem jungen R., den er lieb gewann, zufrieden, lud ihn mehrmals zu Tisch. Es fand sich, daß R. gut musikalisch war, daß er ganz allerliebste Noten schrieb, ja sogar, daß er mit entschiedenem Glücke Lieder komponirte. So war die Brücke gebaut, die über die Kluft führte, und auf halbem Wege begegneten sie sich.

Herr*** war zwar auch aus der Unbedeutendheit aufgetaucht, und hatte sich erst nach langem, rastlosem Ringen zu seinem Reichthume und Ansehen erhoben; er hatte indessen die ganze Fülle des Stolzes eines Emporkömmlings, die ganze meist grenzenlose Ambition dieser zahlreichen Menschenklasse. Wäre ihm der Gedanke nur denkbar erschienen, der blutarme R. könne sein Auge zu Elisen erheben; sie könne sich so herabwürdigen, diesen armen jungen Menschen lieb zu gewinnen, er wäre toll geworden, denn er war ein Hitzkopf über alle Maßen, und dabei noch unpersönlich, wie nur Jemand sein konnte, wenn es sich um Dinge handelte, die mit seiner Ehre in irgend einer Verbindung standen.

Unglücklicher Weise war Elisens Kammermädchen ein schlaues Ding, das hier ein herrlich Mittel sah, sich unentbehrlich zu machen. — Leichtsinnig und frivol dabei, gab sie häufig Veranlassung zu Rendezvous. Diese wurden am Ende jeden Abend bis tief in die Nacht gehalten — und der Engel der Unschuld wandte beiden den Rücken.

Die Folgen wurden sichtbar, und — das ganze Elend ihres Zustandes that sich bodenlos vor ihnen auf. Der Alte rasete und zerraufte sich das graue Haar. Doch fand Elise Freunde, die für sie sprachen. Es half nichts. Er stieß sie von sich und fern von der Heimath, floh der arme R. mit seiner Neuvermählten, und des Vaters Fluch brachte keinen Segen.

Seit Elise weg war, gab Herr*** sein Geschäft auf, zog sich zurück, und lebte fast menschenscheu und höchst unglücklich auf einem Landgute in der Nähe von A. Von Elisen hatte er seit zwei Jahren nichts mehr gehört. Das strengste Verbot untersagte Jedem, ihren Namen zu nennen. Das unthätige Leben machte den alten Mann mißvergnügt u. doppelt unglücklich. An Thätigkeit gewöhnt, hätte er an ihr eher Trost und Zerstreuung gefunden. So war er auf sein Vaterunglück stets zurückgeworfen; das machte ihn elend. Da begann er ein Wechselgeschäft, und das gewohnte Glück kehrte mit seinen vollen Händen wieder bei ihm ein — nur das fehlte, das ohne — Gold im stillen Raume der Brust zu wohnen pflegte.

Aber er hatte doch wieder Beschäftigung, Zerstreuung gefunden. Wohl kam ihm oft der Gedanke an sein Kind, und manchmal schlich sich in stillen Stunden, wo er in der Dämmerung allein saß, Stunden, die ihm sonst Elise durch ihr Fortepianospiel und Gesang erheitert hatte, eine leise Reue in sein Herz; allein bald trat der Despoten-Stolz wieder in seine Rechte und jene Neigung schwand.

So stand es dort, wo der Ueberfluß wohnte, so hier, wo die Armuth und der Kummer erbärmlich hauste.

Eine Stunde später, als Elise mit dem kleinen Ernst am Fenster gestanden, humpelte etwas die Stiege herauf und klopfte an. Nicht ohne Beben sprach Elise ihr „Herein" — und was sie befürchtet, traf ein. Hirsch trat mit vielen Kratzfüßen und Entschuldigungen herein.

„Gottes Wunder, Gottes Wunder," rief er — „as ich do vorüber geih, blick' ich ruf und erkenne mein Seel' des Mammsellche, des ich so oft hab' gesehn in die frühere Zeit. Erkenn Se uf de erste Blick, mein Seel! Awer, Se sain ach nit grad jinger worde. Nuh was seh' ich — de Herr R.? — Se sain krank?"

Elise preßte gewaltsam ihre Thränen zurück. Sie reichte dem alten Juden ihre schöne Hand, die er küßte, und hieß ihn willkommen.

„Gott!“ sagte der Jude, „as Se dech noch immer so gut sain as e Engel, Awer — er sah sich im Zimmer um — Grauser Gott, wos seh' ich? do is es nit wie dehaim beim Papa. Grauser Gott, Mammselche, sage Se mers, Se sain, oser meine schummer, in Sorg und Noth! Nit wohr? Ach, kreine Se nit, kreine Se nit. Der Hirsch is ach e Mensch, u. kreine kann er nit sehe sei Mitmensche, geschwaige Sie, Mammselche, — Sie, vun der ich waiß, wie se es worde verzoge in de Ueberfluß. No no, — ich will nit redde vun dem, wos nit hätt selle sain — ich will nur redde von dem, wos is. Do sitzt der Vette in de Ueberfluß — und's Kind, Gott behüth das anzig Kind, sitzt im Uewerfluß vun de Mangel! Des is hart, mein Seel! Gott hot mer sterbe lasse siwe Kinner, un a Mädel, und hot mer käns mehr gebe, des is ach hart, awer der Herr, der Gott Israels hats getan, und ich murre nit; awer hätt ich ans, und das ane hätt ich verstoße — an waih, ich hätt kahn Ruh und kahn Fridde. — No, waine Se nit, Kann ich helfe? Gott was, wie gern ich's thu!

Dich hat uns Gott gesandt, Du ehrliche Seele, sagte matt der arme N. Ich soll genesen und hungre; Elise soll ihr Kind schenken — und hungert. Unser Hauszins ist noch nicht bezahlt, die Apotheke nicht, nicht der Arzt. Seit drei Monaten bin ich krank, und Elise kann nichts verdienen durch mich — ich nicht, weil ich krank bin. Da hast Du die Lage, die uns zur Verzweiflung bringt.“

„Verzwaiflung?“ rief der Jude. „Gott behüth!“ Gott lebt noch — das sehen Se, denn er hat mich heschickt, mich, a arme Jud, daß ich helfe aus der Noth dem Kih vun die raichsie Mann in ganz A—. Nu, ich dank em, denn ich kann Guts thun.“

„Wos brauche Se, lieb Madamche, wos brauche Se?“ sprach er nun, und nahete sich Elisen, die jammernd da saß. „Sehe Se, ich hab verkaaft Tausend Ziegefellcher und habe schain Stückelche gelöst. Wolle Se's hawe ganz, Se könne's hawe. Es stäiht mer lang gut bei Se — oder wolle Se's halb?“ Er griff in die Tasche, und holte mehre Rollen Geld heraus, die er in Elisens Schooß legte.

„Sain Se ruhig, Madämche,“ sprach er, es komme ach bessere Zaite, und, wann die kumme, dann gewe Se mer's widder. Nur Aans hätt ich gern, so 'ne Handschriftche, uns Lebe u Sterbe wille.

N. und Elise erschöpften sich in Dank gegen den ehrlichen Juden, freudig stellte N. eine Handschrift aus über zweihundert Gulden, und reichte sie dem Juden. — Er betrachtete sie. —

Mai, Herr N., nemme Se mersch net üwel, de Handschrift, die de Frau nit unterschriwe hot, kummt mer grad vor, wie ä daitsch Constitution, die de Agente nit unterschriwe hawe — no — Se verstehn mich — Madamche sain Se so gitig, und schreiwe Se do ehrn Name hin. —

Weinend nahm Elise die Feder und schrieb. Ihre Thränen perlten auf das Blatt, und drohten, die Schrift auszulöschen. Sie wollte ein anderes schreiben.

„Ne, ne!“ rief der Jude. „Losse Se das, losse Se's. Das is e Siegel, das gett vor dem liwe Gott mehr, als de Unterschrift.“

Er hielt das Blatt in der Hand, bis Thränen und Schrift getrocknet waren, erzählte viel aus der Heimath, und ging endlich mit dem Versprechen, noch einmal wieder zu kommen; allein er kam nicht wieder.

So hatte denn ein wunderbares Schicksal die Noth gehoben, die wahrhaft grausig auf dem armen Gatten lag. Als unter Dank der ehrliche Jude weg war, fiel Elise in ihres Gatten Arme, und brach in ein lautes Weinen aus. War's Freude? — War's tiefes, tiefes Weh? Beides vielleicht! Aber er faltete seine Hände und sprach laut ein Dankgebet aus tiefer Seele, und flehte um Segen für den Juden.

Die Noth war gehoben, die Sorge wich. — Doch lag der Gedanke der Schuld schwer auf N's Seele.

Der Registrator kam zurück; sein erster Gang war zu N. Er jubelte, daß er so weit genesen war, — aber er fragte auch gleich nach der Kasse.

N. erzählte ihm die edle That des Juden mit vielem Lobe der regsten Dankbarkeit.

Der Registrator lächelte. Nun, sagte er, ich lasse es gelten, daß es von einem Juden viel war: indessen schlag' Du das doch ja nicht zu hoch an. Er weiß wohl, daß Elise doch einst die Erbin ihres Vaters wird, und rechnet dann auf desto höhere Zinsen. Sei mir stille! Juden sind Juden; ich kenne sie.

R ließ sich in einen Disput mit dem Freunde ein, der ein Judenfreund war. Er vertheidigte den Juden, während der Registrator in der Handlung nichts als eine Spekulation sah.

Während des Streites kam Elise, diese warf sich nun mit glühender Beredtsamkeit auf Hirsch's Seite und lachend sagte der Registrator: „Die Zeit wird's lehren. Ihnen gegenüber hab' ich all' mein Lebtag Unrecht. Und so liebenswürdig Sie die Vertheidigung für den Juden führen, so danke ich doch Gott, daß ich keinen so liebenswürdigen Advokaten habe. Ich glaube nicht, daß er stets, wie Sie heute mit R., ganz mit mir übereinstimmte, und dann —Ade—Junggesellen Freiheit!—Er machte sich lachend davon.

Ungefähr drei Wochen später saß Herr *** wieder in seinem Drahtgitterstübchen in der Stadt, in die er zurückgekehrt war. Er sortirte Geld. Haufen jeglicher Art von Silber- und Goldmünzen lagen vor ihm, und seine Miene spiegelte wieder die Zufriedenheit seiner Seele zurück. Er hatte in der lukrativen Beschäftigung für den Augenblick all' das Elend vergessen, das seine Tage verbitterte. — Da trat Hirsch herein, und begrüßte den Herrn ***

„Wo warst Du denn so lange?“ fragte Herr ***

„Nu Gott behüth Se, ich war in W., und hab' abgeliefert mei Fellcher an die Saffianfabrik. Awer des is e graus Geschäft, mei Seel!“

„Hast Du gute Geschäfte gemacht!“

„Jo, Gottlob;“ sagte der Jude. „Hob's baar in harte Thaler eingenomme, awer zweihundert Gillercher umgesetzt in e Wechsel.“

So! Willst du den bezahlt haben? fragte Herr ***, indem er das Pult anlegte und seine Pfeife ergriff, was allemal ein Zeichen war, daß er gerne plaudern wollte. Setz' Dich, Hirsch, sag wie Dir's erging und was Du erfahren.

Dem Juden kam das sehr willkommen. Er setzte sich nieder in behaglicher Ruhe, drehte an seinem Hute und schien, sich zu besinnen.— Darauf hob er an: Wammer so e Räsche wächt, kammer freilich äbbes verzähle vun de Begewebeiten, die mer erlebt hat. Do kehrt mer dann ach wohl in um de frei Herwerich bei sain Leut, wie Se wisse, um als de Batze ze spare, der so schwer zu verdiene is heutzetag, wie e Gewisse zebehalle.

Als ich dann ach so eingekehrt bin in H..... unnerwegs, und bin kumme ze gain bei de Jekuf. Sei Grosätte und mei Großätte hawe zesamme mit Pels gehannelt, doher kümmet de Freindschaft. Nu—er hot mich ufgenomme mit Freide und hot gedahlt mit mer sein Brod as e rechter Isralüt. Als nu de Ampel gebrannt hot und das Gebet wor geton, do fing er an, ze verzehle vun dem Badalje Goldmann vun H...., der is e Mann so reich wie Sie und wußt' nit, wos Sorge wor und hot des Elend ach nur gekannt vun Höresage, grad wie Sie, gestrenger Herr.

Mei, es is e so Reb: Wann des Unglück verbei geht, soll mer nit mache: Bst! sunnst kummets ze gaihn und setzt sich fest, —der muß ach Bst! gemacht habe — und es kam, mein Seel! und es hot angepackt, wo's em am wehste gethon hot, do am Herze. Er hätt' e Schicksje gehatt, wie Milch und Blut, und so brav, und so fromm, daß es hee könne vun de Rothschilder ahne heirathe— und raich wärs ach genug geweßt. Awer de Weibsleut sain just all' wie de Ewa—korz—es het Gefalle gefresse an em Knecht im Haus — an em Knecht, sag' ich—und es hot's nicht annerst geton—heirathe mußts en ***—es wor doch sain aige Blut und seiner Rachel ihr Kend, die schun in Abrahams Schooß war. Er hätt's nit solle thun — awer der Aff und war ze groß vor de raiche Mann. Ich bin e dummer Jüd, awer ich denk: Hätt er de Knecht zum Herr gemacht, se wärsch gut geweßt; awer des mocht er nit. Wenn nit ze rothe is, dem is net ze helfe! Sie ziehe fert. Weit weg ziehe se—awer die Armuth is mit se gezoge, und der Jammer hot en Stain in den Weg geworfe, au weih!

So ging' a Johr, zwa Johr, drei Johr. Do is der Gedalj krank worde und hot gefercht, er krig de Dalles. Da is er in sich gange. Kaum awer war er widder gesund, so warsch ab und wie vorher ach. Do is mei Vetter Jekuf gewandert weit in's Land, und hätt de Rauchwaare uskaft. Kam er ach e mol Abends in e Dorf u. fragt: „Kan Jsrelitt hie?“ — „Jo,“ sagt e Bauer, „aner is hie, awer der braucht Dich zum verhungere nit — der bringts schun elan fertig.“ Gott Abrahams! Das war hart. Er geht aber hin — und — denke Se sich sain Schrecke — es war jo wahrhaftig Goldmanns Schickselche, des Rachelche. Awer, Gott behüth — er war krank, und der Mann war krank und lag inneme Stall, daß sich Gott erbarme, inneme Stall uf des Stroh, nackig und bloß. Do is awer dem Jekuf es kalt worde und er dacht: Ach Gott vergeb's dem harte Vater! Gott vergeb's em, der sain Kind in's Elend verstoße hat! der Jekuf is awer gut. Er gibt en Geld, viel Geld, zwa Hunnert Gillerchen, u. laßt sich gewe e Handschrift: nu war ehr Noth vorüber, und der Jekuf geht stracks nach H....., wo der Gedalje Goldmann wohnt, und tritt so zu ehm, wie ich heute zu Ihne. Er mahnt, der Jekuf wollte Geld hawe, aber so warsch nit gemüzt. Er spricht: Herr Gedalje Goldmann, as ich e Wechselche uf se hab. Und do ziehe er die Handschrift hervor, und legt se vor ihn hin und geht still enaus.

Adje Herr * * * ! — Jch kumme in aner Stund widder!

Herr * * * hatte anfänglich dem Juden lachend zugehört, der das Bezügliche seiner Erzählung gar nicht zu ahnen schien.

Bald aber wurde er ernst, immer ernster. Die Pfeife ging aus. Er sah mit mächtig wogenden Gefühlen den Juden an. Seine Spannung stieg mit jedem Augenblicke. Als der Jude davon sprach, daß Gott dem Vater geben möge, da zitterte er heftig. Als aber nun endlich der Jude an das Ende kam, zog er ein Papier heraus, legte es vor Herrn ... hin und ging weg.

Eine ziemlich lange Zeit saß Herr ... stumm da, er wagte nicht, das Papier anzusehen, welches der Jude vor ihn hinlegte. Endlich gewann er es über sich und — schauderte zusammen. Das war N—s, das war Elisens Hand — das war eine Schuldverschreibung seines Kindes an Hirsch, ihre Thränen hatten fast die Schrift ausgelöscht.

„Großer Gott, Deine Gerichte ereilen mich!“ rief er aus, und rannte verzweifelnd die Stube auf und nieder.

Hirsch! Hirsch! schrie er zur Thüre hinaus.

Der Jude kam lächelnd herein. Das seligste Bewußtsein drückte sich in seinen Mienen aus.

„Mensch!“ rief Herr ..., „was hast Du mit mir gemacht?! Du sprachst von Goldmann und meintest mich; redetest von seinem Kinde u. erzähltest die Geschichte des meinigen. Jst's nicht so?“ —

„Und wenns e so wär? frugte der Jude. Ja, Herr ..., es is so, es is so! Ehr Kind, Ehr anzig Kind, Ehr edles Kind, in Mangel lebts, im Elend, und Se schwelge im Gold. Herr — wie wölle Ses verantworte vor dem Gott, bei dem viel Gnad is? Soll Se der Herr ach fortstoße, wie Se Ehr Kind hawe fortgestoße? Se sain alt, Herr ..., sehr alt, Se stain met aim Fuß schun im Grab. Wolle Se sich vun fremde Leut de Age zudrücke losse? Au waih! Jch muß es, dann ech hawe kan Kind mehr. Und se stoßes fort. Gott vergebbs. Ach, de arme Mamsellche, wie se blaich aussieht, wie de Kummer se zerstört hot. Ach, se hot gehungert, gehungert hot se — Herr, und hatt kan Brod — ich — ich, der arme Jüd — ich hab' er Geld gewe, daß se sich's kafe kunnt.

„Halt ein, halt ein! schrie der alte Mann, und rang die Hände; halt ein, Mensch, daß ich nicht wahnsinnig werde. Wo ist sie, wo ist meine Elise?“

Der Jude faltete die Hände und sah gen Himmel. „Dank Dir, o Herr, rief er aus, „ich hawe dos Vaterherz getroffen!“

„Wo se is — Herr — ach, se is weit von hier in W. Do wohnt se in eme Stübche, Gott sey's geklagt, das so klan ist, wie Ehr Hundestall. Und der Mann is krank. Ach, rast Se hin, und hole Se das Kind in's Vaterhaus,

an's Vaterherz — und es wird e grauße Fraid sain im Himmel bei de Engel und bei Gott. Und dos Glick werd widder einkehre in Ehr Herz"

„Grabiel!" schrie Herr ... zur Thüre hinaus, „spanne an sogleich! Er rannte wie besessen in der Stube herum. Der Jude ließ ihn ruhig gehen. Seine Thränen rannen stromweise. Eine qualvolle Unruhe beseelte ihn.

Endlich rollte die Chaise vor. Herr ... ergriff den Juden bei'm Arm und riß ihn zum Wagen.

„Auh waih!" schrie Hirsch, „in so an kostbari Kutsch steig' ich nit! Was soll ich derbei thun? Fahre Se allan in de Welt!"

Alles half nichts; er mußte einsteigen, und der Wagen rollte in sausendem Galoppe die Straße hinauf, zum Thore hinaus. Vor dem Thore fragte der Kutscher, wohin er dann fahren solle?

„Hirsch, wo ist mein Kind? ich hab's vergessen!" schrie Herr ***

„No W.—gefahre!" war des Juden Antwort.

* * *

Es war ungefähr drei Tage später, als an einem Abende R. und Elise beisammen saßen mit *heitern Mienen*, und wieder dankbar gegen Gott und ihren Retter, davon sprachen, wie doch so wunderbar ihre Rettung gekommen sei, gerade da, als jede weitere Aussicht sich für sie verdunkelt habe. In diesem traulichen Gespräche störte sie der Registrator, der sich bald auch hineinmischte, ihm eine andere Wendung zu geben suchte, da er sich bereits gegen die zu sentimentale Ansicht ausgesprochen, und überhaupt der Meinung war, daß die poetischen Lebensansichten konfuser Natur seien. R. bestritt den Nüchternen.

Während des Wortstreites vernahm man das Anrollen eines Wagens kaum. Nur Elise trat an's Fenster, und konnte eine unerklärliche Beklemmung nicht bewältigen.

Bald darauf gab's Gepolter auf der Stiege. R., der wieder so weit kräftig geworden, ergriff das Licht, um zu sehen, was es gäbe. Aengstlich drängte sich Elise an ihn.

Da wurde die Thür aufgerissen, und der Jude stürzte herein — an seiner Hand der Vater. —

Ich lege die Feder nieder, denn beschreiben kann ich die Scene nicht. Nur das muß ich zufügen, daß der Registrator, als er begriffen, was vorging, dem Juden um den Hals fiel, und ihn liebkoste, daß es dem ehrlichen Hirsch ganz bänglich wurde, weil er den Mann für ein wenig verrückt und rappelich hielt, wie wir am Rheine sagen.

Eine Reisetour in Mexico,

von Oajaca nach Teutila, in den Gebirgen nordöstlich von jener Stadt.

Man hatte mir so häufig von den reichen Goldwäschereien zu Teutila im Lande der Cuicatecos geredet, etwa 40 Leguas nordöstlich von der Stadt Oajaca, im Hochgebirge, doch schon mehr gegen den östlichen Abhang der Cordilleren hin gelegen, daß ich beschloß, diese Gegend zu besuchen. Am 20. Februar 18 . . trat ich in Begleitung meines Dieners Louis, eines Lothringers, die Reise an. Sie ging von Oajaca aus während der ersten Tage gen Norden über das Dorf San Juan del Estado, das Thal des Rio de las Bueltas hinab, über die Zuckerplantage Arragon und das Dörfchen Dendominguillo, nach Quiotepec. Hier übernachteten wir am 23. und wandten uns am folgenden Morgen nach Osten, den Gebirgen von Teutila zu.

Von Quiotepec aus leitet der Weg zunächst am Gehänge eines schmalen Thales hin. Man sieht den Rio Grande de Quiotepec sich durch eine tiefe Schlucht mit steil aufsteigenden Bergwänden krümmen, seine Fluthen dem See Salado zuführend. Die Vegetation umher, ohne üppig genannt werden zu können, ist reich. Hohes Gras bedeckt den Boden; Mimosen, Drachenblutbäume, Plumierien ꝛc., mit Cactusgruppen mancherlei Art abwechselnd beschatten die Gehänge. Häufig ist hier auch die Yucca ixtli mit den starren, schmalen, sehr stachligen Blättern und dem kurzen Stamme. Am Fuße der Gebirge verläßt der Reisende die Breccien, welche ion von Yagacattan am Bueltas bis Quiotepec unausgesetzt begleiteten, und kommt auf einen glimmerreichen Thonschiefer, der jene zu unterteufen scheint. Schmale Gänge und Schnüre eines milchweißen Kalkspaths, zuweilen Drusenhöhlen mit Quarzkrystallen enthaltend, durchsetzen ihn. Immer steil, in kurzen Windungen, führt der schmale Pfad den pralligen Abhang des Gebirgs drei Stunden lang hinan. Er ist sehr beschwerlich, so, daß wir den größern Theil der Höhe zu Fuße hinanklimmen mußten, aber nirgend gefährlich. Zwischen den knorrigen Stämmen der Mimosen und Eichen, welche die Abhänge hier fast ausschließlich bedecken, sahen wir häufig die elegante Yucca filamentosa in voller Blüthe. Hier und da wachsen einige Orchideen auf den Aesten der Bäume; Loranthus und die wallenden grauen Locken der Tillandsia usneoides bedecken manche ganz. Auf der Höhe herrschen die Eichen allein u. hohe üppig grüne Gräser überziehen den Boden. Bis zu dem kleinen Dorfe Capula führt der Weg nun bergab. Nur wenige Hütten bilden dies an einem sanften Abhange gelegene Oertchen. Die Bewohner sind größtentheils cuicatekischen Stammes, doch leben auch einige Abkömmlinge von Azteken hier, die noch ihre Muttersprache reden.

Sie nähren sich vom Anbau des Zuckerrohrs, dessen Saft sie auf kleinen Handtrapiches auspressen und zu Panela versieden. Auch Bananes werden gebaut. Einige kleine Gebirgsbäche, die in der Nähe entspringen, werden zum Bewässern der Felder benutzt. Ein altes cuicatekisches Adoratorium findet sich in der unmittelbaren Nähe des Orts, das ich auf der Rückreise näher zu untersuchen mir vornahm.

Ein alter freundlicher Cuicatek ward unser Führer für den ferneren Weg, der wieder etwa drei Leguas weit steil bergan geht. War der von Quiotepec herauf schlecht, so ist dieser vol-

lends abscheulich. Ueber ungebahnte Felsen, an schroffen Abhängen hin, großentheils mit feuchtem Lehm bedeckt, auf dem die Pferde leicht ausgleiten, leitet der trügliche, gefährliche Pfad. Auf dem Pferde bleiben hieße hier jeden Augenblick das Leben in Gefahr bringen; es mußte also die Höhe, in die Region der Wolken hinauf, zu Fuße erklimmt werden; gewiß keine angenehme Sache in der dünnen und heißen Luft. Eichen, doch spärlich und meist verkrüppelt, bedeckten, nebst den hier zu Lande fast nirgends fehlenden Mimosen, die Gehänge. Die zu Tage stehenden Felsarten sind Kalk- und Glimmerschiefer, zuweilen von breitern oder schmälern Quarzgängen durchsetzt. Keiner dieser Gänge war jedoch über einen Zoll mächtig, und auf keinem konnte ich eine Spur irgend eines metallischen Gesteins entdecken.

Höchst ermattet, in Schweiß gebadet, erreichten wir endlich die drei hölzernen Kreuze, welche hier, wie in diesem Lande überall, den höchsten Punkt des Weges bezeichnen, und den Reisenden mahnen sollen an den Gipfel des Hügels Golgatha, und die drei Kreuze, welche sich dort einst erhoben. Bald erblickten wir vor uns das Dorf Cuyamecalco, wo wir ein wenig zu rasten gedachten, auf der äußersten Platteform eines abschüssigen Gebirgsvorsprunges. Es schien so nahe, daß wir es in einer halben Stunde zu erreichen hofften. Louis, der, solcher Wege noch wenig gewohnt, während des Heraufsteigens bald geflucht hatte, stimmte auf seinem Thiere, das er alsbald wieder bestiegen hatte, ein fröhliches Liedchen an. Wie sehr aber ward des armen Menschen frohe Laune wieder herabgestimmt, als wir nach einer kleinen Weile plötzlich eine tiefe Schlucht sich vor uns öffnen sahen, an deren von Felsen umstarrten Gehängen der Weg sich hinabstürzte, einen Bogen von mindestens einer Legua Länge schlagend. Scheußlich ist der Weg in die Schlucht hinab, die Gegend umher eine der wildesten, die ich noch gesehen. Dennoch kleben hier und da einzelne Hütten, von Maisfeldern umgeben, an den prallligen, schroffen Gehängen, überall, wo eine kleine Plateform, eine sanftere Abdachung den Anbau möglich machte. Endlich war das Dor erreicht, und kaum waren wir vor der Casa nacional auf der kleinen Terrasse neben der Kirche angekommen und vom Pferde gestiegen, als auch schon der „Sennor Alcalde" mit seinen Gehilfen erschien, und sich sehr geschäftig zeigte, uns zu dienen. Man schleppte sogleich zwei gewichtige Armsessel herbei, von denen der eine, zierlich mit Leder beschlagene mir, der andere, etwas weniger prächtige, Louis getheilt würde. Maisstroh für unsere Thiere und gesottene Eier nebst Tortillas und Chile für uns wurden schnell gebracht, und wir hatten alle Ursache, die Gefälligkeit der guten Leute zu rühmen, zu denen wohl noch nie ein Deutscher, vielleicht kaum je ein europäischer Spanier, den Subdelegaten von Teutila etwa ausgenommen, gekommen sein mögte.

Die Indier von Cuyamecalco sind vom Stamme der Mazatecos, kleine krummbeinige, breitschultrige Figuren mit unverhältnißmäßig dicken Köpfen und platten Gesichtern und den Gnomen vergleichbar. Sie waren ganz in Wolle gekleidet. Eine Art kurzen Kittels von selbstgemachtem dickem Flanell bedeckte den Obertheil des Körpers bis zu den Hüften, den untern Theil sehr weite Beinkleider von gleichem Stoffe. Um die Köpfe hatten sie Tücher geschlungen; nur der Alcalde trug einen schwarzen, breitrandigen Filzhut. Wenige verstanden Spanisch, selbst der Alcalde sprach es nur gebrochen. Bei ihnen sah ich eine Art Tabackspfeifen, die vielleicht schon vor der Eroberung im Gebrauche waren. Den Kopf bildet die Schale der Cocosnuß, das Rohr ein etwa 8 Zoll langes, dünnes Endchen ausgehöhlten Bambusrohrs. Der Taback wächst hier wild. Man baut viel Mais, und fast bei jeder Hütte sah ich eine Vorrichtung zum Aufbewahren desselben. Es ist diese ein kleines Häuschen, selten über acht bis zehn Fuß lang und etwa 5 bis 6 breit, welches auf in die Erde gerammten Pfählen vier bis fünf Fuß über dem Boden errichtet ist, so daß die Luft frei darunter hinstreichen, und keine Feuchtigkeit von unten an den Mais kommen kann. Uebrigens ist das Häuschen dicht verschlossen. Der Mais wird nicht in Körnern, sondern in den Kolben aufbewahrt, die man in dem Häuschen anfschichtet, und von denen man stets nur so viele entkörnt, als man

gerade Mais gebrauchen will. Die Gärten des Dorfes sind häufig von Hecken aus der Yucca aloifolia umsäumt, die ein eigenthümliches Ansehen haben. Das Klima ist hier sehr feucht und häufigem, oft plötzlichem und schroffem Wechsel der Temperatur unterworfen.— Wolken und Nebel umziehen diese Höhen beständig, und bringen stets empfindliche Kälte mit. Dessenungeachtet aber soll es hier nicht besonders ungesund sein.

Von Cuyamecalco bis Santa Anna, wo wir übernachteten, ist der Weg ziemlich gut. Er leitet durch zahlreiche, immer in voller Blüthe stehenden Hybiscusarten mich an die Gegenden um Zacatepec und Juquila erinnerten.— Ueberhaupt sind die Gebirge hier umher, so wild sie auch durcheinander gewürfelt sind, so schroff auch ihre Abhänge aus den engen, unergründlich tiefen Schluchten aufschießen, doch keineswegs kahl. Vielmehr sieht man allenthalben die köstlichste Vegetation in üppiger Fülle grünen und blühen, und selbst da, wo die Abhänge für Bäume und Gesträuch zu steil sind, bedeckt sie der schönste Gras- und Kräuterwuchs. Es scheint, daß die beständig feuchte Luft und die häufigen Regen, verbunden mit der Wärme, die gleich nach dem Verschwinden der kältenden Wolken und Nebel wieder eintritt, diese Ueppigkeit der Pflanzenwelt hervorbringen.

Die Hütten von Santa Anna liegen am steilen Abhange einer tiefen Schlucht zerstreut. Nur die kleine Kirche und das Pfarrgebäude, in dem wir logirten, sind auf einer kleinen Plateform erbaut, welche in die Schlucht vorspringt. Auch hier waren wir den Bewohnern eine sehr ungewohnte Erscheinung. Eine alte Indierin, die ein wenig Spanisch sprach, bereitete uns unsere Chocolate und unsere Frijoles zum Nachtessen. Dieser sagte mein Diener Louis, als sie ihn fragte, wie in aller Welt es doch zugehen möge, daß wir so weißer Haut seien, als sonst kein vom Weibe Geborner: „Ja, Madrecita [Mütterchen,] wir werden auch nicht geboren, wie ihr; bei uns wachsen die Menschen auf den Bäumen.“ „Es verdat“ *), erwiederte die Alte, „so wuchsen auch unsere Vorfahren, die Gentiles“ *). Wirklich haben einige Indianerstämme solche Sagen von dem Ursprung ihrer ersten Altvordern.

*) Das ist die Wahrheit.

An schroffen Abhängen hin leitet, wenn man Santa Aña verläßt, der schmale, oft kaum fußbreite Steg. Zur Linken erheben sich hohe Felsen eines schwarzgrauen Stinksteins, auf den Glimmerschiefer gelagert, aus deren Klüften und Spalten hier und da ein Riesenfarrn oder eine Yucca sich hervordrängt. Auch Brombeeren wuchern häufig zwischen diesen Felsen. Rechts stürzt sich der steile, mit hohem Grase bewachsene Abhang, in eine unabsehliche Tiefe hinab, und jenseits der Schlucht sieht man eben so schroff das waldgekrönte Gebirge sich aufthürmen. Der Pfad ist oft so schmal und gefährlich, daß ein Fehltritt des Pferdes den Reiter unfehlbar hinab in die Tiefe schleudern würde, und kein Busch, kein Strauch entsproßt dem abschüssigen Gehänge, der geeignet wäre, den Stürzenden aufzuhalten. Nach einigen Stunden wendet man sich links, quer über den Gebirgskamm, und gelangt jenseits zu einer mit Wiesen und Fruchtfeldern bedeckten Plateform, von der man einer romantischen Aussicht in die wilden Gebirge der Gegend genießt. Hier und da sieht man an den obersten Firsten ein Dörfchen hängen, umgeben mit Maisfeldern, und kann die sich in tausend Krümmen die Abhänge hinanwindenden Pfade bemerken, welche zu ihnen führen.

Dem mit blühenden Gesträuchen der verschiedensten Art eingefaßten Wege die Ebene entlang folgend, kommt man bald zu einem nicht unbedeutenden cuicatekischen Dorfe, dessen Hütten großentheils schon wieder am steilen Gehänge kleben. Nur die große hübsche Kirche, die Pfarrwohnung und das verfallene Gemeindehaus liegen auf einem ebenen Platze, der dem Gebirge größtentheils künstlich abgewonnen worden. Der Hauptnahrungszweig des Dorfes ist Viehzucht. Während wir hier einige Tortillas nebst gesottenen Eiern als Frühstück zu uns nahmen, erschien der Alcalde, und verlangte mit wichtiger Miene unsere Pässe zu sehen, damit er erfahre, sagte er, ob wir

*) Heiden.

auch nicht etwa Altspanier seien. Als ich ihn fragte, weßhalb er denn das so genau wissen wolle, meinte er: „Ach, diese „Brihones" [Spitzbuben] suchen sich immer heimlich mit ihrem Gelde davon zu schleichen, ohne der Republik die gesetzlichen Abgaben zu entrichten, und das ist schädlich und muß verhütet werden." Als ich ihn lächelnd versicherte, daß ich kein Altspanier, sondern ein deutscher „Minero" sei, gekommen die Gruben von Teutila zu besuchen, von denen man mir gesagt, daß sie reich seien, verschwand plötzlich die offizielle Grandeza aus dem Wesen des alten ehrlichen Cuicatteken.— Er wurde sehr gesprächig, und wußte mir nicht genug zu rühmen, wie viel Gold die Pfarrer der Gegend hier gewonnen hätten. Auch schleppte er sogleich einige große Steine aus seiner Hütte herbei, welche er für Erz hielt. Das war es indeß keineswegs, sondern nur Gneus, in welchem goldfarbener Glimmer in großen Blättern vorherrschte, wie er sich häufig in dieser Gegend findet. Als ich dem Alten begreiflich machte, daß seine Steine kein Golderz seien, erstaunte er höchlich, und meinte, daß er bisher die großen Berge dieses Gesteins in der Nähe für Goldberge gehalten, und sich immer gewundert habe, daß die gierigen Spanier sie nicht längst sämmtlich fortgeschleppt hätten. Auf diese war er überhaupt sehr übel zu sprechen, ein Beweis, wie sehr der Haß gegen jene Nation in diesen Landen selbst bis in die entferntesten Winkel gedrungen ist. Freilich aber hausten eben in diesen fernen, schwer zugänglichen Gegenden, bis wohin die Macht der Gesetze nicht zu dringen vermochte, die Spanier am ärgsten, welche als Encomendadores, Subdelegaten, Einnehmer geistlicher und weltlicher Zehnten rc. dahin kamen.

Sobald wir dies Dorf verlassen hatten, sahen wir Teutila, das Ziel unsrer Reise, scheinbar kaum einen Kanonenschuß entfernt, vor uns daliegen. Eine tiefe Schlucht trennt jedoch die Marken dieser Dörfer, und macht die Entfernung drei gute Leguas. Das Hinabsteigen in die Schlucht beginnt alsbald. Steile, nur mit Gras bewachsene Abhänge stürzt sich in tausend kurzen Krümmen und Windungen der schmale Pfad hinab. Natürliche Felsentreppen von zehn bis zwölf Stufen eines verwitterten bröcklichen Glimmergesteins, deren einige über drei Fuß hoch sind, müssen die Thiere hinabklimmen. Zuweilen auch bilden diese Felsen lange steilgeeignete Ebenen, welche die Pferde mehr hinab rutschen als hinab gehen. Dazu senkt sich rechts der Abhang fast lothrecht hinab, und macht diesen Weg zu einem der gefährlichsten, die ich kenne. Reiten kann man hier nicht wohl. Eine unerträgliche Hitze strömte vom klaren Firmamente herab, und dampfte noch unerträglicher aus der Tiefe herauf. Kein kühlender Schatten, kein labendes Lüftchen erquickte uns ermattete Wanderer.

Der Durst begann uns unaussprechlich zu martern und wir sehnten uns innig, den Boden der Schlucht zu erreichen, wo wir hofften, einen Bergstrom anzutreffen. Aber tiefer und immer tiefer gings hinab, u. als endlich der Boden der Schlucht erreicht war, da fanden wir die Nymphe entflohen vor den sengenden Strahlen Apollos, versiegt die labende Urne! — Doch, hier gab es hohe Bäume, und wir lagerten uns auf das schwellende Moos in ihrem Schatten, verzweifelnd fast an der Möglichkeit, die Höhe nach Teutila hinanklimmen zu können. Siehe, da erschien uns die Hilfe des Himmels in Gestalt einiger von Teutila herabkommender bräunlicher Indier, tragend auf ihren breiten Rücken die goldenen Früchte des hesperischen Apfelbaumes! — Daß sie sofort angehalten, und eine hinlängliche Menge der saftreichen Früchte gegen schnöden Mammon von ihnen eingetauscht wurden, versteht sich. Bald waren wir erquickt und konnten nun erst genauer die wirklich äußerst romantische Schlucht betrachten, in der wir uns befanden. Groteske Felsen umstarren sie in allen Richtungen, geschmückt und umschattet von himmelhohen Bäumen und üppig wuchernden, blühenden, tropischen Pflanzen. Wie schön muß diese Schlucht erst sein, wenn zur Regenzeit der jetzt vertrocknete Bergstrom seine Wogen brausend durch und über die Felsen rollt.

Auf einem Wege, etwas weniger rauh und gefährlich, auch minder steil als der vorige gings nun nach Teutila hinan. Hier bedecken

allenthalben Bäume und Gesträuche in tropischer Fülle das Gehänge. Unten überzieht die Bambusa ganze Strecken. Weiter oben walten Eichen und Mimosen unter den Bäumen, Melastomen und Arbutus unter den Sträuchen vor, u. nahe am Dorfe Yukken blühender Hybiscus u. Musen. Der Boden prangt im frischesten Grün der Gräser und Halbgräser. — Reiche Maisfelder umgeben den Ort. Auch Maniok wird viel gebaut, und die Hütten liegen versteckt im glänzenden Laube der Orangen Limonen und Bananen.

Teutila ist ein alter Ort. Schon vor der Eroberung war er ein Hauptort der Cuicateken, die sich, wie ihre Nachbarn, die Mazateken, den Spaniern freiwillig unterwarfen, und das Christenthum annahmen, später aber apostirten, sich gegen die spanische Herrschaft auflehnten, und nur mit vieler Mühe durch Martin de la Mezquita wieder unterworfen wurden.

Sie waren eine kriegerische, in den Waffen wohlerfahrene Völkerschaft, und sehr zahlreich Die Dominikaner hatten hier ein Kloster, von dem noch jetzt Reste vorhanden sind. Jetzt ist Teutila der Hauptort des gleichnamigen Cantons [Partido,] der mit dem Canton Teutilan den Distrikt Teutilan del Camino bildet, und etwa 24,000 Einwohner zählt. Im Orte selbst leben etwa 150 Familien. Es wohnt hier ein Bezirksrichter und ein Pfarrer. Beide waren indeß eben abwesend. Im Hause des Erstern, den ich kannte, logirten wir. Es ist eine Hütte mit Lehmwänden und einem Strohdache, wie alle übrigen des Dorfes.

Wir blieben zwei Tage hier, die wir hauptsächlich auf das Aufsuchen der gerühmten Goldlagerstätten verwandten. Es gelang uns jedoch nicht, sie aufzufinden. Zwar zeigte man uns einige Schürfe in der Nähe, die man Gruben nannte, und behauptete, daß früher viel Gold aus ihnen gewonnen worden sei. In einem derselben, der aus einem kurzen Feldorte und einem Absinken von unbedeutender Tiefe bestand, traf ich auch wirklich einen zwischen zwei und drei Zoll mächtigen Gang an, den man verfolgt zu haben schien. Seine Ausfüllungsmasse bestand aus sehr zerklüftetem Quarz, in dem ich aber, aller Mühe ungeachtet, keine Spur von Gold entdecken konnte. Auf den andern Schürfen war selbst kein Zeichen irgend eines Ganges zu finden. Die Felsart, aus der die Gebirge hier umher bestehen, ist ein sehr glimmerreicher Gneus. Gewiß ist, daß sich Goldlagerstätten hier befinden. Man brachte mir einige Körner Waschgold zum Kauf, von denen man vorgab, daß sie zur Regenzeit in einem kleinen Bach am Dorfe gefunden würden, allein so genau ich auch den Sand dieser Bäche untersuchte, konnte ich doch kein Gold darin entdecken, und sah bald, daß die Indier den wahren Fundort dieses Metalles mir nicht angeben wollten.

Als ich mich nach Resten von Bauwerken des Alterthums erkundigte, sagte mir ein alter Indier, daß in der Nähe dergleichen nicht vorhanden seien, daß aber dreizehn Leguas von hier, gegen die Küste hin, zu Ojetlan oder Oquetlan, in einer Ebene, welche Llanos de Santa Rosa genannt ist, die Ruinen eines Palastes der „Gantiles“ sich befinden, der denen zu Mitla ähnlich sei. Die Wege dahin wurden jedoch als sehr schlecht geschildert, auch war meine Zeit zu kurz, um meine Reise so viel weiter ausdehnen zu können.

Ein Hauptnahrungszweig der Bewohner von Teutila ist das Weben baumwollener Bettdecken [Colchas,] wozu sie das Material aus den Küstenebenen holen, und die sehr hübsch und stark sind. Die Indierinnen verstehen der Baumwolle verschiedene lebhafte und dauernde Farben zu geben, und allerlei Figuren von Vögeln und Blumen in die Decken, sowohl farbig als weiß einzuweben. Man hat hier auch die natürliche gelbe Baumwolle; sie wächst aber nicht hier, sondern in den tiefern Gegenden an den östlichen Abhängen der Gebirge.

In Teutila war es auch, wo ich, das einzige Mal während meines Aufenthaltes in Mexico, von einer Klapperschlange im Innern des Hauses erschreckt wurde. Eines Abends hatte ich mich nämlich auf mein Lager gestreckt, ein brennendes Licht neben mir, lesend, als ich plötzlich das Rasseln des Thieres vernahm, dessen eigentlichen Ton man stets sogleich wieder er-

kennt, wenn man ihn einmal gehört hat. Ich blickte auf, und sah in die starr auf mich gerichteten Gluthaugen des Thiers, das über mir oben auf der Lehmwand zum Sprunge gerüstet lag. Aufspringen, einen Stock ergreifen, und nach dem Thiere schlagen, war Eins, aber schon hatte es die Flucht ergriffen, huschte unter dem Strohdache hin, an der Außenseite der Wand hinab, und verschwand. So oft ich auch der Klapperschlange anhaltend in die Augen gesehen, wozu sich mir auf meinen Reisen häufig Gelegenheit bot, nie habe ich etwas von der zauberischen Wirkung des Blickes dieses Thieres bemerkt, die er, nach der Behauptung Vieler, ausüben soll. Furcht und Schrecken, nicht aber der starr auf den Menschen gerichtete Blick der glühenden Augen der Schlange, mag wohl Manchen, der sie erblickte, an den Fleck gebannt haben, auf dem er eben stand. Ich habe mich stets sehr gut dem Zauberkreise des Thieres zu entziehen vermogt.

Am 28. Februar gegen Nachmittag traten wir die Rückreise von Teutila nach Oajaca an, und zwar in Gesellschaft eines Einsammlers der geistlichen Zehnten (Diezmero), der zu diesem Zwecke die Gegend durchzog. Bis in die Schlucht hinab begleitete uns das schönste Wetter. Kaum aber hatten wir den vierten Theil der jenseitigen Anhöhe erstiegen, als der Himmel sich plötzlich umzog, der Donner zu rollen, der Regen in Strömen herabzustürzen begann. In einem Augenblicke waren wir bis auf die Haut durchnäßt. Der schon bei gutem Wetter abscheuliche Pfad ward nun, vom Regen schlüpfrig gemacht, vollends entsetzlich, doch erreichten wir glücklich, obschon mit unsäglicher Mühe, das Dorf, und fanden mit Hülfe unsers Begleiters bald eine Hütte, in der man uns aufnahm. An Weiterreisen war für heute nicht zu denken. Es regnete unaufhörlich fort, wie man es nur unter den Tropen regnen sieht. Ein dicker Nebel hüllte die Gegend ein, und brachte eine eisige Kälte mit. Uns einigermaßen gegen sie zu schützen, mußten wir ein großes Feuer in der Hütte anzünden, denn Mäntel und Serapen waren durchnäßt. Den Rauch, der keinen andern Ausweg fand, als die Thür, belästigte uns zwar entsetzlich, aber wir mußten ihn schon ertragen, denn sobald wir das Feuer abgehen ließen, schlugen uns die Zähne vor Frost zusammen, obgleich jeder von uns trockenes Ueberzeug angelegt hatte. Nirgend habe ich je einen elendern Aufenthalt gefunden, als hier. Kaum konnten wir ein Paar Eier und einige Bohnen nebst Tortillas zum Nachtessen erhalten. Die Hütte, in der wir uns befanden, war mit allerhand Gerölle so angefüllt, daß wir uns kaum bewegen, kaum einen Platz zum Aufhängen unsrer durchnäßten Kleider finden konnten. Ein großer, äußerst beweglicher Tisch, mit dem ich alle Augenblicke befürchten mußte, zusammen zu brechen, diente mir zum Lager für die Nacht. Der Diezmero hatte sich auf einen Haufen in einer Ecke aufgeschichteter Maiskolben gebettet, während Louis am Boden auf den Armas de pelo sich lagerte. So verbrachten wir eine abscheuliche Nacht. Unausgesetzt stürzte der Regen herab, drang durch das durchlöcherte Strohdach und durchnäßte meine Decken. Louis, am staubigen Boden von den Flöhen gemartert, fluchte deutsch und französisch durch einander. Der Diezmero, von den harten unebenen Maiskolben gedrückt, ächzte und stöhnte, und dazwischen heulte draußen der Sturm, der die baufällige Hütte schüttelte, als wolle er sie über uns zusammen werfen. Wohl waren wir hoch erfreut, als endlich der junge Tag durch die hundert Ritzen und Spalten in den Wänden der Hütte schimmerte, aber — er brachte uns nur wenig Trost, denn es schien nicht, als ob das Regenwetter heute enden wolle. Entschlossen jedoch, keine zweite solche Nacht hier zuzubringen, brach ich mit Louis bald nach Mittag im vollen Regen auf, wo möglich Cuyamecalco oder wenigstens St. Anna zu erreichen. Unser mexikanischer Begleiter mußte seiner Geschäfte halber noch hier bleiben.

Entsetzlich war der Weg am steilen Gehänge hin nach St. Anna. Der immer noch wie ein Wasserfall niederstürzende Regen hatte ihn völlig verdorben, und so schlüpfrig gemacht, daß es mir Wahnsinn geschienen hätte, auf dem Pferde sitzen zu bleiben. Es ward also abgestiegen, und zu Fuß gewandert. Dabei aber glitten wir jeden Augenblick aus auf dem nassen

Pfade, ja einigemale fielen wir, und einmal rettete mich nur ein rasch ergriffener Brombeerzweig, dessen Stacheln mir die Hand arg verwundeten, vor dem Sturze in die Tiefe. Endlich, als schon die Nacht hereinzubrechen begann, erreichten wir in dem Pfarrhause zu S. Anna wenigstens ein trockenes Obdach. Als ich aber von dem herbeigerufenen Alcalde Mais und Stroh für unsere Thiere und Abendbrod für uns verlangte, machte er gewaltige Schwierigkeiten, und kaum konnten wir einige Tortillas, einen Topf zur Bereitung von mitgebrachter Chocolade, und ein wenig Holz zum Anzünden eines Feuers in dem hier befindlichen Kamine von ihm erhalten. Kaum hatten wir dieß erhalten und der Alcalde mit seinen Leuten uns verlassen, als plötzlich unser Freund, der Diezmero, erschien. Er hatte seine Geschäfte schnell abgemacht, und war, da ihm ebenfalls vor einer zweiten Nacht, wie die vorige, graute, uns hierher gefolgt. Als er hörte, wie es uns gehe, sandte er sofort einen Indier aus der nächsten Hütte, den Alcalden zu rufen, dem er nun die heftigsten Vorwürfe über sein Betragen machte, ihm gebietend, sogleich für unser Aller Bedürfnisse gehörig Sorge zu tragen. Jetzt war keine Schwierigkeit da. Wir erhielten Mais genug für unsere Thiere, und eine kräftige Suppe mit Fleisch, Bohnen rc. für uns, und mußten den Einfluß der geistlichen Gewalt bewundern, der uns das umsonst verschaffte, was unsere Bitten und unser Geld nicht zu erlangen vermogt hatten. Von Bezahlug war gar keine Rede.

Am folgenden Morgen dauerte der Regen noch fort. Wir verweilten einige Stunden in Cuyamecalco, und erreichten hoch am Nachmittage Coyula, wo ich über Nacht zu bleiben beschloß, um die Reste alter Bauwerke hier näher zu untersuchen, und ein Grab öffnen zu lassen, welches ich in ihnen antraf. Der Regen hatte nun aufgehört, und Helios strahlte wieder in ungetrübter Klarheit, ein goldfarbenes Licht werfend auf die Gebirge umher. Der Abend war indeß zu weit vorgerückt, auch war es Sonntag, und ich konnte deshalb die Untersuchung der Ruinen erst am folgenden Morgen vornehmen.

Die Reste des alten Adoratoriums zu Coyula bestehen aus einer Opferpyramide und verschiedenen Terrassen, in deren einer sich das Grab befindet, welches ich öffnen ließ. Sie liegen auf einer nur wenig gegen Nord geneigten Bergebene, westlich vom Dorfe. Die Pyramide liegt am weitesten nach Westen. Sie ist abgestümpft, etwa 23 Varas (3 Fuß) lang, 15 Varas breit und 6—7 Varas hoch, aus rauhen Steinen in Lehm aufgeführt. Ihre Vorderseite, an der ich Spuren einer Treppe zu bemerken glaubte, ist nach Süden gerichtet, jedoch ist die Pyramide nicht, wie anderwärts gewöhnlich, ganz genau nach den vier Kardinalpunkten des Kompasses orientirt. Die Ebene auf ihrem Gipfel ist von nur geringer Ausdehnung.

Vor der Pyramide, etwa 12 Varas von ihrem Fuß entfernt, zeigt sich ein runder niedriger Hügel von etwa 15—16 Varas Durchmesser, ebenfalls aus rauhen Steinen in Lehm errichtet.

Südöstlich von diesen beiden Bauwerken findet sich eine in der Plateform gegen 32 Varas lange, 13 Varas breite und etwa 2½ Varas hohe Terrasse, ebenfalls aus rauhen Steinen in Lehm aufgeführt. Von ihr laufen gegen Westen schmalere, kaum 2—3 Varas breite Terrassen oder Mauerreste aus und umschließen mit der größern drei Seiten eines etwa 29—30 Varas langen, 18 Varas breiten, ebenen Hofes. Vor der vierten Seite dieses Hofes, jedoch weit genug von den erstgenannten Terrassen entfernt, um dem Wege von Quiotepec nach Coyula Raum zu lassen, erhebt sich eine andere Terrasse gegen 45 Varas lang, 30 Varas breit, 2½ Varas hoch, und aus gleichem Materiale, wie die vorigen erbaut. Auf dieser finden sich Spuren anderer Erhöhungen, jedoch so zerstört, daß ihre ursprüngliche Form nicht mehr zu erkennen ist.

Im Innern der erstgenannten Terrasse befindet sich das Grab. Es war ganz mit Erde angefüllt, schien aber schon früher geöffnet gewesen, und wieder zugeworfen zu sein. Seine Form im Grundrisse ist die eines lateinischen großen T. Durch eine enge, 20 Zoll (englisches Maß) im Quadrat große, mit einem plat-

ten Säule von innen verschlossene Oeffnung in der Westseite der Terrasse gelangte man in einen 12 Fuß 8 Zoll langen, 3 Fuß 2 Zoll breiten Raum, und aus diesem in einen zweiten, mitten quer vor jenem liegenden, von nur 8 Fuß Breite und 11 Fuß 8 Zoll Länge. Dieser ist ohne Zweifel der eigentliche Begräbnißraum, zu dem der Erstere nur den Zugang bildet. Die Wände beider Räume waren 5 Fuß hoch, aus rauhen Steinen in Lehmmörtel aufgeführt. Beide waren mit großen Steinen überdeckt, und der Boden in beiden Kalk-Estrich. In jeder der beiden schmalen Seiten des Querraums befand sich eine kleine, etwa einen Fuß lange und eben so tiefe Nische, etwas oberhalb Mitte der Wandhöhe. Vielleicht standen einst Götzenbilder oder Geräthschaften in ihnen, wie sie die Indier ihren Todten mitgaben.

Außer einigen Bruchstücken thönerner Götzenbilder fand ich in dem Grabe nur Erde.— Die Anlage der Terrassen und der Pyramide, so wie die Form des Grabes zeigen viele Aehnlichkeit mit denen zu Mitla, wenn auch das hiesige Grab ganz ohne solche Verzierungen ist, wie sie die Gräber bei den dortigen Palästen schmücken. Auf den größern Terrassen standen wahrscheinlich einst Gebäude, und möchten wohl die Erhöhungen auf der einen derselben noch Reste von den Grundmauern dieser Gebäude sein.

Noch andere alterthümliche Ueberbleibsel soll es, nach der Aussage der Indier, unfern Copula geben. Meine Zeit aber wollte mir nicht erlauben, sie aufzusuchen.

Die beiden benachbarten Völkerschaften, deren Gebiet ich auf dieser Tour berührte, die Cuirateken und Mazateken, unterscheiden sich durch manche Eigenthümlichkeit. Der Cuicatek ist schlank gewachsen und gut gebaut, obschon nicht groß. Der Mazatek ist klein, breitschultrig, stark von Knochen, mit unverhältnißmäßig dickem Kopf, und groben platten Zügen. Auch die Sprache beider Stämme zeigt bedeutende Verschiedenheiten, wenn auch hie und da eine Aehnlichkeit anklingt.

E. A. E. Mühlenpfordt.

Joseph, der Reichthumsucher.

Mein Name ist Joseph Pähler, derzeit bin ich Bürger und Tuchmacher zu Ortenberg an der Nidder, geboren bin ich jedoch in der ansehnlichen, schönen und reichen Stadt Cöln. Das Haus meiner Eltern aber, obwohl es zur Stadt Cöln gehörte, war weder ansehnlich, noch schön, noch reich, sondern eine gar armselige, elende Hütte, deren Decke schon meiner Mutter selig, da sie mit mir in den Wochen lag, über den Kopf zusammengebrochen wäre, wenn sie nicht mein Vater mit etlichen hölzernen Pfeilern, die ihm unser Nachbar, der Müller, schenkte, so gut gestützt hätte, daß wir seitdem, so lange ich wenigstens bei meinen Eltern war, ganz sicher zwischen den Stützen wohnten und schliefen. Mein Vater war ein Kesselflicker, der fast die ganze Zeit in den Gassen der Stadt und in den Ortschaften der Nachbarschaft herumzog, und der, wenn er auch dazwischen einmal nach Hause kam, von seinem Verdienst wenig oder nichts heim brachte, denn man sagte ihm nach, daß er dem Trunk nachgehe. Die Mutter aber war ein braves, fleißiges Weib, die sich selber und uns drei Kinder, denn ich hatte noch zwei ältere Schwestern, durch ihrer Hände Arbeit nothdürftig ernährte und bekleidete, und uns von Klein auf zur Schule und zur Arbeit anhielt. Dabei war sie gottesfürchtig, betete gern und ließ uns Kinder fleißig beten, sah uns auch nicht, wie manche andre Mütter, unsre Unarten nach, sondern strafte sie hart.

Mir hatte sie es, da ich noch ganz klein war, gar oft gesagt, daß der liebe Gott, der den Men-

schen täglich ihr Essen und Trinken giebt, Alles sähe, was wir thun, auch wenn wir im tiefsten Keller oder unter dem Dache sind; da aber einmal des Müllers Bube von den Weisbroden, die er in seinem Korbe trug, eins verloren hatte, hob ich's heimlich auf und versteckte mi in unsrer Hütte, hinter ein n Stützpfeiler, wo ich mein Brödlein essen wollte, obgleich ich bei mir selber dachte, es sei nicht recht, daß ich's dem Müllersbuben nicht wiedergegeben hatte. Ich war der Meinung, dort hinter dem Pfeiler würde meine Mutter nicht merken und wohl auch der liebe Gott nicht sehen, was ich thäte; meine Mutter aber hatte mich doch bemerkt; sie zog mich hervor aus meinem Winkel; ich mußte ihr Alles sagen und sie züchtigte mich derb, nöthigte mich auch, das Brod, das zum Glück noch unversehrt war, hinüber zum Müller zu tragen, denn, so sagte sie:

Diebesbrod
Ist Gift und Tod.

Es ist aber doch etwas Hartes, ihr lieben Herren, wenn man immer Hunger hat und nicht genug Brod, sich einmal recht satt zu essen, und das Ehrlichsein, wie Ehrlichbleiben kommt den armen Leuten manchmal wohl recht sauer an; darum heißt es auch „Armuth und Reichthum gieb mir nicht."

In unsrer Hütte war, wie man zu sagen pflegt, hinten und vornen nichts; meine Eltern hatten nur zwei Töpfe, eine Schüssel, einen alten, oft geflickten Kessel, den mein Vater von einem Cölner Funken gegen altes Eisen eingetauscht hatte, das er von armen Leuten manchmal statt des Arbeitslohnes annehmen mußte; dazu zwei zinnerne Löffel, ein Messer und eine Gabel, die, weil sie nur noch einen Zinken hatte, zugleich statt des Pfriemens diente, wenn meine Mutter im Winter uns die Schuhe wieder zusammenflickte.

Wir Kinder schliefen am Boden auf Spreusäcken, die Eltern in einer Bettlade, darin aber keine Betten waren, sondern nur Stroh und ein grobes Tuch; statt der Zudecken hatten wir Matten von Lindenbast, die mein Vater, wenn's einmal gar keine Kessel zu flicken gab, für andre Leute, sowie beiläufig auch für uns selber, verfertigte. Dabei waren ich und meine beiden Schwestern doch vergnügt, und wenn die liebe Sonne warm schien und die Blümlein kamen wieder heraus, da hüpften und sprangen wir eben so wie andre Kinder, die viel zu essen hatten. Doch gab's freilich zu dem Hüpfen und Springen nicht viel Zeit, denn ich mußte, wenn ich nicht in der Schule bei den Carmelitern war, meiner Mutter den Sommer durch um's Tagelohn arbeiten helfen, im Winter aber für einen Kohlenhändler, der nicht weit von uns wohnte, die Kohlen vom Wagen abladen und in Körben oder Säcken in die Häuser tragen, wobei mir's ziemlich wohl erging, denn ich bekam von den Leuten öfters ein Stück Brod oder sonst Etwas zu essen. Bei der Gelegenheit besah ich mir denn auch die Stadt und was darinnen war, und hatte, wenn ich so die Kohlen zur Küche eines Bürgers trug, mein Bedenken darüber, daß es doch im Haushalt fast aller andern Leute reichlicher herginge, als in dem meiner Eltern. Ich fragte einmal meine Mutter, wie das käme, daß die Nachbarn alle viel hätten, oder doch genug, und manche Bürger in der Stadt noch mehr als unsre Nachbarn, und wir hätten so wenig. Diese sagte: „arm oder reich werden steht nicht bei uns, sondern in Gottes Hand. Ist's doch genug, daß wir nicht zu betteln brauchen, und wenn unser Herrgott will und du bist brav und fleißig, da kann er dich eben so reich machen wie die Nachbarn, oder wie die Bürger in der Stadt."

Da dachte ich in meinem Herzen, ich wünschte wohl, daß unser Herrgott mich reich machen wollte, und sann manchmal darüber nach, wie das angehen und geschehen könne, bin auch überzeugt, daß, wenn mich damals Einer gefragt hätte, was ich werden möchte, und ich hätte mich nicht etwa geschämt, meine Meinung frei auszusprechen, ich ihm würde geantwortet haben: „ein reicher Mann will ich werden."

Nun, wie mir's mit diesem Wunsche, der mich Jahre lang geplagt hat, ergangen sei, und was ich dabei erfahren, das will ich nun den Herren da der Ordnung nach berichten.

Eines Tages, in der Frühlingszeit, arbeitete ich mit meiner Mutter auf einem Felde, und, soviel ich mir's gedenken kann, mußten wir Unkraut ausraufen, da kam ein Fuhrwerk

bei uns vorbei, das zwei Pferde in vollem Galopp querfeldein zogen. Die Rosse waren aber etwas scheu geworden, der Kutscher war vom Bock gestürzt, drinnen im Wagen saß ein alter Herr und eine dicke Frau, welche beide erbärmlich um Hülfe schrien; wer konnte ihnen aber helfen, war doch der Wagen, ehe man sich nur recht besinnen konnte, in einem Augenblick an uns vorbei und im zweiten lag er umgestürzt in einem Graben, der Herr aber und seine Frau herausgeworfen daneben.

Zum Glück stunden jetzt die Pferde still; meine Mutter, die sehr resolut war, sprang hinzu und hielt die Zügel, denn der Kutscher, über den die Räder weggegangen waren, konnte sich nicht rühren, und der alte Herr hielt sich, da er sich endlich aufgesetzt hatte, mit Aechzen seine Seite, weil er meinte, er habe die Rippen gebrochen; seine Frau aber, welcher der Fall nicht viel gethan zu haben schien, war zu sehr erschrocken und dazu auch zu schwerfällig, als daß sie eine Handleistung hätte thun können.

„Ich bin der Kaufmann Kolker", sprach der Herr, nachdem er lange genug geächzt hatte, zu meiner Mutter; „mein Haus steht auf dem Jülich-Platze, und sie wird wohl schon von mir gehört haben, liebe Frau. Wenn sie ihren kleinen Jungen da schnell hineinlaufen ließe in die Stadt, zu meinen Leuten, daß er diesen sagte, sie sollten gleich herauskommen, sollte es ihr gut belohnt werden."

Die Mutter sagte zu mir: „lauf Sepper, so geschwind du kannst, zu Herrn Kolkers Haus, nicht weit von dem Schmied, zu dem du die Kohlen hinschaffest, und ruf' seine Leute heraus; du sollst heute ein recht großes Stück Brod haben."

Ich lief, so schnell einer nur kann, richtete meine Botschaft erträglich wohl aus und da ich auf dem Hinausweg wieder eben so schnell rennen wollte, lief mir in der Vorstadt ein böser Hund nach, der mich bellend in meinen bloßen Fuß biß, so daß ich blutend, und dazu, wie die Kinder pflegen, auch weinend wieder zu Herrn Kolker und zu meiner Mutter kam. Der Herr bedauerte mich, wollte aber kaum glauben, daß ich in der kurzen Zeit bei seinem Hause gewesen und schon zurück seyn könne, bis seine Leute mit einem andern Fuhrwerk ankamen, wo hinein sie ihn und seine Frau, sowie auch den kranken Kutscher brachten. Vorher noch beschenkte der Herr Kolker meine Mutter recht ansehnlich, zu mir aber sagte er, du sollst noch einen besondren Schmerzenslohn haben.

Auch das erste Fuhrwerk, das beim Umfallen etwas schadhaft geworden, war jetzt mit seinen Pferden hinweggebracht worden, meine Mutter und ich arbeiteten noch bis gegen Abend und machten uns dann auf den Nachhauseweg. Da wir über das Felde hinübergingen sahe ich etwas Glänzendes, dann etwas Weißes; das erstere war die silberne Dose des Herrn Kolker, das andre der Fächer seiner Frau, zwar nicht eben von kostbarem Werthe, doch verliert ja niemand etwas gern, das sein gehört. Die trägst du morgen mit dem Frühesten zu den Leuten hin, sagte meine Mutter, für heute kämst du vor Thorschluß nicht wieder heim.

Heute ging es auch einmal in meiner Mutter Haushalt so reichlich, wie bei manchen andern Leuten her; sie wußte, daß der Vater nach Hause käme; wir hatten, wie an hohen Festtagen, Fleisch und Gemüse, sowie Brodes die Fülle; für den Vater aber gab es noch besonders ein Kännlein Wein, denn das Geschenk, das Herr Kolker meiner Mutter hatte zufließen lassen, betrug mehr als der Taglohn für eine ganze Woche.

Am andern Morgen trug ich denn bei guter Zeit die gestern aufgefundenen Sachen in die Stadt. Der Herr war noch nicht auf; man hieß mich warten. Etliche Stunden lang hatte ich indeß Gelegenheit zuzusehen, wie die Leute Waaren abluden und andre wieder aufluden, wie sie Geld zählten und in Säcke oder Rollen thaten, so viel als ich gar nicht gemeint hatte, daß Geld auf Erden zu finden sei. Da kam mir wieder recht stark und sehnlich mein Wunsch ein: ich möchte ein reicher Mann werden. Herr Kolker war indeß aufgestanden und hatte gefrühstückt; sein gestriger Fall hatte ihm nichts geschadet, er kam herunter in den Hof und sahe mich da, aussen vor der Schreibstube, stehen. Ei bist du da, Sepperle, sagte er, ist dein Fuß schon wieder gesund?

Ich gab dem Herrn die Dose und den Fächer, er nahm sie mir freundlich ab und fragte mich dann: möchtest du wohl in mein Haus kommen, Sepperle? Ich könnte gerade einen Auslauferjungen und für meinen Hausknecht einen ehrlichen Gehülfen brauchen, und daß du flink bist, habe ich gestern gesehen; daß du ehrlich bist, glaub' ich schon von vorn herein. Doch frage zuerst deine Eltern, ob sie dir's erlauben, daß du ganz zu mir hereinziehst.

Wer war froher denn ich; zu dem reichen Herrn Kolker sollte ich kommen, das war, so meinte ich, schon der Weg, um selber ein reicher Mann zu werden; ich lief, so eilig wie gestern, durch die Gassen der Stadt zu meiner Mutter, um der mein Glück zu vermelden. Diese freute sich wohl auch darüber, doch sagte sie ganz verständig: du siehst mir nicht aus, als wenn du in ein solches Haus taugtest, dazu bist du nicht weltwitzig genug; doch gehe nur hin, bete fleißig, daß du ehrlich und brav bleibst, der Nachbar Kohlenhändler nimmt dich allemal wieder in seine Dienste. Ich gedachte bei mir selber, zu dem Kohlenhändler komme ich wohl so bald nicht wieder, dergleichen rusige Arbeit möcht' ich mir verbitten.

In den ersten Wochen sahe es auch wirklich so aus, als könnte mir es mit meinem Glücke gar nicht fehlen. Mein Herr ließ mich ganz umkleiden; auch jetzt, im Sommer, durfte ich nicht mehr barfuß gehen, ich bekam Schuhe und Strümpfe; mit dem Hausknecht aß ich an einem Tische, und zwar täglich zweimal, so gut und so viel, als ich in meiner Eltern Hause an den höchsten Jahres-Festtagen nur einmal gegessen hatte. Auch gab mir die alte Frau Kolker manchmal übrig gebliebenes Essen in einen Korb, das ich meiner Mutter bringen durfte.

Wenn ich dann zuweilen wieder in meiner Eltern Hütte und ihre Nachbarschaft kam, da meinte ich gar nicht, daß ich noch derselbe Sepperle sei, der ich vor wenig Wochen gewesen; meine alten Spielkameraden schaute ich ganz fremd von der Seite an, und schämte mich, wenn zuweilen ein solcher lumpiger Bube zu mir an die Thüre oder in den Hof von meines Herrn Hause kam.

Es gab indeß in dem Hause selber andre Leute, die schlimmer waren, als die Cölner Funken, und deren man sich mehr hätte schämen sollen, als meiner alten Spielkameraden.

Der alte Hausknecht, dem ich bei seinen Verrichtungen treulich half und in dessen Stube ich mit in seinem eignen, guten Bette schlief, war ein ehrlicher Mann; er hatte mir mehrmalen, wenn wir miteinander allein waren, gesagt: „in diesem Hause, Sepperle, muß man manche Sachen sehen, die man lieber nicht sehen möchte“; ich aber verstand nicht, was er damit sagen wolle. Einmal, da ich in einem Holz-Schuppen, der in demselben Hofe mit dem Comptoir lag, solche Scheiter auslesen sollte, aus denen der Hausknecht Spähne schnitzen könnte, fand ich hinter dem Holze ein Säcklein Geldes. „Ei,“ dachte ich, „damit wär' einer ja gleich ein reicher Mann.“ Ich besann mich indeß nicht lange, sondern trug das Säcklein, so wie es war, hinauf zu meinem Herrn, dem ich erzählte, wie und wo ich's gefunden. Mein Herr schüttelte den Kopf darüber, schenkte mir einen harten Thaler, verbot mir's aber sehr, daß ich jemand von dem Funde etwas erzählte.

Von da an ging mir's nicht mehr so gut, als vorher. Ich hatte so große Freude an meinem harten Thaler, daß ich ihn, wenn ich Zeit hatte, öfters in die Hand nahm, und auf dem Tische klingen ließ, auch wenn der Hausknecht und andere Leute dabei waren; zu gleicher Zeit erhob sich ein Gerede von den Ladendienern und etlichen Andern: es sei Geld weggekommen, und man munkelte so deutlich auf mich, daß ich der Dieb sei, daß mir's gar weh that, doch nahm man sich sehr in Acht, daß Herr Kolker etwas davon erführe. Sogar der Hausknecht war nicht mehr so freundlich gegen mich wie sonst, sondern sagte zu mir: höre Sepperle, wenn ein Rabe dem Bauer einen Käse stiehlt, und ein anderer Rabe nimmt seinem Kameraden den Käse ab, trägt ihn fort und frißt ihn, ist das nicht eben so, als hätte er selber dem Bauern den Käse gestohlen; und wenn ein Dieb dem andern sein Diebesgut wieder wegträgt, sind sie nicht beide des Galgens werth? — Ich verstand damals zwar nicht

ganz, was der Hausknecht sagen wollte, ich weinte aber darüber, daß er gegen mich von Dieberei sprach, und sagen durfte ich ihm von dem Geldsäckchen doch nichts. An meinem harten Thaler, dem ersten Reichthum, den ich in meinem Leben erworben, hatte ich aber auch alle Freude verloren, ich schenkte ihn meiner Mutter, die einer meiner Schwestern ein neues Gewand dafür anschaffte.

Nach einiger Zeit fing mir's an wieder besser zu gehen; der Hausknecht, der sich als alter, treuer Diener ganz gut mit Herrn Kolker stund, mochte doch etwas davon erfahren haben, wie's mit der Sache eigentlich zugegangen sey; er war wieder so freundlich gegen mich wie vorher. Eines Tages, es war gerade ein Feiertag und unser Herr war über Land, gab der Hausknecht mir den Schlüssel zu einem Nebenzimmer an der Schreibstube; ich sollte ein Paquet herausholen, das heute noch mußte zu einem Rheinschiffer hingetragen werden. Da ich die Thüre aufthue, sehe ich etliche der jungen Herren unsrer Handlung, darunter auch den Stiefsohn des Herrn Kolker, wie sie eben eine eiserne Kiste aufgethan hatten, in der viel Geld war. Das Ding mußte nicht in der Ordnung seyn, denn die jungen Leute erschraken hart; der Stiefsohn des Herrn Kolker faßte sich aber am ersten und sagte zu mir: höre Sepperle, wie du siehst, haben wir da ein nöthiges Geldgeschäfte abgethan, und zwar am Feiertage, wo mein Herr Vater es eigentlich nicht leiden will, daß wir in der Schreibstube arbeiten.

Hier schenke ich dir zehn Gulden, hebe sie dir auf bis du sie einmal brauchen kannst. Halte aber reinen Mund und mukse dich nicht über die Sache. Wenn du jemand ein Wort davon sagst, was du uns heute hier thun sahest, Sepperle, ich schwöre dir's, es geht dir ans Leben.

Die letzten Worte sprach er mit solchem Zorn aus, daß ich erschrak, und daß mir's ganz Angst wurde. Ich nahm die zehn Gulden, lauter neues, schönes Geld, verbarg sie in meinem Gewand, und trug das Paquet, wohin miche der Hausknecht geheißen hatte. Als mein Geschäft abgethan war, ging ich noch, denn es war ja heut Feiertag, ein Stück Weges am Rhein hinab, setzte mich am Rand eines Kornfeldes, hinter dem Gesträuche nieder, und zog dann mein schönes Geld aus der Tasche hervor, um es zu zählen und zu betrachten. Seitdem ich in Herrn Kolkers Hause war, hatte ich gar oft davon gehört, wie Leute, die einen Handel oder ein Gewerbe mit wenig Geld anfiengen, dabei in kurzer Zeit wohlhabend, oder gar reich geworden wären, stak mir eben das Reichwerden gar zu sehr in dem Kopf; laß sehen, dachte ich, was könntest du mit dem Gelde vornehmen, damit dirs auch sechzigfältig trüge, wie dem Bauer, dem das Kornfeld da zugehört, seine Saat. Aber, so dachte ich weiter, über die Saat da ist ein Segen gesprochen; das Korn, das in den Acker gestreut wurde, war ein ehrliches Eigenthum des Bauern, ists nun wohl mit deinem neuen Gelde da ebenso? Das Geld gehörte doch jedenfalls deinem Herrn, denn die Ladenbedienten haben es aus seinem eisernen Kasten herausgenommen und legen schwerlich ein anders dafür hinein; du mußt dem Herrn Kolker die zehn Gulden bringen, und darum fragen, ob du sie ehrlicher Weise behalten darfst oder nicht?

Ich brauche den Herren wohl nicht erst zu versichern, daß ich damals noch so unbekannt mit der Welt, dazu auch so ehrlich war, daß ich mir's nicht denken konnte, daß die Handlungsdiener, wie sie doch wirklich gethan, einen Diebstahl verübt hätten, sondern ich glaubte dem wirklich, was sie mir gesagt hatten, daß sie nur zur unrechten Zeit in der Schreibstube gewesen seyen; doch wohl war mir's bei der ganzen Sache nicht, sondern bänglich um's Herz, und ich wollte damals lieber, ich hätte nichts von allem gesehen.

„Dem Herrn Kolker es sagen," so sprach ich weiter in meinem Herzen, „wo denkst du hin? Weißt du nicht, daß du da gleich ein Kind des Todes seyn würdest? Denn der junge Herr ist ein jähzorniger, wüthiger Mensch, der nicht fragt, wohin er trifft, das hat man neulich an dem armen Schiffsmann gesehen, den er so hart geschlagen hat, daß er noch jetzt gefährlich krank darnieder liegt. Und wenn nicht Leute dazu gekommen wären, hätte er ihn gar erschossen,"

Ich stand nachdenklich auf und ging wieder auf die Stadt zu. Da ich an's Haus meines Herrn kam, fand ich den jungen Herrn, der mich freundlich auf sein Zimmer rief. Du bist heute viel gelaufen, Sepperle, da setz dich her und iß ein Stück Schinken und trink einen Schluck Wein. Ich aß und trank freilich, was mir hingesetzt war, aber es wollte mir heut Alles nicht recht schmecken, ich wollte mich so bald wie möglich fortmachen, da faßte mich der junge Herr bei der Schulter und sagte zu mir: „Sepper, wenn du schweigst, soll dich's nicht gereuen und du sollst einmal bei mir dein Glück machen, plauderst du aber, so sprach er, indem er mich hart am Arme schüttelte, ein einziges Wort, so sey versichert, es ist um dich geschehen.

Ich war so erschrocken, daß ich kein Wort reden konnte; ich schlich mich ganz still aus der Thür hinaus.

Da ich zum Hausknecht kam, und nichts mehr essen wollte, weil, wie ich ihm erzählte, mir der junge Herr Schinken und Wein gegeben hatte, sah mich jener gar ernsthaft an.— „Du hast mancherlei Sprüchlein in der Schule und bei deiner Mutter gelernt, Sepperle, kennst du wohl auch den: wenn dich die bosen Buben locken, so folge ihnen nicht? Wenn du ihn noch nicht kennst, so merke ihn dir, denn es ist ein guter Spruch."

Ich verstand zwar nicht vollkommen, was der Hausknecht meinte, aber mir war gar nicht wohl zu Muthe bei dem ganzen Handel. Wie gern hätte ich Alles erzählt, aber ich fürchtete mich des Todes. So legte ich mich nieder in mein Bett. Ich wollte mein gewöhnliches Abendgebetlein beten, das ich sonst so gut auswendig wußte, aber die Worte fielen mir nicht ordentlich ein, ich wurde immer wieder irre. Ich wollte schlafen, aber mir war so bang um's Herz, und wurde mir so heiß, daß ich kein Auge zuthun konnte. Der Hausknecht hörte mein ängstliches Schnaufen. „Sepperle, sprach er zu mir, der Wein, den du heute getrunken hast, ist ein böser und, wie ich vermuthe, schlechter Weise verdienter Wein gewesen. Nimm dich in Acht vor solcher Sündenkost, sonst könnt es einmal dazu kommen, daß sie dir das Herz abdrückte."

Liebe Herren, ich glaube immer, ich habe in der damaligen Nacht, sowie späterhin noch einmal in meinem Leben es erfahren, daß der Mensch ein doppeltes Gesetz in sich habe, das eine in seinem Fleische, das ihn hinabreisset zur Sünde, das andre in seinem Geiste, das ihn hinführen will zu Gottes Geboten. Die beiden sind mit einander in Streit, und wenn wir mit dem Gesetze im Fleische hingehen wollen zur Sünde und zum Laster, da züchtiget uns das Gesetz in unserm Geiste bei Tag und bei Nacht, bis wir entweder auf seine Stimme hören, oder bis wir uns so tief in die Sünde hineinstürzen, daß wir ganz taube Ohren kriegen. Ich meine nicht, daß es der Schluck Wein gewesen sey, den mir der junge Herr gegeben hatte, was mir so bang und weh machte, wiewohl ich solchen Getränkes ganz ungewohnt war, sondern meine Angst war eine andre; mich däuchte, ich hätte etwas Schlimmes gethan, oder hätte was Schlimmes vor, wie damals, wo ich mich als kleiner Bube mit der entwendeten Semmel hinter dem Stützpfeiler verstecken wollte, und doch wußte ich mir keinen rechten Rath noch Bescheid; es war mir, als wenn mir jemand zuriefe: du mußt dem Herrn Kolker das Geld bringen, und ihm Alles erzählen; da antwortete ich mir selber darauf: ei Narr, willst du dir den Kopf zerschlagen, oder dich erschießen lassen? sollst du nicht dein Geld behalten und stille schweigen? Nein, fuhr die Stimme fort, du darfst nichts verschweigen. Endlich fing ich vor Angst an zu weinen, daß ich laut schluchzen mußte: „sey nur ruhig Sepper, sagte der Hausknecht, der darüber aufwachte, und geh' auf geraden Wegen, dann darfst du keine Sorgen haben." Auf geraden Wegen, dachte ich, gehst du denn auch auf geraden Wegen? — Ja, antwortete mir die gute Stimme in meinem Herzen, wenn du morgen früh dem Herrn Kolker das Geld hinausträgst, das ist der gerade Weg. Und das will ich auch thun, sprach ich bei mir selber, gehe mirs auch, wie es wolle; ich mag auch das Geld gar nicht mehr haben.

Darüber verließ mich alle meine Angst und ich konnte nun einschlafen, war bald, sobald der Hausknecht aufstand, wieder munter und ganz

vergnügt. Dir muß ja was Gutes geträumt haben, Sepper, weil du so vergnügt bist, sagt der Hausknecht, gestern Abend und heute Nacht warst du nicht so vergnügt. Das Gute aber, das mir geschehen war, das war kein Traum, und ich freue mich noch heute daran.

In dem Hause des Herrn Kolker waren wir Beide, der Hausknecht und ich, nebst einer alten Köchin zwar gewöhnlich am frühesten auf, fast zugleich mit uns, ja manchmal sogar noch früher, stand aber auch unser alter Herr auf, der dann ganz allein und in Ruhe in seinem Zimmer seine Pfeife Tabak rauchte und seinen Kaffee trank; denn die jungen Herren in unserm Hause kamen meist erst um etliche Stunden später zum Vorschein, und die alte Dame schlief noch viel länger. Wenn der Kaffee für den Herrn fertig war, pflegte die Köchin mich zu rufen, daß ich ihn zu dem Herrn hinauftrüge, und so geschahe es auch heute. Da ich die Treppe hinanging, wurde mir's doch wieder recht Angst, denn ich fürchtete mich gar zu sehr vor dem Grimm des jungen Herrn; ich zitterte, daß ich beinahe das Kaffeebrett hätte fallen lassen. Da ich hineinkam zum Herrn Kolker, und da ich ihm jetzt sein Frühstück hingesetzt hatte, blieb ich noch stehen, und mein Herr mußte mir es anmerken, daß ich etwas auf dem Herzen habe, er sah mich verwundert an und fragte mich, was hast du mir denn zu sagen, Sepper?

Da zog ich meine zehn Gulden hervor, legte sie ihm auf den Tisch, und erzählte ihm Alles, verschwieg auch nicht meine Furcht vor dem Zorn des jungen Herrn. Noch bedenklicher als das erste Mal, wo ich ihm das Geldsäckchen brachte, schüttelte Herr Kolker seinen Kopf; er rückte seine Mütze hin und her, und dampfte in so schnellen, starken Zügen aus seiner Pfeife, als wenn er sehr böse wäre. „Weißt du was, sagte er endlich zu mir, Sepper, ich will die zehn Gulden nicht nehmen, und noch 20 dazu legen, und schreib dir hier in meinem Buche dreißig Gulden gut, die ich dir verzinse und die du einmal haben sollst, wenn du sie selber zu gebrauchen weißt. Hier aber gebe ich dir noch ein Reisegeld, denn du kannst jetzt nicht in meinem Hause bleiben, weil dir gar leicht etwas Schlimmes begegnen möchte. Ich will dich als Schiffsjunge auf eines meiner Rheinschiffe geben, das heute noch nach Mainz abfährt.— Bleib' immerfort treu und ehrlich, dann wird dir's wohlgehen. Jetzt aber rufe mir den Hausknecht."

Ich nahm einen dankbaren Abschied von meinem guten Herrn, den ich in meinem Leben dann nicht mehr gesehen habe, und that wie mir befohlen war. Der Hausknecht blieb ziemlich lang oben, so daß mir's bang wurde, weil ich meinte, der junge Herr möchte indeß aufstehen und mich fragen, ob ich seinem Vater etwas gesagt habe. Endlich kam der alte Hausknecht, hieß mich ganz freundlich meine Kleidungsstücke zusammenpacken, zu denen er mir selber noch einige Wäsche schenkte und führte mich dann sogleich zum Schiffe hin, das schon zum Abfahren bereit war.

Der alte Mann empfahl mich im Namen seines Herrn den Schiffern, daß sie mich als Jungen aufnehmen und ordentlich halten möchten, schenkte mir noch einige Gröschlein auf die Reise und schüttelte mir beim Abschiede treulich die Hand.

Mir war es freilich gar weh und leid zu Muthe, daß ich von meiner lieben Vaterstadt Cöln fort sollte, ohne nur meine Mutter noch einmal gesehen zu haben, aber der Hausknecht hatte mir versprochen, daß er bei erster Gelegenheit zu meinen Eltern hingehen und ihnen sagen wolle, daß ich auf Herrn Kolkers Schiff nach Mainz gefahren sey, und daß mir's sonst wohl ginge. Ich wurde deßhalb gar bald ruhig und da wir sehr guten Wind hatten, verlor ich die große Stadt Cöln nach wenig Stunden aus den Augen und dazu meine Bangigkeit aus dem Herzen. Denn es gab da immer so viel Neues für mich zu sehen, und die kleinen Geschäfte, die mir die Schiffer auftrugen, gaben mir, weil sie mir noch ungewohnt waren, so viel zu schaffen, daß ich in den ersten Tagen nicht dazu kommen konnte, viel nach Hause zu denken.

Kam mir doch auch das Leben, das ich auf unsrem Rheinschiffe führte, in ganz kurzer Zeit eben so angenehm und kurzweilig vor, als das in Herrn Kolkers Hause, denn obgleich die La-

gerstätte nicht so bequem und weich, dazu auch die Kost, die ich in Kurzem selber als Küchenjunge, mitkochen helfen mußte, viel härter war, hatte ich's doch in meiner Eltern Hause, nicht einmal so gut, sondern viel spärlicher gehabt, ich war deshalb gern mit Allem zufrieden.

Das Reisegeld, das mein Herr mir gab, mit den Mariengröschlein, die der Hausknecht mir schenkte, machte zusammen etliche Gulden aus, dazu wußte ich ja, daß ich dreißig Gulden bei meinem Herrn gut hatte; wer konnte reicher sein, als ich damals in meinen Augen war.— Herr Kolker hatte gesagt, er wolle mir die 30 Gulden verzinsen; ich wußte damals noch nicht was hiermit gemeint sei, ein alter Israelit aber, der mit uns von Coblenz bis nach St. Goar fuhr, und den ich darum befragte, setzte mir die Sache so auseinander und berechnete mir zugleich, wie viel landesübliche Zinsen dreißig Gulden auf ein Jahr, ja auf einen Monat einbringen, und wie die Zinsen, wenn man sie beim Capital lasse, wieder Zinsen trügen, daß ich ganz glückselig darüber war, denn nun fand ich mich ja schon, nach meinem Bedünken, ganz auf dem Wege, ein reicher Mann zu werden, und zwar auf einem ganz geraden, landesüblichen Wege.

Als wir in Mainz angekommen waren blieb ich zuerst noch einige Wochen auf dem Schiffe; als aber dieses wieder heimfuhr nach Cöln, hieß man mich auf Anordnung des Herr Kolker, der meinetwegen in einem seiner Briefe geschrieben hatte, in dem Handelshause, das der Herr dort in Mainz besaß, zurückbleiben und den Dienst eines Ausläufers versehen. Da hatte ich es nun in allen äußerlichen Dingen zwar wieder eben so gut als in Cöln; aber es ging mir ein solcher Rathgeber und Freund ab, wie der alte Hausknecht beim Herrn Kolker war; ich hatte unter meines Gleichen, mit denen ich beständig hantiren mußte, lauter leichtsinnige Leute um mich, und so wurde ich auch selber bald leichtsinnig.

Das, was mich diesmal verführte, das war ganz hauptsächlich mein alter Wunsch, ein reicher Mann zu werden. Ich hatte gesehen, daß meine Cameraden, so oft sie freie Zeit hatten, mit Würfel- und Bretspiel sich unterhielten, und daß sie manchmal dabei gewannen, manchmal verloren. Wie solche Spiele gespielt werden, das hatte ich leicht begriffen; mich plagte die Versuchung, doch auch einmal mein Glück zu probiren, und ich widerstand ihr nicht. Zu meinem wahrhaften Unglück, wie ich aber damals meinte, zu meinem Glücke, gewann ich gleich in den ersten Spielen und hatte auch weiterhin, wie meine Cameraden sagten, eine so glückliche Hand, daß ich immer mehr gewann als verlor.

Nach einiger Zeit war das Geld, das man mir als Zehrpfennig in Cöln mitgegeben hatte, und das mir unverkürzt geblieben war, weil ich ja Alles empfing, was ich zum Leben brauchte, durch mein Spielerglück auf's Dreifache, ja auf's Vierfache angewachsen, zugleich aber auch damit meine Spielsucht, die mich ganz gewiß in's Verderben geführt haben würde, wenn der liebe Gott mich nicht aus der großen Gefahr herausgerissen hätte. Eine neue Jacke, mit silbernen Knöpfen, die ich von meinem schnöden Spielgewinn mir anschaffte, hatte meine Baarschaft so verringert, daß ich eifrigst darauf bedacht war, den Abgang wieder zu gewinnen.— Ich war nun schon so dreist geworden in meiner Spielsucht, und verließ mich so sicher auf mein Glück, daß ich, als ich so eben am Schluß des Vierteljahrs meinen Lohn bekommen hatte, und gerade frei von Arbeit war, hinging in ein Weinhaus, neben dem Packhof, wo gewöhnlich recht arge Spieler beisammensaßen, die um viel höhern Gewinn und Verlust spielten, als meine Cameraden. Einige Male war mir's auch hier schon geglückt, und ich dachte, wer viel wagt, der gewinnt viel: hier kannst du's an einem Abend weiter bringen, als beim Spiel um Pfennige oder Kreuzer in einem Monate. Der erste Wurf fiel reichlich für mich aus; mir klopfte das Herz vor Leidenschaft, ich mußte mehr versuchen. Doch, daß ich's kurz mache: es war noch lange nicht Abend, da hatte ich meinen Lohn und meine ganze noch übrige Baarschaft bis auf den letzten Heller verloren.

Traurig ging ich aus dem Weinhause fort und sann darüber nach, ob ich nicht meine neue Jacke verkaufen und mit dem Erlös noch einmal mein Glück versuchen solle? Da begegnete

mir außen, beim Packhofe, der Schiffer, mit dem ich voriges Jahr von Cöln nach Mainz gefahren war. Weißt du es schon, Joseph, daß der alte Herr Kolker plötzlich gestorben ist, und sein rechter Sohn, der in Holland war, ist schon vorher gestorben, was den alten Herrn gar tödtlich betrübt hat. Nun hat der Stiefsohn die Handlung angetreten; der alte Hausknecht ist gleich aus seinem Dienste fortgeschickt worden; er kam noch zu mir ans Schiff und trug mir auf, dir zu sagen, du möchtest dich aus Mainz fort machen, es könne dir sonst, wenn der junge Herr in etlichen Tagen hierher kommt in die Stadt noch sehr übel ergehen.

Diese Nachricht war ein Donnerschlag in meinen Ohren und für mein Herz. Du Würfel- und Bretspieler du, dachte ich, brauchst dich nicht selber, mit eigener Hand, zu verspielen, du wirst schon so, ohne dein Zuthun, verspielt werden. Recht verächtlich und niederträchtig kam ich mir aber heute vor mit meiner Spielsucht; die Botschaft von dem Tod meines guten Herrn Kolker hätte mir niemals auf heilsamere Weise zukommen können, als eben jetzt, wo mir wirklich dadurch mit dem Freunde zugleich ein Feind abstarb, denn ich kann es versichern, liebe Herren, seit diesem Augenblicke habe ich niemals wieder, weder im Bretspiel, noch in der Karte, noch mit Würfeln gespielt.

Ich lief sogleich zum Factor unsrer Handlung hin, der immer ganz freundlich gegen mich gewesen war, und fragte den, wie sich's nun wohl noch weiterhin mit meinen dreißig Gulden verhalten würde, die mir Herr Kolker in seinem Handlungsbuche zu gute geschrieben hatte. Wie ist's damit, fragte mich der Factor, hast du es Schwarz auf Weiß; hast du eine Verschreibung darüber? — Das hatte ich freilich nicht, und der Factor zuckte die Achseln und sagte, daß, wenn ich nicht auf gerichtlichem Wege mein Recht suchen wolle, wobei freilich auch viel weniger Hoffnung zum Einnehmen als zum Ausgeben wäre, er mir nichts versprechen könne.

Wie ich erst nachmals es in Erfahrung gebracht habe, war bei den mancherlei unrechten Geschichten, die zu meiner Zeit und schon früher in der Handlung des Herrn Kolker vorfielen, nicht bloß der Stiefsohn, sondern auch seine Mutter, die zweite Frau des alten Herrn mit im Spiele gewesen, deshalb hatte es immer so schwer gehalten, den Sachen auf den tiefen Grund zu kommen. Der rechte Sohn des Herrn Kolker, der die Handlung des Hauses in Holland unter sich hatte, soll ein rechtschaffener und guter Herr gewesen sein, als aber er und sein Vater gestorben waren, hat zwar eine Zeit lang noch der alte Glanz der Firma seinen Bestand gehabt, dann aber ist er bald verblichen und gewichen. Doch ich habe das nur so nebenbei sagen wollen, weil mir's immer bedenklich ist, wie das Sprichwort „ehrlich währt am längsten" allenthalben so als wahrhaft sich kund giebt.

Mit meinem „Reichwerden" schien es jetzt auf einmal wieder ganz aus zu sein. Meine dreißig Gulden bei Herrn Kolker, sammt den Zinsen, waren unter den jetzigen Umständen so gut wie hin; meinen Lohn und dazu allen Rest meiner Baarschaft hatte ich verspielt, von all meinem bisherigen Glücke war mir nichts übrig geblieben, als die neue Jacke mit den silbernen Knöpfen und die Kleidungsstücke, die mir mein alter Herr schon in Cöln hatte machen lassen. Dazu galt es jetzt nur schnell genug aus Mainz wegzukommen, damit mich nicht die Rache meines jungen Herrn übereile.

Außen, am Ufer des Rheines, ging ich mit dem Päcklein, worin meine Sachen waren, unter dem Arme, auf und nieder, da hörte ich, daß ein alter Schiffer einem andren, der eben zur Stadt ging, nachrief: sieh, daß du mir einen Ruderer oder Schiffsknecht dingen kannst; denn ich muß morgen früh mit dem frühesten fort. Da trat ich selber zu dem Schiffer hin und fragte ihn, ob er nicht mich dingen möge, ich sey bereit ihm zu dienen.

Ich war damals ein kräftiger, muntrer Bub von 16 Jahren, hatte dazu schon auf einem Rheinschiffe als Schiffsjunge gedient, darum war mir's ganz recht, daß der alte, grämliche Schiffer mich sogleich einsteigen hieß in sein Fahrzeug; er wollte es, sagte er mir, einstwei-

len, in Hoffnung auf guten Fortgang, mit mir versuchen.

So leicht hatte ich es freilich jetzt nicht, als ich, etliche Jahre daher, es gewohnt worden wär. Es war in unsrem Fahrzeuge weder Cajüte, noch sonst ein verdeckter Raum; gleich in der ersten Nacht traf mich ein Regen, gegen den der leere Sack, welchen mir der Schiffer als Zudecke gegeben, nicht viel schützte. Am andren Tag wurde ich brav im Rudern geübt, bekam aber nichts von meinem alten Schiffer zu essen, als ein Stück hartes Brod; mein Getränke konnte ich mir selber mit dem hölzernen Mulcenlöffel aus dem Rheine schöpfen. Indeß hatten wir für diesmal nicht gar lang zu fahren, denn mein Schiffer wohnte in der Gegend von Bingen, und sein gewöhnliches Tagesgeschäft war es, Reisende, die zu Fuße kamen, oder Landleute mit ihren Körben und andren Waaren über den Rhein hinüber und herüber zu fahren. Dabei mußte ich rudern, während der Alte am Steuerruder saß. In den ersten Tagen sahe es schlimm mit meinen Händen aus, bald aber hatte ich mir so harte Schwielen daran gearbeitet, daß ich nichts mehr fühlte. Den ganzen Tag, von der frühen Dämmerung bis zum späten Abend, mußte man da in Bereitschaft sein; die Arbeit dauerte mit weniger Unterbrechung fort, und gerade am Sonntage, der für andre Leute ein Ruhetag ist, ging unser Geschäft am meisten.

Als Lohn für meine Mühe hatte mir mein alter Schiffer monatlich dreißig Kreutzer, das thut auf den Tag einen Kreutzer ausgesetzt; denn, sagte er, du bist noch ein Bube, der das Rudern erst noch lernen muß, und bist nicht einmal so viel Lohn werth; zum essen bekam ich selten etwas Anders als Wassersuppe und gekochte Erbsen oder Linsen; nur an Feiertagen ein Stücklein Käse zu meinem Schwarzbrod.

Dieß Alles hätte ich mir noch eher gefallen lassen, wenn nur mein Schiffer kein so gar unfreundlicher und grundböser Mann gewesen wäre. Dafür war er in seiner ganzen Gegend bekannt, und wer es noch nicht wußte, der durfte nur auf eine Stunde lang zusehen, wie er sich in seinem Hause aufführte; wo er seine alte Frau, die ihm nicht das Mindeste zu Leide that, dazu seine blödsinnige Tochter beständig mit gottlosen Scheltworten und Schlägen traktirte, dazu auch so entsetzlich fluchte, daß ich manchmal, wenns auch draußen stürmte und regnete, lieber aus der Hütte hinausging, weil ich's nicht mehr anhören konnte. Auch ich selber mußte mir gar viel Böses von dem schwarzen Hansen (so nannten ihn die Leute in der Nachbarschaft) gefallen lassen, und wenn es nicht gerade auf den Winter losgegangen wäre, wo die Schiffahrt auf dem Rheine meistentheils eingestellt wird, hätte ich mich gern auf ein andres Fahrzeug verdungen.

Eines Tages, nach der Zeit der Weinlese, kam noch gegen Abend, da wir schon in der Hütte saßen, ein Fremder, mit einem schweren Felleisen auf seinem Rücken und verlangte übergefahren zu werden. Es war unfreundlich regnerisches Wetter, dazu blies ein starker Wind; mein alter Schiffer fuhr den Fremden an und sagte, heute könne er ihn nicht mehr bedienen, er müsse warten bis morgen. Der Fremde hielt an mit seinem dringenden Verlangen und machte dem schwarzen Hansen solche Geldanträge, wenn er in sein Begehren willige, daß derselbe nicht mehr widerstehen konnte; er hieß den Fremden einstweilen in die Hütte hereintreten und ging mit mir hinaus, um, wie er sagte, den Sitz im Kahn zurecht zu machen. Als wir aber draussen waren, sagte er zu mir: Joseph, heute giebt's einen höheren Lohn zu verdienen, als sonst im ganzen Jahre. Der Mann hat ein schweres Felleisen, und ich habe ihn schon sonst gesehen: er ist ein reicher Kauz, der immer viel Geld bei sich hat. Wenn wir über die Mitte des Wassers hinüber sind, ertränken wir ihn im Rhein und theilen uns in sein Geld; es heißt dann, der Sturm hat uns den Kahn umgeschlagen und wir beiden haben uns durch Schwimmen herausgerettet; sey versichert, dieser Fang trägt dir so viel ein, daß du ein reicher Mann wirst.

Mir erstarrte das Blut in den Adern, da ich meinen Schiffer, den schwarzen Hansen, so reden hörte. Zwar sagten ihm die Leute in der Gegend schon mehr solche Mordthaten nach, und auch mir waren die Gerüchte zu Ohren ge-

kommen, ich hatte sie aber niemals geglaubt. Mir war es gerade, als wenn ein böser Geist mich mit dem Wunsch meines Herzens, reich zu werden verhöhnte, und ich kann wohl sagen, seit jener Stunde bekam mir dieser Wunsch einen bittren eklichen Beigeschmack, den ich lange nicht aus dem Munde brachte.

Ich sahe meinen Schiffer, ganz erschrocken über seine Zumuthung, an und sagte: „Herr, so etwas thut nur nicht.“ In diesem Augenblicke trat der Fremde aus der Hütte heraus und der schwarze Hans murmelte mir nur noch im höchsten Grimm die Worte zu: so du nicht schweigst, bist du des Todes.

Ich kann nicht sagen, daß ich mich in diesem Augenblick vor jenem desperaten Bösewicht gefürchtet hätte. Ich gedachte in meinem Herzen: komm nur, Alter, ich habe auch noch Fäuste, die wohl stärker sind als die deinigen, und der Fremde ist auch kein Schwächling. Als wir ein Stück hinein waren in den Fluß, stellte ich mich mit den Füßen absichtlich auf die Ruderstange mit dem eisernen Haken, denn ich konnte mir denken, daß sie der Schiffsmann bei seinem Mordanschlag würde brauchen wollen; dabei beobachtete ich jede Bewegung des Alten. Es fing an sehr zu dunkeln, der Regen wurde stärker; man konnte keine zehn Schritte vor sich hinsehen. Auf einmal sprang der schwarze Hans auf, wollte nach der Stange greifen, da ich aber die fest hielt, nahm er die große hölzerne Keule, deren wir uns gewöhnlich zum Einschlagen der Pfähle bedienten, und ging damit auf den Fremden los. Ich rief diesem aus allen Kräften zu: „wehrt euch Herr, es gilt euer Leben“ und erfaßte zu gleicher Zeit die Bootsstange, mit der ich den Schiffer glücklich abhielt. Auch der Fremde zog unter seinem Mantel ein Pistol hervor, das vorher keiner von uns bei ihm bemerkt hatte, und rief dem Schiffer zu, er solle alsbald ans Steuerruder sich hinsetzen und keine Hand davon verwenden, sonst würde er ihn niederschießen. Aus Bosheit wollte uns der schwarze Hans in das Binger Loch hineinfahren, wo wir wahrscheinlich Alle, oder wenigstens doch der Fremde, der gar nicht schwimmen konnte, umgekommen wären, er lenkte mit seinem Steuerruder den Kahn mehr stromabwärts, statt stromaufwärts. Ich bemerkte dies zum Glück noch bei guter Zeit und sagte es dem Fremden, der den Schiffer, indem er ihm immer mit seiner Pistole drohete, zwang, mit mir zu tauschen, so daß ich jetzt zum Steuerruder kam und mit Gottes Hülfe das Fahrzeug vollends hinüber an's Land brachte. Alsbald sprang der Fremde hinaus an's Ufer und ich folgte ihm, indem ich sein Felleisen, an das der Mann in seiner Angst nicht dachte, auf meinem Kopfe trug, der schwarze Hans aber machte sich eilig mit seinem Kahn von dannen.

Da wir jetzt ausser Gefahr waren, umarmte mich der Fremde und sagte: du hast mir das Leben gerettet. Zu Hause warten meine kranke Frau und sechs Kindlein auf mich, die hätte ich, ohne dich, ohne deine Hülfe nicht mehr gesehen. Komm' jetzt mit mir nach Rüdesheim in's Wirthshaus, damit ich dich lohnen kann, denn zu deinem alten Schiffer gehst du doch weder heut noch morgen wieder zurück.

Zu Rüdesheim war mein Reisender sehr bekannt; denn er war ein Handelsmann aus Epstein, mit Namen Weidner, und kam öfters diesen Weg. . . . .

Er erzählte dem Wirth und den bei ihm versammleten Bürgern, was ihm geschehen sey; da diese hörten, daß er sich vom schwarzen Hans hatte überfahren lassen, wunderten sie sich sehr und sagten: dem hätte sich keiner von uns anvertraut. Doch ist es gut, daß der Bösewicht endlich einmal bei einer solchen That ertappt worden ist. Mich lobte man sehr, daß ich so wacker gewesen sey und dem fremden Herrn geholfen habe. Uebrigens hast du dich, sagte der Wirth, zugleich deiner eignen Haut gewehrt, denn auf dem Rückwege, oder bei andrer naher Gelegenheit, hätte der schwarze Hans dich auch umgebracht und ins Wasser geworfen, wie man sagt, daß er es schon mehreren seiner Bootsknechte gemacht hat. Doch bleibt's dabei, du bist ein braver Bursch und und hast dem Herrn da sein Leben gerettet.

Mein Fremder nöthigte mich, mit ihm zu essen und zu trinken, denn für heute gab er's auf,

noch weiter zu reisen. Nach dem Essen erkundigte er sich nach meinen Lebensumständen, und ich erzählte ihm Alles. Es ist schade um dich, sagte er, daß du kein ordentliches Handwerk gelernt hast, worauf du dich nähren könntest. Das Brod, das ein Schiffsknecht hat, ist ein spärliches wie gefährliches. Indeß wäre es für dich noch immer Zeit, etwas Rechtes zu zu treiben, denn du bist jung und stark.

Wie wär' es, wenn du mit mit nach Epstein gingest und bei meinem alten Vetter, der ein Tuchmacher ist und gerade jetzt einen Lehrjungen brauchen könnte, die Tuchmacherei lerntest? Ich ging alsbald auf diesen Vorschlag ein und dankte dem Herrn Weidner mit Hand und Mund dafür. So fröhlich war ich lange Zeit nicht eingeschlafen als an jenem Abend.

Am andern Morgen machte Herr Weidner noch eine Anzeige vor Gericht über den gestrigen Vorfall. Der schwarze Hans ist auch bald hernach eingezogen worden und in's Zuchthaus gekommen; meine schöne neue Jacke aber, mit den silbernen Knöpfen, die ich in seiner Hütte gelassen hatte, konnte ich von den Gerichten und Häschern nicht wieder bekommen, sondern nur meine Wäsche; ich dachte bei dem Verlust der Jacke, sie war mit dem Geld gekauft, das ich im Spiele gewonnen, und auf all' solchem Gut kann kein Segen sein, denn es heißt von ihm: wie gewonnen, so zerronnen; böse Arbeit, böser Lohn.

Den Herrn Weidner hatte der gestrige Schrecken doch sehr angegriffen; er konnte nur mit Mühe gehen. Ich machte ihm jedoch seine Weiterreise leicht, indem ich sein Felleisen auf meine jungen, rüstigen Schultern nahm, und so kamen wir schon am andern Tage, bei früher Zeit, nach Epstein, wo ich bereits nach etlichen Stunden in das Haus des alten Tuchmachers als Lehrling aufgenommen wurde.

Im Vergleich mit dem Leben in der Hütte des schwarzen Hansen erschien mir mein Aufenthalt in Epstein als ein wahres Paradies. Mein alter Meister war ein gar guter Mann; an seiner Frau, die viel jünger war, denn er, wäre freilich Vieles anders zu wünschen gewesen, indeß ließ sie mich keine Noth leiden, ich hatte zwar meine tägliche Arbeit, hatte aber auch dafür mein tägliches, reichliches Brod, und pflegte mich mitten im kalten Winter, der jetzt eintrat, am Tage in einer warm geheizten Stube, und bei Nacht auf gutem Lager.

Die Lehrjahre vergingen mir schnell. Was es hierbei, sowie bei meinem Aufgedinge zum Gesellen zu entrichten gab, das hatte Herr Weidner für mich bezahlt. Es war wenig, denn mein alter Meister hatte das, was ihn selber betraf, mir erlassen; war ich doch in allen Stücken wie Kind im Hause bei ihm gehalten. Als ich Geselle geworden war, hatte mich mein Meister ganz neu gekleidet, „damit du doch auch unter deines Gleichen dich darfst sehen lassen," sagte er. Ich kam aber, ausser Sonntags in die Kirche, nur selten unter die Leute, sondern mit einem Burschen aus Mainz, der von meinem Alter und auch ein stiller Mensch, war, ging ich bei schönem Wetter an Feiertagen über's Land oder in der Gegend umher.

Ich hatte noch kaum ein Jahr meinen neuen Gesellenstand angetreten, da starb mein alter Meister. Die Meisterin, die noch ein junges, rasches Weib war, übernahm das Haus und das Gewerbe. Joseph, sagte sie zu mir, wenn du bei mir bleiben willst und brav auf meinen Nutzen sehen, soll es dich nicht gereuen, und wer weiß, wie dir dein Glück noch blüht.

Mir war es nicht zuwider, noch ein oder etliche Jahre in dem Hause meiner Meisterin zu bleiben, und sie vertraute mir alle ihre Geschäfte an, so daß ich erst jetzt inne wurde, wie wohlhabend mein alter Meister gewesen sei. Zugleich wurde ich aber auch inne, daß seine Frau eben kein großes Leid über sein Hinscheiden trug. Sie war gar aufgeräumt, verhielt sich gegen mich so, wie sich eine Meisterin nicht gegen ihren Gesellen verhalten sollte, und an einem Feiertag, nach dem Mittagessen, als der Lehrjunge hinaus war, sagte sie zu mir: „Höre an, Joseph, wie wäre es, wenn du ganz bei mir bliebest. Mein Hauswesen kann ohne einen Hausvater nicht bestehen. Ich bin zwar älter als du, aber ich kann hoffentlich noch manches Jahr Allem vorstehen, was mir zukommt.

und du setzest dich gewiß in ein schönes Haus mit reichlichem Gewerbe herein, das nach meinem Tode dir Alles zufällt."

„Ueber diesen Antrag war ich nicht wenig verlegen und wußte nicht gleich, was ich darauf antworten sollte. Meisterin, sagte ich endlich, ihr wißt am besten, was mir Alles fehlt. Ich bin ganz arm, und selbst die Kleidung, die ich an meinem Leibe trage, habe ich von eurem seligen Manne. Dazu habe ich noch weit hin bis zum Meisterwerden.

Die Frau ließ sich aber durch meine Gegenreden nicht irre machen. Ueberleg' dir's wohl, sagte sie zu mir, und stoß dein Glück nicht so von dir; Alles was du zum Meisterwerden und zum Bürgerrecht im hiesigen Orte brauchst, dafür laß nur mich sorgen, halte mich aber nicht lange mit vergeblichen Reden hin.

Eine Nachbarsfrau trat hinein ins Zimmer, um die Meisterin zu besuchen, und machte dem Gespräch ein Ende. Ich ging hinaus in Freie und überlegte mir die Sache. Mein alter Wunsch, ein reicher Mann zu werden, war mir noch keineswegs vergangen, das merke ich wohl. Das wäre jetzt freilich, so dachte ich, der beste Weg um zu Haus und Wohlstand zu kommen. Auch war die Frau äußerst wohl zu leiden, wenn nur nicht andere Anstöße gewesen wären, die ich mich jedoch in diesem Augenblicke, wo ich nur auf den äußerlichen Vortheil bedacht war, nicht sonderlich anfechten ließ.— Ich ging zu Herrn Weidner, denn diesem durfte ich mich wohl anvertrauen, und entdeckte dem Alles, was meine Meisterin zu mir sagte. Joseph, antwortete er, du wärest ein Thor, wenn du diese gute Gelegenheit versäumtest, dein Glück zu machen, denn dergleichen wird dir nicht sobald wieder geboten, und heut zu Tage hält es schwer, so ohne alles Geld sich durchzuschlagen; du würdest lange Jahre um's Gesellenlohn dienen müssen, ehe du dir nur das Meister- u. Bürgerrecht erkaufen könntest.

Ich ging nach Hause; die Meisterin schien es zu erwarten, daß ich unser voriges Gespräch wieder anknüpfen solle; ich aber war zu verlegen dazu und sie bot mir ganz verdrüßlich gute Nacht.

Da ich in meine Kammer und auf mein Lager kam, erging mir's fast wieder so, wie damals in Cöln, wo ich die zehn Gulden in meiner Tasche und die Furcht vor den Drohungen meines jungen Hausherrn im Herzen hatte. Ich konnte nicht schlafen, denn ich träumte mich mit wachenden Augen als Besitzers eines Hauses und nahrhaften Gewerbes, dazu als Bürger in Epstein. „Wenn du erst etliche Jahre," so dachte ich, „das Geschäft betriebest, du wolltest es schon noch anders im Gang bringen; du nähmest noch etliche Gesellen, und bezögest mit deinen Waaren selber die Märkte; in etlichen Jahren sollte dir's schwerlich ein andrer Bürger in Epstein gleich thun." Aber so wohlgefällig mir auch diese Anschläge meines Herzens vorkamen, so war dennoch in diesem etwas Andres, das mich darüber strafte und unruhig machte. Es thut mir fast leid, daß ich den Herren von einer Person, die mir sonst manches Gute erwiesen hat, und die schon gestorben ist, so etwas offenbaren muß, aber ich will damit nur beweisen, daß ich wohl Ursache hatte, in jener Nacht unruhig zu seyn: die Meisterin nämlich, das hatte ich schon bei den Lebzeiten ihres Mannes bemerkt, war gegen diesen nicht treu und redlich gewesen; sie hatte sich auch ein oder etliche Male gegen mich so unartig aufgeführt, daß ich dabei an die Geschichte von Pothiphar's Weib und dem Joseph denken mußte.

Wenn daher in jener unruhigen Nacht die Anschläge, wie ich durch die Hand dieser Frau reich werden wollte, einmal so laut waren, wie das Klappern einer Windmühle, so daß ich keinen andern Gedanken davor vernahm, und der Wind ließ darauf wieder nach, daß die Mühle stille wurde, da kamen doch auch die andern Bedenklichkeiten zu Worte. Die Hand dieser Frau, so dachte ich, ist keine ehrliche Hand, da kann doch kein Segen noch rechtes Gedeihen dabei herauskommen, und es ist immer besser, in Armuth bei der Treue wohnen, als in Reichthum mit der Untreue hausen und zusammenwohnen. Zuletzt wurde ich mit mir selber Eins: ich mag diese Frau nicht haben, sondern will den Wanderstab ergreifen und weiter ziehen. — Darüber wurde ich ruhig und schlief ein.

Die Meisterin war schon auf, als ich am andern Morgen in die Werkstatt kam und wir waren noch allein. Nun Joseph, fragte sie mich, was hat dir geträumt? — Mir hat's gar unruhig geträumt, sagte ich, als müßt' ich den Wanderstab nehmen und noch auf ein Paar Jahre in die Fremde ziehen. — Du wirst kein solcher Narr seyn, sagte die Frau, und ein warmes Nest, das für dich schon gebaut ist, verlassen. Du hast doch verstanden, was ich dir gestern sagte? — Ja, antwortete ich, Frau Meisterin, ich habe das wohl verstanden, aber ich bin noch zu jung zum Freien, habe auch keine Lust dazu.

Die Frau wurde über meine Antwort sehr unwirsch; so, daß auch die andern Leute im Hause, als sie jetzt zum Frühstück und zur Arbeit hereinkamen, es wohl bemerken konnten, daß es einen Verdruß abgesetzt habe. In ihrem ersten Zorn, denn sie war von heftiger Art, kündigte sie mir noch an demselben Tage, gleich nach Tische, auf; ich kann dich nicht mehr brauchen, sagte sie zu mir, such' dir nur bald einen andern Meister auf.

Mir that es weh, daß ich zuletzt in Verdruß aus einem Hause gehen sollte, darin es mir so wohl ergangen war. Herr Weidner suchte mich auch noch auf andre Gedanken zu bringen und ich konnte wohl merken, daß es nur auf mich angekommen wäre, um gar bald wieder mit der Meisterin in gutes Vernehmen zu treten, aber ich blieb fest bei meinem Vorsatz.

Die letzten Tage wurden mir durch die böse Laune der Frau noch etwas sauer gemacht; da es zum Abrechnen kam, zog sie mir alles ab, was ihr verstorbener Eheherr an meine Kleidung gewendet und etwa sonst, in meinen Lehrjahren, für mich hergeschenkt hatte, so daß mir nur wenig Kreutzer von meinem Gesellenlohn übrig blieben. Dennoch weinte sie sehr, da ich von ihr Abschied nahm, und mir ging's gleichfalls sehr nahe. Auch Herr Weidner sahe mich ungern scheiden. Ich aber zog wohlgemuth und leichten Herzens meine Straße, denn ich gedachte: du hast nichts Unrechtes gethan und Gott wird dich nicht verlassen.

Mein Bündel war nicht schwer, denn ich hatte eben nicht viel Hab und Gut, das Wetter war auch schön und es war kurz vor Michaelis, wo sich's am besten wandert. Darum sang ich beim Hingehen über Berg und Thal manches frohe Lied, und seit Jahren war mir's nicht so vergnügt zu Muthe gewesen, als an dem Tage, wo ich meine Wanderschaft antrat. Wenn du auch wenig oder kein Geld hast, so sprach ich bei mir selbst, so hast du doch ein braves Handwerk gelernt, wovon du überall dich nähren kannst; jetzt steht die Welt dir offen, junges Blut; für dich wird's schon noch ein andres Obdach geben als das Haus der Meisterin in Epstein.

Mein Sinn stand eigentlich nach Homburg an der Höhe, wo, wie Herr Weidner mir gesagt hatte, gerade damals am leichtesten Arbeit auf meine Profession zu finden war; als ich aber am Abend in die Herberge nach Homburg kam, fand ich dort einen Gesellen von gar jämmerlichem Aussehn. Der Mensch mochte auf die Hitze getrunken, oder sonst noch ein Versehen begangen haben; jetzt schüttelte ihn der Fieberfrost, daß ihm die Zähne klapperten, und in der Nacht überfiel ihn eine Hitze, wobei er irre sprach und immer aus dem Bette springen wollte. Der Herbergsvater hatte mich gebeten, ich möchte bei dem kranken Menschen bleiben, denn der sei auch ein Tuchmachergeselle wie ich, und ich that das gern; es war aber eine schlimme, unruhige Nacht. Am andern Morgen that mir auch der Kopf so weh, daß ich meinte, ich hätte das Fieber, aber der Herbergsvater gab mir etwas ein und hieß mich etliche Stunden schlafen, da wurde mir's wieder besser und den kranken Gesellen fand ich auch wieder besser. Der sagte zu mir, wenn's meine Eltern in Ortenberg wüßten, daß mir's so schlimm geht, die würden mich wohl nach Hause holen lassen, denn mein Vater hat ein Pferd und einen Wagen; wenn du schreiben kannst, Gesell, so schreibe für mich nach Hause, an meinen Vater, den Tuchmacher Falker, und schicke den Brief nur mit einem Boten fort, meine Leute werden dir's gut vergelten. Ich konnte wohl etwas schreiben, ich setzte den Brief auf, so gut ich's verstund, und nahm mich dann wieder der Wartung des kranken Burschen

freundlich an. Nach etlichen Tagen kam der alte Hr. Falker selber mit seinem Wagen, um seinen kranken Sohn abzuholen. Da der Vater hörte, daß ich so manche Mühe mit seinem Sohne gehabt habe, und daß ich ein Tuchmachergeselle sei, bot er mir Arbeit, gegen guten Gesellenlohn, in seiner Werkstatt an, und ich nahm dies willig an und kam zu Fuße eben so weit, als die Beiden mit ihrem Einspänner, so daß wir auf dem ganzen Wege fast immer beisammen blieben.

In Herren Falkers Hause wurde ich gar bald einheimisch und bekannt, denn der Mann so wie seine Frau waren gute, gottesfürchtige Leute, bei denen ich so gute Dinge hörte, als ich vorher, außer von meiner Mutter, noch von niemand gehört hatte. Die Leute lebten wie die frommen Kinder miteinander, und mir war es, als wäre ich noch einmal in eine Schule gekommen, wo ich viel andre und bessre Sachen lernte, als ich wohl sonst in der Schule gelernt hatte. Bei Herrn Falker lernte ich auch Gottes Wort kennen und las mit Freuden darinnen. Ich hatte den Mann so lieb, wie einen Vater, und nach etlichen Jahren wurde er auch mein Vater, denn ich heirathete seine Tochter und ließ mich in Dornberg häuslich als Tuchmachermeister nieder.

Mein Schwiegervater, der ein wohlhabender Mann war, hatte in dem Städtlein zwei Häuser, das eine, größere davon bewohnte mein Schwager — derselbe, den ich in Homburg während seiner Krankheit verpflegt hatte, der aber jetzt wieder ganz wohlauf war. Dieser bezeugte mehr Lust zur Handlung und legte sich noch bei des Vaters Lebzeiten ein gutes Geschäft an; ich aber blieb beim Handwerk und bewohnte mit meiner Frau das andre Haus. Meine alte Mutter (denn der Vater war gestorben) ließ ich auch, mit der einen noch ledigen Schwester, zu mir kommen und wir wohnten alle gar einträchtiglich beisammen.

Die Schwiegereltern starben nach etlichen Jahren, kurz hintereinander; zuerst die Mutter, dann der Vater, der uns auf seinem Sterbebette mit sehr eindringlichen Worten zur Liebe ermahnte und segnete. Wir lebten gar glücklich miteinander, ich und meine treue Frau, obwohl uns der liebe Gott oft mit Krankheiten und andrem Leid heimsuchte, denn es starben uns mehrere Kinder, und mit den fünfen, die uns am Leben blieben, gab es auch mancherlei Sorgen. Auch hatten wir an unsrem Viehstande großen Verlust, bei einer Viehseuche, die damals ins Land kam, und in wenig Jahren hinter einander traf unser Stück Feldes zweimal der Hagelschlag. Ich hatte aber nun schon ein zuversichtliches Herz zum lieben Gott gewonnen, und ließ mich in meiner Liebe zu ihm und in meinem Friede nicht mehr irre machen, und so wie ich dachte meine Frau auch.

Meinem Schwager schien es mit seinem Handel freilich besser zu glücken; er gewann dabei viel, und weil er wußte, daß er mich wohl brauchen könne, überredete er mich, daß ich, statt der fremden Gehülfen, die ihm schon manchen Nachtheil gebracht hatten, ihm in seinem Geschäft beistehen möge. „Ich will die Reisen machen und den auswärtigen Verkehr besorgen; du sollst indeß die Aufsicht und Leitung des Geschäftes daheim führen; was uns an Gewinn kommt, das soll dann gern zum Theil auch dein gehören, denn du bist ja mein Fleisch und Blut.“ Ich ging ein auf diesen Vorschlag; es glückte mir, durch eine glückliche Unternehmung mit Wolle unser gemeinschaftliches Geschäft in einen so guten Gang zu setzen, daß mein Schwager mir aus Dankbarkeit anfangs ein Drittel, dann die Hälfte des jährlichen Gewinnes abgab. (Schluß folgt.)

Walhalla:

Eine Monatsschrift zur Belehrung und Erheiterung.

[illegible] Band. Philadelphia, Mai 1847. [illegible] Heft.

Joseph, der Reichthumsucher.

(Schluß.)

Jetzt wollte es wirklich scheinen, als sollte mein alter Wunsch mit dem Reichwerden in Erfüllung gehen, denn ich hatte schon ein ansehnliches Capital in meines Schwagers Handlung stehen. Dabei lebte ich mit meiner Frau und meinen Kindern in Essen und Trinken und in der Kleidung noch eben so schlecht und gerecht fort, wie vorher, da ich mich von der Tuchmacherei nährte, nur daß ich meiner alten Mutter, die ja in ihrem Leben Noth genug ausgestanden hatte, manchmal etwas besonders zu Gute that, und meiner Schwester, die sich in Ortenberg verheirathet hatte, und der es anfangs ein wenig schwer ging, je zuweilen etwas zuschicken ließ. Ich hielt noch immer einen Gesellen und arbeitete selber in freien Stunden auf meinem Handwerk, so daß mir meine Werkstatt fast eben so viel eintrug, als mein Hauswesen mich kostete. Mit meinem Schwager aber ging es anders zu. Der hatte nach Geld und schönen Kleidern gefreit; hatte sich aus Frankfurt am Main eine Frau aus einem vornehmen, dabei auch ziemlich vermöglichen Hause genommen, die er mit Extrapost nach unserm kleinen Ortenberg brachte, und, damit sie meinen möchte, Ortenberg sey auch eine große Stadt, nach Verabredung mit dem Postillon erst durch alle Gassen und Gäßchen hinundherfahren ließ, bis er mit ihr an seinem Hause hielt.

Aber die junge Frau merkte doch bald den Unterschied; ihr that es bange nach ihrer großen, schönen Vaterstadt; sie wollte sich ihr Heimweh durch allerhand Kurzweil vertreiben lassen, mein Schwager mußte ihr eine kostbare Equipage sammt Bedienten und Jungfrau anschaffen; sie kutschirten mit einander bald nach Wetzlar, bald nach Hanau; und in Frankfurt blieb sie oft ganze Monate. Dazu verlangte sie auch, wie große Leute, ein Landhaus; und mein Schwager war auch wirklich so nachgiebig, daß er ein Bauernhaus bei Ortenberg kaufte, das er niederreißen und dafür ein [illegible]nertes [illegible] hinsetzen, statt der [illegible]anlagen und Felder aber einen französischen Lustgarten mit Springbrunnen anlegen ließ. Das alles kostete gar viel Geld, mehr, wenn man's hätte berechnen wollen, viel mehr, als die Frau in unser Haus gebracht hatte; mein Schwager war aber wie taub und blind; sahe seinem Weibe sogar die Spielsucht nach, die ihr und ihm gar große Summen kostete. — — — Ich aber war nicht blind und taub; ich sahe wohl, wohinaus bei solchem Gange kommen müßte; öfters suchte ich meinen Schwager zur Einsicht zu bringen; aber er wurde entweder zornig und bitter, warf mir meine Armuth vor und spottete [illegible] Eingezogenheit [illegible] Frau; oder sahe mich nur flüchtig an. Da sprach ich einmal ausführlich

mit meiner klugen Frau über die Sache, und die war ganz meiner Meinung, daher setzte ich mich auch bald nachher mit meinem Schwager so, wie ich's nun erzählen will.

Mein lieber Bruder, sagte ich eines Tages zu ihm, da seine Frau wieder nach Frankfurt am Main verreist war, und, wie man hörte, von dort eine Lustreise nach Paris machen wollte, du weißt, daß uns dein seliger Vater auf seinem Sterbebette zur brüderlichen Liebe gegen einander vermahnt hat, und ich meine, ich hab es bisher nicht daran fehlen lassen, dir diese Liebe nach Kräften zu erweisen. Auch weißt du wohl, daß ich, da ich in euer Haus kam, gar nichts hatte, sondern ein blutarmer Mensch war. Alles, was ich jetzt habe: mein Haus, sammt Gärten und Feld, vor allem aber mein häusliches Glück mit Frau und Kindern, das danke ich doch nebst Gott nur deinem seligen Vater und dir. Nun habe ich zwar jetzt sechs oder sieben Jahre für dich in deiner Handlung gearbeitet, und du hast mir für meine Mühe einen so großen Lohn angerechnet, daß er zum ansehnlichsten Kapital geworden ist, aber ich habe dabei doch auch noch auf meiner Werkstatt so viel erwerben können, daß ich mit den Meinigen zu leben hatte. Darum nimm' du und behalte das, was das Deine war; ich mag nichts aus dem Erwerb deiner Handlung haben, als was ich etwa, es wird gerade nicht viel seyn, hin und wieder von diesem Verdienst in meinem Haushalt verwendet habe. Wenn du das, was ich dir gern und willig gebe, treulich zusammenhältst, und vor allen Dingen den Gelüsten deiner Frau Zaum und Gebiß anlegst, dann wirst du als ehrlicher Mann leben und [illegible] können, sonst aber geht es mit deinem ganzen Hauswesen auf Spott u. Schande hinaus; denn wenn du das rechnetest, was schon jetzt nicht mehr dein, sondern fremdes Gut ist, da sollte dir wohl dein Leichtsinn und deine [illegible] vergehen.

Mein Schwager weinte und wollte anfangs [illegible] nicht annehmen; er hatte sich in seinem Leichtsinne selber Wolken vor die Augen gezogen, und in den beständigen Lustbarkeiten, zu denen seine Frau ihn verleitete, war er seit etlichen Jahren nicht mehr dazu gekommen, seine Rechnungsbücher einmal gründlich durchzusehen. Ich aber hatte ihn heute einmal, wo ich ihn längst haben wollte; ich ließ ihn nicht wieder aus den Händen, bis ich ihm den ganzen Bestand seiner Dinge haarklein auseinandergesetzt hatte. Er war nun endlich doch zu der Einsicht gekommen, daß ich mit meinen bisherigen Warnungen und Ermahnungen recht gehabt habe.

Mein Bruder, sagte ich zu ihm beim Fortgehen, ich lasse dir all meinen verdienten Antheil an unserm seitherigen Gewinn, ich lasse dir all das Geld, das mein gehörte, in deiner Handlung; aber etwas nehme ich doch mit mir hinaus und lasse dir's nicht: das ist mein ehrlicher Name, mein gutes Gewissen gegen Gott und Menschen. Siehe du doch ja zu, daß du auch vor Gott und an dem Nächsten rechtschaffen handeln und ein ehrlicher Mann bleiben mögest. Wenn du ferner, wie bisher, deiner Frau ihren Willen lässest; so lässest du der Sünde Herrschaft über dich und dein Haus, und wo die waltet, da ist kein Segen, weder oben noch unten.

Mein Schwager gab mir die Hand darauf, daß er von nun an ganz Anders auf seine Sachen sehen, auch schon für jetzt seiner Frau ihr kostspieliges Reisen verbieten wolle. Wie lange und wie weit er seinen guten Vorsatz würde aus eignem Vermögen nachgekommen sein, das weiß ich nicht; denn der liebe Gott, wie das öfter geschieht, kam seiner Schwachheit zu Hülfe und that das Meiste, ja Alles für ihn. Seine Frau kam nämlich etliche Wochen nachher krank von Frankfurt zurück, blieb auch von da krank, bis sie nach etlichen Monaten starb. Auf ihrem Sterbebette hat meine Frau sie öfters besucht, und es stehet zu hoffen, daß diese Besuche nicht vergeblich gewesen sind.

Mein Schwager verkaufte darauf, freilich mit großem Verlust, sein Lusthaus, das er auf dem Lande hatte, bezahlte seine Schulden und fieng wieder im Kleinen ein Geschäft an, wobei er noch jetzt besteht.

So war es denn auf einmal wieder mit meinem Reichwerden am Ende. Ich war indeß ganz wohlgemuth dabei, denn ich hatte mir's nun schon allgemach zum Wahlspruche gemacht:

so ihr Nahrung und Kleider habet, so lasset euch begnügen. Auch meine Frau war mit Allem, was gekommen, ganz wohl zufrieden, denn ihr Sinn ist nicht nach hohen Dingen gestellt. Ich trieb nun wieder recht fleißig meine Tuchmacherei, und der liebe Gott segnete mich so reichlich dabei, auch hatten wir mit unsrem kleinen Feldbau und unsrem Viehstand etliche so gute Jahre, daß ich statt unsres alten, etwas baufälligen Häusleins, ein schönes neues Haus, sammt neuer Viehstallung herstellen konnte. Dazu hatte freilich unser baares Geld nicht ganz ausgereicht, sondern ich hatte etwas dazu aufnehmen müssen. Indeß der Bau war nöthig gewesen, und so vertraute ich auf Gottes Durchhülfe und Segen, fing aber, damit ich meine Schuld eher abzahlen könnte, nebenbei ein kleines Handelsgeschäft an. Einmal führte mich dieses Geschäft hinaus, ins Sächsische, und ich konnte gerade jenesmal recht zufrieden seyn, denn ich hatte meine Waaren gut angebracht und manche mir zweifelhafte Posten, die ich ausstehen hatte, glücklich eingetrieben. Auf der Rückreise führte mich mein Weg durch den Thüringer Wald, und ich ritt oder fuhr damals nicht, sondern ich ging hübsch zu Fuße und trug meinen schweren Reisesack selber, denn ich dachte: so lange du noch mit fremdem Gelde wirthschaftest, mußt du wenigstens die eignen Füße, Hände und Schultern dazu gebrauchen, darfst, nach dem alten Sprichworte, zu deinem Schwarzbrod nicht Butter und Käse zugleich essen.

Der Thüringer Wald war damals gar sehr wegen der vielen Mordthaten und Räubereien verschrieen, die in ihm geschahen. Schon mancher Wandersmann und Handwerksbursch war in den Wald hineingegangen und nicht wieder herausgekommen, und niemand wußte, wo solche Leute hingekommen seien. Auch hatte erst kurz vorher eine Gesellschaft von Jenaischen Studenten, die noch dazu mit Hirschfängern bewaffnet waren, in einem Gasthause, das mitten im Walde liegt, große Lebensgefahr ausgestanden. Denn sie wollten, im Vertrauen auf ihre Zahl und Stärke, dort übernachten; man richtete ihnen ihre Streu so ein, daß die Köpfe im Kreise, um eine große hölzerne Säule, die mitten in der Wirthsstube stund, herum zu liegen kamen; sie hatten sich schon niedergelegt, da ließ eine innere Angst den einen von ihnen nicht schlafen, dieser ließ auch den Andern keine Ruhe, bis sie alle wieder aufstunden und sich an einen Tisch setzten. Um Mitternacht aber, als man die jungen Leute im besten Schlafe glaubte, wurde plötzlich von dem mörderischen Wirthe eine schwere, eiserne Maschine losgelassen, die oben an der Decke hing, und wie ein Kranz die Säule umgab, diese hätte sie, durch ihr Niederstürzen alle zerschmettert, wenn sie liegen geblieben wären. So aber erwehrten sie sich tapfer des Wirthes und seines Knechtes, als diese hereinkamen, um die Todtvermeinten zu berauben, und kamen glücklich bis zur nächsten Stadt, wo sie die Sache bei Gericht anzeigten. Von dort hat man dann gleich Soldaten und Gerichtsdiener nach dem Wirthshaus geschickt, wo man viel geraubtes Gut und Leichname von ermordeten Menschen gefunden hat. Auch den Wirth und seinen Knecht, welche beide im Kampf mit den Studenten verwundet worden waren, hat man späterhin gefangen genommen, und sie sind hingerichtet, das Wirthshaus aber niedergerissen worden. Wenn aber bei dieser Gelegenheit zwei jener Mordräuber bei Seite kamen, so blieben ihrer doch noch genug im Walde, und es reiste niemand ohne Grauen durch denselben.

Zu Arnstadt, wo ich über Nacht blieb, hatte ich den ganzen Abend fast nichts als dergleichen Mord- und Raubgeschichten gehört. Ich wußte aber, daß am andern Morgen ein Fuhrmann mit seinem Knechte, beides gar starke Leute, mit mir desselben Weges ziehen würden, dazu wußte ich auch sonst, daß ich nicht allein sey, denn ich hatte ja Den bei mir, welcher der Wächter Israels und sein Schutz genannt wird, darum war ich getrost und gutes Dings.

Ich machte mich am frühen Morgen, bei Tagesgrauen, mit den Fuhrleuten auf den Weg, und wir blieben beisammen bis um Mittag, wo die beiden Leute ihren Pferden bei einer Waldschenke, die ziemlich sicher seyn sollte, Futter gaben und selber etwas aßen. Mir ging diese Art zu reisen gar zu langsam; man hatte mir

gangen, daß der Weg von dort an, wo wir hielten, viel bergab ginge, und daß man in fünf Stunden wohl aus dem Wald hinaus, zur nächsten Meiningenschen Ortschaft kommen könne; da machte ich mich in Gottes Namen allein auf den Weg, denn es war im October, wo die Sonne schon frühe zu Ruhe geht, und wenn ich noch am Tage oder in der Abenddämmerung den Wald passiren wollte, hatte ich keine Zeit zu verlieren. Etliche Stunden lang ging es ganz gut, wiewohl ich nicht ohne Furcht und Sorgen war, und so oft ich ein Geräusch hörte, mich seitwärts vom Wege in das Gebüsch versteckte, weil ich meinte, es könnten Räuber kommen.

Als nun die Abendsonne das gelbe und rothe Laub der Birken und Buchen beschien, und ich nicht gar fern unter mir, an einem Waldbache, das Wirthshaus erblickte, von dem ich in Arnstadt gehört hatte, daß es das verdächtigste und übelberüchtigste von allen sei, obgleich man keinen sichern Beweis gegen die Wirthsleute habe aufbringen können, da verließ mich der Muth gänzlich und ich blieb einige Zeit hinter einer alten Eiche stehen. Endlich dachte ich: wenn du mit einem rechten Umwege um das Haus herumgingest, daß dich niemand darinnen gewahr würde, solltest du wohl mit Gottes Hülfe ihnen glücklich entkommen, denn es kann doch nicht mehr gar so weit bis zum Ende des Waldes sein. So ging ich denn seitwärts tief in den Wald, mußte mehrmalen über Felsen hinab und hinaufklimmen; aber je schlimmer und unzugänglicher die Wildniß war, durch die ich kam, desto lieber war mir's, denn ich dachte, hier sucht dich gewiß kein Räuber auf.

Bei diesem meinem Herumsteigen hatte ich die Richtung verloren, und da ich mich nach meinem Gedanken weit jenseit des Wirthshauses wieder auf den Weg herumlenken wollte, konnte ich diesen mit aller Mühe nicht wiederfinden. Darüber wurde es Nacht, und es stieg auch dazu ein leichter Nebel auf, der die Sterne verdeckte. Ich hatte doch in meinem Leben schon mancherlei erfahren, aber in einem solchen Walde war ich noch niemals allein geblieben, sondern immer unter Leuten gewesen. Ich dachte indeß, so oft mich meine Angst zu einem guten und gescheidten Gedanken kommen ließ: es ist besser und sicherer, mit seinem Gott allein in einem finstern Walde zu hausen, als in Gesellschaft böser Menschen in einer beleuchteten Wirthsstube zu sitzen.

Zuerst kamen die Eulen und schrien so erbärmlich über meinem Haupte und in meine Ohren, daß mir die Haare zu Berge gingen; dann kam das blöckende Gebrüll der Hirsche, die gerade jetzt, im Herbste, auf der Brunst standen, und einmal war mir's als hörte ich einen Wolf im Gebüsch heulen. Zuerst legte ich meinen Ranzen am Boden hin und kletterte auf einen Eichenbaum, damit mich wenigstens kein wildes Thier ertappen könne. Wie ich so in den Zweigen saß, bemerkte ich nicht gar fern von mir ein Feuer, ich meinte aber, es säße eine Räuberbande herum und getraute mich deshalb nicht darnach hinzugehen.

In dieser Nacht habe ich wohl viel gebetet, aber ich meine fast, es haben mehr die Angst und die Todesfurcht, welche gewöhnlich viel versprechen und wenig halten, als das gläubige Herz aus mir gebetet. Doch wurde ich dabei ruhiger und ich gewann zuletzt ein festes Vertrauen, daß ich den Gefahren glücklich entkommen werde.

Endlich, — ei wie lange dauerte mir's bis zu diesem endlich, fing der liebe Tag wieder an zu dämmern und der Nebel war ganz vergangen; mit jeder Minute konnte ich weiter umhersehen. Ich schaute mich zuerst, ehe ich vom Baum herunterstieg, recht genau unter und neben demselbigen um, ob da nicht etwa ein Wolf oder ein wildes Schwein versteckt wäre, dann stieg ich, weil jetzt wieder jedes Aestlein sichtbar war, etwas höher hinauf, um nach der Stätte des Feuers eine bessre Aussicht zu gewinnen, das ich heute Nacht, hatte leuchten sehen. Da erkannte ich nun deutlich, daß dort keine Räuberbande sey, sondern ein Köhler war dabei, der eben seinen Meiler anschürte und seine Hütte nahe dabei hatte.

Da faßte ich alsbald guten Muth, stieg vom Baum herunter, nahm meinen Ranzen und arbeitete mich durch's Dickicht nach der Hütte hin. Der Köhler wunderte sich etwas über den frühen Besuch, und hielt seine Schürstange so, daß

er mich, wenn ich etwas Schlimmes im Schilde geführt hätte, wohl damit abtreiben konnte; er merkte mir aber bald an, daß ich mich selber vielmehr vor andren Leuten fürchte, als diese in Furcht jagen wolle, und da ich ihm erzählt hatte, wie ich hierher gekommen, hieß er mich niedersitzen auf seiner Moosbank und erquickte mich mit einigen Bissen Brod und Käse, sowie mit einem Trunke Bier. Wenn ihr etliche Stunden bei mir verziehen wollt, sagte er, dann könnt ihr mit meinem Sohne, der mir diesen Morgen neuen Mundvorrath bringt, gut und sicher zum Wald hinaus bis auf die Straße nach Meiningen und bis in das erste Dorf gehen, denn ohne Geleitsmann sollter ihr euch schwerlich aus dem Forst hinaus finden".

Ich nahm das sehr gern an, und nach der durchwachten, kalten Nacht überschlich mich gar bald ein sanfter Schlaf, da, in der Nähe des wärmenden Feuers.

Nach etlichen Stunden weckte mich der gute Mann. Sein Sohn war schon lange gekommen; ich mußte noch etwas von dem neuen Mundvorrath kosten, dann machte ich mich mit meinem Führer auf den Weg. Jetzt sahe ich's erst, wie weit ich in der Nacht von der rechten Richtung abgekommen, u. doch am Ende durch eine gute Hand zu dem hülfreichen Köhler geführt worden war; erst nach drei Stunden völligen Gehens, mitten durch den Wald, wo kein deutlicher Weg noch Steg war, kamen wir hinaus, und bald sah ich mich auf sicherer Straße wieder unter Leuten.

Mein junger Köhler wollte eben nichts von mir annehmen, als mein herzliches Vergeltsgott; ich zog jetzt ganz allein meines Weges. So wohl war mir's lange Zeit nicht gewesen, als da außen, im wärmenden Strahle der Herbstsonne; ich sang gar manches Lob- und Danklied, und wußte meiner Freude kein Ende darüber, daß ich mit sammt meinem kleinen, ehrlich erworbenen Gute glücklich aus den Händen der Räuber entkommen sey. „Jetzt kannst du, so dachte ich, wieder einen großen Theil deiner Schuld abzahlen, und dein Häuslein gehört nun bald dir und deinen Kindern ganz zu eigen, auch für alle häusliche Forderungen, die der Winter mit sich bringt, ist jetzt reichlich gesorgt. Sechshundert Thaler jetzt eingenommen, vierhundert bekommst du an Weihnachten, — wenn dein Geschäft ein Paar Jahre so gut von statten ginge, wie bisher, dann könntest du, so murmelte ich halblaut vor mich hin, dann könntest du" — —

Ich wollte eigentlich sagen „ein reicher Mann werden", aber ich schämte mich des Wortes vor meinem Gott, der mich schon so oftmals in meinem Gewissen und in meinen Schicksalen wegen jenes Wunsches gezüchtigt hatte. Ja ich schämte mich dießmal wirklich recht vor mir selber und vor dem lieben Gott, und stimmte mein Sprüchlein an „wenn wir Nahrung und Kleider haben", betete auch recht ernsthaft und kräftiglich, daß mir doch Gott meinen thörichten Wunsch, reich zu werden, ganz aus dem Herzen herausreißen möchte. „Du hast schon so Vieles an mir gethan, sagte ich zu ihm, hast mich in so vielen Gefahren der Seele und des Leibes bewahrt und erhalten, ach errette mich doch auch aus dieser größten Gefahr des Geizes."

Liebe Herren, es bleibt eben dabei, wir wissen manchmal selber nicht, was wir bitten und was wir bitten sollen, sondern ein Andrer vertritt uns mit seinem Seufzen; ein Anderer, welcher besser versteht, was uns gut ist, als wir selber. Hätte ich's vermuthen können, wie bald mein Gebet wegen des Herausreissens sollte erhört werden, wie wehe aber das thun würde, ich hätte schwerlich so gebetet. Und doch war Alles sehr gut gewesen, denn ich hatte dabei eine Kraft in mein Herz empfangen, die ich wenige Stunden nachher gut gebrauchen konnte, wenn ich nicht in meinem Leid und Sorgen versinken sollte.

Ich kam gegen Abend nach Meiningen, ließ mir in einem bürgerlichen Wirthshaus ein Kämmerlein mit einem Bette anweisen, damit ich auf meine Beschwerden recht ausruhen könnte, und ging dann in die Wirthsstube hinunter zu den Gästen. Da sahe ich einen Bürgersmann aus meinem Städtlein, aus Ortenberg sitzen, der gewöhnlich mit Schustergeräthschaften hausiren ging. „Ei, wie stehts bei uns zu Hause, Meister Wilhelm, redete ich ihn an". „Wie soll's stehen, antwortete er

ganz trübselig; so, wie's eben über Brandstätten und in Jammerstunden sein kann." „Was? fragte ich ganz erschrocken, über Brandstätten und in Jammerstunden?" „Ja, antwortete er, es thut mir leid, Meister Pähler, daß ich's berichten soll; bei eurem Nachbar ist am vorigen Dienstag in der Nacht ein Feuer ausgebrochen; euer schönes neues Haus liegt in Schutt und Asche; auch euer Vieh ist mit verbrannt, und bald hätte es auch einem eurer Töchterlein und eurer alten Mutter das Leben kosten können, die sind aber Gott Lob beide noch gerettet worden, und niemand von den Eurigen ist beschädigt."

Mir verging das Hören und Sehen bei dieser Hiobspost; ich mußte mich niedersetzen. — Bringt dem Herrn da ein Glas Wein, rief Meister Wilhelm zur Wirthin; ich aber verbat mir Alles, ließ mir's nur noch einmal wiederholen, daß doch niemand von den Meinigen mitverbrannt sey, und daß auch meines Schwagers Haus sammt einem großen Theil des Städtleins und die Kirche noch standen; dann ging ich hinauf in mein Kämmerlein und schloß die Thüre hinter mir zu. Anfangs weinte ich da meine stillen Thränen. — Jetzt ist alles hin, was ich im Schweiß meines Angesichts erarbeitet habe; woher nun Brod nehmen für meine Frau und Kinder, und für die alte Mutter. „Bin ich nicht, so jammerte ich laut, ein recht betrübter und unglücklicher Mensch?" Betrübt wohl, so sprach's zu mir in meinem Herzen, aber unglücklich nicht. Hast du nicht das Beste in Deinem Herzen festbehalten, was dir weder Noth noch Tod nehmen kann; sind dir nicht alle die Deinigen glücklich aus den Flammen errettet worden, und du bist noch gesund und stark, kannst auch dazu ein Handwerk. Darauf fiel mir das schöne Trostlied von Paul Gerhard ein: warum sollt' ich mich denn grämen, und ich sang damit mein Herz so zur Ruhe, wie eine Mutter ihr schreiend Kind mit einem Wiegenliede.

Ich hatte gemeint, ich würde für Kummer die ganze Nacht nicht schlafen können; ich lag aber kaum im Bette, da schlief ich auch schon ein. Freilich weckte mich der Kummer gar zeitig wieder auf, und sobald es dämmerte machte ich mich auf den Weg, denn ich konnte es kaum erwarten, daß ich heim zu den Meinigen käme.

Das Morgenroth stieg am Himmel auf; und die Raben aus einem benachbarten Wäldlein flogen bei seinem Glanze heraus aufs Feld nach ihrem Futter. Da fiel mir, ich kann wohl sagen, mit rechter Gotteskraft der Gedanke an Den ein, der das Geschrei der jungen Raben hört, wenn sie nur ihr Futter fliegen; an Den, welcher gesagt hat, daß, wenn auch eine Mutter ihres Kindleins vergessen könnte, doch er unser nicht vergessen wolle, die er gezeichnet hat in seine Hände. Und da betete nicht mehr die Angst oder die große Sorge aus mir, sondern der freudige Glaube, wie ein Kind ihn zu seinem lieben Vater hat: „Du hast mir nun Alles genommen, betete ich, womit ich für die Meinigen zu sorgen gedachte; jetzt wirst du ja, du lieber Vater, selber für uns sorgen. Wie du genommen hast, was das Unsrige war, so nimm nun uns auch selber ganz und gar, mit allem was wir sind, zu deinen treuen Händen; denn wir wollen ganz Dein sein und Dein bleiben."

Es giebt ein schönes Lied, meines Wissens von einem Nürnberger Schuhmacher verfaßt; es heißt: „wie wohl ist mir, o Freund der Seelen, wenn ich in deiner Liebe ruh." Dasselbige Lied habe ich in jener Morgenstunde viel gesungen und ich kann sagen, daß ich das Wohlsein, von welchem das Lied handelt, damals recht kräftiglich empfunden habe.

Als ich wieder so nahe an mein liebes Ortenberg kam, es war an einem Sonntag in der Frühe, daß ich vom Hügel herunter das ganze Städtlein überschauen konnte, und als ich nun statt meines Wohnhauses eine schwarze Brandstätte erblickte, da trat mir freilich das Wasser wieder in die Augen. Ich fand die Meinigen in dem Hause meines lieben Schwagers, worinnen jetzt, nach dem Tode seiner Frau, für die freilich das ganze Haus zu klein gewesen, Raum genug war.

Mein treues Weib fiel mir weinend um den Hals, wir sprachen aber zu einander: „der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, sein Name sey gelobet", und da ich erst alle

meine Kinder und meine alte Mutter so unverletzt wieder um mich sahe, da hatte ich mein Leid vergessen, und wir gingen zusammen in die Kirche, die ja auch noch von den Flammen unversehrt dastund.

Weißt du was, sagte ich, als wir zu Mittag wieder beisammen waren, zu meiner Frau, ich werde eine Zeit lang bei einem Meister als Geselle arbeiten, denn müssig kann ich nicht bleiben. Ich weiß aber, daß unsre Gläubiger mir das Geld, daß ich zum Bau unsres vorigen Hauses entlehnte, noch lassen werden, und dann habe ich aus meinem bisherigen kleinen Handel beiläufig noch so viel, daß wir uns, sobald der Frühling kommt, ein neues Häuslein werden bauen und einrichten können. Ist's auch kleiner, als das vorige, so soll dafür unsre Zufriedenheit desto größer seyn.

Wir wohnten nun, den Winter über, in dem Hinterhause meines Schwagers ganz vergnügt beisammen. Nur meine Mutter, die freilich schon in die achtziger Jahre war, befand sich unwohl seit dem Schrecken über die Feuersbrunst, bei der sie fast mitverbrannt wäre, weil sie mein kleines Töchterchen hinaustragen wollte, und dabei ein herabstürzender, brennender Balken ihr den Ausweg versperrte. Sie hielt sich mühsam noch etliche Monate ausser dem Bette, dann aber legte sie sich zum Sterben und ihr Ende war sehr sanft. In der letzten Zeit, da sie sahe, wie wir uns plagen mußten, sagte sie öfters zu mir: „es wird dir noch recht wohl gehen, mein Sohn denn es heißt: ehre Vater und Mutter, auf daß dir's wohl gehe und du lange lebest auf Erden, und das ist Gottes wahres Wort, was an dir in Erfüllung gehen wird, weil du an deiner alten Mutter bis zu ihrem Ende viel Gutes gethan und sie geehrt hast.“

Als der Frühling näher kam, und nun der Aufbau meines Hauses seinen Anfang nehmen sollte, hatte ich eben doch viele Sorge. Es gehörte gar viel zum Bau und zur neuen Einrichtung, denn es war uns, weil das Feuer bei Nacht auskam, wo die Meinen schliefen, Alles verbrannt, sogar die Betten, Kleider und Wäsche, so daß ich das Geld, das ich von der letzten Reise mitgebracht hatte, zum Theil auf die Bekleidung meiner Leute, und auf andre solche Sachen hatte wenden müssen. Viel fremdes Geld wollte ich auch nicht gern aufnehmen, denn das Geld war damals, nach der Kriegsnoth, selten unter den Leuten, und mußte hoch verzinst werden. Wenn ich jedoch manchmal in freien Stunden und bei Nacht im Bette, wenn ich nicht mehr schlafen konnte, die vielen Ausgaben, in die ich mich stecken sollte, berechnete, und dagegen die Einnahmen so klein erfand, daß ihre Wagschale hoch in die Luft schnellte, da legte ich in diese leichte Schale den Spruch hinein: befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn; Er wird's wohl machen; und die Wage kam dann wieder ins Gleichgewicht und stand ruhig. Denn der Bau und die neue Einrichtung für mein Handwerk mußten doch einmal sein; ich war sie schon den Meinigen schuldig, für welche ich zu sorgen hatte, und auch meine vorigen Gläubiger konnte ich von meinem jetzigen Wochenlohn als Geselle nimmermehr bezahlen.

Eines Tages, es war eben Sonntag Palmarum, der mir von Kindheit an ein fröhlicher Tag gewesen ist, hatte meine liebe Frau, die sich seit einiger Zeit auch der Sorgen zu sehr annahm, am Morgen das Lied: „befiehl du deine Wege“ gesungen, und hatte dazu geweint. Ich sagte: „liebes Weib, das Lied, das du singst, ist wohl ein schönes, herrliches Lied, das mich seither oft getröstet hat, aber es ist doch immer ein Kreuz- und Trostlied, und mir ist heute so wohl zu Muthe, daß ich lieber ein rechtes Freuden-, ein Lob- und Danklied mit dir singen, und Dankpsalmen beten möchte. Horch nur, wie die Lerchen draussen so freudig singen am schönen Frühlingstag, und deine seligen Eltern, sowie meine Mutter selig, werden dort oben noch schönere Freudenlieder singen, und wenn du nicht seit etlichen Wochen kränklich wärest, würdest du dir auch nicht so viel Sorgen machen. — Meine Frau nahm sich das zu Herzen, was ich sagte, wischte sich ihre Thränen ab und war ganz fröhlich mit mir.

Als wir aus der Kirche nach Hause kamen hörte ich, daß unser Herr Graf nach Ortenberg gekommen sei; er habe zu mir hergeschickt

und mir sagen lassen, ich solle zu ihm hinkommen. Unser Herr Graf von Stolberg-Wernigerode ist ein gar guter Herr, der seine Unterthanen lieb haben, wie die Kinder ihren Vater, ich fürchtete mich daher nicht vor ihm, sondern ging getrost zu ihm hin. „Meister Pähler,“ sagte er zu mir, „ihn hat im vorigen Herbst ein Unglück betroffen mit seinem Hause, und ich kann mir denken, daß er jetzt in Sorgen ist wegen des neuen Aufbaues. Ich habe so eben Geld bei mir liegen, er kann bei mir haben, so viel er braucht, auf fünf Jahre ohne alle Zinsen.“ Ich dankte dem guten Herrn mit Thränen; er aber schüttelte mir die Hand; darauf lief ich heim zu meiner Frau, und erzählte der, was mir Fröhliches geschehen sey.

Ei, wie rasch ging es jetzt vorwärts mit dem Bauen. Ich ließ, nach einiger Ueberlegung, dennoch das neue Haus wieder eben so groß, und eher noch größer, machen, als vorher; dabei kam mir eine Gelegenheit zu einem recht guten Einkauf von Wolle, und ich wagte es in Gottes Namen, kaufte und verkaufte dann wieder mit Vortheil, und weil ich im Handel immer ganz mäßiglich zu Werke ging, so daß ich niemals mehr Gewinn nahm, als ich mit gutem Gewissen konnte, dabei auch stets auf gute Waare hielt, so bekam ich so viele Bestellungen, daß mein Geschäft fast ins Große ging.

Dazu hielt ich mehrere Gesellen, und arbeitete sehr fleißig auf meinem Handwerk, brauchte auch in meinem Hause gar wenig, denn meine Frau, die jetzt wieder ganz gesund und gutes Muthes war, hielt Alles sehr brav zusammen. So geschahe es denn, daß ich schon im dritten Jahre nach dem Bau meinem Herrn Grafen fast sein ganzes Kapital, und statt der Zinsen den herzlichen Wunsch von Gottes Lohn und Segen zurückgeben konnte, und jetzt, wo das fünfte Jahr seit meinem Brande verflossen ist, bin ich, wie man zu sagen pflegt, keinem Menschen mehr etwas schuldig, sondern habe noch übrig, zu geben den Dürftigen, will auch, so mir Gott das Leben schenkt, bei meiner Nachhausekunft daran denken, noch etwas Besonderes für die Waisen und Nothleidenden meines Ortes zu thun.

Münchhausens Colonie.

(Eine Betrachtung über den Fortschritt der Ansiedelungen, thatsächlich dargestellt.)

„Dummer Schnickschnack," brummte der Regierungsrath; „leere abstrakte Theorien! lächerlich! Schwatzen da von Gütervertheilung, von Gütergleichheit!"

„Gott bewahre uns!" rief die alte dicke Commerzienräthin; „was sind denn das für Leute, die solchen heillosen Unsinn predigen?"

„Nun die Communisten, die Sozialisten, die Atheisten, die Demagogen, das junge Deutschland, und was sonst noch das Gesindel für Namen führt."

„Aber Sie werfen ja alles in einen Topf," bemerkte der Referendar; „ich kenne freilich die neuen Systeme nur wenig, aber von Gütergleichheit habe ich doch noch nie reden hören, wenn wohl allerdings von Gütergemeinschaft, Organisation der Arbeit, Aufhebung des Eigenthums —"

„Das kommt alles auf eins heraus," unterbrach ihn der Regierungsrath.

„Ohne Zweifel," fuhr der Referendar fort, „haben Sie die Schriften von Fourier, Blanc, Proudhon, Weitling u. s. w. genau gelesen und können uns etwas näheres über ihre Theorie mittheilen."

„Ich sie gelesen? ha! ha!" lachte der Regierungsrath, „nein mein junger Freund, dazu ist mir meine Zeit zu kostbar. Man hört's und liest's ja überall, daß es nichts wie theoretischer Unsinn ist; brachte ja noch neulich der Westfälische Merkur einen Artikel, worin gesagt wurde, daß diese communen Socialisten Gott, König, Eigenthum und alles abschaffen wollten. Wie kann man so thöricht sein, solche dicke Bücher voll Unsinn durchzulesen?"

„Aber dann sollte man doch auch nicht darüber sprechen," bemerkte eine kecke junge Dame, die Braut eines jungen Dichters, der vor einem Jahre sein erstes Bändchen Gedichte herausgegeben hatte und eben damit beschäftigt war, seinen ersten Festungs-Arrest abzusitzen, der ihm wegen frechen unehrbietigen Tadels der Landesgesetze und Anordnungen im Staate zuerkannt worden war.

„Sehen Sie, mein Fräulein," schmunzelte der Regierungsrath, „das wissen wir alles von selber, so was muß man kennen. Der Staat ist dazu da, um von den Beamten regiert zu werden, also müssen die Beamten alles, was dahin einschlägt, auch besser verstehen, als andere Leute, und sie brauchen sich mit dem modernen Unsinn gar nicht abzugeben. Glauben Sie mir, alle diese Schwätzer sind unwissende junge Leute, die über Staatsverfassung, Staatswirthschaft, Industrie u. s. w. räsonniren und vielleicht nicht einmal ein Colleg über Nationalökonomie testirt haben. — Schuster, bleib' bei deinen Leisten, sag' ich; die Staatswirthschaft ist unser Sach', dazu haben wir Cameralia studirt und wer das nicht hat, der darf darüber nicht sprechen. Ha! ha! ich muß wirklich deutlich lachen; kann man sich etwas Thörigteres denken, als von Aufhebung des Eigenthums, welches alle Gesetzgebungen, als das Fundament eines geordneten Staatswesens, anerkannt haben?"

„Sie haben Recht, mein würdiger Freund," nahm der Freiherr von Münchhausen das Wort, „je heiliger und unverletzlicher das Eigenthum ist, desto besser gedeiht dabei die Gesellschaft. Ich habe in meinem, an bunten Ereignissen so reichem Leben, einmal ein ganz eclatantes Beispiel von dem Nutzen dieser Einrichtung erfahren."

„O bitte, erzählen Sie,“ rief die ganze Gesellschaft! „erzähle Meister“ lispelte Fräulein Emerentia mit einem seelenvollen Blicke in den allgemeinen Chorus hinein.

„Nun gut,“ begann der Freiherr. „Sie erinnern sich aus Immermanns Darstellung meiner neuern Erlebnisse, daß ich als Capitain Gooseberry mit dem Ehinger Spitzenmann und dessen Landsleuten über einen Plan zur Auswanderung unterhandelt hatte. Natürlich hatte ich bei meiner Gewohnheit nach etwas geflunkert — ein Amusement, was einem Cavalier nicht zu verargen ist — aber in der Hauptsache war es mir Ernst; ich wollte wirklich eine Colonie gründen, da ich gerade mit meinen Finanzen etwas derangirt war und schon einmal vor etwa 50 Jahren ein Gutes Geschäft mit der Gründung einer Colonie gemacht hatte, was ich eben im Begriff bin, Ihnen zu erzählen.“

„Vor 50 Jahren?“ fragte die kecke junge Dame ganz erstaunt.

„Es ist Ihnen gewiß entfallen, mein liebes Kind,“ erwiederte der Freiherr, „daß ich vermöge meiner besonderen metallischen Organisation das Geheimniß besitze, mich zu verjüngen, und daß ich eigentlich mein eigner Großvater bin. Sie hätten meinen lieben Immermann sorgfältiger lesen sollen. Beiläufig aber muß ich einige Irrthümer berichten, die meinem sonst so genauen und gewissenhaften Biographen gegen das Ende seiner Darstellung mit unterlaufen sind. Er sagt nämlich, ich sei nach der Ihnen bekannten Katastrophe von einer Art moralischen Katzenjammers gänzlich niedergedrückt worden, und man habe mich einige Zeit nachher als vermählten Ehegatten dieser würdigen Dame hier gesehen; dieser Dame, die mir stets nur Freundin im reinsten Sinne des Wortes gewesen ist.“

„Im reinsten Sinne des Worts,“ bestätigte Fräulein Emerentia erröthend und mit niedergeschlagenen Augen.

„Natürlich,“ fuhr der Freiherr fort,“ von jenem Anfall des moralischen Katzenjammers aber erholte ich mich leicht und schnell und jetzt fühle ich mich so frisch und wohl, wie nur je eine zweibeinige Creatur sich gefühlt hat. — Es ist jetzt gerade eine Zeit für mich, mein Weizen blüht, wie noch nie zuvor, und ich sitze so recht in der Wolle. Ueberall bin ich beliebt und gesucht, in allen Gesellschaften, selbst bei Hofen, habe ich nicht bloß Zutritt, sondern spiele auch eine bedeutende Rolle; ich mache Gedichte über deutsche Freiheit und besinge den freien deutschen Rhein; ich schreibe Berichte über Volksmeinung, Volksleben und Volkszustände für conservative Blätter. Die Redacteure reißen sich um mich; noch vorgestern erhielt ich eine dringende Einladung, Mitarbeiter des Hallenser Volksblattes für Stadt und Land zu werden. Ich mußte jedoch die Einladung ablehnen, theils weil ich es unter meiner Würde hielt, Mitarbeiter eines Winkelblattes zu werden, theils weil das gedachte Blatt für mein Fach sich bereits eines Correspondenten erfreut, mit dem ich schwerlich rivalisiren könnte.“

„Aber die Colonie, die Colonie!“ riefen sämtliche Theegäste.

„Ganz recht,“ sagte der Freiherr; „also vor etwa 50 Jahren schiffte ich mich mit etwa dreißig Familien, beiläufig gegen 100 Köpfe, in Hamburg ein, um eine von mir entdeckte Insel im atlantischen Ocean zu bebauen und zu bevölkern. Doch zuvor muß ich Ihnen erzählen, wie ich diese Entdeckung gemacht hatte. Ein paar Jahre vorher befand ich mich auf einem Grönlandsfahrer in der Davisstraße, bloß aus Lust am Reisen und an der Wallfischjagd. Wir hatten bereits eine Menge Wallfische gefangen, der ganze Raum war mit Thranfässern gefüllt, das Innen- und Außendeck glänzte überall von Thran. Da brach eines Morgens während wir frühstückten, durch Unvorsichtigkeit beim Auskochen des Thrans Feuer im Schiffe aus, welches sich, von allen Seiten her mit Thran genährt, mit rasender Schnelligkeit verbreitete. An Löschen war nicht zu denken; ehe noch die Matrosen die Boote ausgesetzt hatten, ergriff das Feuer die Pulverkammer und das Schiff flog mit schrecklichem Krachen in die Luft. Ein Theil der Mannschaft wurde durch die Luft bis an die Küste von Labrador geschleudert, und mehrere derselben kamen, mit

dem Leben und ohne erhebliche Verletzungen davon, trotz der fürchterlichen Explosion. Unter den Geretteten war auch der Capitain, der mir später die Geschichte erzählte. Er hatte im Augenblick der Explosion grade eine zu heiße Cotelette auf die Gabel gespießt und darauf geblasen; wie er auf der Küste von Labrador niederfällt, hält seine Hand noch die Gabel krampfhaft fest umschlossen, mechanisch und ohne zu wissen, was er thut, beißt er in die aufgespießte Cotelette—und verbrennt sich den Mund; der Flug war so schnell gewesen, daß die Cotelette während desselben, auf eine Entfernung von 30 Meilen, sich noch nicht einmal abgekühlt hatte. Von dem übrigen Theil der Mannschaft habe ich nie wieder etwas gehört noch gesehen. Ich selbst wurde etwa ein paar Meilen weit fortgeschleudert und plumpte unverletzt ins Meer.

Da ich ziemlich gut schwimme und nie meine Geistesgegenwart verliere, so machte ich mir nichts daraus und ruderte mit meinen Armen munter vorwärts. Bald erhaschte ich von den Trümmern des Wracks einen Mast und ein Faß Rum, so daß ich also vor der Hand geborgen war.

Nach ein paar Tagen jedoch empfand ich Hunger und eine kleine Anwandlung von Schlaflust; ich überlegte, wie ich mich zu benehmen hätte, als ich plötzlich in geringer Entfernung eine weiße, in der Sonne silberhell glänzende Fläche auf dem Meere erblickte. Ich schwamm darauf zu und siehe da! es war ein großer Häringszug, die Fische lagen so fest und dicht geschlossen an einander und auf einander, daß sie ordentlich ein festes Flöß bildeten. Ich sprang sofort hinauf, ohne aber meinen Mast und mein Faß zu vergessen. Die Häringe lagen wenigstens 20 Stück hoch auf einander und drängten sich so, daß die oberste über die Oberfläche des Wassers hervorragte. Ich legte mich gemächlich hin u. schlief bald fest ein; als ich aufwachte, waren meine durchnäßten Kleider von der Sonne getrocknet; ich aß einige Häringe, trank einen Zug Rum dazu und fühlte mich in soweit ganz comfortabel, nur daß das Flös etwas fußkalt war, was mir nachher auch einen tüchtigen Schnupfen zuzog.

Ich war auf diese Weise mehrere Wochen unterwegs und die Reise war nicht so unangenehm, wie Sie vielleicht denken mögen; ich schnitzte mir aus Holzspänen einen Sextanten und dergleichen zurecht, so daß ich mich immer einigermaßen orientiren konnte; meinen Mast brachte ich auf eine sinnreiche Weise am hinteren Ende des Zuges an, so daß ich ihn, nämlich den Mast, wie eine Art Steuerruder anwenden und die Richtung meins Häringszuges, wenn Wind und Strömung nicht gar zu heftig war, einigermaßen regeln konnte. Zu thun hatte ich eben nicht viel, außer daß ich steuerte, astronomische Beobachtungen anstellte und so oft mich hungerte, einen meiner Untergebenen aufspeiste, roh und ungesalzen; ich kam jedoch bald darauf, sie in Rum mariniren zu lassen, was sehr gut schmeckte. Ich mochte mich etwa in der Mitte zwischen den Bermudes und den Bahamas Inseln befinden, als ich an einem schönen Morgen Land erblickte. Der Wind war günstig; ich steuerte darauf los und lief in eine sanft sich abflachende Bucht ein. Ich gab mir Mühe, meinen Zug auf den Strand laufen zu lassen; bald fuhr ich auch mit einer solchen Vehemenz auf den seichten Grund, daß mein ganzer Zug zerschellte.

Ich sprang freudig auf das niedere grüne Ufer, ein paar mal hundert tausend Häringe wurden durch die Gewalt des Stoßes an's Land geworfen, die übrigen prallten zurück in's Wasser und ich ließ sie ruhig ihre Seereise fortsetzen. Ich sah mir das Land an, überall herrliche üppige Vegetation, dichtes Gehölz, doch mehr Gestrüpp als Hochwald; eßbare Gegenstände sah ich zwar fast keine, zweifelte aber nicht, daß der Boden, wenn man ihn damit bebaute, sie reichlich hervorbringen würde. Vor der Hand zündete ich mir Feuer an und hing eine hinlängliche Menge meiner getreuen Unterthanen, die mir in meinem Schiffbruche treu gefolgt waren, in den Rauch, andere briet ich gleich aus freier Hand. Nachdem ich so einige Abwechselung in meine Diät gebracht hatte, untersuchte ich das Innere und den Umfang meiner Insel; sie war zwischen 20 bis 30 Quadratmeilen groß und vortrefflich zur Anlage einer Colonie, wofür ich schon lange

schwärmte, geeignet. Das Glück führte bald ein Schiff an meiner Insel vorbei, welches ich anrief und sodann nach mannigfachen Fährlichkeiten glücklich wieder nach meinem Vaterlande zurückkehrte. Hier traf ich nun mit jener vorhin erwähnten Colonistenschaar zusammen, die wegen religiöser Zerwürfnisse mit der Polizei auswandern wollte. Ich erzählte ihnen von meiner Insel und wir machten gemeinschaftliche Sache; die ganze Insel sollte gleich vertheilt werden, wie einst Sparta, das Eigenthum sollte heilig und unverletzlich sein, wie in Rom. Jeder beliebig damit schalten und walten können, vermöge des jus re sua utendi atque abutendi. Freiheit und Gleichheit laut und unverbrüchlich proklamirt werden, kurz wir wollten eine Republik stiften, wogegen Rom und Sparta bloß Nonnenklöster gewesen sein sollten. Es war damals die Zeit der französischen Revolution und alle Welt schwärmte für bürgerliche Freiheit und Gleichheit, für Aufklärung und weit ausgeschnittene Kleider mit kurzen Taillen, so wie späterhin für teutsche Röcke, und den Nibelungenhort, für teutsche Eichen und den freien Rhein, für die Griechen und den Ypsilanti Walzer; das ist jetzt freilich alles vorbei; aber die ältern geehrten Anwesenden, werden sich's noch recht gut zu entsinnen wissen. Also gesagt, gethan. Meine Auswanderer waren sämmtlich nicht unbemittelt, ich machte ebenfalls meine Capitalien flüssig, und wir kauften Alles, was zu einer werdenden Colonie nöthig ist, als, wie Ackergeräth, Kleider, Vieh, Getraide u. s. w. Ich war im Stande von Allem, namentlich Lebensmitteln, einen größern Vorrath einzukaufen und noch eine kleine Summe zu erübrigen, was mir später trefflich zu statten kam. Nachdem wir das Schiff mit unserm Geräth, Rindvieh, Pöckelfleisch und Sauerkrautfässern u. s. w. beladen hatten, packten wir — zur Gründung und Erhaltung eines geordneten Rechtszustandes in unserer Colonie — auch noch ein corpus juris mit ein und einen Oberlandesgerichts-Auskulator, der sich einer ausgezeichneten Rechtskenntniß rühmte; sein Präsident war freilich darüber, wie über viele andere Punkte ganz verschiedener Meinung mit ihm.

Nun, das verschlug uns nichts; der Auskultator sollte in unserm jungen Staate Recht sprechen, durch Beiträge der einzelnen Bürger unterhalten werden und seine Zeit nur dem Studium der Gesetze widmen, deren Kenntniß wir in seiner Familie erblich zu machen beabsichtigten.

„Aber wie zum Teufel? wie wollten Sie das anfangen?“ unterbrach den Erzähler hier der Regierungsrath, der sich recht wohl erinnerte, daß er seine Rechtskenntnisse nicht ererbt und es nur mit manchen sauren Schweißtropfen dahin gebracht hatte, erst im dritten Examen durchzufallen und dann unter günstigen Auspicien zur Administration überzugehen.

„Warum nicht?“ erwiederte der Freiherr kaltblütig; „es ist doch fast alles in der Welt erblich, oder wenigstens erblich zu machen, Geld und Gut, Krätze und Schwindsucht, Namen und Firmas, Barbierkunden und ärztliche Praxis, Fürstenkronen und Jenenser Professuren, warum nicht auch die Gesetzeskenntniß? und war sie's nicht schon wirklich z. B. in Rom bei den Patriziern und wiederum bei einzelnen Patrizierfamilien ins besondere, wie die Heilkunde bei den Asklepiaden von Kos? Nein, mein lieber Freund, darum machten wir uns so wenig Sorge, wie Sie um die Remonstrationen einer Stadtverordneten-Versammlung. Nachdem also, wie gesagt, alles Geräth, Vieh, Sauerkrautfässer und Pöckelfleisch, Corpus juris und Auskultator wohl eingepackt war, segelten wir mit günstigem Winde ab und kamen nach einer glücklichen Fahrt von 6 Wochen auf meinem Eilande an. Der Capitain setzte uns mit unsern Effekten an's Land und segelte weiter, nachdem er uns versprochen hatte, im nächsten Jahre wiederzukommen und uns unsere bis dahin gewonnenen Produkte abzunehmen. Wir schritten nun sogleich zur Vermessung und Theilung unserer Insel; meine guten Deutschen wollten mich, in Betracht meiner sonderbaren Verdienste um unsere Emigration, mit einem doppelten Antheil beehren und mich zum lebenslänglichen Präsidenten der Republik ernennen; ich lehnte aber beides, als der Republikanischen Gleichheit unangemessen, bescheidentlich ab. „Das

Gesetz allein" sagte ich, „sei unser Präsident und der Auskultator dessen Handlanger. Doch ließ ich mich endlich bewegen, mir zuerst von den gleichen Parzellen eine auszuwählen, und nahm eine am Meeresstrande sehr günstig gelegene Stelle, wo ich mit weitsehenden Plänen im Geiste schon eine sichre Rhede und einen herrlichen Hafen erblickte. Sobald nun jedem sein Territorium angewiesen und in das Hypothekenbuch eingetragen war, errichteten wir in der Mitte der Insel unter einem einfachen Säulendache einen Altar, legten das Corpus juris auf denselben nieder und hingen darüber eine Tafel mit einer Inschrift auf, ähnlich wie man bei uns solche Tafeln sieht, worauf geschrieben steht, daß man nicht Taback rauchen, keine verbotenen Wege fahren oder reiten solle. Die Inschrift auf unserer Tafel aber war: Freiheit und Gleichheit! Gehorsam dem Gesetze! Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Person und des Eigenthums! Wir schwuren alle, an diesen einfachen Principien unverbrüchlich fest zu halten."

„Diese Einleitung Ihres neuen Staates" bemerkte der Regierungsrath, „war so übel nicht, abgesehen von Ihren romanhaften und republikanischen Ideen, welche aber den damaligen verwirrenden Zeiteinflüssen zu gute zu halten sind."

„Allerdings, fuhr der Freiherr fort, zwar gemahnte mich das alte Corpus juris mit der modernen Inschrift darüber bisweilen wie eine alte Kuh, der man einen neuen Kalbskopf aufgesetzt hat, indessen im höhern Interesse der Ordnung setzte ich mich leicht darüber weg. Wir fingen nun an, auf unsern Grund u. Boden zu wirthschaften; das war nun aber eine mühsame Arbeit, die mir gar nicht zusagte; da gab's dicht verwachsenes Gehölz auszurotten, den festen Rasen aufzureißen, zu hacken, zu graben und dergleichen Plackereien mehr. Und obendrein kamen wir fast alle nicht vorwärts; die Zeit der Aussaat war da, aber noch kein Stückchen Land dazu fertig. „Wie? dachte ich bei mir selbst, ich, ein Freiherr aus einer Familie, so alt wie die Welt und noch etwas älter, ich soll arbeiten wie ein Tagelöhner? ich habe Geld in der Tasche, ich habe mehr Lebensmittel als ich gebrauche, kurz ein für unsre Verhältnisse nicht unbedeutendes Kapital u. ich soll wie ein Knecht arbeiten? Republikanische Freiheit u. Gleichheit vor dem Gesetz laß ich gelten; diese Ideen sind einmal an der Tagesordnung. — Sie erinnern sich, meine Herren und Damen, daß es zur Zeit der französischen Revolution war — und auch ein Edelmann muß mit der Zeit fortschreiten; aber arbeiten?" Ich besuchte meine Nachbarn; diese waren alle sehr mißmuthig, weil sie bei aller Anstrengung mit ihren vereinigten Kräften nicht vorwärts kamen. „Bürger Nachbarn, sagte ich — wir haben alles Titulaturwesen in unsrer Republik abgeschafft und einen allgemeinen Duzcomment eingeführt; — das geht so nicht, wir müssen unsre zersplitterten Kräfte vereinigen, um Etwas vor uns zu bringen. Wir wollen uns einander helfen, unsre Grundstücke urbar zu machen, derjenige, bei dem wir grade arbeiten, reicht, der Ordnung wegen, den Uebrigen Kost und Lohn, so kömmt unser Geld in Circulation, und diejenigen von euch, die zufällig von dem leidigen Gelde nur wenig oder nichts besitzen, können sich auf diese Weise in einiger Zeit eine Summe verdienen und damit hinwiederum ihrerseits die für sie arbeitenden Bürger befriedigen. Es ist dieses Bezahlen blos der leichtern Ordnung und Form wegen, denn was ich dir bezahle, verdiene ich wieder später bei dir ab; es ist nur ein Umtausch der Arbeit, und da einmal Geld das Tauschmittel ist, so ist es besser, daß ein Jeder gleich die ihm geleistete Arbeit wie eine gekaufte Waare bezahlt. Fangen wir es nicht auf diese Weise an, so werden wir unsre Lebensmittel verzehrt haben, ehe wir eine Ernte erhalten. — Ihr wißt, ich habe aus Rücksicht für unvorhergesehene Fälle einen größern Vorrath von Lebensmitteln mitgenommen, ich habe auch noch einiges Geld, welches zwar hier in unsrer Abgeschlossenheit für uns gar keinen Werth, aber doch die Bedeutung von Zahlmarken hat; ich kann also die erste Auslage derselben leicht machen und bin gern dazu erbötig. Was meint ihr, Bürger Nachbarn, wollen wir's bei mir versuchen? Ich will gern zum allgemeinen Besten einen Theil meines Proviants und mei-

nes Geldes daran wagen, um die Probe zu machen.“

Mein Vorschlag wurde jubelnd angenommen, denn er eröffnete den Bürgern die Aussicht, ihren Proviant zu schonen, obendrein Geld zu verdienen, und später durch vereinigte Kräfte ihr Grundstück urbar machen zu können. Bald langten 50 Männer, Weiber und Kinder auf meinem Gute an (mein Palais bestand bis dato noch aus einer von Zweigen geflochtenen Hütte) ich gab tüchtig zu essen, und die Arbeit wurde mit jauchzender Lust unternommen. Da krachten die Aexte, das Feuer knatterte lustig im dichten Gestrüpp, die Hacken wurden geschwungen, die ochsenbespannten Pflüge rissen den Rasen kräftig auf, Alles mit stets zunehmender Freude. Ich selbst, um meine Mitbürger anzufeuern, schämte mich nicht, mit Hand anzulegen. An den Abenden beschäftigten wir uns damit, die gefällten Bäume zu einem großen Blockhause für mich zusammenzuschichten, dessen innere Ausschmückung ich mir für spätere Zeiten vorbehielt. So war durch unsre vereinte Anstrengung in kurzer Zeit ein großer Theil meines Grundstücks urbar gemacht und wartete nur noch der Aussaat. In größter Schnelligkeit wurde eine Menge Getraide gesäet, die Kinder steckten Kartoffeln, und ich selbst machte mich an die Anlage eines großen Tabaksfeldes; ich hatte nämlich früher bei einem Virginia-Gentleman den Tabaksbau gründlich erlernt und fand das Land auf der Insel äußerst geeignet dazu, so daß ich mir eine große Ausbeute davon versprach. Außerdem hatte ich unter dem ausgerodeten Gehölz eine Menge trefflicher Farbhölzer, namentlich des schönsten Campecheholz bemerkt und dieses sorgfältig aufbewahrt. So sah ich dem Ausgang meiner Ernte und der Ankunft unsres Capitains mit Ungeduld entgegen.

Als die Leute mit meinen Ländereien fertig waren, gings zum nächsten fort. Ich überzeugte sie leicht, daß ich meines Tabaksfeldes wegen nicht abkommen könne, daß es unbedeutend sei, ein Paar Arme mehr zu haben, dagegen aber für die ganze Colonie von der höchsten Wichtigkeit sein müsse, den Tabaksbau ein für allemal einzuführen und fest zu begründen. Nun erfordert aber der Tabaksbau eine unausgesetzte Aufsicht und Wartung, wiewohl die Arbeit nicht gar schwer ist.

So waren es die Leute ganz zufrieden, daß ich mich ganz dieser Arbeit widmete und ich versprach, ihnen künftiges Jahr Samen u. Pflänzlinge abzulassen. Mittlerweile hatten einige industrielle Köpfe auf der andern Seite der Insel mein Beispiel nachgeahmt, aber, da sie nicht so bedeutende Mittel hatten, wie ich, hatten sie auch nur einen verhältnißmäßig geringeren Theil ihres Bodens urbar machen können indessen doch noch genug, um mehr als sie consumirten, einernten zu können. Andere namentlich meine nächsten Nachbarn hatten die Sache bald wieder aufgegeben, weil sie ihre Mitbürger für ihre Hülfe nicht beköstigen und bezahlen konnten; die Meisten wurden der Sache überdrüssig und fingen wieder an, für sich selbst zu arbeiten, natürlich ohne viel vor sich zu bringen. Auf der ganzen Insel waren nur etwa 6 bis 8 Bürger, die wirklich einen erheblichen Theil ihres Grundstücks beackert hatten; von den übrigen die einen wenig, die andern fast gar nichts.

Ich wartete unterdessen meines Tabacks und meines Vieh's, d. h. ich ließ die nöthige Arbeit unter meiner Aufsicht durch meine Mitbürger für Geld und gute Worte verrichten; während der Regenzeit suchte ich das Innere meines Hauses nach Möglichkeit einzurichten, und als die Erndtezeit herbeikam, halfen meine Nachbarn unter denselben Bedingungen wie vorher beim Beackern, die Frucht einzubringen. Sie waren sehr froh, wieder Arbeit u. Brod zu bekommen, denn ihre mitgebrachten Vorräthe waren verzehrt und sie selbst hatten wenig oder nichts einzuerndten. Meine Mittel waren nun freilich auch ziemlich erschöpft, aber die Erndte war sehr reichlich ausgefallen. Da kamen nun die Nachbarn zu mir und sprachen: „Bürger Münchhausen, du hast jetzt geerndtet, theile uns von deinen Früchten mit; wir wollen's dir bezahlen oder später zurückerstatten.“ „Gern, Bürger Nachbarn“ erwiederte ich, „das Geld ist aber jetzt nutzlos für mich, dagegen muß ich wieder für Bearbeitung meines Ackers sorgen. Arbeitet also für mich

und ich will euch dafür Getreide ablassen." — „Aber wir müssen jetzt selbst für unsern Acker sorgen, damit wir wenigstens das nächstemal erndten können." — „Ganz, wie ihr wollt, Mitbürger, aber dann verkaufe ich euch kein Getreide, und so mögt ihr dann bis zur nächsten Erndte essen, was ihr mitgebracht habt." Da wurden die Bürger sehr verblüfft, einige aber ganz zornig und sprachen: „wir haben deinen Acker bestellt, durch unsre Arbeit hast du deine Erndte genommen; allerdings hast du uns die Arbeit bezahlt, aber wir geben dir dein Geld wieder, und dein Korn gehört dann uns allen gemeinschaftlich, giebt es also gutwillig heraus oder" —— Ich ließ sie nicht ausreden und sagte sehr ernst: „Bedenkt, Mitbürger, was ihr sagt. Ihr wollt gewaltsam mir mein Eigenthum nehmen? Allerdings habt ihr für mich gearbeitet, die Arbeit giebt einen theilweisen Rechtsanspruch auf das gewonnene Produkt und dieses Recht ist heilig und unverletzlich; aber habt ihr nicht selber gesagt, daß ich euere Arbeit bezahlt habe? und ihr wollt auf eine rechtlich abgetretene Sache jetzt einen Anspruch machen? Kennt ihr so wenig die Grundprinzipien unserer Republik? Der Auskultator, der grade bei mir zum Besuch war, nahm jetzt das Wort und hielt den Leuten, indem er wenigsten hundert Paragraphen aus den Pandecten citirte, das Rechtswidrige ihres Anspruch vor; eine revindicatio könne hier gar nicht statt finden, da solche keineswegs in dem Arbeitskontrakt, der nur auf Bezahlung der Arbeit mit Kost und Lohn laute, stipulirt sei; es sei ihrerseits in Bezug auf die gewonnenen Produkte weder ein jus in re noch ein jus ad rem vorhanden. Die Bürger sahen ihr Unrecht ein, kratzten sich, roth wie die Krebse, hinter den Ohren und schlichen beschämt ob ihrer unrepublikanischen Gesinnungen davon. Ich rief sie zurück. „Mitbürger" begann ich, „es wäre sehr unrepublikanisch, wenn ich euch nicht helfen wollte. Ihr braucht Lebensmittel, und ihr müßt für euch arbeiten, das seh ich ein, aber auch ich brauche Arbeiter. Nun will ich euch Korn geben und ihr sollt mir den Preis dafür, nach dem in unserm Vaterlande üblichen Durchschnittspreise, halb in Geld halb in Arbeit bezahlen. Auf diese Art behaltet ihr Zeit genug, den eignen Acker urbar machen und zu bestellen. Seid ihr damit zufrieden?" Alle nahmen den Vorschlag freudig an. „Vielleicht" fuhr ich fort, „haben aber die wenigsten von euch Geld genug um bis zur nächsten Erndte Lebensmittel kaufen zu können, außerdem nutzen euere Kleider, euer Ackergeräth sich ab, und ihr müßt neues kaufen; daß ihr dieses, zu dem billigsten Preise bekommt, dafür will ich, wenn unser Capitain kömmt, schon sorgen. Wollt ihr nun, um Euer Geld zu sparen, mir vielleicht einen Theil eures großen Grundstücks, das ihr ja doch nicht ganz benutzen könnt, abtreten, so will ich dieses an Zahlungsstatt annehmen, und ihr behaltet dann euer Geld zur Anschaffung nothwendiger und nützlicher Dinge. Ihr seht, daß ich euch alle mögliche Hülfe leisten will, wie es ein Bürger dem andern schuldig ist." Auch damit waren die meisten zufrieden, und ich vergrößerte mein Grundstück um ein Beträchtliches, wiewohl ich es gar nicht gebrauchen konnte, da ich meinen eignen Theil noch lange nicht urbar gemacht hatte; aber ich that es aus reiner Menschenliebe und Bürgerpflicht.

In der nächsten allgemeinen Volksversammlung wurde zwar Einspruch dagegen erhoben: „Gleichheit der Güter sei zur Bedingung gemacht, und eine Vergrößerung des Eigenthums auf Kosten anderer, wenn schon durch rechtsgültigen Erwerb, gefährde die republikanische Gleichheit." Der Auskultator aber that klärlich dar, daß eine Behinderung in der freien Disposition über das Eigenthum eine eben so arge Eingriff in das heilige Recht des Eigenthums sei, als eine directe gewaltsame Verletzung desselben. So beruhigte sich die Gemeinde, zumal da die Wenigen die mehr geerndtet hatten, als sie consumiren konnten, es bereits ähnlich, wie ich, gemacht hatten oder zu machen beabsichtigten.

Bald erschien unser Schiffscapitain, um den Handel mit der neuen Colonie zu eröffnen. Ich machte mit meinem Toback und den Farbehölzern ein sehr gutes Geschäft, nahm aber kein Geld als Zahlung, sondern Kleiderstoffe, allerlei Geräth, Wein, Schnapps und dergl.; um damit meinen Mitbürgern, so bald es ihnen da-

ren fehlen würde, unter die Arme greifen zu können; zu demselben Zwecke behielt ich auch meine ganze Getreideernte zurück. Außer mir waren, wie gesagt, nur wenige, denen es geglückt war, daß sie einiges verkaufen konnten, und auch diese ließen sich in ähnlichen Waaren bezahlen. Der Capitain hatte wieder eine Menge Auswanderer, die nach Louisiana gingen, an Bord; darunter waren mehrere ganz arme Familien, die ängstlich einer ungewissen Zukunft entgegen sahen. Das rührte mein bürgerfreundliches Herz. „Menschenliebe“ fuhr der Freiherr mit erhöhter Stimme fort, indem er lebhaft ergrünte, mit dem braunen Auge zwinkerte und in dem blauen eine tugendhafte Thräne improvisirte, „Menschenliebe, meine Theuren, ist von jeher meine Passion gewesen, sie war's vorzüglich in jenen großen Tagen und selbst heute noch thue ich einiges darin.

„O du bist immer gleich erhaben, Meister“ rief Emerentia schwärmerisch aus. Die meisten Theegäste waren gerührt, der Referendar stocherte sich in den Zähnen, der Regierungsrath war eingeschlafen.

„Wir beschlossen, uns dieser Armen anzunehmen“ erzählte der Freiherr weiter, „und sie bei uns zu behalten. Einige Familien wurden bei den Bürgern, die hinreichenden Vorrath an Lebensmitteln hatten, untergebracht; ich selbst behielt wohl ein halbes Dutzend. Da ich noch sehr bedeutende Länderstrecken unbebaut liegen hatte, schenkte ich einer jeden Familie ein Grundstück, welches als ihr volles Eigenthum in das Hypothekenbuch eingetragen wurde; sie sollten dafür nur so und so viel Tage jährlich für mich arbeiten, eben so auch die Lebensmittel und Ackergeräthe, welche ich ihnen lieferte, allmählig durch Arbeit abverdienen. Die Leute hatten, wie gesagt, gar nichts; der Vorschuß war so ansehnlich, daß ich glaube, die armen Teufel haben noch jetzt daran abzuarbeiten. Sie können daraus meine Uneigennützigkeit erkennen, indem ich Vorschüsse machte, von denen ich wußte, daß ich sie nie ganz zurückerstattet erhalten würde. Aber ich erfuhr jetzt durch ein sichtliches Beispiel, wie das Gute schon hier auf Erden sich selbst belohnt. Ich hatte von meinen Mitbürgern Ländereien an Zahlungsstatt angenommen, die mir damals, aller menschlichen Berechnung nach, gar nichts nützen konnten; ich hatte ein halbes Dutzend arme Familien aufgenommen, die ich mindestens ein Jahr ernähren mußte, ohne Aussicht etwas zurückerstattet zu erhalten; aber siehe da! beides combinirt brachte mir die segensreichsten Folgen. Der Vorsprung, den ich im ersten Jahre durch die Arbeit meiner Mitbürger gewonnen hatte, war, obgleich er nicht bedeutend schien, doch ganz unberechenbar und legte den Grund zu meinem folgenden Reichthum und meinen Einfluß in unsrer Republik. Vermöge meiner reichen, durch unsere gemeinsame Arbeit gewonnenen Vorräthe verfügte ich über eine bedeutende Masse von Arbeitskräften, sowohl meiner Mitbürger, als meiner neu angekommenen Schützlinge. Ich machte also in diesem Jahre von neuem eine große Länderstrecke urbar, ließ pflanzen und säen und als im nächsten Jahre unser Schiffscapitain erschien und ich meine Berechnung abgeschlossen hatte, konnte ich bereits meinen Wohlstand als auf sichern Grundlage beruhend betrachten. Aber auch meine Mitbürger, die für mich gearbeitet hatten, hatten satt zu essen und waren gut bekleidet. Sie hatten sich jetzt auch einigen Acker urbar gemacht, aber höchstens so viel geerndtet, als sie selbst konsumirten, da sie ja einen Theil ihrer Zeit für mich arbeiteten. Aber da sie nicht bloß Lebensmittel gebrauchten, sondern auch andere Dinge, so erhielten sie diese aus dem von mir angelegten Waarendepot, und bezahlten mir dann deren Werth mit ihrer Arbeit. Ich muß übrigens hier bemerken, daß ich in der Lage war, die Preise willkürlich bestimmen zu können, aber nie habe ich mir Wucher irgend einer Art erlaubt, so leicht dieses gewesen wäre, namentlich in der ersten Zeit, wo die Leute mein Getreide um jeden Preis hätten nehmen müssen; auch meine Waaren gab ich zum Einkaufspreise hin, und benutzte diesen Handel nur dazu, mir die für meine ausgedehnten Ländereien nöthigen arbeitenden Hände zu verschaffen. Aber, wie gesagt, Wucher irgend einer Art widerstrebte durchaus meinem hohen Rechtlichkeitsgefühl. Ein Freiherr und wuchern?! O pfui!“

„Ich verstehe dich ganz, Meister, sagte Emerentia, welche, die Augen beständig auf den Erzähler gehftet, wie in tiefes Sinnen verloren dasaß, „diese adliche Gesinnung ist ganz des Freiherrn von Münchhausen würdig.“

„Du nennst eine solche Gesinnung adlich, meine Freundin, grade als ob wir noch zur Zeit des Barons de la Motte Fouque lebten, sprach der Freiherr weiter, „wir nannten eine solche Gesinnung damals bürgerlich, republikanisch. Ich hatte aber meinen guten Grund dazu. — Wucher ist immer ein gaunerischer indirekter Eingriff in das Eigenthum, und wo er häufig wird, muß er den Glauben an die unverletzliche Heiligkeit desselben erschüttern, was hätte aber da aus unsrer Republik u. unserm Wohlstande werden sollen? Aber die ursprünglichen Rechtsbegriffe wurzelten bei uns so fest, daß es den Arbeitern gar nicht einmal auffiel, daß ihre Arbeit, die sie ja bezahlt erhielten, meinen Wohlstand erschuf, während sie selber zwar nicht darbten, aber doch auch keinen Ueberfluß hatten. Im Gegentheil, die Meisten segneten mich als ihren Wohlthäter u. Erhalter, da sie jeder Zeit, wenn ihnen Etwas mangelte, bei mir um guten Lohn Arbeit fanden. Es versteht sich von selbst, daß die neu Angekommenen sofort das volle Bürgerrecht, civitas cum suffragio, erhielten, und daß wir in geselligem Verkehr die republikanische Gleichheit streng beobachteten. Ich hatte mir aus einer der neu angekommenen Familien einen fixen 20jährigen Burschen zu meinem nähern persönlichen Umgange, oder wie wir uns jetzt ausdrücken würden, zu meiner persönlichen Bedienung erwählt, und wir behandelten uns auf gleichem Fuße. Wenn er Abends sagte: „Bürger Münchhausen, soll ich dir die Stiefeln ausziehn?“ so antwortete ich: „komm in einer halben Stunde wieder, Bürger Schurwenzel“; brachte er mir Stock und Hut und sagte: „Bürger Münchhausen, es ist Zeit, daß wir zur Volksversammlung gehn,“ dann erwiederte ich: „schön, Bürger Schurwenzel, komme mit, ich habe heute einen Vorschlag zu machen, und da wir Beide so intim mit einander stehen, so wirst du ja auch wohl dafür stimmen.“ „Ganz gewiß, versetzte jener, und nicht blos ich, sondern auch alle deine Schützlinge und Nachbarn, die dir so viel verdanken, werden gewiß für dich stimmen.“ So hatte ich, ohne ein Amt zu bekleiden, einen bedeutenden Einfluß in der Versammlung; denn diejenigen, die sich auf ähnliche Weise, wie ich, einen hervorragenden Wohlstand erworben hatten, und dadurch über vereinte Arbeitskräfte Mehrerer disponiren konnten, stimmten mir gleichfalls gewöhnlich bei.

Ich kann nun über die nächsten 12—15 Jahre, während welcher unsere Colonie und mein Wohlstand trefflich gedieh, kurz hinweg gehn. Ich habe Ihnen die Grundzüge der Art und Weise, wie ich mir ein bedeutendes Vermögen erwarb, scizzirt und darf nur hinzufügen, daß ich stets meiner Handlungsweise treu blieb und mich in den strengsten Grenzen des Rechts hielt. Mein Grundstück vergrößerte sich fortwährend; im Anfange hatten meine Nachbarn mehr Land, als sie mit ihrer vereinzelten Kraft bearbeiten konnten; ich nahm ihnen das überflüssige ab und bezahlte sie mit Produkten, mit Waaren oder mit Geld, welches letztere freilich bald wieder zu mir zurückkehrte, da ich bei unserm immer mehr aufblühenden Handel das Hauptwaarendepot hatte, was ganz natürlich war, da, unter meinen Nachbarn wenigstens, keiner die dazu erforderlichen Auslagen zu bestreiten vermochte. Mein Vermögen mußte nothwendig in geometrischer Progression steigen. Eine neue Generation wuchs heran — die Bevölkerung war bereits auch durch neue Einwanderer, namentlich geschickte Handwerker, außerordentlich gestiegen — und da traf es sich denn oft, daß ein Hausvater, der mir früher sein überflüssiges Land verkauft hatte, jetzt mit 5 oder 6 arbeitsfähigen Söhnen nicht mehr Land genug für ausreichende Beschäftigung u. Consumtion hatte.

Dann hatte er freilich wohl Lust, das früher verkaufte Land wieder an sich zu bringen, aber darauf konnte ich mich natürlich nicht einlassen; gab jedoch Jedem, der Lust hatte, Arbeit und Brod. Starb nun der erste Besitzer, und wurde ein solches Stück Land unter die Söhne vertheilt, so hatte keiner an seinem Antheile genug; diese kleinen Besitzer mußten dann nebenbei um Lohn für andere arbeiten, oder sie

verkauften ihr Grundstück und traten bei mir oder einem andern Reichen in Dienst. So vergrößerte sich mein Grundstück und mein Vermögen alljährlich; mit den Wenigen, die gleich in der ersten Zeit ebenfalls einen Vorsprung erlangt hatten, ging es eben so. War z. B. der Sohn eines meiner Nachbarn, der als Erbtheil ein paar Morgen Landes erhalten hatte und sich mit Mühe und Noth darauf ernährte. Er bot es mir zum Verkauf an, unter der Bedingung, daß ich ihm dann dauernde Arbeit gäbe; denn er sah, daß meine Arbeiter besser lebten, wie er selber. Das Land lag mir gelegen, es war herrlicher Tabacksboden; ich kaufte den Acker um 120 Dollar 15 Cent., ließ den Burschen selber für meine Rechnung, und unter meiner Aufsicht Taback darauf bauen und löste aus der Erndte 600 Dollars, während mich der Unterhalt des Burschen etwa eben so viel wie der Acker gekostet hatte. Auf diese Weise ging es fortwährend weiter, und es wird Sie nicht wundern, daß nach 15 Jahren unserer etwa 8 Personen im Besitz von wenigstens ¾ der ganzen Insel waren; wovon ich allein wohl den 4. Theil der Insel, und zwar lauter wohl bebaute Ländereien besaß. Je größer z. B. mein Gut wurde, desto mehr wurden natürlich der Besitzlosen, die sich ohnehin stark vermehrten, so daß es uns an arbeitenden Händen nie fehlte. Kurz unsere kleine Insel bot jetzt ganz das Bild eines geordneten civilisirten Staates, wenn auch en miniature, dar; wir hatten einige reiche Eigenthümer, einige kleine ditto, einige wohlhabende Handwerker und eine Masse Proletarier, die jedoch immer reichlichen Verdienst fanden."

„Aber," unterbrach hier den Freiherrn die kecke junge Dame, „vielleicht habe ich nicht genau Acht gegeben, oder Ihre juristischen Ausdrücke nicht verstanden; es will mich doch bedünken, als hätten Sie diesen Reichthum auf Kosten und durch die Arbeit Ihrer Mitcolonisten nicht erlangen können, wenn Sie sie nicht auf irgend eine unerlaubte Weise hintergangen oder überlistet hätten."

„Fragen Sie den Herrn Referendar als Sachverständigen, mein liebes Kind," erwiederte Münchhausen mit ruhiger Seelengröße, „ob in allen Contrakten, Geschäften u. dgl., die ich ganz der Wahrheit gemäß erzählt habe, die geringste Rechtswidrigkeit vorgekommen ist."

„Gewiß nicht," versetzte der Referendar eifrig, „wiewohl ich Ihren Scharfsinn bewundere, vermöge dessen Sie sich, bei eingeführter Gütergleichheit, auf streng rechtlichem Wege in so kurzer Zeit ein so bedeutendes Vermögen erwerben konnten. Sie sind obendrein gegen Ihre Mitbürger nicht blos mit der strengsten Rechtlichkeit, sondern auch mit der größten Uneigennützigkeit verfahren."

„Curios aber doch," sagte die kecke junge Dame, ohne auf Fräulein Emerentia zu achten, welche ihr eben so erstaunte, als zornige Blicke zuwarf, „curios, daß trotzdem Hab und Gut der armen Teufel so sans façon in Ihre Tasche gewandert ist."

„Das sind Geschäftssachen," fuhr der Freiherr fort, „die Sie nicht verstehen. Meinen Reichthum verdanke ich theils dem Uebergewichte, welches mir gleich zu Anfang mein kleines Kapital gab, theils der strengen Rechtlichkeit, die wir in allen Punkten gegen einander beobachteten; was ich einmal gekauft hatte, gehörte unwiderruflich mir, mochte es nun Arbeit oder Grund und Boden, oder sonst Etwas sein. Die Achtung vor dem Eigenthum war aber bei uns so allgemein und so tief gewurzelt, daß in den ersten zehn Jahren nur einziger Diebstahl vorkam, welchen wir auf patriarchalische Weise mit dem Ochsenziemer abstraften. — Mit der Zeit wurde das freilich, bei häufigerm Zusammentreffen mit civilisirten Europäern u. Yankees anders; unser Handel war nämlich bereits sehr lebhaft, und alljährlich landeten mehrere Schiffe auf unsrer Rhede. Natürlich mehrten sich nach u. nach die Verbrechen gegen das Eigenthum, die überhaupt desto zahlreicher werden müssen, je civilisirter ein Staat wird. Unser Auskultator hatte alle Hände voll zu thun; die öffentliche Meinung sprach sich eifrig u. energisch gegen die Verbrecher aus, die Gutgesinnten thaten sich zusammen, bildeten Sicherheitswachen und eine Art Landwehr-Polizei — und die Sache ging nach ganz gut. Aber selbst einige moderne zerstörende Theorien fanden in unsrer abgeschlossenen Insel Eingang; wahr-

scheinlich war die Luft mit irgend einem revolutionären Miasma geschwängert, denn von den versoffenen Matrosen konnten diese antisocialen Theorien unmöglich herrühren und mit andern Europäern kamen wir nicht in Berührung. In einer Volksversammlung trat ein kecker Bursche auf, und fing an, höchst staatsgefährlich zu deklamiren: „wir, die Honoratioren der Insel, seien bloße Usurpatoren, Grund und Boden habe anfänglich Allen gemeinsam gehört und die Honoratioren hätten durch allerlei Rechtskniffe ihre Mitbürger um ihr Eigenthum gebracht, sich deren Arbeit zu Nutze gemacht und dadurch auf Unkosten Anderer ihr Vermögen erworben; unser Besitzthum sei durch ihre und ihrer Väter Arbeit entstanden und deshalb hätten sie Alle gleiches Anrecht daran u. s. w." — So schwatzte der Bursche eine Weile fort, ganz wie unsre communen Weltverbesserer, bis ein allgemeiner Schrei des Unwillens, der durch die ganze Versammlung ging, ihn unterbrach; selbst diejenigen, die, wie der Redner selber auch, nichts hatten, lachten ihn aus und nannten ihn einen Narren. Der Bursche wurde ergriffen und dem Auskultator übergeben, welcher ihn in einem sehr gründlichen Erkenntnisse als Unruhstifter zu 15 Jahren Festungsstrafe verurtheilte. Da wir dermalen selbst keine Festungen hatten, so schickten wir den Burschen mit dem ersten abgehenden Schiffe von der Insel weg.

So hatten wir vor der Hand Ruhe, und wo nur irgend ähnliche Syptome auftauchten, wußten wir solche sogleich energisch zu unterdrücken.

Nichtsdestoweniger fühlte ich mich nicht ganz behaglich mehr. Die Rechtsbegriffe waren bei der jungen Generation nicht so fest gewurzelt, das Rechtsgefühl nicht mehr so lebhaft, wie bei den ersten Einwanderern; es kam wohl vor, daß sie einen bestraften Schafdieb noch bedauerten und sagten: der arme Teufel hätte ja bloß die Wahl gehabt, zu stehlen oder zu verhungern. Wie gesagt, dies beunruhigte mich etwas, wiewohl nur selten ein Schuldiger unbestraft blieb. Leider war auch unser Corpus juris alt und schadhaft geworden. Wir hatten es, wie Sie sich erinnern, unter einem offenen Säulendache aufgestellt, aber da zeigte sich, daß es die frische freie Luft ohne schützende Wände nicht wohl vertragen konnte. Wind und Wetter hatten ihm arg mitgespielt. Der Auskultator war kränklich und schwach geworden; zwar hatte er sich in einem halben Dutzend Jungen ein Collegium heranwachsender Beisitzer gezeugt, aber die Rangen arteten gar nicht nach ihrem Vater und bekümmerten sich den Teufel um das alte verregnete Corpus juris. Mußten sie einmal bei Kränklichkeit oder Abwesenheit des Auskultators, Recht sprechen, so begingen sie die gröbsten Mißgriffe. Davon will ich Ihnen nur ein Beispiel erzählen. Ein Bauer kam zu einem Juden — unsere Civilisation war so weit vorgerückt, daß wir bereits Juden hatten, getaufte und ungetaufte, beschnittene und unbeschnittene — und sagte zu ihm: „Bürger Jude, kannst du mir nicht auf vier Wochen 4 Dollars borgen?" „Gern," erwiederte der Jude, „aber nur unter der Bedingung, daß du mir 6 Dollars wieder bezahlst. Da der Bauer in Noth war, so ging er die Bedingung ein und schrieb den Schuldschein auf 6 Dollars. Wie nun der Jude die 4 Dollars auf den Tisch zählt, spricht er zum Bauern: „du bist mir nun 6 Dollars schuldig, da kannst du mir diese 4 Dollars gleich jetzt geben und du brauchst mir dann nach vier Wochen nur noch 2 Dollars zu bezahlen. Auch das sah der Bauer ein, und der Jude quittirte redlich auf den Schuldschein: „4 Dollars auf Abschlag erhalten." Während der Bauer fortgeht, wollte ihm das Geschäft schier wundersam bedeuchten, verdrießlich kratzte er sich hinter den Ohren und brummte vor sich hin: „Curios! da bin ich dem Juden 2 Dollars schuldig, das Geld, was ich gebrauchte, habe ich nicht gekriegt und der verdammte Jude hat doch Recht." Als er nach 4 Wochen nicht bezahlen konnte, verklagte ihn der Jude; es saßen aber grade die Auskultatorrangen zu Gericht, die schon von der Geschichte gehört hatten. Der Schein war in der Ordnung; der Bauer, der nur aus Unvermögen nicht bezahlt hatte und die Sache gar nicht zu leugnen gedachte, erschien nicht im Termine und war also einfach in contumaciam zu verurtheilen. Die Rangen aber zerrissen den Schuldschein, prügelten den Juden durch und warfen ihn zum Hause hinaus. Der Schreck über dieses unrichterliche Verfahren, und der

Gedanke an die Nase, die er in seinem Vaterlande darob erhalten haben würde, warfen den Auskultator auf's Krankenbett.

Solche Symtome waren allerdings geeignet, einen Mann, der die öffentliche Ordnuug und sein Vermögen liebte zu beunruhigen. Zudem war mir auch die republikanische Gleichheit nachgrade ennuyant; im Anfang hatte sie noch den Reiz der Neuheit und war für einfache Colonisten auch allenfalls passend. Jetzt aber, wo es reiche Gutsbesitzer, Städte, Kaufleute, Handwerker, Lumpen und Strolche auf der Insel gab, wurde die Gleichheit doch sehr lästig, wiewohl sie nur im äußern Verkehr bestand; in der Volksversammlung hatte zwar jeder Erwachsene seine Stimme, aber die Lumpen stimten natürlich so, wie die Reichen von denen sie abhingen. Allein es war mir nun einmal fatal, mich von meinen Bedienten und von meinem Schuster dutzen zu lassen; ich sehnte mich herzlich nach Deutschland zurück und als mir einmal ein direct aus Wien gekommener Schneider einen Rock anmaß und mich dabei „Ew. Gnaden" nannte, da erzitterte mein Herz in heimathsüßen Gefühlen, wie wenn der Schweizer in der Fremde das Alphorn oder den Kuhreigen hört. Ich beschloß meine Güter zu verkaufen und nach Deutschland zurückzukehren; es war grade die Zeit des Wiener Congresses und ich zweifelte nicht, daß ich bald eine bedeutende Rolle spielen würde; mit meinem Vermögen und meinen Talenten konnte es mir bei der jetzigen Lage der Dinge gar nicht fehlen. Ein spekulirender Yankee kaufte mir mein Besitzthum um eine Million Dollars ab, ein wahres Lumpengeld, denn unter Brüdern, d. h. unter konkurrirenden Brüdern, waren meine Güter das Doppelte werth. Mit diesem Gelde kehrte ich nach Europa zurück; es war doch immer ein ganz artiges Vermögen, was ich mir in etwa 20 Jahren erworben hatte. Sie haben aber, meine Herren und Damen, gesehen, daß ich dieses Vermögen nächst meinem industriellen Kopfe, nur der consequenten Strenge verdanke, mit welcher wir an den einfachsten Rechtsprinzipien, an dem Rechte des Eigenthums und der freien Disposition darüber, fest hielten. Allerdings war das Eigenthum Anderer an mich übergegangen, aber stets auf dem Wege Rechtens; Andere hatten für mich gearbeitet, aber ich hatte sie dafür bezahlt und bloß den Ueberschuß in meine Tasche gesteckt. Ich war mir bewußt nie irgend ein Recht eines Mitbürgers verletzt zu haben, und war doch reich dabei geworden; mein Grundsatz war stets streng am Gesetz und Recht festzuhalten und sich um das Uebrige nicht zu bekümmern.

Fiat justitia et pereat mundus; das war mein Wahlspruch.

So geht es in der Welt.

Die Familie in der schönen Welt.

„Wer ist denn jene dicke Frau, welche tanzt?" fragte ich einen Pariser, der mich zum erstenmale durch den Ball steuerte.

„Meine Tante ist's," erwiederte er mir, „eine sehr lustige, sehr junge Person, und, wie Sie an ihren Diamanten sehen, sehr reich."

„Sehr reich, sehr lustig, das kann sein," dachte ich, „aber sehr jung, das kann nicht sein." Ich schaute sie ganz erstaunt an, und da ich keine Spur ihrer Jugend entdecken konnte, wagte ich es, mich nach der Zahl ihrer Jahre zu erkundigen.

„Das ist eine alberne Frage," versetzte Arthur, über meine Tölpelei lachend. „Ich beerbe meine Tante, mein Lieber, ich verrathe ihr Alter nicht." Und bemerkend, daß ich ihn nicht verstand, fügte er bei: „Ich habe keine Lust, enterbt zu werden. Aber komm, daß ich Dich meiner Mutter vorstelle. Sie war ehedem in sehr naher Verbindung mit der Deinigen, und wird sich freuen, Dich zu sehen."

Ich folgte Arthur, und wir fanden bei einem Camelienstrauche zwei junge Personen, die inmitten einer Gruppe mehr oder weniger flatterhafter, männlicher Schmetterlinge saßen. Arthur stellte mich der Jüngsten vor, mindestens jener, welche mir's auf den ersten Blick schien; denn sie war von Beiden am besten angezogen, die Niedlichste, die Hübscheste, die Hofirteste. Ich war noch geblendet von den Lichtern, von der Musik, von meinem ersten Auftreten in der schönen Welt der Hauptstadt, von der Furcht, linkisch und provinzlerisch darin zu erscheinen, und richtig war ich dieß zum Ergötzen; denn ich hörte das Vorstellungscompliment nicht, welches Arthur vortrug, indem er mich bei den Schultern gegen diese blendende Dame drängte, und ich brauchte wohl fünf Minuten, um mich von dem herausfordernden und zugleich spöttischen Blicke zu erholen, den ihre schönen schwarzen Augen auf mich hefteten. Sie sprach mit mir, sie fragte mich, und ich antwortete in den Tag hinein, unfähig meine Verwirrung zu bewältigen. Endlich gelang es mir, zu verstehen, daß sie mich fragte, ob ich nicht tanze, und auf meine Ablehnung sagte Arthur: „Er tanzt ganz wie ein Anderer, aber er wagt sich noch nicht daran."

„Bah! es kostet nur den ersten Schritt," entgegnete die Dame; „man muß nur diese Schüchternheit überwinden. Ich wette, daß Sie Niemand zu engagiren wagen? Wohlan ich will Sie dieser Verlegenheit entheben, und Sie in den Strudel werfen. Kommen Sie walzen Sie mit mir. Geben Sie mir Ihren Arm, nicht so, legen Sie Ihren Arm so um mich, ungezwungen, zerknittern Sie meine Spitzen nicht, so ist's recht! Sie werden sich machen. Warten Sie das Ritornell ab; folgen Sie meinen Bewegungen, nun, fort!"

Und sie riß mich in den Wirbel fort, leicht wie eine Sylphide, kühn wie ein Infanterist, fest inmitten der Püffe des Tanzes, wie eine Citadelle unter der Kanone.

Ich hüpfte und drehte mich anfangs wie in einem Traume. Meine ganze Sorge bestand darin, mit meiner Tänzerin nicht zu fallen, sie nicht zu zerknittern, den Tact nicht zu verlieren. Nach und nach, als ich sah, daß ich meine Sache eben so gut machte, als ein Anderer, nämlich: daß alle Pariser eben so schlecht walzten, wie ich, beruhigte ich mich, ich gewann

Aplomb. Ich konnte jene anschauen, die ich in meinen Armen hielt, und bemerken, daß diese glänzende Puppe, ein wenig in ihr Leibchen eingepreßt, ein wenig außer Athem gekommen, bei jeder Walzertour sichtbar häßlich wurde. Sie begann brillant, hielt aber die Anstrengung nicht aus; ihre Augen wurden hohl, ihr Teint fleckig, und sie schien mir, aufrichtig zu sprechen, immer weniger jung und leicht. Ich hatte einige Mühe, sie an ihren Platz zurückzuführen, und als ich ihr mit angenehmen Worten dafür danken wollte, daß sie mich meiner Tanzblödigkeit enthoben, fand ich nur so linkische, so kaltehrerbietige Ausdrücke, daß sie sie nicht zu hören schien.

„Ah," sagte ich zu meinem Freunde Arthur, wer ist denn jene Dame, mit der ich so eben getanzt habe?"

„Eine saubere Frage! Bist Du verrückt worden? Ich habe Dich ihr eben vorgestellt."

„Aber daraus lern' ich nichts."

„Ei, Zerstreuter, der Du bist, meine Mutter ist's!", antwortete er ungeduldig.

„Deine Mutter!" antwortete ich, über meine Albernheit bestürzt. „Um Vergebung, ich hielt sie für Deine Schwester!"

„Charmant! Dann hat er meine Schwester für meine Mutter gehalten! Mein Lieber, mach nicht mit solcher Selbsttäuschung den jungen Personen das Compliment des Thomas Diafoirus."

„Deine Mutter!" versetzte ich, ohne auf seine Spötteleien zu merken. „Sie tanzt gut aber wie alt ist sie denn?"

„Ah, wieder? das ist zu arg! Du wirst es dahin bringen, überall davongejagt zu werden, wenn Du so beharrlich darauf bestehest, das Alter der Frauen zu erfahren?"

„Aber das ist ein naives Compliment, das mir Deine Frau Mutter nicht übel nehmen sollte; ihrem Putze, ihrer Taille, ihrer Heiterkeit nach, hab' ich sie für eine junge Person gehalten, und ich kann mich nicht bereden, daß sie das Alter habe, Deine Mutter zu sein."

„Ei" erwiederte Arthur lachend, „diese so einfachen Provinzler haben die Gabe, sich Verzeihung zu erwirken. Sei aber mit meiner Mutter nicht allzu galant, ich rathe Dir's. Sie spottet gerne, und zudem verriethe es im Grunde den schlechtesten Geschmack, sich darüber verwundern zu wollen, daß eine Mutter noch tanze. Sieh doch, tanzen denn nicht alle diese Mütter in ihrem Alter?"

„Die Frauenzimmer heirathen also hier wohl jung, da sie große Kinder haben?"

„Nicht früher, als anderswo. Aber gieb doch diese fixe Idee auf, mein Junge, und wisse, daß die Pariser Frauen nach dreißig Jahren kein Alter mehr haben, aus dem Grunde, weil sie nicht mehr altern. Es ist die äußerste Unhöflichkeit, wie Du es machst, nach der Zahl ihrer Jahre zu fragen. Wenn ich Dir sagen würde, daß ich selbst das Alter meiner Mutter nicht weiß?"

„Ich würde es nicht glauben."

„Und dennoch weiß ich es nicht. Ich bin ein zu gut gearteter Sohn, und ein zu gut erzogener Junge, um je eine solche Frage an sie gestellt zu haben."

Meine Bestürzung wurde immer größer. Ich näherte mich Arthur's Schwester, und fand bestimmt, daß sie auf den ersten Anblick minder jung schien, als ihre Mutter. Sie war ein Mädchen etwa von fünfundzwanzig Jahren, die man zu verheirathen vergessen hatte, und darob ungehalten. Sie war schlecht angezogen, sei's aus Mangel an Geschmack, oder weil man auf ihre Toilette die nöthigen Ausgaben nicht verwendete. In beiden Fällen beging ihre Mutter ein großes Unrecht gegen sie, nämlich: daß sie ihr keine Geltung zu verschaffen suchte.

Sie war nicht gefallsüchtig, vielleicht durch die Absicht des Gegensatzes des flatterhaften Aussehens ihrer Mutter. Man beschäftigte sich nicht viel mit ihr, und ließ sie wenig tanzen. Ihre Tante, ihre dicke Tante, welche Arthur zu beerben behauptete, und die mit einer Art von Wuth tanzte, kam von Zeit zu Zeit, um ihr als Ehrendame zur Seite zu seyn, wenn ihre Mutter tanzte, und brachte ihr ungeduldig es auch so zu machen, einige Rekruten, denen diese Artigkeit oblag.

Ich wurde bald auserseben, dieses Geschäft zu verrichten; ich entledigte mich desselben mit

einer freiwilligeren Resignation, als die Uebrigen. Dieses Mädchen war nicht häßlich, sondern nur linkisch und kalt. Dennoch ermuthigte und beseelte sie sich ein wenig bei mir. Sie gestand mir sogar, daß Gesellschaft sie langweile, und der Ball ihre Marter sey. Ich begriff, daß sie wider ihren Willen hinkam, um ihre Mutter zu begleiten, und daß sie eigentlich die Mutter-Rolle bei der Urheberin ihres Lebens spielte.

Sie war ausersehen, zum Deckmantel zu dienen, Arthur's Vater, mit den Neigungen des Alters, das ihm die Zeit gegeben, unterwarf sich, in die Gesellschaft zu eilen, oder im Kaminwinkel allein zu bleiben, als Madame zu ihm gesagt hatte: „Wenn man eine Tochter zu verheirathen hat, muß man sie wohl auf den Ball führen.“ Inzwischen heirathete die Tochter nicht. Der Vater gähnte, und die Mutter tanzte.

Ich tanzte mehrmals mit diesem armen Fräulein. Auf einem Provinzballe hätte dieß sie compromittirt, und ihre Eltern würden mir den Text gelesen haben. Aber in Paris, hievon weit entfernt, wußte man mir darob den größten Dank, und das Fräulein nahm nicht jene hübsche Miene einer Spröden an, womit in einer kleinen Stadt zwischen jungen Leuten ein ganzer sentimentaler Roman beginnt. Dieß gab mir das Recht, mich darnach an ihre Seite zu setzen, und mit ihr zu wandern, während ihre beiden Matronen mit ihren Anbetern muthwillige Reden und charmante Ziereien austauschten.

Unser Plaudern war keine leichte Aufgabe; Fräulein Emma besaß Beurtheilungskraft, zu viel Beurtheilungskraft, und darum Schalkheit, obgleich ihr Charakter nicht heiter war. Meine Einfachheit flößte ihr Vertrauen ein. Sie ging so weit, mich über den Gegenstand meines Erstaunens seit dem Beginne des Balles zu belehren, und ohne daß ich viele Fragen an sie zu richten wagte, diente sie mir zu einem gefälligern Cicerone als ihr Bruder.

„Sie sind erstaunt, meine dicke Tante sich so lustig herumtummeln zu sehen,“ sagte sie zu mir; das ist nichts; sie zählt nur vierzig Jahre sie ist eine junge Person. Ihre Wohlbeleibtheit betrübt sie, weil sie dadurch gealtert hat. Meine Mutter hat sich viel besser conservirt, nicht wahr? Dennoch hab' ich eine ältere Schwester, und diese Kinder, und Mama ist seit einigen Jahren Großmutter. Ich weiß nicht genau, wie alt sie ist. Aber wenn ich annehme, daß sie sehr jung geheirathet hat, so darf ich als gewiß voraussetzen, daß sie wenigstens 50 Jahre alt ist.

„Das ist wunderbar rief ich aus. „Ah, mein Gott! wenn ich meine arme Mutter mit ihrer großen Hauben, ihren großen Schuhen, ihren großen Stricknadeln und ihren Brillen, mit den vielen Damen vom nämlichen Alter vergleiche, die ich hier in kurzen Aermeln, Atlasschuhen, mit Blumen in den Haaren, und mit jungen Leuten am Arme erblicke, glaub' ich zu träumen.

„Ist's vielleicht ein Alp?“ erwiederte die schelmische Emma; „meine Mutter ist so überaus schön gewesen, daß sie das Recht bewahrt haben mag, es immer zu scheinen. Aber meine Tante ist minder zu entschuldigen, sich so hals- und brustentblößt zu tragen, und den peinlichen Anblick ihrer Leibesfettigkeit allen Augen preiszugeben.“

Ich kehrte mich unwillkührlich um, und gewahrte flüchtig zwei so pralle Schulterblätter, daß ich den blumigen Chignon der Tante anschauen mußte, um mich zu überzeugen, daß ich sie von rückwärts sah. Dieser Gesundheits-Luxus verursachte mir einen wirklichen Schrecken, und Fräulein Emma bemerkte meine Blässe. „Das ist nichts,“ sagte sie lächelnd zu mir, (und das Vergnügen am Spotte verlieh einen Moment ihrem Blicke jenes Feuer, welches die Liebe ihm niemals mitgetheilt hatte.) „Sehen Sie vor uns hin, zählen Sie die jungen Mädchen und die hübschen Frauen! Zählen Sie die Frauen auf der Umkehr, die häßlichen, die kein Alter haben, und ergänzen Sie die Reihe mit den Alten, den Buckligen . . . oder es fehlt nicht viel dazu . . . den Müttern, den Großmüttern, den Großtanten, und Sie werden sehen, daß die Mehrzahl auf den Bällen, die Vorherrschenden in der Gesellschaft, der Abgelebtheit und Häßlichkeit angehören.“

„O, das ist wirklich ein Alp!“ rief ich aus.

„Und was mich am meisten ärgert, ist der zügellose Toiletten-Luxus an diesen zerzauseten Spukgestalten. Nie hat die Häßlichkeit mir so abstoßend geschienen, als heute. Bisher bedauerte ich sie. Ich fühlte sogar eine Art ehrerbietigen Mitleidens mit ihr. Eine Frau ohne Jugend und Schönheit ist etwas, was man zu achten suchen muß, um ihr eine Entschädigung bieten zu können. Aber dieses aufgeputzte Alter, diese arrogante Häßlichkeit, diese Runzeln, welche grimassieren, um wohllüstig zu lächeln, diese tauben, veralteten Odalisken, die ihre schwächlichen Cavaliere zusammenrackern, diese mit Diamanten bedeckten Skelette, die zu krachen scheinen, als wollten sie in Staub zerfallen, alle diese falschen Reize und diese falschen Mienen sind schrecklich anzuschauen, ein wahrer Todtentanz!"

Ein alter Freund der Familie Arthur's hatte sich uns genähert; er hörte meine letzten Worte. Er war ein ziemlich ausgezeichneter Maler, und ein Mann von Geist. „Junger Mann," sagte er zu mir, indem er sich neben mich setzte, „Ihre Entrüstung gefällt mir, obgleich sie meine eigene nicht erleichtert. Sind sie Dichter? Sind Sie Künstler? Ah! wenn Sie Eines von Beiden sind, was wollen Sie hier machen? Fliehen Sie! denn Sie könnten sich vielleicht an diese abscheuliche Umwälzung der Gesetze der Natur gewöhnen. Und das erste Gesetz der Natur ist Harmonie; die Harmonie ist die Schönheit. Ja die Schönheit ist überall, wenn sie an ihrem Platze ist, und sich nicht von den natürlichen Verhältnissen entfernt.

„Auch das Alter ist schön, wenn nicht die Jugend es nachäffen und grimassiren will. Was giebt es Erhabeneres, als den edlen Kahlkopf eines ruhigen und würdigen Greises? Schauen Sie diese alten Gecken in der Perücke an, und wissen Sie, daß ich, wenn ich nach meinem Belieben kleiden, ihren Kopfputz sie ordnen, u. ihnen auch andere Gesichtsgeberden auftragen dürfte, schöne Modelle mir daraus machen könnte.

So, wie Sie dieselben da sehen, sind sie abscheuliche Carrikaturen. Ach! wohin hat sich denn der Geschmack geflüchtet, die einfache Kenntniß der ersten Regeln, und — muß man auch dieß sagen? — der einfache gesunde Menschenverstand? Ich rede nicht erst noch von den Kleidertrachten unserer Epoche; jene der Männer ist die traurigste, die lächerlichste, die widerwärtigste und die unbequemste von der Welt. Dieses Schwarz ist ein Zeichen der Trauer, welches das Herz zusammenschnürt.

„Die Kleidertracht der Frauenzimmer ist glücklich, und könnte in diesem Augenblicke schön sein. Aber wenige Frauenzimmer besitzen den Takt, zu wissen, was sie gut kleidet. Sehen Sie hier, Sie werden unter vierzig kaum drei zählen, die passend angezogen sind, und den Vortheil sich zu verschaffen verstehen, den ihnen die Mode gestattet. Bei den Meisten ersetzt der Geschmack am Reichen den Geschmack am Schönen. So verhält es sich in allen Künsten, in allen Ausschmückungssystemen. Was heut zu Tage den Vorzug hat, ist das Kostspielige für die reichen Verschwender, das Schreiende für die reichen Geizhälse, das Einfache und Schöne für Niemand. Ei doch! haben unsere Pariser Frauenzimmer nicht abscheuliche Muster vor Augen, ganz geeignet, ihnen Entsetzen vor dem Häßlichen einzuflößen? . . ."

„Oh! diese alten Engländerinnen, mit Federn und Diamanten beladen?" rief ich aus, „diese so phantastisch frisirten Apocalypsenhaare?"

„Sie können davon sprechen," erwiederte er, „Sie sehen vielleicht einige davon hier. — Was mich betrifft besitz' ich das Talent, sie nicht zu bemerken. Wenn ich vermuthe, daß sie da sind, mach' ich sie mir durch die Anstrengungen meines Willens unsichtbar."

„Wahrlich?" sagte das Fräulein Emma lachend; „o! dennoch ist es unmöglich, daß Sie die colossale Lady *** nicht bemerken sollten. Da tritt sie Ihnen auf den Fuß, und wenn Sie sie nicht sehen, können Sie wenigstens das Gewicht dieser riesigen Person spüren. Fünf und einen halben Fuß hoch, vier im Umfange, ein Marschschiff-Federbusch, Spitzen, von denen das Meter dreitausend Francs kosten, und die seit drei Generationen vornehmer Wittwen vergilbt sind, ein Mieder in Form eines Schilderhauses, Zähne, die bis

zum Kinne herabreichen, ein von grauem Barte gebürstetes Kinn, und zur Harmonirung mit allem dem . . . eine hübsche, kleine, hellblonde Perrücke mit niedlichen Locken a l'enfant. — Sehen Sie doch, das ist die Perle der drei Königreiche."

„Meine Einbildungskraft erheitert sich bei bei diesem Porträte," versetzte der Maler, den Kopf wegwendend; „aber die Einbildungskraft kann nichts so Häßliches schaffen, als gewisse Wirklichkeiten sind; deswegen würde ich diese Dame nicht anblicken, sollte sie mir auch auf den Fuß treten."

„Sie sagten doch," entgegnete ich, „daß die Natur nichts so Häßliches hervorbringe, nicht wahr?"

„Die Natur bringt nichts so Häßliches hervor, was nicht die Kunst verschönern, oder noch häßlicher machen könnte; je nachdem der Künstler ist. Jedes menschliche Wesen ist der Künstler seiner eigenen Person, im Moralischen und Physischen. Es zieht guten oder schlechten Vortheil daraus, je nachdem es auf dem wahren oder falschen Wege ist. Woher gibt es so viele manierirte Frauenzimmer, und sogar Männer? Dieß rührt von einer falschen Kenntniß seiner selbst her. Ich habe gesagt, daß das Schöne die Harmonie sey, und daß, da die Harmonie an der Spitze der Gesetze der Natur stehe, das Schöne in der Natur liege. Wenn wir diese natürliche Harmonie stören, bringen wir das Häßliche hervor, und die Natur scheint uns dann beizustehen, so beharrlich ist sie, das aufrecht zu erhalten, was ihre Regel ist, und was den Contrast erzeugt. Hernach klagen wir sie an, und doch sind wir die Unsinnigen und Schuldigen. Verstehen Sie mich, mein Fräulein?"

„Das klingt mir ein wenig abstrakt, ich gesteh's," antwortete Emma.

„Ich werde mich durch ein Beispiel erklären, gerade durch das Beispiel dessen, entgegnete der Künstler, „was uns zu unsern Betrachtungen über diesen Stoff veranlaßt. Ich sage Ihnen vorerst: es giebt nichts Häßliches in der Natur. Nehmen wir die menschliche Natur, um uns auf eine einzige Thatsache zu beschränken. Man ist übereingekommen, zu sagen, daß es abscheulich ist, alt zu werden, weil das Alter häßlich sei. Deswegen läßt die Frau ihre weißen Haare ausreißen, oder färbt sie; sie schminkt sich, um ihre Runzeln zu verbergen, oder sucht wenigstens durch den täuschenden Wiederstrahl glänzender Stoffe, über ihr verblaßtes Gesicht ein lebhaftes Colorit zu verbreiten.

„Zur Vermeidung einer langen Aufzählung von Toilettenkunstgriffen, werde ich dabei stehen bleiben, und sagen, daß man durch die Bemühung, die Zeichen des Alters verschwinden zu lassen, sie noch hartnäckiger und unversöhnlicher mache. Die Natur sträubt sich, das Alter erbittert sich, die Stirne erscheint runzeliger, und das Gesicht eckiger unter jenem Haare, dessen erborgte Farbe nicht mit dem wirklichen und unvertilgbaren Alter übereinstimmt. Die frischen und lebhaften Farben der Stoffe, die Blumen, die Diamanten auf der Haut, Alles, was glänzt, und den Blick auf sich zieht, macht das schon Verwelkte um so welker.

„Und dann, abgesehen von der physischen Wirkung sollte man doch auch auf den Eindruck denken, der auf unsere Augen gemacht wird. Diese Regelwidrigkeit ist unserer Beurtheilung anstößig. Wozu, fragen wir nun instinktmäßig, dieser Kampf gegen die göttlichen Gesetze? Wozu diesen Leib schmücken, als könnte er ein Gelüsten einflößen? Warum begnügt man sich nicht mit der Majestät des Alters, und mit der Achtung, die es gebietet, Blumen auf diesen kahlen oder weißen Köpfen! Welche Ironie! Welche Entweihung!

„Wohlan, dieser Abscheu, den das geschmückte Alter um sich her verbreitet, würde angenehmeren und schmeichelhafteren Gefühlen Platz machen, wenn es nicht versuchte, die Gesetze der Natur zu übertreten. Es giebt eine Toilette, es giebt einen Putz für die Alten beider Geschlechter. Betrachten Sie gewisse Porträte alter Meister, gewisse Männer mit weißem Barte von Rembrandt, gewisse Matronen von Van Dyck, mit ihrem langen Mieder von Seide oder schwarzem Sammet, ihre weißen Hauben, ihre Halskrausen, ihre züchtigen Schleier, ihre große und edle Stirne unbedeckt und imposant, ihre langen ehrwürdigen Hände, ihre schweren und reichen Ketten, diese Edelsteine, welche den Feststaat herausheben, ohne ihm sein strenges Aussehen zu entziehen.

„Ich verlange nicht, daß man durch sclavische Nachahmung jener Moden der vergangenen Zeit excentrisch werden müsse. Jedes Haschen nach Originalität würde für das Alter unschicklich sein. Aber verständige Sitten und logische Gewohnheiten würden in der Gesellschaft ähnlichen Gebräuchen Aufnahme verschaffen, und der gesunde Menschenverstand des Publikums bald für jedes Lebensalter ein Costüm hervorbringen, anstatt Trachten zur Unterscheidung der Stände zu ersinnen, wie man es schon zu lange gethan hat. Man trage mir auf, jene der Greise zu erfinden, zu denen ich selbst gehöre, und man wird sehen, daß ich viele von jenen Personen schön machen werde, die jetzt nur der Carricatur zum Vorbilde dienen können.

„Und mich vor Allem, der ich gezwungen bin, will ich nicht für einen Sonderling gelten und gegen Wohlanständigkeit verstoßen, in einem zu engen Kleide hier zu sein, mit einer Fußkleidung, die mich genirt, mit einer Cravatte, welche die spitzige Ecke meines Kinnes ausprägt, und mit einem Hemdkragen, der meine Runzeln zusammenrafft, würden Sie in einem schönen schwarzen Kleide sehen, oder in einem weiten und ehrenhaften Mantel, mit einem ehrwürdigen Mantel, mit bequemen Schuhen oder gefütterten Halbstiefeln, ganz in einem Anzuge der meinem natürlichen Aussehen entspräche, der Schwere meines Ganges, und meinem Bedürfnisse der Gemächlichkeit und des Ernstes. Und dann meine liebe Emma, würden Sie vielleicht sagen: „„das ist ein schöner Greis,““ anstatt daß Sie, indem Sie mich in Kleidern sehen, jenen meines Enkels ähnlich, zu sagen gezwungen sind: „„ah der garstige Greis!““

„Ich finde Sie zu aufrichtig gegen sich selbst und gegen die Andern,“ erwiederte Emma, nachdem sie über seine angenehmen Aeußerungen gelacht hatte. „Bedenken Sie doch, welche Wuth bei den Frauen ausbräche, wenn man sie zwänge, ihr Alter zu verrathen, indem sie mit fünfzig Jahren das Costüm trügen, welches Achtzigerinnen zukäme.

„Dieß würde sie verjüngen, ich schwör's Ihnen,“ fuhr er fort. „Uebrigens könnte man für jede zwanzig Jahre des Lebens ein verschiedenes Costüm erfinden. Lassen Sie mich Ihnen im Vorbeigehen sagen, daß die Frauen eine alberne Berechnung machen, indem sie ihren Geburtstag geheimnißvoll verhehlen. Wenn es einmal durch irgend eine (immer unvermeidliche) Indiscretion hergestellt ist, daß Sie in diesem Punkte gelogen haben, wär's auch nur um ein Jahr, so würde Ihnen die Bosheit der Leute deren mit vollen Händen geben: „„Ja, doch, dreißig Jahre?““ denkt man sich . . . „„eher vierzig. Sie sieht aus, als zähle sie fünfzig,““ sagt ein Anderer. Und ein Spaßvogel wird beifügen: „„vielleicht hundert!““ Was weiß man von einer Frau, die so geschickt ist, Alles an ihr zu bemänteln? Es dünkt mir, daß ich, wäre ich eine Frau, geschmeichelter sein würde, mit vierzig Jahren sehr gut erhalten zu sein, als sehr abgelebt mit dreißig. Ich weiß wohl, daß ich, wenn ich von einer Frau sagen höre, daß sie ihr Alter nicht gestehe, sie sogleich für alt, und sehr alt halte.“

„Hierin denk' ich wie Sie, sag' ich meinerseits; aber sprechen Sie wieder von Ihren Costümen mit uns. Würden Sie jenes nicht ändern, welches jetzt die jungen Personen tragen?“

„Ich bitte Sie sehr um Vergebung,“ erwiederte er, „ich finde es viel zu einfach; im Vergleiche mit jenem ihrer Mütter, das so verschwenderisch ist, empört es durch Knauserei. Ich finde zum Beispiele, daß Emma's Toilette jene eines Kindes ist, und ich wollte, daß sie vom fünfzehnten Jahre an mehr geputzt worden wäre, als sie es ist. Will man sie schon verjüngen? Sie bedarf es nicht. „„Es ist Sitte,““ sagt man, „„es ist guter Geschmack; die Einfachheit steht der Züchtigkeit des jungen Alters gut;““ ich will's zugeben; aber steht es denn nicht auch der mütterlichen Würde gut?

„Ferner sagt man zu den jungen Personen, um sie zu trösten: „„Wir bedürfen der Kunst und Ihr seid durch Eure natürlichen Reize hinlänglich geputzt.““ Ein sonderbares Beispiel, eine sonderbare Ansicht von Sittlichkeit und Moral! Und welch' ein Widersinn in den An-

gen des Künstlers! Da ist eine von Putz strahlende Matrone, und ihre schöne und reizende Tochter im Kleide der ersten Communion, fast in Nonnentracht! Und für wen also die Blumen und Diamanten, die reichen Stoffe und alle Schätze der Kunst und Natur, wenn nicht um die Schönheit zu schmücken? Wenn Sie die einfache und bescheidene Züchtigkeit loben, ist sie denn nur für die Jungfrauen da? Warum entziehen Sie sich denn so stolz den einzigen Reiz, der sie noch verschönern könnte? — Sie wollen jung erscheinen, und machen sich unbeschreiblich? Eine wunderliche Berechnung, ein unlösbares Räthsel!

„Die Frau, denken gewisse Unverschämte, soll wie eine Blume sein, die ihren Busen in dem Maße zeigt, als sie aufblüht. Wissen Sie denn selber nicht, daß die Frau nicht, wie die Rose, von der Schönheit zum Tode übergeht? Sie hat das Glück, nach dem Verluste ihres Glanzes, einen dauerhafteren Wohlduft, als jenen der Rosen, in sich zu bewahren."

Der Ball war zu Ende. Die Mutter und die Tante Emma's blieben bis zuletzt. Sie gingen, sich in dem Maße lustig machend und erkühnend, als die Aufregung und Anstrengung sie noch mehr verhäßlicht hatten. Emma war guter Laune, weil sie den Bannfluch über ihre Thorheit verkünden gehört. Nach der Entfernung des alten Künstlers unterhielt sie sich noch mit mir, und wurde so bitter und rachsüchtig in Worten, daß ich sie tief betrübt verließ. Schlechte Mütter, schlechte Töchter! Ist denn hier die Welt? sagte ich bei mir.

George Sand.

Philibert Lescale.

Skizze aus dem Leben eines jungen, echten Mannes in Paris.

Ich kannte ein wenig diesen jungen Herrn Lescale, der sechs Fuß maß; er war einer der reichsten Kaufleute in Paris; er hatte ein Comtoir in Marseille und mehrere Schiffe auf dem Meere. Er ist so eben gestorben. Dieser Mann war nicht traurig; aber wenn es ihm begegnete, an einem Tage zehn Worte zu sprechen, konnte man über Wunder schreien. Dennoch liebte er die Heiterkeit und that alles Mögliche, zu den Souper's geladen zu werden, die wir an den Sonnabenden veranstaltet hatten, und sehr geheim hielten. Er besaß Handelsinstinkt, und in einer zweifelhaften Sache würde ich ihn um Rath gefragt haben.

Sterbend erwies er mir die Ehre, mir einen Brief von drei Zeilen zu schreiben. Es handelte sich um einen jungen Mann, für den er sich interessirte, der aber seinen Namen nicht führte. Er hieß Philibert.

Sein Vater hatte zu ihm gesagt: „Thu, was „Du willst, es liegt wenig daran; ich werde „todt sein, wenn Du Dummheiten begehen „wirst. Du hast zwei Brüder; ich werde mein „Vermögen dem am wenigsten Dummen von „den Dreien vermachen, und den beiden Andern eine Rente von hundert Louisdor."

Philibert hatte in der Schulanstalt alle Preise davon getragen; aber als er sie verließ, wußte er nichts. Seitdem ist er drei Jahre lang Husar gewesen und zweimal nach Amerika gereiset. Zur Zeit der letzteren hielt er sich für verliebt in eine zweite Sängerin, die mir eine Erzspitzbübin scheint, sehr geeignet, ihren Liebhaber zum Schuldenmachen, dann zu Fälschungen und späterhin sogar zu einem hübschen kleinen Verbrechen zu bringen, das ihn direkt vor den Assisenhof führt. Dieß sagte ich dem Vater.

Herr Lescale ließ Philibert rufen, den er seit zwei Monaten nicht gesehen hatte.

„Wenn Du Paris verlassen und nach New-Orleans gehen willst," sagte er zu ihm, „geh'

ich Dir fünfzehntausend Francs, aber an Bord zahlbar, wo Du Supercargo *) sein wirst.

Der junge Mann reisete ab, und man leitete es so ein, daß mit seinem freien Willen sein Aufenthalt in Amerika länger, als die Glut seiner Leidenschaft dauern sollte.

Er wurde durch die Nachricht von dem Tode jenes armen Lescale zurückgerufen, der sich für 65 Jahre alt ausgab, und 79 zählte. In seinem Testamente anerkannte er seinen Sohn und hinterließ ihm vierzigtausend Livres Renten; überdieß, wenn er alle seine Besitzungen verkauft haben und völlig ruinirt sein wird, wird ihm einer von Lescale's Freunden immer am Ersten eines jeden Monats zweihundert Franks ausbezahlen, und dreihundert Franks, wenn er wegen Schulden im Gefängnisse sitzt.

Philibert besuchte mich; er sah sehr gerührt aus, und da er mich ernsthaft um Rath ersuchte, sagte ich zu ihm: „Bleiben Sie in Paris, meinetwegen; aber unter der Bedingung, daß Sie sich in die legitimistische Opposition werfen und immer Böses von der Regierung sagen, welche es auch sei. Nehmen Sie eine Demoiselle der Oper unter Ihren Schutz und suchen Sie sich nur halb zu ruiniren; wenn Sie dieß Alles thun, werde ich fortfahren, Sie zu besuchen, und in acht Jahren, wenn Sie zweiunddreißig zählen, werden Sie klug sein."

„Ich bin es von heute an, wenigstens in einer Beziehung," antwortete er mir. „Ich geb' Ihnen mein Ehrenwort, nie mehr als vierzigtausend Franks jährlich auszugeben. Aber warum soll ich mich in die Opposition werfen?"

„Die Rolle ist brillanter, und zudem geziemt sie demjenigen, der nichts nachzusuchen hat."

Diese Geschichte ist nicht wichtig; aber ich wollte sie mittheilen, weil sie genau wahr ist. Philibert hat Dummheiten begangen, aber im Grunde meine Rathschläge befolgt. Nur hat er im ersten Jahre sechzigtausend Franks durchgejagt; allein er schämt sich so darüber, daß ich denke, im heurigen werde er monatlich nicht über zweitausend Franks ausgeben.

Aus eigenem Antriebe hat er angefangen, Latein und Mathematik wieder zu lernen; er gedenkt einst auf einem ihm gehörigen Schiffe wieder nach Amerika zu segeln, Indien zu besuchen. Mit einem Worte, ungeachtet seines unvermutheten Vermögens, kann er ein sehr ausgezeichneter Mann werden, und wird eine gute Miene dazu machen, wenn er dies liest.

Ich habe ihm einige kleine Detailrathschläge von gutem Erfolge gegeben. Er wohnt in einer der abgelegensten Straßen der Vorstadt Saint-Germain und wird von den Portieren seines Quartiers sehr geschätzt. Er verwendet fünfzig Louisd'or auf Almosen; er hat nur drei Pferde, die jedoch selbst in England gehalt. Er ist in keiner Lesanstalt abonnirt und liest nie ein Buch, wenn es nicht ihm gehört und prächtig eingebunden ist. Er hat nur zwei Bediente, mit denen er niemals spricht, deren Lohn er aber jährlich um ein Viertheil erhöht.

Man hat ihn schon mehrmals wegen Heirathen ausholen lassen, worauf ich ihm erklärt habe, daß er meine Protection verlöre, wenn er vor dem sechsunddreißigsten Jahre heirathen würde. Ich hoffe immer, er werde irgend eine Dummheit begehen und fürchte, mich dabei zu betheiligen. Er ist sehr schön und sehr schwierigsam. Auf meinen Rath ist er immer schwarz gekleidet, als trüge er Trauer. Ich habe unter der Hand verbreitet, er sei untröstlich über den Tod einer Dame von Baton-Rouge nahe bei New-Orleans. Er hätte gern seine Oper-Geliebte weggethan, aber ich fürchte die Leidenschaften, und nöthige ihn, sie zu behalten.

Es gefällt ihm auf einem Landgute sehr wohl, vier Meilen von Compiegne, zu dessen Ankaufe ich ihn bewogen habe; dazu veranlaßte mich die gute Gesellschaft, nämlich der biedere Charakter von acht oder zehn benachbarten Schloßbesitzern. Alle Müßiggänger stimmen im Lobe des Herrn Lescale überein; er giebt viel Almosen und steht [illegible] Jedermann Vermögenen gleich. Er hat unbegreifliches Glück bei Damen gemacht; aber im Grunde kann er nur Eine lieben, die er monatlich zweimal auf der Bühne sieht. Er findet, daß das von andern Frauenzimmern ge-

*) Von spanischem sobre — über, und cargo — Ladung; ein Beamter der ostindischen Compagnie, beauftragt, eine Ladung zu überwachen, um ihren Verkauf und die Rückkehr zu besorgen. D. Ueb.

spielte Lustspiel ernsthaft und zugleich schal ist. Kurz, Philibert Lescale ist ein wohlerzogener Mann, und was man gewöhnlich einen liebenswürdigen Mann nennt.

NB. (Zwei Jahre später.) Ich habe Unrecht gehabt, den armen Philibert zu nöthigen, seine Sängerin zu behalten; er hat so eben ihretwegen ein Duell mit einem angeblichen russischen Fürsten gehabt, der ihm eine Kugel durch die Stirne schoß, woran er gestorben ist.

Der russische Fürst, welcher verschuldet, und übrigens weder Fürst noch Russe war, hat diese Gelegenheit begierig ergriffen, Frankreich und seine Viertelloge in der Oper zu verlassen.

Von Stendhal (Henri Beyle.)

Erste Liebe.

„Nichts hat mehr Herrschaft über uns, als unsere ersten Neigungen,“ sagt Virgil in seiner Georgika. Es ist noch kein Tag, kein Augenblick vergangen, worin dieses Sprüchwort nicht gedacht und wiederholt worden wäre. Warum sollte man nicht in seinem Herzen die Spur der ersten Liebe bewahren? Das Mittel, diesen so bezaubernden Wahnsinn aus seinem Gedächtnisse zu verwischen, diese wechselseitige Ergebung, diese einstimmige Uebereinstimmung zu Furcht und Hoffnung, zu Vergnügungen und Leiden? Man kann sich an die Abwesenheit des geliebten Gegenstandes gewöhnen, man kann selbst den gebieterischen Umständen nachgebend, auf immer darauf verzichten; aber, sobald man ihn ohne Hoffnung verloren hat, so erscheint er uns noch liebender und immer getreuer, mit einem einzigen Blicke das verschlingende Feuer anzufachen, das man schon erloschen glaubte; aber sobald er wieder mit einer verdienten Berühmtheit, ehrenvollen Dienstleistungen, einem großen Reichthum erscheint, so bedarf es mehr als einer menschlichen Kraft, um so vielen vereinigten Reitzen und diesem, allen Eigenschaften der Seele ohne Unterlaß gegebenen Sturme zu widerstehen. Es lebt nur eine Mutter in der Natur, die eines ähnlichen Opfers fähig war; und wie ein berühmter Dichter, der die Frauen genau kennt, sagt:

„Nur die mütterliche Liebe ist es,
„Die die Liebe selbst bekämpfen kann.“

Karoline Melval, Tochter eines Kriegskommissärs, wurde zu Rennes durch die genaue Freundschaft mit der Familie von Valmont, deren Chef Generalzahlmeister einer Militairdivision war, erzogen. Arthur, ältester Sohn des Herrn von Valmont, liebte Karolinen schon von der frühesten Kindheit an, und wurde durch Gegenliebe beglückt. Diese gegenseitige Zuneigung beglückte ihre Eltern, die schon seit langer Zeit durch gegenseitige Dienstleistungen einer gleichen Achtung und einer Gleichheit des Vermögens mit einander verbunden waren. — Sie sahen es mit Vergnügen, wie sich die beiden artigen Kinder immer einander aufsuchten, sich in ihrer Gegenwart jene Erklärungen, jene Versprechungen der Eintracht, der Beständigkeit machten, die anfänglich nur ein bloßer Scherz zu sein schienen; die aber oft in den jungen Herzen keimen, und auf immer darin Wurzel fassen. Arthur liebte Karolinen als Kind; er wurde entzückt und hingerissen, als das Alter der Jungfrau die Reitze die sie von der Natur empfangen hatte, zu entwickeln begann. Er betete sie an, als die Epoche, in welcher der Charakter ausgebildet, die Reitze der Anmuth und die hohe Schönheit erreicht hatte.

Karoline war es, die ihn in seinen Studien, in seiner Laufbahn als Seemann, in die ihn Herr v. Valmont in seinem sechszehnten Jahre eintreten ließ, beseelte; sie war es ferner, die in seiner Seele das Verlangen anfachte, sich

auszuzeichnen und seiner Familie den alten Glanz, den sie durch die politischen Unruhen und durch Unglücksfälle verloren hatte, wieder zu erkämpfen. Sie war es endlich, die sich unaufhörlich dem Gedanken Arthurs darstellte, seinen edlen Wetteifer entflammte, ihn zu einem hohen Ruhm reizte, ihn zu so schönen Waffenthaten begeisterte, die er in seinem fünfundzwanzigsten Jahre vollbrachte, und ihn zum Garde Lieutenant des Schiffes erhoben. Diesen Rang hatten Herr von Valmont und Karoline selbst abwarten wollen, ehe sie ihn mit einer so zarten und beständigen Liebe krönen wollten. Arthur zögerte nicht nach Rennes zu kommen, wo ihn sein Vater, und besonders die auf seine Vorzüge so stolze und glückliche Freundin, die ihn so schnell gehoben hatten, ihre Hand zu verdienen, mit Ungeduld erwarteten. Er kam an, und trug auf seinem ausdrucksvollen Gesichte jene männlichen und charaktervollen Züge eines ausgezeichneten Seemannes, so wie in seiner ganzen Gestalt diese imposante Stellung eines, seinem Vaterlande schon so theuern Helden; aber unter diesem kriegerischen Aeußern bemerkte man eine ritterliche Anmuth und diesen ausdrucksvollen Reiz, der die Liebe reizt und das Vertrauen gewinnt. Seine Blicke suchten mitten unter den geliebten Wesen, die ihn umgaben, Karolinen, verweilten auf ihr und schienen ihr zu sagen: „Dir habe ich meinen Ruhm zu verdanken und dafür will ich dir das Glück des Lebens darbieten."

Alles war bald für diese so gewünschte Verbindung einig, und schon war der feierliche Tag bestimmt, als Herr von Valmont, auf dessen Zügen schon einige Zeit der Ausdruck eines innern Kummers, eines geheimen Leidens lag, plötzlich an einem Schlagflusse starb und seinem Sohne nur noch diese letzten Worte sagen konnte: „Ich überlasse es Dir, ein Verbrechen wieder gut zu machen ... beklage mich theurer Arthur ..., und fluche nicht meinem Andenken!"

Bei diesem tiefen Schmerze, den der Tod des geliebten Vaters hervorbrachte, ergriff doch die Valmontsche Familie durch die letzten Worte des Sterbenden ein Schrecken; „Ein Verbrechen wieder gut zu machen! ... sagte Arthur zu sich selbst, indem er dieses schreckliche Geheimniß zu entschleiern suchte. Wie kann es sein, daß ein Vater, dessen Sitten so rein waren, dessen Betragen jederzeit untadelhaft schien, mir auferlegt, ein Verbrechen wieder gut zu machen, und die Furcht mit in das Grab zu nehmen, daß man sein Andenken verfluche?" Dieses Geheimniß wurde bald entdeckt: Herr von Valmont, Verwalter beträchtlicher Summen, die er unter das Militair aller Garde, bei einer der bedeutendsten Militair-Abtheilungen Frankreichs, zu vertheilen beauftragt war, hatte aus dieser Kasse 200,000 Franks entnommen, um die Ehre und das Leben eines seiner nächsten Verwandten, der sie ihm in drei Monaten wieder geben sollte, zu retten.

Diese Wiedererstattung fand nicht statt: theilweises Entlehnen mit großen Interessen hatten, dem Anscheine nach, dieses Deficit aufgehäuft; aber doch wurde bei aller Vorsicht, die Herr von Valmont angewendet hatte, diese Verletzung dem Kriegsminister bekannt. Ungeachtet der großen Achtung, die dieser schon lange für Herrn von Valmont hegte, war er doch genöthigt, eine strenge Pflicht zu erfüllen und seine Absetzung auszusprechen, die er doch noch einen Monat geheim hielt, um ihm Zeit zu geben, das Geld wieder zu ersetzen und die kriminellen Verfolgungen, die seine Ehre und selbst seine Familie compromittiren könnten, zu verhindern. Der schreckliche Termin ging zu Ende und der unbesonnene Schuldner fand keinen Freund, der das für ihn thun wollte, was er für den undankbaren Urheber aller seiner Leiden gethan hatte, und verfiel daher in einen tiefen Gram, der ihn in das Grab stürzte. Schreckliche Lehre! Unglücklicherweise ein Beispiel, das bei den Verwaltern öffentlicher Gelder sehr häufig ist und die nie vergessen sollten, daß der Schlüssel ihrer Kasse mit einemmale ihre Ruhe, ihre Ehre, ihre und ihrer Familie Existenz verschließt!

Bei der Inventur, die nach Valmonts Tode gemacht wurde, fand man die Verschreibung der 200,000 Franken, die er seinem Verwandten geliehen hatte; diese bewies wenigstens nur den Mißbrauch des Vertrauens; aber der

schlechte Verwandte, selbst in seinen ehrgeizigen Plänen betrogen, hatte die Bretagne verlassen, ohne seinen Wohlthäter davon zu benachrichtigen und ohne etwas zurückzulassen, das den ungeheuern Verlust, den er ihm zufügte, gut machen konnte. Die unglückliche Valmont'sche Familie konnte sich daher den Verfolgungen der Regierung von Frankreich nicht entziehen; sie sah sich von allem was sie besaß, entblößt und Valmonts Name wurde unter die ungetreuen Diener und unvermögenden Schuldner geworfen. Die unvorhergesehene Katastrophe brachte den jungen Arthur in Verzweiflung. Er zerriß sogleich das glänzende Band Hymens, das er zu binden im Begriff stand. Das untadelhafte Betragen von Karolinens Vater, und seine ängstliche Strenge in seinen Funktionen, als Kriegskommissär, erlaubten keine Heirath, die als entehrend betrachtet werden konnte. Arthur hatte daher den Muth, dem Fräulein Melval sein Wort zurückzugeben, und ihr auf ewig Lebewohl zu sagen; und als er seiner Familie diejenige Unterstützung und den Trost gereicht hatte, die er nur vermochte, begab er sich an Bord, wo ihn neue Kränkungen erwarteten. Das Gerücht des Falliments des Herrn von Valmont hatte sich in ganz Bretagne verbreitet. Die Verläumdung schilderte den Unverstand dieses Generalzahlmeisters als eine vorsätzliche Treulosigkeit, in der Hoffnung sich dadurch zu bereichern. Man legte ihm geheime Verbindungen mit Wucherern bei; man ging selbst so weit das schändliche Mittel von seiner Familie unter dem Vorwand wegzubringen, daß sie in den Manipulationen dieses entflohenen Agenten Hülfsmittel gefunden habe.

Diese Gerüchte drangen bis nach Brest. Das Corps der Marine, das aus Offizieren ohne Tadel und von berühmten Namen bestand, schämte sich den Sohn eines verstorbenen insolventen Mannes, eines untreuen Verwalters unter sich. Man liebte Arthur von Valmont, man schätzte seine ritterlichen Eigenschaften, man sprach selbst von seinen schönen Heldenthaten; allein man wollte nicht mehr mit ihm jenen herzlichen, freundschaftlichen Händedruck, den vertraulichen Umgang, der die Tapfern mit einander verbindet und sie zu einer Familie verschmilzt, wechseln und hegen. Arthur bemerkte dieß. Zu stolz in seinem Unglück, um den Gedanken zu ertragen, nicht mehr von denen geachtet zu werden, die früher lange nach seiner Freundschaft gestrebt hätten, denen er mehr wie einmal auf dem Wege der Ehre beigestanden hatte, nahm er als Schiffslieutenant seine Dimission, und schiffte sich nach den beiden Indien ein, mit der Sehnsucht, den Fehler seines Vaters wieder gut zu machen und sein Andenken wieder in den vorigen Ruf zu bringen, indem er einst das wieder bezahlte, was das blinde Vertrauen des Letztern dem Staate geraubt hatte.

Mehrere Jahre verflossen; Karoline Melval theilte alle Leiden mit der Valmont'schen Familie; sie unterließ nicht, ihr Beweise ihrer Anhänglichkeit zu geben und sie gegen die grausame Beschuldigungen, die man im Publikum gegen ihre Ehre hegte, zu vertheidigen.

Sie folgte ihrem Arthur in Gedanken und bat den Himmel, seinen Muth zu unterstützen, und zweifelte nicht, ihn mit allen den Mitteln zurückkommen zu sehen, um damit die Unglücksfälle wieder gut zu machen, die ihr selbst das Glück ihres Lebens kosteten. Es war umsonst, daß Arthur die Großmuth gehabt hatte, ihr Versprechen zurück, ihre Hand frei zu geben, sie betrachtete sich, als seine Verlobte; sie floh die Gesellschaft und ihre Vergnügungen; sie widmete sich ganz den Sorgen für ihren Vater, dessen Gesicht sich durch das übermäßige Arbeiten schwächte. Wittwer, und ohne andere Kinder, als nur Karolinen, war sie seine einzige Stütze, der Trost seines Alters. Nie sprach er mit ihr von Arthur, und wenn sie selbst, hingerissen durch das unwiderstehliche Bedürfniß, ihr Herz auszuschütten, den Reiz der ersten Gefühle schilderte, Hymens Altar bezeichnete, den die Liebe schon mit Blumen geziert hatte, ergriff Herr Melval lebhaft eine Hand seiner Tochter und rief mit einer Freude, die sie in Verzweiflung brachte: „Glücklicherweise hast Du dein Versprechen zurückgegeben!" Diese Worte, und der Ton mit dem er sie ausgesprochen hatte, erregten in Karolinen ein Schaudern, und deuteten ihr klar, daß ihr Vater andere Heirathsvorschläge habe.

Unter den Leuten die auf dem Bürrau des Herrn von Melval arbeiteten, befand sich ein Unter-Kriegskommissär Namens Norvins. — Er war Arthurs Schulfreund und beklagte sein Unglück aufrichtig, sprach nie anders von ihm, als mit dem Interesse, das man gegen den hegt, den man achtet. Norvins war fünf und dreißig Jahre alt; das Studium und Arbeit waren von jeher seine einzige Leidenschaft. Sein Blick war lange nicht so durchdringend wie der von Arthur, allein man fand darin den Spiegel einer reinen und sanften Seele.

Nie entschlüpfte seinen bescheidenen Lippen ein Scherz, und wenn ja zuweilen ein muthwilliges Lächeln einen Augenblick auf seinem Gesichte glänzte, so war es schnell durch den Ernst des Nachdenkens wieder verlöscht. Seine Person war nicht geziert, aber auch nicht linkisch: er war mit einem Worte ein moderner Weise, ein wahrer Freund, solid, ohne Umschweife, ohne Nachdruck im Reden, aber bereit, Blut und Leben für die, so er liebte, hinzugeben. Man konnte nicht sagen, wenn man ihn sah, daß er liebenswürdig, aber man mußte sich gestehen, daß er ein redlicher Mensch sei.

Ein solcher Charakter stand mit dem des Herrn Melval in vollkommner Uebereinstimmung, der sich auch immer mehr und mehr an seinen Mitgehülfen anschloß. Er vertraute ihm beinahe die ganze Leitung seiner Verwaltung an; er fand in ihm diesen brennenden Eifer, diese Promptheit der Ausführung und besonders diese strenge Redlichkeit, die so nothwendig in der richtigen Vertheilung der Bedürfnisse ist, die nach dem Willen des Königs, den Soldaten gereicht werden sollen.

Malvils Gesicht wurde unterdessen immer schwächer, und ohne Norvins wäre er genöthigt gewesen, sein Amt als Kriegs-Commissär, dessen Ertrag beinahe sein ganzes Vermögen ausmachte, niederzulegen. Die Erkenntlichkeit zog unvermerkt das Band der Freundschaft immer enger zusammen; selbst Karoline konnte dem treuen Freunde ihres Vaters, der ihn in seine Arbeiten stellte, und ihm dadurch eine ehrenvolle Existenz erhielt, ihre Achtung nicht versagen. Mehr als einmal hatte ihm Melval angeboten, die beträchtlichen Nebeneinkünfte des Amtes mit ihm zu theilen; aber obgleich Norvins ohne Vermögen war, so wieß er doch beständig solche Anerbietungen, die sein Zartgefühl verwundeten, ab; die Stelle als Unterkriegs-Kommissär genügte seinem Ehrgeitze.

Bald wurde Melval von einer gänzlichen Blindheit befallen, und wegen der hohen Achtung, die er im Ministerium genoß, erhielt er den Befehl, sich seinen Nachfolger selbst zu wählen. Er bezeichnet Norvins als solchen, dessen Verdienste und Dienstleistungen ihn einer solchen Belohnung würdig machten. Norvins nahm diese Stelle unter der Bedingung an, daß sein Freund, sein Wohlthäter, die Honorare dieses einträthlichen Postens mit ihm theilen müsse. Herr Melval, der vorher Norvins zur Annahme des nämlichen Antheils nicht bewegen konnte, glaubte jetzt auch dessen Anerbieten ausschlagen zu müssen. Seine Zurückgezogenheit und seine einfache Lebensweise, sagte er, seien hinreichend, um mit seiner Tochter von dem Wenigen das er besitze, zu leben. Diese, deren Einfachheit für die Erhabenheit ihrer Seele bürgte, unterstützte ihren Vater in seiner edeln Weigerung mit so viel Nachdruck, daß sie fürchtete, Norvins zu viele Erkenntlichkeit seiner Rechte zu geben; aber dieser bestand von Neuem auf einer Theilnahme, die er zur Existenz des ehrwürdigen Blinden gerecht und nothwendig glaubte; er erklärte selbst, daß er die Stelle ohne diese Bedingung nicht annehmen werde, und sie der Disposition des Ministeriums überlassen müsse. —

Nun wohl, sagte ihm Melval in Gegenwart von Karolinen, es giebt blos ein Mittel, uns mit Ihrem und meinem Interesse zu vereinigen und zu verschmelzen: heirathen Sie meine Tochter, durch dieses glückliche Band werden Sie die Ruhe meines Alters sichern und dadurch meine theuerste Hoffnung erfüllen und so folgen Sie mir in einer Stelle, zu der Sie die heiligsten Rechte haben.

Bei diesem Vorschlage heftete Norvins seine Blicke auf Karolinen, unbeweglich und zitternd, und bat sie, die Antwort die er zu erwarten habe, selbst zu diktiren. Sie suchte, schwieg einen Augenblick und sammelte sich; sie wagte

es, ihren Vater daran zu erinnern, daß ganz Rennes sie als die Verlobte des Sohnes des unglücklichen Valmont betrachte.

„Aber,“ erwiederte Melval heftig, „als Arthur abreiste, gab er Dir Dein Versprechen zurück und die Freiheit, über Deine Hand zu verfügen.“

„Soll man ihn denn, da er großmüthig war, sagte Norvins, soll man ihn denn erdrücken, das Unglück mißbrauchen, das ihn verfolgt?“

„Aber es sind ja schon drei Jahre, daß er sich eingeschifft, und beinahe zwei, daß man keine Nachrichten von ihm hat; versprechen Sie mir, lieber Norvins, daß, wenn noch ein Jahr vorübergeht, Sie mich nicht in das Grab steigen lassen, ohne mir den Trost gegeben zu haben, die Stütze meiner Tochter und der treue Gefährte ihrer Schicksale zu werden; versprechen Sie mir, in einem Jahre ihr Gemahl zu sein?“

„Ich verspreche,“ antwortete er, „nur dann der Fräulein Melval anzugehören, wenn sie mich selbst würdigen wird, mich um sie bei ihrem Vater zu bewerben.“ Bei diesen Worten ging er fort.

Karoline, bewegt und nachdenkend, konnte sich nicht enthalten, ihm mit ihren Augen zu folgen, und ihr Blick schien zu sagen, daß nach Arthur, er der einzige Mann sei, der ihrer Liebe würdig wäre.

Das kommende Jahr verfloß, und der würdige Melval, den die Blindheit noch trauriger machte als es wirklich schien, besonders in Hinsicht seiner Tochter, fühlte, daß sich das Ende seiner Laufbahn nahe; Arthur, kam nicht allein nicht wieder, sondern gab nicht einmal ein Lebenszeichen von sich, und seine betrübte Familie fing auch an zu zweifeln, ihn je wieder zu sehen. Eines Morgens trat Karoline in das Zimmer ihres Vaters um ihm die Sorgen ihrer kindlichen Liebe zu widmen und fand ihn kraftlos und kaum athmend; seinen Augen, obgleich dem Tageslicht verschleiert, entrollten häufige Thränen. Sie ging zu ihm, drückte ihn in ihre Arme, und frug ihn um die Ursache seiner Niedergeschlagenheit. „Ich werde Dich verlassen, antwortete ihr der Greis, der Tod hat nichts Schreckliches für mich, aber der Gedanke, Dich auf dieser Erde allein zurücklassen zu müssen.

„O, mein Vater!“ schrie Karoline, „ich verstehe Sie und gehorche Ihnen. Wenn die Liebe heilige Rechte hat, so sind die der Natur unwiderstehlich...“

Als sie so sprach, trat Norvins, durch das Geräusch, das er gehört hatte, gereizt, herein. „Kommen Sie, kommen Sie!“ rief ihm Karoline mit dem Ausdruck eines hingebenden Herzens entgegen; „alles muß den Wünschen und dem Willen eines Vaters nachgeben: kommen Sie, daß ich Ihnen meine Hand biete.“

„Das Jahr ist verflossen,“ rief der Greis, indem er alle seine Kräfte zusammenraffte; „Norvins, denken Sie an Ihr Versprechen!“ Norvins fiel darauf vor Karolinen auf die Knie, und zum erstenmale ergriff er ihre Hand und bedeckte sie mit ehrerbietigen Küssen. — Melval sah endlich seine heißesten Wünsche in Erfüllung gehen.

Die Hochzeit wurde ohne allen Glanz und Pomp gefeiert: an dem Krankenbette des Greises sprach der Prediger die heiligen Worte der Weihe, und Karoline schien, ohngeachtet der Unruhe ihres Innern, den Eid ohne Zwang auszusprechen. —

Amor wird vielleicht darüber murren, aber die Macht der Begebenheiten, die Befehle, die Wünsche eines sterbenden Vaters, eine zweifelhafte Zukunft, die Bürgschaft eines wahren und dauerhaften Glücks, alles vereinigte sich, diese Verbindung schicklich und wohl gewählt zu machen. Wenn der unruhige, erstaunte Hymen seinen Altar nicht mit Blumen geschmückt sieht, so wird er doch wenigstens einen reinen Weihrauch darauf finden, und das Feuer seiner Fackel wird sich nach und nach entzünden, wird die erschöpften Kräfte eines geliebten Vaters, eines ehrwürdigen Greises beleben.

Melval hatte noch das Glück, sich in einem Enkel wieder aufleben zu sehen, der Karl genannt wurde, und ihm noch sterbend seinen Segen zu ertheilen. Die Achtung, welche er in der seiner Sorgfalt anvertrauten Militair-Division genoß, wurde das Erbtheil seines würdigen Nachfolgers.

Norvins ward seit mehreren Jahren als der

treueste Geschäftsmann, als der redlichste Mensch gepriesen. Karoline war selbst über die Anhänglichkeit, die sie gegen ihn hegte, erstaunt, und ihre Fesseln erschienen nie leichter, als seit ihrer Heirath.

Arthur hatte seiner Familie nicht das geringste Lebenszeichen von sich gegeben; dieses traurige Stillschweigen von beinahe acht Jahren ließ vermuthen, daß dieser Unglückliche in seinen Projekten untergegangen, und durch den edlen Ehrgeitz, die Schulden seines Vaters zu bezahlen, betrogen, unterliegen haben müssen, sei es in den Gefahren, denen er auf dem weiten Meere getrotzt, oder den Beschwerlichkeiten der Arbeiten, die er unternommen hatte. Madame Norvins, mit allen Genüssen der Gattin und Mutter umgeben, ohne den aus dem Herzen zu verlöschen, der es zuerst eingenommen hatte, litt weniger in seiner Abwesenheit, und konnte nicht die Macht begreifen, die ihr Mann über sie errungen hatte.

Nachdem Norvins sie gezwungen, sie zu achten, hatte er es auch nach und nach dahin gebracht, daß sie ihn liebenswürdig fand. Freilich war es nicht jener Geist, jene Anmuth und jener unbegränzte Reiz des Arthur von Valmont, aber es war eine Gleichheit des Charakters ohne Eintönigkeit, ein fester Willen ohne Despotismus, eine tiefe Gelehrsamkeit, einen durch Studium gebildeten Geschmack und besonders ein gränzenloses Vertrauen, eine immerwährende Güte

Dieses häusliche Glück, das Karoline genoß, ward noch durch den kleinen Karl vermehrt, der täglich mehr das lebhafte Bild seines Vaters wurde. Er hatte seine Züge, seinen Blick, seinen Gang und seine Sprache. Schon von ihm auf dem ersten Pfade seines Lebens geleitet, zeigte er, daß er einst alle seine Eigenschaften in sich vereinigen werde. Er war lernbegierig, zuvorkommend, bescheiden, und Norvins übernahm es selbst, ihn in seinen Studien zu leiten, als eine Unvorsichtigkeit, die er aus übertriebenem Eifer beging, den Gang einer so reinen Glückseligkeit unterbrach.

Durch seine Pflicht, noch mehr aber durch seine eigene Neigung berufen, in einem strengen Winter, die verschiedenen Garnisons, die seiner Aufsicht anvertraut waren, zu besuchen, fiel er vom Pferde, und dieser Unfall, der ihm anfangs von keinen nachtheiligen Folgen zu sein schien, raubte ihn bald seiner Familie, seinen zahlreichen Freunden.

Es ist doch sehr wahr, daß ein so neidisches Geschick nie zuläßt, daß ein vollkommenes Glück lange auf Erden bestehe.

Madame Norvins verlor nicht allein in ihrem Gatten den Vater ihres Kindes und den besten der Männer; aber mit ihm eine ehrenvolle Existenz, die sich jetzt nur allein auf den geringen Nachlaß ihres Vaters beschränkte. Sie mußte nun die seitherige Wohnung verlassen, und beinahe alle ihre Leute verabschieden, sich mit einer kleinen Wittwenwohnung und dem einfachsten Leben beschränken, um die Ausgaben, die die Erziehung ihres Sohnes, den sie auf das Lyceum gethan hatte, nothwendig machten, zu bestreiten. Dieser herrliche Knabe wurde täglich seiner Mutter immer werther. Sie konnte nicht ermüden, ihre Blicke beständig auf ihn zu heften und zu ihm zu sagen, indem sie ihn mit den zartesten Liebkosungen überhäufte: „Armes Kind! welchen großen Verlust haben wir beide erlitten! aber der Deinige ist noch größer, und ich muß nur daran denken ihn wieder gut zu machen. O mein Sohn, betrachte mich unaufhörlich; laß mich oft Deine liebe Stimme hören, deren Ausdruck so leicht zu meinem Herzen dringt, und ich denke dann dabei, daß Dein Vater noch lebe.“

(Schluß folgt.)



Poetisches.

Kolumbus.

„Was willst du, Fernando, so trüb und bleich?
Du bringst mir traurige Mähr!“
„Ach edler Feldherr, bereitet Euch!
Nicht länger bezähm' ich das Heer!
Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will,
So seid Ihr ein Opfer der Wuth;
Sie fordern laut wie Sturmgebrüll,
Des Feldherrn heilig's Blut.

Und eh' noch dem Ritter das Wort entfloh'n,
Da drängt die Menge sich nach,
Da stürmten die Krieger, die wüthenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach.
Verzweiflung im wilden, verlöschenden Blick,
Auf bleichen Gesichtern der Tod.—
„Verräther! wo ist nun dein gleißendes Glück?
Jetzt rett' uns vom Gipfel der Noth!

Du gibst uns nicht Speise, so gib uns denn Blut!“
Laut rief das entzügelte Heer.—
Sanft stellte der Große den Felsenmuth
Entgegen dem stürmenden Meer:
Befriedigt mein Blut euch, so nehmt es und lebt
Doch bis noch ein einziges Mal
Die Sonne dem feurigen Osten entschwebt,
Vergönnt mir den segnenden Strahl!

Beleuchtet der Morgen kein rettend Gestad',
So biet' ich dem Tode mich gern,
Bis dahin verfolgt noch den muthigen Pfad,
Und trauet der Hülfe des Herrn!“
Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick,
Besiegte noch einmal die Wuth.
Sie wichen vom Haupte des Führers zurück
Und schonten sein heil'ges Blut.

„„Wohlan denn! es sei noch! doch hebt sich der Strahl
Und zeigt uns kein rettendes Land,
So siehst du die Sonne zum letzten Mal!
So zittre der strafenden Hand!““
Beschlossen war also der eiserne Bund;
Die Schrecklichen kehrten zurück.—
Es thue der leuchtende Morgen nun kund
Des duldenden Helden Geschick!

Die Sonne sank, der Tag entwich;
Des Helden Brust ward schwer;
Der Kiel durchrauschte schauerlich
Das weite wüste Meer.
Die Sterne zogen still herauf,
Doch ach! kein Hoffnungsstern!
Und von des Schiffes ödem Lauf
Blieb Land und Rettung fern.

Vom Trost des süßen Schlafs verbannt,
Die Brust voll Gram durchwacht,
Nach Westen blickend unverwandt,
Der Held die düstre Nacht.
„Nach Westen, o nach Westen hin
Beflügle dich, mein Kiel!
Dich grüßt noch sterbend Herz und Sinn,
Du meiner Sehnsucht Ziel!

Doch mild' o Gott von Himmelshöh'n
Blick' auf mein Volk herab!
Laßt nicht sie trostlos untergeh'n
Im wüsten Fluthengrab!“
Es sprach's der Held, von Mitleid weich;—
Da horch! welch' eiliger Tritt?
„Noch ein Mal, Fernando, so trüb und bleich?
Was bringt dein bebender Schritt?“

„„Ach, edler Feldherr, es ist gescheh'n!
Jetzt hebt sich der östliche Strahl.““
„Sei ruhig mein Lieber, von himmlischen Höh'n
Entwand sich der leuchtende Strahl.
Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol;
Mir lenkt sie zum Tode die Bahn.“
„„Leb wohl denn, mein Feldherr! leb ewig wohl
Ich höre die Schrecklichen nah'n!““

Und eh' noch dem Ritter das Wort entfloh'n,
Da drängte die Menge sich nach;
Da stürmten die Krieger, die wüthenden schon
Gleich Wogen in's stille Gemach.
„Ich weiß was ihr fordert, und bin bereit;
Ja, werft mich in's schäumende Meer;
Doch wisset, das rettende Ziel ist nicht weit!
Gott schütze dich, irrendes Heer!“

Dumpf klirrten die Schwerter, ein wüstes Geschrei
Erfüllte mit Grausen die Luft;
Der edle bereitet sich still und frei
Zum Weg in die fluthende Gruft.
Zerrissen war jedes geheiligte Band;
Schon sah sich zum schwindelnden Rand
Der treffliche Führer gerissen; Und? Land——
Land! rief es, und donnert' es, Land!

Ein glänzender Streifen mit Purpur gemalt,
Erschien dem beflügelten Blick;
Vom Golde der steigenden Sonne bestrahlt,
Erhob sich das winkende Glück;
Was kaum noch geahnet der zagende Sinn,
Was muthvoll der Große gedacht; — —
Sie stürzten zu Füßen des Herrlichen hin, —
Und priesen die göttliche Macht.

Die Lilie.

Sinnend schritt ich durch den Garten,
Von manch' altem Bild erfüllt;
Auf die Sterne wollt' ich warten
Die die trübe Nacht verhüllt.
Schwarze Wolken hingen nieder
Zu der fernen Berge Saum,
Und der Vögel Abendlieder
Tönten, wie im leisen Traum.

Horch', da stiegen sanfte Laute
Aus dem Blumenbeet hervor,
Und die weiße Lilie schaute
Mild und licht zu mir empor.
Duftend dann und düsterer tauchte
Sich ihr Kelch in kühlen Thau,
Und die süße Stimme hauchte
Klagend durch die dunkle Au:

„Hyacinth, du lieber Knabe,
Bist du wieder mir entfloh'n?
Ruhest wiederum im Grabe,
Schönen Frühlings schönster Sohn?
Ach, auf fruchtlos langer Reise
Folg' ich dir, ein scheues Kind,
Durch des Jahres flücht'ge Kreise,
Hyacinth!

Ahnen kann ich deine Nähe,
Mich umweht dein süßer Duft,
Mächtig streb' ich in die Höhe
Aus der Knospe grüner Gruft;

Doch vom Zauber streng befangen,
Kann ich dann, ein schwaches Kind,
Nie zu dir empor gelangen,
Hyacinth!

Immer seh'n und nicht erreichen,
Was die Seele lieben muß
Mälig nah'n und rasch entweichen,
Das ist, o Natur! dein Schluß.
Laß nach ewigem Verderben
Einmal nur dein armes Kind
Mit ihm leben, mit ihm sterben,
Hyacinth!"

Also sang die Schmerzenreiche,
Aufgelöst in weher Lust,
Und das Haupt, das duftend bleiche,
Barg sie an der Rose Brust.
Stille war's im dunkeln Garten,
Und die Lüfte wehten lind,
Und die hohen Bäume starrten
Traurig auf das arme Kind.

Schnelle Vögel sangen's wieder,
Was die schöne Blume litt,
Sternlein blickten fromm hernieder,
Und die Wolken weineen mit.
Um mich tönt' es fern und lange,
Durch den lauen Abendwind,
Mit der Liebe vollstem Klange
Sehnend, klagend: Hyacinth!

Graf Eberhard, der Rauschebart.

Ist denn im Schwabenland verschollen aller Sang,
Wo einst so hell vom Staufen die Ritterharfe klang?
Und wenn er nicht verschollen, warum vergißt er ganz
Der tapfern Väter Thaten, der alten Waffen Glanz?

Man lispelt leichte Liedchen, man spitzt manch Sinngedicht,
Man höhnt die holden Frauen, des alten Liedes Licht;
Wo rüstig Heldenleben längst auf Beschwörung lauscht,
Da trippelt man vorüber, und schauert, wenn es rauscht.

Brich denn aus deinem Sarge, steig aus dem düstern Chor
Mit deinem Heldensohne, du Rauschebart hervor!
Du schlugst dich unverwüstlich noch greise Jahr' entlang,
Brich auch durch unsre Zeiten mit hellem Schwerteskiang!

Der Ueberfall im Wildbad.

In schönen Sommertagen, wann lau die Lüfte weh'n,
Die Wälder lustig grünen, die Gärten blühend steh'n,
Da ritt aus Stuttgarts Thoren ein Held von stolzer Art,
Graf Eberhard der Greiner, der alte Rauschebart. —

Mit wenig Edelknechten zieht er in's Land hinaus,
Er trägt nicht Helm, noch Panzer, nicht geht's auf blut'gen Strauß,
In's Wildbad will er reiten, wo heiß ein Quell entspringt,
Der Sieche heilt und kräftigt, der Greise wieder jüngt.

Zu Hirsau bei dem Abte, da kehrt der Ritter ein,
Und trinkt bei Orgelschalle den kühlen Klosterwein.
Dann gehts durch Tannenwälder in's grüne Thal gesprengt,
Wo durch ihr Felsenbette die Enz sich rauschend drängt.

Zu Wildbad an dem Markte, da steht ein stattlich Haus,
Es hängt daran zum Zeichen ein blanker Spieß heraus.
Dort steigt der Graf vom Rosse, dort hält er gute Rast,
Den Quell besucht er täglich, der ritterliche Gast.

Wenn er sich dann entkleidet und wenig ausgeruht
Und sein Gebet gesprochen, so steigt er in die Fluth;
Er setzt sich stets zur Stelle, wo aus dem Felsenspalt
Am heißesten u. vollsten der edle Sprudel wallt.

Ein angeschoßner Eber, der sich die Wunde wusch,
Verrieth voreinst den Jägern den Quell in Kluft und Busch:
Nun ist's dem alten Recken ein lieber Zeitvertreib,
Zu waschen und zu strecken, den narbenvollen Leib.

Da kommt einsmals gesprungen sein jüngster Edelknab':
„Herr Graf! es zieht ein Haufe das ob're Thal herab.
Sie tragen schwere Kolben, der Hauptmann führt im Schild
Ein Röslein roth von Golde und einen Eberwild."

„„Mein Sohn, das sind die Schlegler, die schlagen kräftig drein, —
Gib mir den Leibrock, Junge! — das ist der Eberstein,
Ich kenne wohl den Eber, er hat so grimmen Zorn;
Ich kenne wohl die Rose, sie führt so scharfen Dorn.""

Da kommt ein armer Hirte in athemlosen Lauf:
„Herr Graf, es zieht 'ne Rotte das untre Thal herauf.
Der Hauptmann führt drei Beile, sein Rüstzeug glänzt und gleißt,
Daß mir's wie Wetterleuchten, noch in den Augen beißt."

„„Das ist der Wunnensteiner, der gleißend' Wolf genannt, —
Gib mir den Mantel, Knabe! — der Glanz ist mir bekannt,
Er bringt mir wenig Wonne, die Beile hauen gut, —
Bind mir das Schwert zur Seite! — der Wolf, der lechzt nach Blut.

Ein Mägdlein mag man schrecken, das sich im Bade schmiegt,
Das ist ein lustig Necken, das Niemand Schaden fügt,
Wird aber überfallen ein alter Kriegesheld,
Dann gilt's, wenn nicht sein Leben, doch schweres Lösegeld.""

Da spricht der arme Hirte: „Deß mag noch werden Rath,
Ich weiß geheime Wege, die noch kein Mensch betrat.
Kein Roß mag sie ersteigen, nur Geißen klettern dort;
Wollt Ihr sogleich mir folgen, ich bring' Euch sicher fort."

Sie klimmen durch das Dickicht den steilsten Berg hinan;
Mit seinem guten Schwerte haut oft der Graf sich Bahn.
Wie herb das Fliehen schmecke, noch hatt' ers nie vermerkt,
Viel lieber möcht' er fechten, das Bad hat ihn gestärkt.

In heißer Mittagsstunde bergunter und bergauf!
Schon muß der Graf sich lehnen auf seines Schwertes Knauf.
Darob erbarmt's den Hirten des alten, hohen Herrn,
Er nimmt ihn auf den Rücken: „Ich thu's von Herzen gern!"

Da denkt der alte Greiner: „„Es thut doch wahrlich gut,
So sänftlich seyn getragen von einem treuen Blut;
In Fährden und in Nöthen zeigt erst das Volk sich echt,
Drum soll man nie zertreten sein altes, gutes Recht.""

Als drauf der Graf gerettet zu Stuttgart sitzt im Saal,
Heißt er 'ne Münze prägen als ein Gedächtnißmaal,
Er gibt dem treuen Hirten manch blankes Stück davon,
Auch manchem Herrn von Schlegel verehrt er eins zum Hohn.

Dann schickt er tücht'ge Maurer in's Wildbad alsofort,
Sie sollen Mauern führen rings um den offnen Ort,
Damit in künft'gen Sommern sich jeder greise Mann,
Von Feinden ungefährdet, im Bade jüngen kann.

Buntes und Allerlei.

Neues Mittel eine reiche Heirath zu machen. — Humoreske. Er war ein Brodway-Ritter und sie eine Dame von Brodway. Er trug sich immer nach der neusten Mode und hatte einen gewichsten Schnurrbart, aber war nichts desto weniger sehr liebenswürdig. Er hatte kein Geld aber desto mehr Schulden. — Sie hatte viel Geld und keine Schulden. Er liebte sie unverschämt. Sie liebte ihn auch, aber sehr verschämt; das will nicht sagen, daß sie sich ihrer Liebe schämte, nein sie wußte nur nicht recht ob sie ihn nehmen sollte, oder ob nicht noch ein Anderer kommen würde, der ihr mehr gefiele und was die Hauptursache ist, mehr Geld hätte. Nachdem er eines Tages wieder recht zärtlich gedrängt hatte, daß sie sich erkläre, da am selben Vormittag seine Gläubiger ihn gedrängt und ihm erklärt hatten, daß sie ihm bald unentgeltlich Quartier verschaffen würden, — stürzte er verzweiflungsvoll aus dem Hause und dem — nächsten Restaurateur zu hier nahm er ein Glas — nicht Gift, sondern Portwein und setzte sich in eine Ecke, wo er denn einen furchtbaren Monolog über Heirath u. Nichtheirath hielt. Mit einem Male stieß er einen Schrei aus. Ich habe es! ich habe es! Die Gäste sehen sich erstaunt um und glaubten der Schnurrbart sey verrückt geworden — dieser aber lief der Thüre zu, vergaß in der Eile sein Glas zu bezahlen u. fort war er,

Am nächsten Abend trat im Park Theater der Mime Anderson in einer seiner Pracht-Rollen auf. Des Schnurrbarts unbarmherzige Geliebte war im Theater; beim Nachhausegehn an einer Ecke des Brodway und Union Parks nahe dem BlumenThal wurde sie mit einem Male von einigen ärmlich aussehenden Männern umringt, die sich an sie machten und sich sogar Gewaltthätigkeiten erlaubten — mit einem Male drängte sich ein Jüngling durch die Menge, schlug einen der Spitzbuben nieder, warf zwei mit einem Fußtritt in den Rinnstein und jagte die Andern mit schrecklichen Flüchen in die Flucht. Dann kehrte er zu der Dame zurück, die zitternd da stand und sich den ganzen Hergang nicht zu erklären wußte. Mein Gott sind Sie es, Miß, der ich daß Leben rettete? Sie war höchst erstaunt, daß er gerade als Deus ex machina erscheinen mußte; dann gingen sie beide Arm in Arm ihrer Wohnung zu.

Bei Gott, sagte Einer der Liegenden, der Kerl schlug zu, als ob er angestellter Watschmann sey. Wahrhaftig, sagte der Andere, wenn ich nicht wüßte, daß das ganze eine Komödie sey, ich würde es für Ernst gehalten haben. Uebrigens er hat uns die 4 Schilling bezahlt und wenn wir nächstens in Geldverlegenheit sind, gehen wir zu ihm und gibt er uns nichts, so drohen wir die ganze Geschichte seiner Geliebten mitzutheilen. — Dann gingen die edlen durchgeprügelten in eine Kneipe und zehrten.

Acht Tage später enthielt die New-Yorker Sun die Verlobungs-Anzeige des Schnurrbarts und seiner Geliebten.—

Dieses enthält eine Moral für alle Heirathslustige.

Eine sonderbare Geschichte.

In Wien kam ein junger Mann in eine Restauration und ließ sichs wohl schmecken. Nachdem er seinen Appetit gestillt, zog er aus seiner Brieftasche einen 100 Fl. Schein und bezahlte die Rechnung. Der Wirth nahm den Schein in Empfang und gab dem Gaste das übrige Geld heraus. Ein zweiter Herr im blauen Frack, der gleichfalls gespeist hatte, sprach so eben mit dem Wirthe, als dieser das Papier wechselte. Er besah sich dasselbe und frug dann den ersten Gast ob er nicht noch einige solcher Scheine bei sich habe, da er gern einige einzuwechseln wünsche. „O ja," erwiederte der Gefragte, langte abermals seine Brieftasche hervor und die Wechselung ging vor sich. Sie verließen gemeinschaftlich das Kaffeehaus mit einander und wanderten einige Straßen zusammen. Da blieb der Herr im blauen Fracke plötzlich stehen und sagte zu seinem Begleiter: „Ich wohne hierselbst, es würde mir und den Meinigen höchst angenehm sein, wenn Sie uns durch Ihren Besuch beehren wollten. Kommen Sie und wir trinken ein Fläschchen ächten Niersteiner, mit einander!" Der andere nahm das Erbieten an. Man trat in das Haus, stieg die Treppe empor und gelangte in einen geräumigen Saal. Der erstaunte Begleiter sah sich hier verwundert um, denn er befand sich auf dem — Polizei-Bureau. „Ich muß Sie ersuchen, begann jetzt der Herr im blauen Fracke, mir zu sagen, wo sie die Banknoten herbekommen haben, denn sie sind falsch. Der Gefragte erblaßte und wollte sich durchaus zu keiner Antwort verstehen. „Wissen Sie, fuhr der Polizeimann fort, daß, wenn Sie sich nicht hinsichtlich dieser Papiere legitimiren, Sie unfehlbar gehangen werden? Der Banknoteninhaber gerieth immer mehr in Bestürzung und gestand endlich die Brieftasche mit den falschen Papieren einem Herrn im Theater gestohlen zu haben.

„Würden Sie den Eigenthümer der Brieftasche wieder erkennen?"

„Unbezweifelt, zumal da er seinen bestimmten Platz im Theater hat."

„Wohlan, so gehen wir heut' zusammen ins Theater und Sie thun, was ich ihnen befehlen werde."

Am Abende standen die zwei pünktlich hinter dem Eigenthümer der Brieftasche. Der Entwender ließ dieselbe leise auf den Boden gleiten hob sie dann auf und frug die Umstehenden, ob Jemand dieses Porteseuille verloren habe, der Eigenthümer wendete sich auch um, erkennt seine Brieftasche und reclamirt sie als die Seinige, indem er zugleich dem ehrlichen Finder dankte. Dieser erbittet sich jedoch, bevor er sie zurückgiebt, einige Kennzeichen aus. Der Ei-

genthümer nennt ein Portrait und eine Schneiderrechnung. Beim Herausgehen aus dem Schauspielhause wird der Brieftaschenherr von der Polizei in Beschlag genommen und es ergiebt sich, daß er auf seinem Gute eine ganze Banknotenfabrik errichtet hat. Der Andere kömmt als Dieb ein Jahr ins Zuchthaus. Als er seine Strafzeit überstanden hat, meldet er sich als Schreiber bei einem Rechtsgelehrten. Dieser erfährt das Schicksal desjenigen, der ihm seine Dienste angeboten hat.

„Wohlan, spricht er endlich, nachdem er aufmerksam zugehört hat, wenn sich alles so verhält wie Ihr mir da erzählt habt, so ist geholfen. Ich selbst werde Eure Sachen führen.— Und dem war so. Der Schreiber erhielt 20,000 Fl. von der Staatskasse ausgezahlt, denn es heißt ausdrücklich in den Gesetzen: wer behülflich ist, daß ein Banknotenverfälscher entdeckt und zur Strafe gezogen wird, erhält eine Belohnung von 20,000 Fl. So schickt sich's manchmal in der Welt.

Ein Soldatenstreich.

Ein durstiger alter Kunde, der schon eine geraume Zeit in der Ver. St. Armee gedient hatte, wurde in eine Garnison an der Grenze von Missouri stationirt; nachdem er schon alles mögliche probirt hatte, um sich Whiskey zur Auswaschung seiner trockenen Kehle zu verschaffen, fiel er auf folgenden Kniff:

Es ist gebräuchlich, daß die Soldaten in den Garnisonen ihre wollenen Decken nach dem Flusse tragen um sie dort zu waschen. Unser alter durstiger Kunde packte ein halb Dutzend Decken zusammen und schleppte dieselben nach dem Flusse, wo ihm der Whiskyverkäufer begegnete. Von diesem ließ er sich ein Gefäß mit Schnapps füllen, legte seine Decken hinein, ließ sie liegen bis sie sich gehörig vollgesogen hatten, warf sie dann über die Schulter und trat seinen Rückzug nach der Garnison an. Unterwegs begegnete ihm ein Offizier der „Unrath" merkte.

„Werft eure Decken ab! ihr habt eine Flasche Whisky daran," donnerte der Offizier ihn an.

„Ich bitte um Erlaubniß, Herr, ich habe nicht," antwortete gefaßt der durstige Kamerad.

„Nieder mit den Decken. Legt sie alle auseinander. Zeigt eure Taschen. Ich rieche es. Wo war't ihr?"

„Ich habe die Decken für meine Zimmerkameraden ausgewaschen."

„Well, macht daß Ihr fortkommt, ich kann nichts bei euch finden. Aber Ihr habt euch so voll Whisky gesogen, ihr alter Schwamm, daß ihr so stark riecht wie ein wandernder Schnappsladen." Unser alter Kamerad machte, daß er in sein Quartier kam, preßte vier Gallonen Whisky aus seinen Decken — und trank sich einen prachtvollen Rausch.

Das letzte Wort. Warum sagt man wenn von einem Ehepaare gesprochen wird: „Herr N. N. und Frau N. N." und bei Verlobungs- und Heiraths-Anzeigen: „Herr und Fräulein H." Da doch die Artigkeit und Ehrerbietigkeit gegen das schöne und schwächere Geschlecht, welche ja! vor allem in den amerikan. gesellschaftlichen Beziehungen mit Recht eine so große Rolle spielen, es gebieten würden, daß die Herzens-Damen vorausgehen?— Einige haben das Verhältniß durch den Einsegnungs-Spruch: „Er soll dein Herr sein," andre dadurch erklären wollen, daß die Frau des Mannes Namen nach der Verheirathung annehme. Dem ist aber nicht so!—Nein!— Das ganze weibliche Geschlecht hat auf die zweifelhafte Ehre des Vortritts verzichtet, um das letzte Wort zu behalten! Und auf das Recht werden sie nach des frommen Gellerts Lehre nimmermehr verzichten. Bei denjenigen Heiraths-Anzeigen, wo der Name des Fräuleins oben, der des Mannes aber unten steht, kann man die untrügliche Schlußfolgerung ziehen, daß das Verhältniß im Zusammenleben sich umgekehrt gestaltet. Dagegen wird der Mann, der statt: „Ich und meine Frau"— „meine Frau und ich" sagt, in der Regel unter den Pantoffel stehen. Unterwürfigkeit unter dem weiblichen Scepter ist ihm zur andern Natur geworden.

Walhalla:

Eine Monatsschrift zur Belehrung und Erheiterung.

2. Band. Philadelphia, Juni 1847. 6. Heft.

Erste Liebe.

(Schluß.)

Karoline, ganz mit der Erziehung ihres Karls beschäftigt, sah das erste Jahr ihres Wittwenstandes schnell verfließen, und schon fing die Wunde ihres Herzens an zu heilen, als die Familie Arthurs endlich Nachrichten von ihm empfing. Er hatte alle Häfen Europas durchsegelt, und sich dann nach den beiden Indien eingeschifft, wo er, ein für Frankreich nützliches Handelsetablissement begründet hatte. — Er kündigte zu gleicher Zeit an, daß er seine ersten Ersparnisse, die er bereits gemacht, nach Paris senden werde, um einen großen Theil, der, durch die Schuld seines Vaters dem Staate gebrachten Verlust zu ersetzen. Ganz Rennes nahm an diesem glücklichen Ereignisse Antheil, und unter den Personen, die sich beeiferten, der von Valmontschen Familie Glück zu wünschen, war Madame Norvins nicht die letzte. Es schien ihr, als wenn sie einen Bruder wieder gefunden habe. Wirklich kamen bald die Fonds an, die Arthur angezeigt hatte, und denen bald noch andere viel beträchtlichere folgten, die nicht allein das Deficit, daß sich in seines Vaters Kasse vorgefunden hatte, deckten, sondern auch seiner armen Familie eine ehrenvolle Existenz verschafften und somit auch die Vergessenheit aller Leiden, die sie erduldet hatte.

Bald darauf kündigten die öffentlichen Blätter an, daß Arthur von Valmont, nach den Diensten, die er der französischen Marine während seiner langen Reisen geleistet habe und dem edlen Betragen, das er gezeigt, in das königliche Korps als Schiffskapitain getreten sei. Noch war hinzugefügt, daß er zu Paris die Glückwünsche der Obern und die Dekoration der Ehrenlegion empfangen habe.

„So ist er denn zurück," sagte Karoline zu sich selbst mit einer Unruhe, der sie sich nicht erwehren konnte. „Er wird also gewiß nicht zögern, in den Schooß seiner Familie zu eilen . . . Vielleicht wird er meine Gegenwart vermeiden, er wird mir nie meine Verbindung mit Norvins verzeihen . . . Doch er hatte mich frei gegeben; er hatte Alles für das Andenken seines Vaters gethan, mußte ich daher dem Willen des meinigen, der mir das Theuerste war, was ich besaß, nicht auch alles opfern?"

Eines Morgens, als sie so in ihrem bescheidenen Stübchen ganz mit dem Andenken Arthurs beschäftigt war, und über das Benehmen das sie in einem so zarten Falle zeigen werde, nachdachte, und als sie hoffte und fürchtete, diesem Freunde ihrer Kindheit zu begegnen, trat er auf einmal vor sie hin. Selbst zu bewegt, um ein Wort hervorbringen zu können, fiel er vor ihr auf die Knie, ergriff eine ihrer Hände, und drückte sie lebhaft an sein schlagendes Herz und benetzte sie mit heißen Thränen.— „Wie! Sie sind es, Arthur! . . . mein theurer Arthur! . . . Ach, lassen Sie diese Hand, die

die Befehle eines sterbenden Vaters gezwungen habe, einem andern zu geben.“ „Sie ist mein, weil sie frei geworden ist, rief Arthur mit der Trunkenheit der Liebe. Wir wollen Beide nur das Schicksal anklagen, das uns getrennt hat, das uns aber nicht mehr hindern kann, einander anzugehören.“ Er sagte dann Karolinen, daß das was ihn, nach dem Bestreben, die Schulden seines Vaters zu bezahlen, auf seinen weiten Reisen und in den Gefahren erhalten habe, jene bezaubernde Hoffnung gewesen sei, wieder zurückzukommen, und zu den Füßen seiner ersten Freundin eine Liebe niederzulegen, die durch die Abwesenheit nicht geschwächt, vielmehr reiner und beständiger geworden wäre.

Er erzählte ihr nun, daß er von den Insulanern gefangen worden, wodurch er lange verhindert gewesen, mit seiner Familie zu korrespondiren, er habe die Ketten zu sprengen gewußt, und zwar mit einer Unerschrockenheit, die nur dem getrennten Gatten eigen sei. Endlich durch das Geschick begünstigt, nachdem er alle Härten desselben gefühlt, habe er sich Reichthümer erworben, indem er dem Vaterlande Dienste geleistet, und da er jetzt bezeichnet sei, eine der ersten Stellen in der französischen Marine einzunehmen, so fehle ihm zu seinem Glücke nur noch seine geliebte Karoline, die ihm den unaussprechlichen Genuß nicht verweigern könne, sie zu bereichern, sie wieder in den Rang einzusetzen u. ihr eine Existenz zu geben, die sie in der Welt einnehmen sollte und in der sie noch eine der ersten Zierden sei...

„Aber lieber Arthur,“ antwortete ihm Madame Norvins mit einer Unruhe, die sie nicht zerstreuen konnte, „ich bin Mutter ... ich habe einen Sohn von sieben Jahren, der mir über Alles theuer ist.“

„Ich weiß es,“ antwortete Arthur mit einer Bestürzung, die er sogleich unterdrückte: „man sagt, dieses Kind zeige Anlagen, einen ruhigen Sinn, Nachdenken und Geschmack zum Studium; wir wollen diese glücklichen Anlagen unterstützen, und wenn ihm die Laufbahn der Marine zusagt, so wie auch Ihnen, so nehme ich sein Fortkommen auf mich ... Wo ist er denn?“

„Im Lyceum, wo ungeachtet seiner Jugend es der Rektor, ein naher Verwandter seines seligen Vaters, übernommen hat, ihn in seinen ersten Studien zu leiten... Morgen hat er gerade frei, erlauben Sie mir dann, daß ich Ihnen denselben vorstelle. Es ist unerläßlich, daß er den kennen lernt, der sein zweiter Vater werden soll, und Sie sollen selbst urtheilen, ob diese junge Waise Ihrer Liebe würdig ist, und für Ihre Wohlthat bürgen kann.“

„Morgen, sagte Arthur, werde ich meinen Notarius mitbringen, der Sie den Ehekontrakt unterzeichnen lassen soll. Sie werden mir erlauben, daß ich nach meinen Willen die Vortheile, die ich Ihnen gewähre, festsetze, um Ihnen zu beweisen, daß ich in der Entfernung und unter diesem aufgehäuften Golde keine andere Absicht hatte, als ihre Existenz zu sichern. Ich habe ein meublirtes Hotel im Kaufe und wünsche sehnlichst, Sie in den Besitz desselben zu setzen: es wird mir wirklich gar zu lange, sie aus dieser Zurückgezogenheit zu ziehen, Sie aus diesem gezwungenen Zustand, für den Sie nicht geboren sind, zu reißen ...“ Bei diesen Worten ging er fort, und drückte noch einen brennenden Kuß auf Karolinens Hand, und ließ sie in einer Bestürzung, die sie noch zweifeln machte, ob alle die Freude die sie empfinde und das berauschende Glück das sie umglänze, nicht ein Traumbild sei.

Den andern Tag fand die gewünscht Zusammenkunft statt. Der junge Norvins wurde gleich frühe zu seiner Mutter gebracht, und diese wollte ihn von nichts unterrichten, da sie selbst den Eindruck, den der Anblick dieses liebenswürdigen Kindes auf Arthur machen würde, zu beurtheilen wünschte.

Sie ließ ihn ein wenig putzen, indem sie zu ihm sagte, daß dieß der glücklichste Tag seines Lebens sein würde. Karl, der in diesem Geheimniß nur einen neuen Beweis der mütterlichen Zärtlichkeit, die er gewohnt war, erblickte, that keine weitere Frage und ging gleich in ein anderes Zimmer, wo ihn die Wärterin, die ihn erzogen hatte, festlich ankleidete. Bald kam Herr von Valmont in seiner Uniform und von dem Notarius begleitet, der der Madame Norvins den Entwurf des Heirathsaktes vorlegte.

Ihr neuer Gatte wieß ihr darin eine Schenkung von 200,000 Franken an, und im Falle seines Todes noch die Hälfte seines Vermögens, das er nahe zu einer Millien angab.

Nach verschiedenen Kämpfen von Delikatesse und Großmuth waren die Klauseln des Akts beendigt und der Notar ging nun, um den Akt selbst auszuarbeiten, der noch denselbigen Tag von beiden Partheien unterschrieben werden sollte, damit die Feier der Vermählung auf kommenden Montag statthaben könnte.

Arthur hatte ein Hotel gekauft, das eines der schönsten in Rennes war. Alles war schon bereit, seine theure Karoline darin zu empfangen und es wurde ihm ein Fest, sie mit den Annehmlichkeiten des Reichthums zu umgeben. Sie selbst konnte sich nicht enthalten, ihrem ersten Freunde, die gänzliche Trunkenheit, die sie fühlte, auszudrücken, als der junge Norvins plötzlich herein trat, sich in die Arme seiner Mutter warf, und ihr mit dem Ausdruck einer unschuldigen Freude sagte: „Hier siehst Du mich zu diesem glücklichen Tage, der mich erwartet, bereit.“ —

„Gott!“ schrie Arthur, indem er ihn ansah, „welche auffallende Aehnlichkeit! ich glaube ihn selbst zu sehen . . .“

Bei diesen Worten hielt er inne; sein ganzer Körper schauderte, und seine Augen, worin sich auf einmal Schmerz und Empfindlichkeit ausdrückten, verweilten auf dem Kinde, das, bei dieser furchtbaren Gestalt, bei diesem schrecklichen Blicke, sich an seine Mutter anschloß, und wiederholt schrie: „Wer ist dieser Mann? . . . ich fürchte mich vor ihm.“

Beruhige Dich, mein Kind, antwortete ihm Karoline mit sehr bewegter Stimme; er will Dir nichts zu Leide thun.

„Bist Du das versichert liebe Mutter? Du selbst bist nicht ganz ruhig: Ach! wie Du erbleichst?“

„Ja diese unvermuthete Wirkung, die Deine Gegenwart hervorgebracht hat, machte in meinem Gemüthe einen so lebhaften Eindruck . . .!“

Fassen Sie sich, theure Karoline! Ich war nicht Herr meiner ersten Gemüthsbewegung . . . Diese schreckliche Aehnlichkeit hat mir wehe gethan! . . .

„Aber sage mir doch, Mutter, warum es diesem Herrn so leid thut, mich zu sehen?“

„Es wird nicht mehr geschehen, mein kleiner Freund, ich werde deßwegen gewiß alle meine Kräfte anfbieten. Komme, umarme Deinen zweiten Vater.“

„Sie, mein Herr! . . . Mutter, was will er damit sagen?“

„Die Wahrheit, mein Son, er wird mein Gatte, er wird uns Beide glücklich machen, da er den Reichthum, den er besitzt, mit uns theilt.“

„Ich will nichts von seinem Reichthum, wenn es ihm wehe thut, mich zu sehen.“

„Entschuldigen Sie, theurer Arthur, sagte ihm Karoline kaum athmend, diese Scene hat mich in einem Punkte sehr beunruhigt . . . So verschiedenartige Gedanken durchkreuzen mich auf einmal! . . . Ich habe nöthig, mich zu sammeln . . . Erlauben Sie es denn, daß wir die Unterzeichnung des Kontrakts, der uns verbindet, bis auf Morgen verschieben? Ich glaube, von Ihnen diesen neuen Beweis von Liebe und Gefälligkeit erwarten zu dürfen.“

Valmont, beinahe eben so beunruhigt als Karoline, unterwarf sich gern ihrem Verlangen. Er ging fort, und warf unstäte Blicke auf sie, lief zu seinem Notar, um dem Heiraths-Kontrakte noch eine Klausel einzuverleiben, um dieser zärtlichen Mutter einen Beweis der innigen Theilnahme, die er für ihren Sohn hege, zu geben.

Den folgenden Morgen kam er wieder, mit dem treuen Dollmetscher seiner Willensmeinung begleitet. Karoline wollte allein vor ihm erscheinen: sie fürchtete die offenherzigen Aeußerungen ihres Karls; sie wünschte die Kämpfe zu vermeiden, die er in ihr errege. Ihre Züge schienen bewegt, ihre Augen wagten es nicht, denen von Arthur zu begegnen. Doch hörte sie die Lesung des ausgefertigten Aktes, und ihre schöne Seele empfing einen lebhaften Eindruck, als der Notarius eine neue Klausel des Kontrakts vorlas, der, um die Bande der Ehe noch fester zu knüpfen, dem jungen Karl Norvins eine Summe von 100,000 Franken zu-

sicherte, die bis zu seiner Volljährigkeit angelegt bleiben, und wovon die Interessen zu den Kosten seiner Erziehung benutzt werden sollten.

„Ich habe etwas gut zu machen," sagte Arthur mit unfreiwilliger Gemüthsbewegung, „und ich will Sie, theure Karoline, wegen der vorgefaßten Meinung, die meine bruske Offenherzigkeit hätte erzeugen können, beruhigen."

„O! wie sehr gerührt bin ich über den neuen Beweis Ihrer Liebe, Ihrer Großmuth, entgegnete Karoline! Welchen Balsam streuet sie in meine Wunde! welche Ruhe verbreitet sie in mein Gemüth! Edler Freund, ich gestehe Ihnen die Furcht, die der Anblick meines Kindes und seine große Aehnlichkeit mit seinem Vater in Ihnen hervorgebracht hat, hatte mich in eine Ungewißheit gestürzt, die dem Herzen einer Mutter sehr natürlich ist, und ich zitterte, mich dem Hang der mich hinriß, zu überlassen . . . Aber der, der meinen Waisen so beschenkt, will nur sein Glück, und wird gerne sein zweiter Vater . . . Komme, mein Karl, mein geliebtes Kind, fügte sie mit Trunkenheit hinzu, indem sie die Thüre einer andern Stube aufmachte, Du wirst keine Furcht mehr gegen den haben, der Dich mit seinen Wohlthaten überhäuft; Dein naives und reines Herz wird nur Zärtlichkeit und Erkenntlichkeit gegen ihn fühlen . . ."

Bei diesen Worten stellte sie ihren Sohn von neuem ihrem künftigen Gatten vor, der, als er ihn erblickte, eine konvulsivische Bewegung, als ein Zeichen eines innern Leidens, nicht unterdrücken konnte. Nur mit einer gezwungenen Anstrengung schloß er diesen herrlichen Knaben in seine Arme, und der erste Kuß, den er dafür empfing, drückte ihm auf seine Stirne eine schmerzhafte Spur, die keineswegs der aufmerksamen Karoline entging. Sie zerstreute nochmals den tiefen Kummer, den sie darüber empfand, und bat Arthur, ihr eine neue Frist zu gestatten, um sich zu bedenken.

„Den Heirathsakt, den Sie mir zu unterzeichnen vorlegten," sagte sie mit Würde, „sichert mir Vortheile zu, die meinem Andenken immer theuer sein werden; . . . allein sie legen mir eine Erkenntlichkeit auf, worüber das Zartgefühl sich mit Recht entsetzen muß. . . Erlauben Sie mir daher, daß ich nochmals mit mir zu Rathe gehe; erlauben Sie, daß ich zu Ihrem und meinem Wohl die Unterzeichnung des Kontraktes, der uns auf ewig verbinden soll, aufschiebe!" . . .

Arthur, der leicht errathen konnte, daß man ihn auf neue Proben stellen wolle, glaubte die mütterliche Vorsicht achten zu müssen, und zog sich, für Karolinen noch mehr als je eingenommen, zurück, und nahm sich vor, sich in dem Punkte zu überwinden, nicht mehr die geringste Gemüthsbewegung in Gegenwart des kleinen Karls zu empfinden. .

Karoline war von ihrer Seite in der grausamsten Ungewißheit, die eine Mutter, eine Geliebte haben kann, versetzt. Ihre Heirath mit Arthur war der Wunsch ihres Herzens, die Wirklichkeit des Traums ihres Glücks und ihre liebsten Täuschungen. Sie fand in ihm den Rang, den Reichthum, die erprobte Beständigkeit und den unvergänglichen Reitz einer ersten Liebe; aber alle diese Vortheile verschwanden vor der Furcht, die sie hegte, ihr Kind in das Unglück zu bringen, indem sie seine Existenz demjenigen anvertraute, der ihn bei dem ersten Blick nicht leiden konnte. So lange sie sich zwischen beiden gleich geliebten Wesen befand, war sie versichert, daß der Schwächste von dem Stärkern nichts zu erdulden haben würde; wenn aber der Tod sie dem jungen Waisen rauben werde, welches würde dann sein Schicksal sein? In welche schreckliche Abhängigkeit würde er sich dann versetzt sehen! Arthur selbst, dieser so freimüthige, so großmüthige Arthur, würde er sich, ohne daß er es wollte, von diesem jungen Norvins, der täglich seinem Vater ähnlicher wird, nicht lossagen? . . .

Dies waren Karolinens Reflexionen, die auch, so oft Arthur bei ihr war, nicht unterließ, ihn zu studiren. So lange sich Karl nicht sehen ließ, war er dieser muntere, dieser liebenswürdige Arthur, über den sie glücklich und stolz war, seine Wahl zu bestimmen und seine Gedanken zu beschäftigen; aber sobald Karl erschien, so bemächtigte sich seiner, wie durch Zauber, eine befremdende Veränderung. Seine ungezwungene Munterkeit wich der Steifheit, dem Zwange; ein bitteres Lächeln schien ihm den Mund zu schließen, seine anfänglich

Blicke suchten den Gegenstand zu fliehen, bei seinem Annähern änderte er die Farbe und ein unmerkliches Berühren verursachte ihm ein unwiderstehliches Zittern.

Karoline, welcher nichts entging, zweifelte mehr als je daran, diesen unglücklichen Abscheu Arthurs gegen ihr Kind zu bezwingen und konnte sich nicht enthalten, ihm deßhalb ihren Kummer zu bezeigen.

„Ich bin zu offenherzig,“ sagte er zu ihr, „als daß ich Ihnen verhehlen sollte, daß die Aehnlichkeit Ihres Sohnes mit seinem Vater auf meine Sinne einen solchen Eindruck gemacht hat, dessen Spur unauslöschlich ist; meine Liebe gegen Sie ist so groß, daß alles, was mich daran erinnern kann, daß Sie einem Andern angehört haben, mir einen großen Schmerz verursacht. Ich mache Ihnen darüber keinen Vorwurf, meine Karoline, und klage nur, so wie Sie, das Schicksal an; aber endlich werden Sie nicht verlangen, daß ihr Freund, ihr Gatte, sich unaufhörlich in seinem Glücke gestört sieht, auf den Zügen eines Kindes, dessen Ehre ihm das Schicksal anvertraut, das grausamste Andenken zu lesen. Sein Schicksal ist gesichert: erzogen unter der Aufsicht eines würdigen Verwandten, der ihn in seinen ersten Studien leitet, und von Ihrer Fürsorge und Ihren Liebkosungen überhäuft, die Sie ihm im Lyceum frei darbringen können, wäre es nicht nöthig, daß er in unserm Hause erschiene.“

„Also, erwiederte Madame Norwins lebhaft, soll der Sohn eines reichen Mannes, der seit sechs Jahren mit meinem Glücke beschäftigt war, kein väterliches Obdach mehr haben! So sollen diese Hände, die ihn in seiner Kindheit gepflegt, und in die ihn sein sterbender Vater übergab, ihn nicht mehr ohne Zwang umschließen dürfen!... Nein, nein, Herr von Valmont, ich würde zu viel zu leiden haben... und da die Züge meines Kindes, die mir so theuer sind, Ihnen ein schmerzhaftes Andenken verursachen, und weil durch ein widriges Schicksal, das was mein Glück war, Ihnen ein Verbrechen ist, so muß ich auf die Verbindung, die wir eben abschließen wollen, verzichten.“

„Was sagen Sie, Karoline... Sie haben den Muth einen solchen Entschluß zu fassen!“

„Ach mein größter Muth ist der, der Ehre zu widerstreben, Sie meinen Gatten zu nennen, Sie dieser Glückseligkeit zu berauben, mit welcher ich mir versprach, Ihr Leben zu verschönern und so viel Liebe, Beständigkeit und Widerwärtigkeiten zu vergelten... Arthur, dieß ist das Letztemal, daß ich Ihnen diesen süßen Namen gebe; theurer Arthur, liebenswürdiger Gefährte meiner Kindheit! zu welchem schrecklichen Nichts wollen Sie mich verdammen?“ —

„Ich auf Sie Verzicht leisten!... Karoline gehört mir, mit allem was die Liebe Großes, was die Liebe Geheiligtes hat!“

„Ach mein armes Kind gehört mir noch näher an!“

„Gut! ich verzichte darauf, den Anblick seiner Gegenwart zu ertragen: ich will ihn erdulden, ohne mich zu beklagen; Karl soll Sie nicht verlassen.“

„Nein, nein, Sie haben kein Recht mehr, sein zweiter Vater zu sein; Sie haben den Bann gegen ihn ausgesprochen.“

„Karoline, denken Sie an Ihre ersten Schwüre!“

„Meine letzten waren die einer Mutter.“

„Und Sie wollen Ihr Kind aller Wohlthaten berauben, die ich ihm erweisen will?“

„Auf Kosten Ihrer Ruhe würde dieß eine beschwerliche Wohlthat sein.“

„Ihre Zärtlichkeit für ihn verirrt Sie.“

„Sagen Sie lieber, daß sie mich aufkläre.“

„Wenn Ihnen Karl theuer ist, hat dann Arthur nicht mehr Recht auf Ihr Herz?“

„Ach, wenn dieß so wäre, würde ich dann einen so grausamen Kampf bestehen?“

„Was, Sie lieben mich noch immer, und könnten so grausam sein, mir das einzige Gut zu rauben, das mich noch an das Leben bindet? Bringen Sie den nicht in Verzweiflung, der für Sie sein Vaterland verließ, so viele Hindernisse überstieg, so vielen Gefahren Trotz bot, so viel für Sie erduldete; entziehen Sie ihm nicht diese Hand, die er ohne Ihren Willen drückt, die mir angehört, die ich vielleicht ver-

diene . . . Karoline, Sie können Ihre Thränen nicht zurückhalten, . . . Sie können der bittenden Stimme Ihres ersten Freundes nicht widerstehen . . ."

In diesem Augenblicke erschien der junge Norvins, der sich in die Arme seiner Mutter warf, die ausrief: „Komm, geliebtes Kind, komm, helfe mir Deine Rechte vertheidigen!" Sie drückte ihn an ihr Herz, gewann ihre Kraft und Würde wieder und fügte mit einem ruhigen und resignirenden Tone hinzu: „Jetzt Herr von Valmont richten Sie ihre Schläge auf dieses mutterliche Herz, es hat seinen Schirm wieder gefunden. Versuchen Sie es nicht, meinen Entschluß wankend zu machen, er ist unwiderruflich."

Wirklich konnten weder die Bitten Arthurs, noch das dringende Anhalten seiner Verwandten, sie bestimmen, eine Verbindung zu knüpfen, die, ohngeachtet der Reize, die sie ihr versprach, ihren Sohn von ihr trennen sollte; sie weigerte sich daher standhaft, sie verdammte sich zum ewigen Wittwenstande und zog, ohne Bedauern, die Dürftigkeit dem Reichthume, die Zurückgezogenheit dem Glanze vor. Sie that noch mehr: die Liebe, mit welcher sie immer gegen Arthur eingenommen war, die unüberwindliche Leidenschaft, die sie ihm eingeflößt hatte, erlaubten ihr nicht mehr, ihm den Zutritt zu ihr zu gestatten; sie forderte dieß von ihm und erhielt von seiner Großmuth dieses letzte Opfer ihrer Ehre, das einzige Erbtheil, das sie ihrem Sohne zurücklassen konnte.

Dieser vergaß nie, was ihm seine Mutter geopfert hatte, und war nur bemüht, sie dafür durch seine schnellen Fortschritte zu entschädigen. Dadurch erhielt er in der Folge eine Anstellung, wodurch Madame Norvins aus der Dürftigkeit, zu der sie sich verdammt hatte, gezogen wurde.

Karl widmete sich der Laufbahn, in welcher sich sein Großvater und Vater eine so hohe Achtung erworben hatten; er wurde zum Kriegs-Kommissär ernannt, machte eine vortreffliche Heirath, überhäufte seine Mutter mit Allem, was die Erkenntlichkeit der kindlichen Liebe einflößen kann und stellte sie als ein Muster für junge Witwen auf, die sich bestimmen würden, neue Verbindungen einzugehen; diesen sagte er immer: „Wenn Sie nicht die „Stärke und den Muth haben, ihr nachzuahmen, so denken Sie zum wenigsten, daß, in„dem Sie sich einen zweiten Gatten nehmen, „Sie in diesem Ihren Kindern einen andern „Vater zu geben schuldig sind."

Der Alpner.

Auf der rechten Seite des Bartholomäussees, unfern der Eiskapelle, zieht sich ein Weg tief in das Gebirg hinein. Auf der einen Seite steigen die Felsen, behauenen Wänden gleich, nackt und schroff zum Himmel empor; auf der andern lagern sich abgerissene Wacken wie Stufen für ein Titanenvolk über einander, zwischen denen magres Nadelholz wurzelt.

Auch über diesen starren kahle Spitzen in das Gewölk, die Wohnung der Adler und Lämmer-Geier, die oft mit ihrem Raube in den Klauen über den See schweben, und kreischend den harrenden Jungen im Nest ihre ersehnte Ankunft erkündigen. Ein schmaler Fußsteig führt an der Waldseite dieser Schlucht immer tiefer in den Schooß des Gebirgs, über den hier und da dünne Wasserfäden im Bogen springen, und den Wanderer mit zartem Wasserstaube netzen, bis er zu einer Stelle gelangt, wo sich ungeheure Marmorwürfel über seinem Haupte wölben, und ein Thor bilden, in welchem sich Felsen an Felsen wie die Wände einer Bühne reihen. Von allen Seiten hängt hier üppiges Gewächs herab; Ranken von Epheu, auf und ab wie Kränze sich schlingend, flattern umher und umziehen das hohe Gewölbe, das an einigen Stellen den Weg finster überbaut, an andern wieder sich in breiten Spalten dem gaukelnden,

zitternden Himmelslichte öffnet; ein wunderbarer Tempel der Natur, in welchem die tiefe Stille nur durch einzelne Tropfen gestört wird, die in langen Pausen von der Höhe herab fallen, oder durch das Aufflattern eines Schneehuhns von seinem Neste in dem Felsenspalt. Am Ende des unermeßlichen Doms senkt sich der Fußsteig wieder herab einer steilen Felsenwand zu, die den Ausgang zu schließen scheint. Das Gewölbe öffnet sich über dem Haupte des Wanderers, und indem er heraustritt und sich von der Felsenwand nach der Linken wendet, wird er durch den Anblick eines offenen Thals überrascht. Ein grüner Teppich bunter Wiesen, wie in einen weiten Schooß des Gebirgs eingesenkt, breitet sich vor ihm aus, von zitternden, hüpfenden Silberfäden eines Baches gestickt, der sich nach allen Seiten zieht, und nachdem er die duftende Menthe und die bunten Wasserlilien an seinem Rande getränkt hat, sich zur Rechten über eine Reihe schwarzer Marmorstufen breitet, und unter üppigem Dornengebüsch schäumend und brausend verliert.

Am Rande der weiten Wiese schwillt der Bogen zur Linken und Rechten zu sanften Hügeln auf, die sich von Büschen gekrönt übereinander bauen und an die Felsen lehnen, die nackt und bunt hinter ihnen aufsteigen; und zwischen diesen Hügeln schlingen sich neue Thäler hin, einer Reihe von Gemächern gleich, die von den mächtigen Bollwerken der Natur geschützt, ein anmuthiges Bild der Sicherheit, des Friedens und der Ruhe geben.

In der Tiefe einer dieser Seitenthäler lachte mich ein rothes Dach aus einem grünen Strauße von Kastanien und Nußbäumen an, die es mit einem zweiten Dache ihrer Zweige überbaut hatten. Lange offene Gänge liefen an dem Hause weg, auf denen große Büschel von Kräutern an Fäden trockneten; eine Tenne öffnete sich in der Mitte und zu beiden Seiten luden helle Fensterscheiben das Tageslicht freundlich ein. Vor dem Hause lag ein reinlicher Hof, von buntem Staketenwerk eingefaßt. Ermüdet, wie ich war und der Erquickung bedürftig, näherte ich mich dem kleinen Feenschloß, vor dem einige rothbäckige, schwarzäugige Kinder sich mit zwei jungen Geisen neckten und stießen. Vor der Thür des Hauses, unter einer Laube von Geisblatt, saß ein schlankes, blühendes Weib am Rocken, mit einem kleinen, schlummernden Kinde neben sich in einem Korbe, den sie von Zeit zu Zeit mit dem Fuße bewegte. Ich näherte mich ihr, und fragte an, ob ich hier ausruhen dürfte. Ei, warum denn nicht? antwortete sie mit dem gutmüthigsten Tone, machte mir dann neben sich Platz, und nachdem sie die Wiege ihres Säuglings noch ein Mal angestoßen hatte, ging sie, mir Brod und Milch vorzusetzen. Langt in Gottes Namen zu, sagte sie, und laßt es Euch schmecken. Ich habe jetzt im Hause zu schaffen; aber mein Mann wird gleich kommen und Euch Gesellschaft leisten. Mit diesen Worten nahm sie die Wiege unter den Arm und verschwand in das Haus, aus Scheu, wie ich glaube, mit einem fremden Manne allein zu seyn. Die Kinder spielten unbekümmert fort, bis die jungen Geisen, durch den Geruch des Brodes gelockt, sich mir näherten und an meiner Mahlzeit Antheil nahmen. Da kamen dann die Kinder auch hinterdrein, und sahen mich mit ihren großen, heitern Augen an, und antworteten auf jede meiner Fragen so unbefangen, als ob sie mich schon lange her kennten.

Ich hatte eben meine wohlschmeckende Mahlzeit geendigt, als ein großer stattlicher Mann in den Hof trat, mit kurzer Jacke und grünem Hute, nach der Weise des Landes. Seine Farbe war braun, wie die eines kerngesunden Mannes, sein Haar schwarz und kraus. Eine Büchse hing ihm unter den breiten Schultern, und auf beiden Seiten war Geflügel und kleines Wild an eine Schnur gebunden, das er auf der Jagd erlegt hatte. Ein Knabe von etwa zwölf Jahren folgte ihm, ebenfalls mit einem Gewehr und einiger Beute beladen. Sobald er in den Hofraum trat, verließen die Kinder ihr Spiel, liefen auf ihn zu und hingen sich an ihn; er aber nahm eins nach dem andern in die Höh', herzte es, und nachdem er einige Fragen gethan, setzte er es wieder auf den Boden ab. Dann begrüßte er mich mit einem einfachen „Willkommen" und „Woher des Landes?" aber so freundlich und wohlmeinend, wie man nur einem Bekannten thun könnte.

Nun ging er in das Haus, mit den Kindern an beiden Händen, und kehrte nach kurzer Frist, seiner Bürde entladen, zu mir zurück.

Nach wenigen Hin- und Herreden lud er mich ein, ihm zu folgen, und da es nun doch zu spät sei, nach Berchtsgaden zurückzukehren, die Nacht mit seinem Obdach und seiner Bewirthung vorlieb zu nehmen.

Wenn mich auch der sinkende Abend nicht bewogen hätte, diese Einladung anzunehmen, so hätte es das gefällige Wesen des Mannes gethan. Es hat mich nicht gereut. Ich brachte einen frohen Abend und einen Theil des folgenden Tages bei diesen heitern und verständigen Menschen zu, die in ihrem stillen und herzlichen Verkehr unter einander das Bild eines patriarchischen Hauswesens gaben; und als ich mich von ihnen trennte, hatte mein Wirth die Gefälligkeit, mich auf einen andern Weg zu geleiten, der minder beschwerlich, einen angenehmen Wechsel von Bergen, Thälern und Wasserfällen bot.

Seine Gespräche verkürzten mir die Zeit.— Von einem unbesieglichen Verlangen, die Welt zu sehen—einem Verlangen, das, wie er sagte, in seiner Familie einheimisch war—war er kaum aus den Kinderjahren, als er mit einem kleinen Kram Berechtesgadner Waaren auf dem Rücken in die Fremde zog. Er durchwanderte Städte und Länder, beachtete die Sitten der Menschen und ihre Lebensart, weniger aufmerksam auf Gewinn, als auf Erfahrung und Kenntnisse.

Da er aber mit offenen Augen reiste, und mäßig und nüchtern war, so konnt' er auch auf seinen Vortheil merken; und sein Handel ging im ersten Jahre so gut von Statten, daß er seinen Kram auf ein Maulthier, und etwas weiter hin auf einen Karren laden konnte. So kam er an das Ufer des Meeres; und da er eines Abends nach vollbrachtem Geschäfte, die Sonne in den Wellen untertauchen sah, und der lange goldne Streif über die unermeßliche Ebene bis zu seinen Füßen hinschoß, und die kleinen leisen Wellen so flüsternd den Sand bespülten, und immer wieder zurückglitten und wieder kamen, da war es ihm, als ob ihn etwas von Jenseits riefe, und er konnte der Sehnsucht nicht widerstehen, zu sehen, wie es dort drüben in der Ferne wäre. So fuhr er denn, mit der Sonne über das Meer, hatte mit vielen Menschen Verkehr, und erfuhr immer von neuem, wie er sagte, daß Ehrlichkeit weiter hilft als Glück.

Mehr als Einmal fuhr er in seiner Erzählung fort, war ich versucht, mich in fernen Gegenden unter sehr vortheilhaften Verhältnissen niederzulassen; aber so lockend auch oft die Aussichten waren, und so geneigt ich auch den Anerbietungen sein mochte, die mir gemacht wurden, so traten mir doch immer die Berge meiner Heimath vor die Seele, und der Hof, wo ich als Knabe gespielt, der Bach, in welchem ich gefischt, und der stille Herd, wo ich so oft bei der Lampe auf die Geschichte meines Vaters und Großvaters gehorcht hatte, die eben so wie ich in der Fremde umher gezogen, und doch zuletzt wieder in den Hafen der einsamen Heimath zurückgekehrt waren. Und so groß meine Begierde war, immer etwas neues zu sehen, so lag doch immer unser einsames Thal als das Ziel aller meiner Wanderungen im Hintergrund, und an jede Freude, die ich über die Herrlichkeit prächtiger Städte und schöner Länder hatte, hing sich immer das Bild der Heimath an, und meine Liebe zu ihr. Darum hab' ich auch nie meine Landtracht abgelegt, noch mich sonst der väterlichen Sitten begeben; und wenn sie gleich dem Menschen zuerst sonderbar vorkommen, so hab' ich doch oft wahrnehmen können, daß sie mich eben wegen meiner Treue gegen die Heimath lieber hatten. Denn es gibt wenige Menschen, die, was das Vaterland betrifft, nicht im Herzen so gesinnt wären, wie wir, wenn sie es sich auch nicht immer so merken lassen. So war ich nun bis in das sechste Jahr umher gezogen, hatte Glück und Unglück gehabt—doch des Glückes immer mehr— als ich nach London kam, eben als die dem Prinzen von England verschriebene Braut anlangte. Ich verkaufte wenig von meinen Waaren, sah aber viel und hörte noch mehr, so daß mir am Abend der Kopf immer um und um ging von allem dem unbändigen Getös und dem wilden Jubel, der mir, wenn ich die Braut

gewesen wäre, sicher mehr Angst als Freude gemacht hätte.

Wie ich aber von der Trauung in meine Herberge zurück kam — denn ich hatte keine Ruhe, wenn ich nicht Alles sah — da zog mir die ganze Nacht die Braut mit ihrem funkelnden Juwelenschmuck und alle die Prinzen und großen Herren mit den breiten Bändern und blitzenden Sternen ohn' Unterlaß durch den Kopf, und ich mußte an die Hochzeiten denken, wie sie bei uns gehalten werden und sagte zu mir: auf meiner Hochzeit geht es schon so prächtig nicht her, ob es schon auch nicht an Bändern und Flinkern fehlen soll, aber weit schöner und lustiger. Und über dem Gedanken konnt' ich die ganze Nacht nicht schlafen, so groß wurde mein Verlangen, wieder zu Hause zu sein, eine Frau zu nehmen, der Jagd obzuliegen und der Heerde zu warten. Ich blieb noch einige Tage in London; aber die ungeheure Stadt kam mir unbeschreiblich langweilig vor, denn ich hatte nichts im Sinn, als die Braut, die ich mir aussuchen, und die Berge, die ich künftig wieder mit meiner Büchse durchwandern würde. So bald ich also eine Gelegenheit fand, schiffte ich mich ein und eilte, ohne mich aufzuhalten, durch die Niederlande der geliebten Heimath zu. Ich will Niemanden sagen, wie mir zu Muthe war, als ich bei München vom Gesteig herab unsere Alpen zum ersten Male wieder sah und das ganze lange schroffe Gebirg mit seinen Zacken und Hörnern, wie eine blaue Krone der Erde, vor mir am Horizonte aufstieg. Ich mußte niederknieen und die Arme nach dem Lande ausstrecken, das mich ausgesendet hatte und nun wieder zu sich einlud; nicht anders, als ob hinter mir alles versunken und nur dieser einzige Ausschnitt der Erde übrig geblieben wäre; und die Sonne war am andern Morgen noch nicht aufgegangen, als ich selber auf dem Wege nach Wasserburg war. Nach einigen Tagen, in denen ich mir kein Ausruhen gönnte, kam ich glücklich in die Heimath zurück; nicht viel reicher, als ich ausgegangen war, aber etwas klüger und von meiner unendlichen Wander- und Schaulust geheilt. Ich fand Vater und Mutter noch am Leben; auch den hochbejahrten Großvater, dem ich aber wenige Wochen nach meiner Rückkehr die müden Augen zudrückte. Meine Heirathsgedanken hatten mich nicht verlassen; vielmehr wurden sie in dem väterlichem Hause durch die lebhafte Erinnerung an die Kinderjahre, und den Anblick der elterlichen Liebe lebendig aufgefrischt.

Noch als Knabe und nicht lange vor dem Antritte meiner Wanderung hatte ich einst im Pusterthale, als ich sehr durstig an das Wirthshaus kam, von der Tochter des Wirthes ein Glas Wein bekommen. Ich war damals etwa 15 Jahre alt, das Mädchen kaum eilf; aber sie war schlank und über ihre Jahre groß, und es kam mir vor, als hätt' ich nie ein anmuthigeres Gesicht, schönere Augen und einen feinern Wuchs gesehen. Ich sprach damals nichts weiter mit dem Kinde, sondern ging, nachdem ich meinen Wein getrunken und bezahlt hatte, meinen Weg.

Kurz darauf trat ich meine Wanderung an. Da waren nun Jahre hingegangen, ohne daß ich wieder an das liebliche Kind gedacht hatte; aber als mir in London die Heirathsgedanken aufstiegen, war ich auch mit Einem Male wieder im Pusterthale vor dem Wirtshause und Nanny reichte mir wieder das Glas, und es war mir, als ob ich auf allen meinen Reisen nichts Schöneres gesehn und auf der Welt Niemand anders lieben könnte. Von diesem Augenblicke an und auf meiner ganzen Rückreise hatte ich nichts in Gedanken, als meine Tyroler Braut; und es kam mir nicht in den Sinn, daß sie in der langen Zeit einen Andern geheirathet haben, oder wohl gar gestorben sein könnte. Ich war meiner Sache gewiß und die Zweifel überliefen mich erst, als ich wieder zu Hause saß und mir meine künftige Wirthschaft recht ausmalen wollte. Sobald also der Großvater zur Ruhe gebracht war, hatte ich selbst keine Ruhe mehr, sondern trat an einem hellen Morgen meine Wanderung nach dem Pusterthale an. Ich ging und ging fast ohne zu rasten; aber so wie ich mich meinem Ziele näherte, wurden mir die Füße schwerer, und als ich gar gegen Abend von fern die Nußbäume erblickte, die das Wirthshaus beschatteten, und den Rauch über dem Dache aufsteigen sah, da klopfte mir das Herz so gewaltig, daß ich keinen Schritt weiter

thun konnte, sondern auch auf einen Stein setzen mußte. Das Haus, das von der Sonne beschienen wurde, behielt ich mit seinen schimmernden Fenstern und seinen röthlichen Rauchsäulen immer im Gesicht, und es ging in meinem Kopf und Herzen so wunderbar durcheinander, daß ich es Niemanden zu beschreiben wüßte. Es half nichts daß ich mich wegen meiner Feigheit schalt und mir Muth zu machen suchte, denn da die Sonne plötzlich hinter den Berg trat, und ein tiefer Schatten das Haus überdeckte, war es mir mit einem Male, als ob alle meine Hoffnungen vereitelt wären, und ich gerieth in eine solche Verwirrung, daß ich meinen Kopf auf beide Hände stützen und bitterlich weinen mußte. Indem ich nun so da saß in meiner Armseligkeit, und nicht wußte, ob ich vorwärts oder zurück gehen sollte, hörte ich hinter mir das Klimpern einer Guitarre und ein mir wohlbekanntes italienisches Liebesliedchen, und in Kurzem waren die Sänger selbst hinter mir und grüßten mich.

Da schämte ich mich denn vor den fremden Männern meiner Schwachheit, nahm mich zusammen, so gut ich konnte und fragte: "Wohin des Wegs, ihr muntern Herren?"

"Nicht weit hin," antwortete der Guitarrespieler, und zeigte mit der Guitarre nach dem Wirthshause.

"Da können wir ja Gesellschaft machen," sagte ich froh und bang zugleich, denn ich hoffte etwas von dem zu hören, was mir am Herzen lag.

Die Sänger hatten jetzt ihre Musik eingestellt und ich frug von weiten her, wie es denn im Hause bestellt sei, ob die Leute freundlich und ihre Wirthschaft gut sei?

"Das Haus," sagte der Jüngere meiner Begleiter, ein schwarzäugiger muntrer Gesell, "ist leicht das beste im ganzen Tyrolerland und die Wirthschaft reinlich und nett, obgleich der Wirth seit ein Paar Jahren schon gestorben ist. Aber die Wittwe mit ihrer Tochter hält die ganze Wirthschaft zusammen."

Das Herz schlug mir, die Hoffnung regte sich wieder.

Der Sänger fuhr fort: "Aber die Alte — das ist ein Satan! Seit ich hier im Lande herum ziehe und Prospekte male, komme ich wenigstens alle vierzehn Tage ein Mal hierher, und jedesmal denk' ich, daß es mir nun mit dem Mädel glücken soll. Aber das hat gute Wege. Kaum daß man sie zu sehen bekommt, und will man eben anfangen, ein vernünftiges oder unvernünftiges Wort mit ihr zu sprechen, gleich ist die Alte mit ihren Falkenaugen bei der Hand und schickt sie auf den Boden und in den Keller.

Hat sie denn eine hübsche Tochter? fragte ich ganz schüchtern.

Ei, so fragt, antwortete der Maler. Wo kommt ihr denn her in aller Welt, daß ihr noch nichts von dem Nannerl im Pusterthale gehört habt, die mir, und noch vernünftigeren Leuten als mir, den Kopf verrückt?

Ich bin lange Zeit vom Hause in der Fremde gewesen, antwortete ich und weiß von nichts. Sagt mir doch etwas von dem Wunder, wenn es Euch beliebt.

Ihr werdet's gleich sehen, sagte der Aeltere meiner Begleiter. Zwar bin ich nicht in das Mädchen vernarrt, wie dieser arme Bursche hier; aber wenn ich nicht mein Theil hätte, ich glaube es ginge mir auch, wie ihm. Ihr mögt noch so viel in der Welt herum gewesen sein, aber dergleichen Schönheit habt Ihr schwerlich schon gesehen. Und nun schilderte mir der Gesell das siebenzehnjährige Kind, wie schön und anmuthig es sei, und wie sittsam und verständig zugleich.

Das ist sie, dacht' ich, nur größer, schöner, blühender — und meine Gedanken trieben mich jetzt so rasch vorwärts, daß mein Begleiter sagte: "Seht doch, kaum habt Ihr von dem schönen Kinde gehört, so kommt Euch auch schon die Ungeduld in die Füße. Aber zum Laufen hilft nicht schnell sein. Noch hat von Allen, die ihr zu Gefallen gehen, reiten und fahren, kein Einziger sich eines Vortheils vor dem Andern zu rühmen gehabt.

Dieser letzte Zusatz ergänzte, was mir noch zu der Erzählung meines Begleiters gefehlt hatte. Ich war wieder voll froher Hoffnung, und da der Maler jetzt in der Nähe des Hauses seine Guitarre wieder in den Arm nahm, und ein neues Lied anstimmte, fiel ich wohlgemuth ein,

und sang vorzüglich den rückkehrenden Vers, der einer langen Treue Belohnung verhieß, als eine Weissagung guten Erfolgs, mit ganz vorzüglicher Erbauung und lauter Stimme mit.

Das Lied war zu Ende, als wir eben bei dem Hause ankamen, und da stand auch schon die Wirthin in der Thür — eine stattliche Frau; die vormals schön mußte gewesen sein. Sie grüßte die Sänger als alte Bekannte, und kaum waren die ersten Reden gewechselt, so war ein Gespräch im Gang, in welchem sich die Neckereien und Einfälle wie Schnepfen jagten. Der Nanny wurde auch gedacht.

Ihr sperrt sie uns doch nicht wieder ein? sagte der Eine. Wenn sie schon ein Juwel, so sind wir doch keine Diebe. Ihr könnt sie immer heraus kommen lassen.

Wenn Ihr auch eben keine Diebe seid, antwortete die Wirthin, so seht Ihr doch aus Euren schwarzen Augen nicht gar zu ehrlich aus; und ich habe immer gehört, daß Gelegenheit Diebe macht. Die Nanny ist gut da, wo sie ist, und Euch wird der Wein auch ohne sie gut schmecken.

Die Sänger schüttelten Kopf, und nachdem sie sich im Hause vergebens umgesehen hatten, beliebte es ihnen, da der Abend warm und heiter war, vor dem Hause unter den Nußbäumen Tafel zu halten. Die Guitarre wurde auch wieder gestimmt, und manches beziehungsreiche Lied gesungen. Ich konnte jetzt nicht mitsingen. Die Unruhe war wieder zu groß in mir, und das lästige Geschwätz meiner Begleiter hatte mich wieder ganz traurig gemacht.

Der Gesang war im besten Gange, als ihn ein ernstliches Rufen nach Hülfe von oben her aus dem Hause unterbrach, und in demselben Augenblicke schlug eine Flamme aus dem Schornstein empor. Ich saß der Thür zunächst — und da ich keinen Augenblick zweifelte, daß die um Hülfe Rufende Nanny sei, stürzte ich in das Haus, fest entschlossen, sie, wenn es sein müßte, auch aus einem glühenden Feuerofen zu retten. Die Flamme fuhr aus der offenen Thür der Rauchkammer oberhalb der Stiegen, und drohte die Treppe zu ergreifen, an welcher, der brennbaren Kammer gegenüber, auf der Schwelle der Schlafkammer, ein Mädchen stand mit aufgehobenen Händen, vom Schrecken wie erstarrt, und von der Flamme, die ihr entgegen schoß, wie ein Muttergottesbild von einer Glorie umringt.

Ich war mit zwei Sprüngen hinauf, faßte sie um den Leib und riß sie durch das Feuer, das mir Haare und Jacke versengte, setzte sie vor dem Hause ab und kehrte dann zurück, um nach der Alten zu sehn. Diese hatte sich aus der Küche durch die Hinterthür gerettet. Unterdessen war der Maler und sein Freund auch nicht müßig gewesen, und da es an Wasser nicht fehlte, gelang es unserem gemeinsamen Bemühen, die Flamme in kurzer Zeit zu überwältigen.

Für mich war das ein glückliches Ereigniß. Nanny — denn wer hätte die Gerettete anders sein können? — sah mich in diesem Augenblicke wie einen Freund an, dem sie die Rettung ihres Lebens verdanke, und da ich ihr am folgenden Tage erzählte, wie lange ich sie im Herzen getragen und all mein Glück auf ihren Besitz gebaut hätte, gewann ich ihre Liebe ganz und gar.

Nachdem wir nun unter uns des Handels eins waren, gab auch die Mutter ihren Segen dazu; und nach Verlauf von sechs Monaten folgte mir Nanny, als mein Weib in die einsame Heimath, wo Sie sie unter ihren Kindern gesehen haben. Von da machen wir jährlich eine Wanderung in das Pusterthal — alle wie wir sind, auch die kleinsten Kinder, um die alte Mutter zu besuchen, die noch immer in der Wirthschaft hilft.

Außerdem verlassen wir das Haus nur an Festtagen, um in die Kirche zu gehen; ja bisweilen hält uns der Winter Monate lang gefangen; aber noch leben wir in unserer Einsamkeit so still und glücklich, als ob sie ein Paradies und wir die Könige der Welt wären. Unsre Kinder sind unsre Gesellschaft und unsre Erheiterung. Schon regt sich in dem Aeltesten auch die angeborne Wanderlust und ich halte ihn nur noch einige Jahre zurück, damit sich Körper und Geist mehr in ihm befestige. Dann mag er sich auch versuchen. Aber ich weiß schon zum voraus, daß er eben so wie ich endigen, und wenn er die Welt lang genug durchzogen und sich

lang genug umgesehen hat, er in seine Heimath zurückkehren, ein Weib nehmen und sein Leben als Hirt und Jäger beschliessen wird.

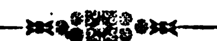
So lautete die einfache Geschichte dieses verständigen Alpners!

Wie oft hat sie mir zu denken gegeben! wie oft bin ich träumend und wachend mit meinen Gedanken in diese Orse zurückgekehrt, zu diesen einfachen und glücklichen Menschen, die nichts zu ihrer Zufriedenheit bedurften, als die einfachsten Gaben der Natur, den stillen Verkehr der Liebe unter einander, und die Erinnerung an ihre freie Jugend.

Fürwahr, es ist ein seltsamer Gegensatz in der Natur des Menschen! Unzählige Erfahrungen — fremde und eigne — lehren ihn, daß seine Wohlfahrt und Ruhe an die Beschränkung geknüpft ist — an die Beschränkung der Begierden, des Genusses, des Besitzes, der Bestrebungen — und doch hat er kaum sein Haupt über die nächste Gegenwart erhoben, als sich auch der Haß gegen Beschränkung in seinem Innern erhebt. Er stürmt, sobald er es vermag, aus der engen Heimath hinaus in die Welt; beflügelt seine Schritte mit Rossen und Wagen, und bald dünkt ihm selbst das leicht beschwingte Schiff zu träge. Er möchte mit dem Adler über die Wolken hinaus; ja, mit den Wolken selbst möchte er ziehn und von Stern zu Stern schreiten können.

Mit der Erkenntniß ist es eben so. Kaum hat er angefangen, in sich und in die Natur zu schauen, als er sich von Finsternissen umfangen sieht, und wenn er sich kühn in die Wellen wirft und rastlos kämpft, endlich doch erkennt, daß das Meer des Wissens Schranken und Ufer hat, die den unerschrockensten Schwimmer zurückwerfen; daß er hier, um nur etwas zu ergründen, sein Streben beschränken, und daß er sich darein ergeben muß, bei Vielem, was seinen Forschungstrieb reizt, vor dem verschleierten Heiligthume der Wahrheit stehen zu bleiben. Glücklich, wenn er durch seine Anstrengung diese Ueberzeugung gewinnt! —

Mit größerer Sehnsucht kehrt der Weltumsegler in die früher verachtete Heimath zurück, führt ein Weib in die enge, warme Hütte und findet in dem Austausche gegenseitiger Liebe, in der Erziehung seiner Kinder, in der Erfüllung der Pflichten des Bürgers und Freundes, in freigewählter Beschränkung, das Glück, das sich seinem unruhvollen Jagen über Land und Meer entzog. Auch das redliche Streben nach Erkenntniß rastet wohl an einem ähnlichen Ziel. Wohl dem, der es findet, eh' er im Irren verschmachtet! der nach langem Bemühen zu der Erkenntniß seiner Schranken gelangt und die unendliche Weisheit auch in dem Dunkel verehren lernt, das sie umhüllt.



Stille Liebe.

Die Präsidentin von Almstein trat in das Zimmer ihrer Töchter, um ihnen zu verkündigen, daß sie die nächste Woche auf einen glänzenden Ball zum ***schen Gesandten gebeten wären, und legte die neuesten Hefte des Modejournals auf den Tisch, aus denen sich die Mädchen Anzüge wählen sollten.

Mit frohem Gesichte sprang Caroline, die Jüngere, von der Arbeit empor, nahm die Hefte begierig in die Hand und blätterte darin, indem sie mit fröhlicher Gesprächigkeit die Zeichnungen lobte, verwarf und wählte. Ganz still saß die ältere Schwester neben ihr.

„Du sagst gar nichts, Henriette," rief die Präsidentin etwas unwillig: „Freust du dich nicht?"

„Sie wissen, liebe Mutter, daß ich dergleichen Feste nicht liebe, und wenn Sie mir erlauben wollten . . ."

„Zu Hause zu bleiben, nicht wahr? Da wird nichts daraus. Du mußt mit. Ich begreife wohl, daß du mit deinem Gesichte nicht gern neben Carolinen erscheinst; aber eben deßwegen sollst du mit, und sollst eben so hübsch angezogen sein, als sie. Ich will nicht, daß man mir nachsage, ich mache einen Unterschied unter meinen Kindern, ich setze dich zurück, weil du häßlich bist."

Sie ging. Sie glaubte dadurch der Welt zu beweisen, daß sie die schöne Caroline ihrer Schwester nicht vorziehe; aber die Welt glaubte es doch nicht. Schon seit ihrer Kindheit war Henriette das zurückgesetzte, verstoßene Kind gewesen, und die Präsidentin fühlte sich wahrhaft erleichtert, als vor ungefähr zehn Jahren ihre Schwester, die verwittwete Generalin, das Mädchen von ihr verlangte, um ihr, bei dem Mangel an eigenen Kindern in ihrer ländlichen Einsamkeit Gesellschaft zu leisten.

Hier wurde Henriette mit Sorgfalt und Liebe erzogen. Ihre Tante, eine vortreffliche Frau, bildete ihren lebhaften Geist und ihr gefühlvolles Herz nach den richtigsten Grundsätzen. Sie suchte die Abwesenheit äußerer Reize durch einen Ueberfluß an inneren zu ersetzen.

Henriette wußte wohl, daß sie nicht hübsch war; aber auf dem Lande, als Nichte einer allgemein geehrten Frau, als ein Mädchen, das auch ohne diese Rücksicht, um seiner selbst willen, geschätzt und gesucht wurde, fiel es ihr nie ein, daß der Mangel an Schönheit ein so großer Fehler, ein so großes Hinderniß sein könnte, in der Welt zu gelten und sein Glück zu machen.

Die Tante starb und der Präsident nahm seine Tochter zurück. Hier erfuhr sie nun mit einem höchst bittern Gefühle, daß man auf eine Naturgabe, die so wenig von uns abhängt, die sogar keinen Einfluß auf unser wahres Verdienst hat, einen so entschiedenen Werth legte. Niemand bemerkte sie, wenn sie neben ihrer schönen Schwester erschien, Niemand sprach mit ihr, und gekränkt und verschüchtert durch dieses Betragen vergaß oder verschmähete sie, jene Vorzüge geltend zu machen, die ihr vielleicht hier und da die Aufmerksamkeit eines besseren Menschen zugezogen haben würden. So sah sie denn auch diese dem lieblichsten Zauber folgen. Sie blieb still, vergessen, allein mitten in dem bunten Schwarme, und die unzarte Behandlung ihrer Mutter vollendete die tiefe Kränkung, die so oft mit heißen Thränen den Verlust ihrer trefflichen Tante und die schöne Zeit ihrer früheren Jugend beweinen machte.

Caroline, obwohl von ihren Eltern angebetet und von der Welt mit Schmeicheleien überhäuft, hatte ein unverdorbenes Gefühl treu bewahrt. Sie liebte ihre Schwester innig; aber auch sie war nicht ganz zufrieden. Der Wille ihres Vaters und eine Art von Fami-

lienarrangement bestimmten sie zur Braut eines Verwandten, den sie nur als Kind gekannt hatte, und von welchem sie seit mehr als zehn Jahren nichts weiteres wußte, als daß er Major, ein sehr schöner Mann und ein braver Soldat sei. Caroline war nicht gebildet genug, um von einer zarten Harmonie der Gemüther Ahnung zu haben; aber sie zitterte vor dem Gedanken, einem Manne die Hand reichen zu müssen, der ihr vielleicht gar nicht gefallen könnte. Die Mädchen weinten und trösteten sich miteinander; und dieß Verhältniß machte sie einander immer lieber und unentbehrlicher.

Der Präsident von Almstein war der letzte männliche Sprosse von der jüngern Linie seines Hauses, die durch einen sonderbaren Zufall alle Rechte und Güter der ältern besaß.

Sein Großvater hatte von zwei Frauen zwei Söhne, die er, wie ihre Mütter, mit ungleicher Zärtlichkeit liebte. Den ältesten hielten, nach dem Tode seiner Mutter, häuslicher Unfrieden und seine eigene Neigung beim Soldatenstande. Hier erwarb er sich die Liebe und Achtung, die man ihm im väterlichen Hause versagte. Hier stieg er durch eigenen Werth bis zum General empor; aber schon in der Blüthe der männlichen Jahre hatten mancherlei Ungemach und Beschwerden und gefährliche Wunden seine Gesundheit so erschöpft, daß er einem nahen Tode oder einem siechen Alter entgegen sah. Er gab jeden Gedanken an eheliches Glück und die Freuden der Nachkommenschaft auf, und in dieser Stimmung gelang es einem sogenannten Freunde, der aber nichts als ein Abgeordneter seiner Stiefmutter war, den Lebensmüden zur Abtretung aller Güter an seinen jüngern Bruder, für die Erhaltung des Hauses, zu bereden.

Nicht lange darnach starb der Vater und der jüngere Sohn trat die großen Reichthümer an. Der General zog sich auf das einzige Landgut, das ihm geblieben war, zurück und sah sein Leben still und ruhig verfließen. Aber in dieser ländlichen Stille und Ruhe erholte sich seine Gesundheit, das Dasein wurde ihm wieder lieb, er fand ein Mädchen, dessen Schönheit und stille Güte sein Herz rührte, das sich gern entschloß, sein kleines Vermögen und jedes Schicksal mit ihm zu theilen. Sein ältester Sohn betrat die Bahn seines Vaters, sein Enkel, eben derselbe Major, dem Carolinen bestimmt war, hatte sich bereits bedeutenden Ruhm erworben, und der Präsident betrieb mit außerordentlichem Eifer diese Familienverbindung, welche die beiden Zweige des Hauses vereinigen, und den älteren wieder in den Besitz der Güter setzen sollte, die er durch ein halbes Jahrhundert entbehrt hatte.

Vergebens suchte Caroline unter allerlei Vorwand ihren Vater von diesem Plane abzubringen, da ihr künftiges Glück so gefährdet schien; aber er war unerschütterlich, und es schien sogar, als ob er geheime Ursachen habe, als ob ein Theil seiner Ruhe und Zufriedenheit davon abhinge.

So vergingen viele Monate. Gegen das Ende des nächsten Herbstes erhielt der Präsident Nachricht, daß der Major Urlaub nehmen werde, um in die Residenz zu gehen und seine Braut kennen zu lernen. Das Gerücht flog ihm voran und verkündete Carolinen und den Damen der Residenz in dem Major den schönsten, edelsten und tapfersten Offizier, von dessen Bravour und Güte so manche Anekdote zu erzählen war.

Er war es, der einst fast ganz allein eine feindliche Schanze erstürmt, einen feindlichen General, den er verwundet und gefangen genommen, mit Gefahr seines Lebens vor Unbilden geschützt und aus der Schlacht getragen hatte; er war es, dem ein angezündetes Dorf seine Rettung, so viele Unglückliche ihr Leben oder die Erhaltung ihrer Habe dankten. Schon einige Tage vor seiner Ankunft war er der Gegenstand des Gespräches; und obwohl man wußte, daß seine Hand versagt war, hinderte dieß doch manche Schöne nicht, wenigstens Plane auf sein Herz zu entwerfen.

Am gespanntesten erwarteten ihn natürlicher Weise seine Braut und ihre Schwester, und ihre stillen, herzlichen Unterredungen drehten sich nur um ihn.

Eines Abends war zahlreiche Gesellschaft in ihrem Hause, als auf einmal sich die Thüren öffneten und ein junger Mann in Uniform, mit

dem Orden an der Brust, eintrat — eine der schönsten männlichen Gestalten und zugleich so viel Edles in Haltung und Blick, daß die Augen, die sich nach ihm gewandt hatten, unwillkürlich an ihm hängen blieben. Mit bescheidener Zuversicht ging er auf den Präsidenten zu, und überreichte ihm einen Brief, den dieser nicht sobald erbrochen und einen Blick hinein geworfen hatte, als er den jungen Mann mit herzlicher Freude umarmte und ihn seiner Frau und dem ganzen Zirkel als seinen Neffen, den Major von Almstein, vorstellte.

Caroline erröthete bis unter die Locken. Das war also der Mann, mit dem sie unauflöslich verbunden werden sollte! Wenigstens war die Erscheinung nicht unangenehm; und ihr Blick kehrte eben so oft verstohlen auf den Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit zurück, als ihre Mutter den ihrigen triumphirend herum blicken ließ, um der Gesellschaft zu sagen: „Dieser Phönix, von dem das Gerücht so viel erzählt hat, dessen Anblick noch weit mehr verspricht, ist unser, ist das Eigenthum der bewunderten Caroline"

Auch Henriettens Augen waren auf ihn gefallen, und eine bebende Empfindung durchschauerte ihr Innerstes. So hatte sie sich einen vollkommenen Mann gedacht. Unter ähnlichen Zügen war ihr öfters ein Ideal in stillen Träumen erschienen! Sie erblaßte, denn der Mann war der Bräutigam ihrer Schwester; und als Alles sich freudig um ihn her drängte, zog sie sich still und mit tiefer Wunde in ihrem Herzen zurück. Er hatte sie kaum bemerkt. Auf ihrem einsamen Zimmer fiel ihr Blick schmerzlich in den Spiegel — und Thränen traten in ihr Auge. Sie nahm sich vor, den gefährlichen Mann so viel als möglich zu vermeiden, um den Pfeil nicht noch tiefer in ihr Herz zu drücken.

Der Major war bald einheimisch im Hause seiner Verwandten, und alles schien den gewünschten Gang zu gehen. Carolinens Gestalt hatte ihn zuerst angezogen; ihre natürliche Güte hielt ihn fest. Er bemerkte wohl, daß es ihr an Geistesbildung fehlte, aber er nahm sich vor, da sie so jung war, das Versäumte mit ihr nachzuholen, wenn sie seine Frau sein würde. Er entdeckte einen großen Antheil von Leichtsinn und Hang zu Putz und Zerstreuung in ihr, und er schmeichelte sich, wenn sie ihn recht kennen und lieben gelernt hätte, daß sie in dieser Liebe und dem häuslichen Glücke Ersatz für jene schimmernden Freuden finden werde. So verlor diese Familienverbindung, die seiner Sinnesart im Anfange sehr gewidert hatte, allmählich ihr Abschreckendes; er gewöhnte sich an den Gedanken, Carolinen als die künftige Gefährtin seines Lebens zu denken. Er empfand keine Leidenschaft für sie, sie war ihm nicht unentbehrlich zu seiner Glückseligkeit; aber er war ihr herzlich gut, und hoffte mit diesem Gefühle eine recht glückliche Ehe führen zu können.

Seltsam kam ihm das Betragen seiner künftigen Schwägerin vor. Daß sie weit mehr Verstand und Bildung, überhaupt mehr Charakter hatte, als ihre Schwester, wurde ihm bald aus den wenigen Gesprächen gewiß, zu denen er sie gleichsam zwang, was Caroline ihm von ihrem vortrefflichen Herzen sagte, bestätigte Meinung, die er selbst von ihr gefaßt hatte, und er achtete sie recht sehr, ohne sie eigentlich zu kennen. Aber es war ihm unmöglich, sich ihr mehr zu nähern, da sie ihn geflissentlich mied und alles that, was in ihrer Macht stand, um jedes Beisammensein mit ihm, besonders mit ihm allein, zu verhindern.

Die Aeltern bemerkten dies Betragen, und redeten darüber mit Henrietten. Diese wußte ihr Benehmen geschickt unter allerlei Vorwänden zu entschuldigen, da sie aber nichts daran änderte, überzeugten sich endlich die Aeltern, daß sie einen geheimen Haß gegen den Major, oder eigentlich gegen diese Verbindung hegen müsse, indem Carolinen der allergrößte Theil des Vermögens bestimmt, und ihr nur eine ganz mäßige Summe versichert war.

Henriette kränkte diese Vermuthung tief; aber sie that nichts, um sie zu zerstören. Sie hätte alles, ja den Tod lieber erleiden, als ihre unglückliche Leidenschaft für einen Mann verrathen wollen, der ihrer Schwester bestimmt und mit dieser Bestimmung so zufrieden war. Der Maj. fing an, eine verborgene Abneigung gegen sich zu glauben, und manche Mißverhältnisse, wie sie in solchen Verhältnissen unvermeidlich,

sind, manche Winke der unklugen Mutter bestätigten ihn in dieser Meinung.

Des Majors Urlaub ging zu Ende; man hoffte, der nächste Feldzug würde der letzte sein, und die Heirath wurde auf den Zeitpunkt des Friedens bestimmt. Er nahm ohne Schmerz, aber mit wahrer Rührung Abschied von seiner Braut, empfing den Segen der Aeltern, Henriettens stummes, zitterndes Lebewohl und reiste ab.

Carolina vermißte die ersten Tage recht sehnlich den angenehmen Gesellschafter, und unterhielt sich in den folgenden angelegentlich mit ihrer Ausstattung und allen Anstalten zu ihrer künftigen Einrichtung. Henriette war still wie immer; aber das Haus, die Welt war ihr öde und ausgestorben. Mit Zittern horchte sie auf jede Nachricht vom Kriege, Zeitungen und Landkarten machten ihre liebste Beschäftigungen aus; sie wechselte die Farbe, wenn Briefe vom Major kamen, und war in sichtbarer Bewegung, wenn sie länger ausblieben, als man gerechnet hatte. Die Aeltern, die sie nie verstanden, begriffen sie auch diesmal nicht; man nannte sie seltsam, lächerlich, gewöhnte sich endlich an diese Sonderbarkeiten, und ließ sie gehen. Das war alles, was sie wünschte. —

Gegen den Frühling zu wurde Caroline schwer krank, das Uebel nahm mit großer Heftigkeit zu. Henriette wich nicht von ihrem Bette trotz aller Gefahr der Ansteckung, mit der der Arzt ihr drohte. Am fünften Tage war die blühende glückliche Caroline eine Leiche. Henriettens Schmerz war tief und nagend; dennoch war sie es, in deren Armen der gebeugte Vater noch einigen Trost fand. Die Mutter verzweifelte, der Tod der Lieblingstochter hatte ihr das Herz gebrochen, sie fing an zu kränkeln. Man meldete dem Major den unglücklichen Fall; sein Brief trug das Gepräge der innigsten Theilnahme und eines gerechten Schmerzes, aber keine Spur von jener Zerstörung, die der Tod einer geliebten Braut in dem Herzen eines jungen Mannes anrichten mußte.

Als die erste Betäubung vorüber war, sprach der Präsident von seinem unabänderlichen Plane, die beiden letzten Zweige des Hauses durch eine Heirath zu verbinden. „Wir haben noch eine Tochter," setzte er endlich hinzu: „Henriette soll an Carolinens Stelle treten; so bleibt das ganze Vermögen beisammen, und kommt wieder an den ältern Stamm."

Sie war gegenwärtig. Ein Fieberschauer durchzuckte ihre Glieder; Entzücken und Angst, Hoffnung und Schmerz wechselten schnell in ihrer Seele. „Ach Gott!" sagte die Präsidentin: „Welch ein Tausch! Lea für Rahel!"

Das durchbohrte Henriettens Herz. Lea für Rahel. Sie wankte, sie mußte sich an einen Stuhl halten. Nicht die lieblose Anspielung ihrer Mutter, aber die Ueberzeugung, daß sie mit ihrer Gestalt nie die Gemahlin des schönsten und liebenswürdigsten Mannes werden könnte, ohne den Spott und Tadel der ganzen Welt auf sich zu ziehen, und ihn bald vor Ueberdruß und Reue an ihrer Seite hinschmachten zu sehen — das wars, was in dem Augenblicke klar aber mit tödtender Schärfe vor ihr stand. Sie schwor sich zu, das ungeheure Opfer, das nur Familienrücksichten von ihm erzwingen könnten, nie anzunehmen, und es lieber auf's Aeußerste ankommen zu lassen.

Alle ihre Weigerungen fruchteten nichts. Es wurde an den Major geschrieben, der mit einer artigen Wendung — es sey ihm unmöglich, so schnell nach dem Verluste seiner Braut an eine zweite Verbindung zu denken — um Aufschub und Bedenkzeit bat. Das war Henrietten genug. Sie wußte nun, was sie zu wissen brauchte, um ihren ernsten Entschluß noch unwiderruflicher zu machen.

In wenig Wochen starb ihre Mutter aus Gram über den Verlust ihrer Tochter, und Henriette beredete ihren Vater leicht, mit ihr auf eines seiner Güter zu gehen, da er ohnedieß nur aus Gefälligkeit gegen seine Frau in der Stadt geblieben war. Hier widmete sie sich mit schwärmerischer Hingebung der Pflege, dem Vergnügen des einzigen theuren Wesens, das ihr angehörte, und der Präsident, der in seiner Ehe nach der großen Welt diese Empfindung nie kennen gelernt hatte, lebte in ihren Armen wieder auf, und schien nicht unzufrieden, daß

der Major seinen Entschluß noch eine Weile aufschob, und ihm die theuer gewordene Tochter ließ. Aber Henriettens hartes Schicksal war noch nicht müde, ihr Herz zu treffen. Auf einer Jagd im Spätherbste, die der Präsident leidenschaftlich liebte, stürzte er mit dem Pferde, und ward sterbend in das Schloß zurückgebracht. Er hatte die Sprache verloren. Henriette wollte verzweifeln, als sie seine Zeichen, die ängstlichen Blicke, mit denen er auf seinen Schreibtisch wies, nach hundert Versuchen, sie zu deuten, nicht errathen konnte. Er starb einige Stunden darauf in ihren Armen, und ließ sie im Besitze des ganzen unermeßlichen Vermögens.

Ganz verlassen, ganz einsam auf der weiten Welt, war sie eine Zeit lang für jedes Vergnügen, selbst für jede Erheiterung erstorben; endlich übte die Zeit ihre stille Gewalt auch über sie und sie wurde wieder fähig, etwas anders als ihren Schmerz, und den so schnell gehäuften Verlust ihrer Lieben zu denken. Das Erste war, ihre vorgeschlagene Verbindung mit dem Major aufzuheben und diesem seine volle Freiheit zu schenken. Es schien immer der angelegentlichste Wunsch ihres Vaters gewesen zu sein, das Vermögen an den älteren Stamm zu bringen. Das sollte auch zum Theil geschehen, nur nicht so, wie er es gemeint hatte.

Sie schrieb an den Major, sie verbarg ihm nicht, daß sie seine geringe Neigung für sie kenne, sie schilderte ihm die hohen Forderungen, die sie an eine g l ü c k l i c h e Ehe machte, und bat ihn daher, sich und ihr selbst allen künftigen Zwang zu ersparen und einen Plan aufzugeben, der keines von beiden glücklich machen würde. Zugleich bat sie ihn, ihr zu erlauben, da sie nun ganz verwais't, ganz allein auf der Welt sei, statt jenes zerrissenen Verhältnisses ein anderes mit ihm anzuknüpfen; sie bat ihn, sie als seine Schwester und das Vermächtniß ihres Vaters als ein gemeinschaftliches Erbtheil zu betrachten, auf das er eben sowohl Anspruch habe, als sie.

Endlich trug sie ihm die Hälfte ihres Vermögens mit einer so schönen Wärme, einer so herzlichen Freude an, daß man so gereizt sein mußte, als es der Major durch den Anfang ihres Briefes war, um in allen diesen Aeußerungen nichts als das dringende Verlangen zu sehen, der Verbindung mit ihm um jeden Preis los zu werden.

In dieser unmuthigen Stimmung setzte er sich hin, um ihr auf der Stelle zu antworten. Er gab ihr ihre volle Freiheit wieder, entsagte allen Ansprüchen auf ihre Hand, sandte ihr alle Briefe ihres Vaters, die auf diese Sache Bezug hatten, zurück, und verwarf aber auch eben so bestimmt und mit großer Bitterkeit ihren Antrag über die Theilung des Vermögens.

Er war sehr aufgebracht — er konnte sich das Zeugniß geben, kein Geck zu sein, er glaubte durch sein Betragen bei jedermann, also auch bei Henrietten, die Zuversicht erweckt zu haben, daß er nie fähig sein würde, ein Mädchen zu heirathen, das ihm ihre Hand nicht ganz freiwillig gäbe. Zu was also diese Umstände? Wozu ein so großes Opfer? War er denn so durchaus unerträglich oder so niedrig denkend, daß man sein halbes Vermögen darum gab, um sich von ihm los zu kaufen?

Der Brief schmerzte Henrietten, die es so herzlich gut gemeint hatte: dann aber reißte sie der edle Stolz wieder, der aus jeder Zeile sprach, und sie fühlte mit Wehmuth, wie trefflich der Mann war, dem sie entsagte, von dem ein unübersteigliches Hinderniß, wie sie es nannte, sie auf ewig schied.

„Lea für Rahel!“ so tönte es in ihren Ohren, wenn sie sich auch einmal einer täuschenden Hoffnung, einer schmeichelnden Möglichkeit hingab — und ihr Entschluß stand von Neuem fest.

Als des Majors erste Hitze verflogen war, las er Henriettens Brief noch einmal. Zuerst fiel ihm, was er in seinem Unwillen nicht bemerkt hatte, die zierliche Schrift, die richtige schöne Schreibart auf. Dann kam er zu den Gesinnungen; sie schienen ihm wenigstens nicht gemein und nicht unedel. Er dachte sich in des Mädchens Lage, er fand etwas Zartes und Schönes in ihrer Handlungsweise und etwas Herzliches in dem Tone zu ihm, und er fing an,

das Mädchen sehr zu achten, das sich so durchaus weigerte, seine Frau zu werden.

So verging ein volles Jahr nach ihres Vaters Tode. Der Major war indessen bis zum Obersten vorgerückt, und Henriette erhielt nur zufällig oder auf geheimen Wegen Nachricht von ihm. Da machte eine Veränderung, die sie in dem Schlosse vornehmen ließ, es nöthig, die Meublen aus dem Schlafzimmer ihres Vaters, die sie bisher aus einer Art von Ehrfurcht unverrückt erhalten hatte, heraus zu räumen. Den Schreibtisch ließ sie in ihr Zimmer setzen und richtete ihn zu ihrem Gebrauche ein.

Bei dieser Beschäftigung erinnerte sie sich mit Schmerz an die letzten Augenblicke ihres Vaters, und die vergeblichen Versuche, seine Zeichen zu verstehen. Sie hatte damals schon den Schreibtisch ganz durchsucht, aber nichts gefunden. Jetzt war durch das Hin- und Hertragen an der Rückseite des Schrankes ein verborgenes Fach sichtbar geworden, von dessen Dasein sie nichts geahnet hatte. Mit einem geheimen Schauer machte sie es auf, und fand — einige uralte Schriften in einem Umschlage von ihres Vaters Hand. Sie las. Wie groß war ihr Erstaunen, ihr Schrecken, als diese Papiere sie belehrten, daß ihre Familie mit Unrecht die Güter besaß, daß ein späteres Testament ihres Urgroßvaters vorhanden gewesen war, welches jene ungerechte Verfügung zurück nahm, und den ältern Sohn in seine Rechte einsetzte! Ihr Vater hatte dies Testament unter den geheimen Papieren seines Großvaters gefunden; und wahrscheinlicher Weise hatte weder seine Frau noch sein jüngerer Sohn eine Ahnung von seinem Dasein gehabt, sonst würden sie es vertilgt haben. In Reichthum und Ueberfluß erzogen und daran gewöhnt, mangelte dem Präsidenten die Kraft, durch eine öffentliche Bekanntmachung dem Allen zu entsagen; da ihn aber sein Gewissen nicht ruhig ließ, suchte er durch einen Mittelweg, durch jene Familienverbindung, beide Endzwecke zu vereinigen.

Jetzt verstand Henriette die letzte ängstliche Pantomime ihres Vaters; und tausend Gedanken und Empfindungen stürmten plötzlich auf sie ein. Eine Weile saß sie wie betäubt, das verhängnißvolle Blatt in der Hand. Aber in einem Gemüthe, wie das ihrige, konnte kein Zweifel bleiben über das, was hier zu thun sei. Sie sprang auf, ihr Entschluß war gefaßt. Ohne irgend Jemanden, ohne selbst ihrem Vormund etwas von der Sache zu entdecken, traf sie alle Anstalten zur Abreise in die Residenz, wo die Gräfin von Dehnitz, Almsteins Schwester, den Winter zubrachte. Sie ging gerade zu ihr und bat sie, ihren Mann rufen zu lassen, weil sie ihnen ein wichtiges Familien-Geheimniß zu entdecken habe. Der Graf kam, und nun zog Henriette die Papiere hervor, überreichte sie ihm und bat ihn, an seinen Schwager zu schreiben und ihn zu ersuchen, daß er Anstalten treffen möge, um die Güter zu übernehmen, die sie auf der Stelle abzutreten bereit sei.

Der Graf und die Gräfin sahen Henrietten mit stummem Erstaunen an. Sie wußten nicht, was sie mehr bewundern sollten, die Größe des Opfers, oder die Ruhe und Freudigkeit, womit es gebracht wurde. Endlich fiel ihr die Gräfin um den Hals:

„Und hast Du denn nicht bedacht, edles Mädchen, daß Du nun ganz arm wirst, daß Du meinem Bruder Alles abtrittst? Hast Du denn keine Bedingungen zu machen? Setze sie auf! Fordere was Du willst! Ich kenne meinen Adolph, er wird freudig mit Dir theilen, was ganz zu behalten in Deiner Macht stand.“

Henriettens Herz schwoll hoch empor; edler Stolz, Freude, des Geliebten Glück zu gründen, und schöne Rührung bewegten es in süßen Schwingungen. Sie sank in die Arme der Gräfin und rief mit Thränen: „ich bin ganz glücklich, wenn dein Bruder erhält und annimt, was sein ist vor Gott und jedem gerechten Richter. Das Erbtheil meiner Tante reicht für meine Bedürfnisse hin; ich brauche nicht mehr.“ Noch einmal drangen beide in sie; sie blieb fest auf ihre Weigerung, und trieb sie selbst an, ihren Bruder nicht so lange auf die gute Botschaft warten zu lassen.

Der Graf schrieb auf der Stelle, die Gräfin ließ Henrietten nicht mehr weg, sie betrachtete

sie als einen Schutzgeist, als ein höheres Wesen, das zum Segen in ihr Haus gekommen war. Henriette fand schon einen Theil ihres Lohnes in der Liebe ihrer Verwandten, noch mehr aber zog sie die Aehnlichkeit mit Almstein an seine Schwester.

Sophie, so hieß die Gräfin, hatte ihres Bruders Farbe und Züge, noch mehr, sie hatte sogar eine Stimme, deren Ton die Erinnerung an die seinige hervorrief. Henriette fühlte sich wie durch einen Zauber an sie gebunden, sie blieb gern bei ihr und verlebte hier einige sehr vergnügte Tage.

Der Obrist hatte unterdessen den Brief seines Schwagers erhalten. Henriettens Edelmuth setzte ihn in Erstaunen. Nicht, daß sie ein Vermögen zurückgab, das sie nicht mit vollem Rechte besaß, war es, was ihn rührte — er fühlte, daß sie so handeln mußte, daß er selbst so gehandelt haben würde — aber die Weise, wie sie es that, dieses ganz so uneigennützige, edelstolze Betragen, dieses gänzliche Vergessen eigener Rücksichten, dieses schöne Vertrauen in ihre Freunde bewegten und reizten ihn. Er rief sich die zerrissenen Verhältnisse zurück, und es schien ihm, als hätte sein Leben an Henriettens Seite schöner sein müssen, als an Carolinens; er suchte ihren ersten Brief hervor, worin sie ihn um Aufhebung ihrer Verbindung gebeten hatte, er fand manches darin, was ihm vor einem Jahre anders vorgekommen war. Er wünschte Henrietten näher kennen zu lernen; sein Herz war frei — und so entstand der Gedanke bei ihm, daß jene Verbindung vielleicht doch wieder angeknüpft werden, und so das edle feinfühlende Mädchen im Besitze ihrer Reichthümer bleiben könnte.

Er schrieb an sie. Der Brief trug das Gepräge der zartesten Achtung und freundlichsten Theilnahme. Er wollte von keiner unbedingten Abtretung des Vermögens wissen; er bot ihr eine Theilung an — oder — das Ganze, wenn sie sich entschließen könnte, dem alten Wunsche ihres Vaters gemäß, es mit seiner Hand wieder zu empfangen.

Henriette zitterte, als sie den Brief durchlas; ihr Gefühl für Adolph erwachte in seiner ganzen Stärke. Sie stand — sie zweifelte — eine entzückende Zukunft trat vor ihre Seele. Aber jetzt fiel ihr Blick auf den Spiegel. — „Lea für Rahel!" tönte es in ihren Ohren. Sie verglich ihre Gestalt mit Almsteins Götterbildung, sie dachte an das Urtheil der Welt, sie überlegte, daß unmöglich Neigung, daß bloß Großmuth ihn vermocht haben konnte, ihr diesen Antrag zu thun — und sie gewann es über ihr tief erregtes Herz, ihn mit Festigkeit auszuschlagen.

Um nicht eigensinnig zu scheinen und seine Güte zu kränken, bedung sie sich von dem ganzen Vermögen das artige Gütchen Rohrbach zu ihrem Eigenthume aus, das für sie den schätzbaren Werth hatte, in einer romantischen Lage und ganz nahe bei Festenberg zu liegen, wo Almsteins Schwester, an die sie so viele geheime Bande fesselten, den größten Theil des Jahres zubrachte, wo sie oft Nachricht von ihm zu erhalten hoffte, wo sie sich ihm näher glaubte.

So schonend und zart auch Henriettens Weigerung eingekleidet war, so fühlte sich Almstein, der sie wahrhaft achtete, dennoch dadurch beleidigt. Er glaubte eine bestimmte Abneigung, jenen Widerwillen, von dem er im Hause ihrer Aeltern schon gehört hatte, darin zu erkennen. Er konnte sich, im Bewußtsein seines Werthes und des tadellosen Betragens, das er jederzeit gegen sie beobachtet hatte, diese Erscheinung nicht anders, als aus einem übeln Vorurtheil oder natürlicher Antipathie erklären. Beide Arten mußten sein Gefühl verletzen; und er dachte seitdem nie anders als mit sehr streitenden Empfindungen an das seltsame Mädchen. Aber er betrachtete es als eine heilige Pflicht, so für ihre Zukunft zu sorgen, daß sie nie Ursache haben sollte, den Schritt zu bereuen, den sie gegen ihn gethan.

Darum folgte in einem Briefe an seine Schwester eine förmliche gerichtliche Abtretung von Rohrbach, mit allem, was dazu gehörte, und noch manchen andern Vortheilen, nebst einer Charta bianca an seinen Banquier und der herzlichen Bitte, daß Henriette nach der unbedingtesten Willkühr von diesem Blatte Gebrauch machen möchte. Ueber die Theilung des Uebrigen behielt er sich vor, bei seiner Zurück

kunft, die er so sehr als möglich zu beschleunigen suchen würde, mit ihr selbst zu sprechen.

Henriette fühlte die Kälte, die in dem Briefe des Obersten lag, und deutete sie, wie es ihr nach ihren Ansichten möglich war. Sie empfing mit freundlichem Danke die Verschreibung über Rohrbach — zerschnitt vor Sophiens Augen die Charta blanca bis auf Almsteins Unterschrift in Stücken, und steckte diese in den Busen zum Andenken an seine Großmuth, wie sie sagte. Sophie sah sie ernst und forschend an. Es fliegen Gedanken bei ihr auf, die schon öfters flüchtig ihr durch den Kopf gefahren waren. Jetzt wurden sie heller und bestimmter — aber sie schwieg, um durch kein vorschnelles Reden Henriettens tief verborgenes Gefühl zu verschüchtern.

Als diese allein war, pries sie sich glücklich, Almsteins Antrag, das ungeheure Opfer seiner Großmuth nicht angenommen zu haben. „Er liebt mich nicht. Wie könnte er auch! Er kennt mich nicht," rief sie schmerzlich, ich habe nichts, was die Männer anziehen kann — und wenn ich auch etwas bin, so bin ich es nur für die, die sich die Mühe geben, mich genauer kennen zu lernen. Das wird Almstein nie!"

Sie blieb noch ein Paar Wochen bei Sophien und ging dann auf ihr einsames Schloß zurück, um es mit allem Uebrigen dem Geschäftsträger ihres Vetters zu übergeben. Zu ihrem größten Erstaunen hörte sie von ihm, daß er Auftrag habe, alles nur bedingter Weise zu übernehmen, in so fern nämlich sie keine Forderungen zu machen habe. Ein süßes Gefühl von Dank und Rührung bewegte ihr Herz — sie erklärte bestimmt, daß sie keine Forderungen zu machen habe, sie ließ sich von ihrem Vormunde, der sehr unwillig über ihre voreilige Großmuth war, eine Schrift darüber aufsetzen, übergab Alles und reiste in einigen Tagen mit ihrer Begleiterin, einer würdigen Offizierswittwe, nach Rohrbach ab.

Eine angenehme Ueberraschung war es ihr, den Grafen Dehnitz und seine Frau beim Aussteigen aus dem Wagen hier zu finden, die sie als Nachbarn freundlich in ihrem neuen Eigenthume bewillkommten; aber eine noch schönere war ihr vorbehalten. Das ganze Schloß war, so viel es die kurze Zeit erlaubte, auf Almsteins Befehl mit Allem, was zur Bequemlichkeit, zur Eleganz, zum freundlichen Lebensgenusse gehört, versehen worden. Eine wohleingerichtete Bibliothek, ein Zimmer mit gewählten Kupferstichen, treffliche musikalische Instrumente, ein Treibhaus voll der seltensten und lieblichsten Blumen und Pflanzen — kurz alles, was ein gebildeter Geist in der Einsamkeit bedürfen kann, war mit eben so viel Wahl, als Niedlichkeit herbeigeschafft. Die Gräfin führte Henrietten überall herum; und diese folgte ihr mit freudig pochendem Herzen und sichtlicher Rührung. „Sage deinem Bruder, hob sie zuletzt an, wie froh du mich gesehen hast, wie mich sein Geschenk und seine Aufmerksamkeit erfreuet hat, und bitte ihn, daß er den wortlosen Dank eines gerührten Herzens zum Lohne seiner zarten Güte nehmen soll!"

Am dritten Tage kehrte der Graf und Sophie nach der Residenz zurück, mit dem Vorsatze recht bald nach Festenberg zu kommen, und dann frohe Tage mit Henrietten zu verleben. Diese brachte einige Zeit damit zu, sich in ihrem Hause, in ihren Meublen, diesen süßen Erinnerungen an den freundlichen Geber einzugewöhnen. Sein Andenken war die liebste Beschäftigung ihrer Einsamkeit; aber ihr Herz, ihr lebhafter Geist fand bald wichtigere in den Anstalten und Planen, die sie zur Verbesserung des Zustandes ihrer Unterthanen entwarf.

So verging der letzte Rest des Winters und mit dem Frühlinge kamen ihre lieben Nachbarn nach Festenberg. Nun hatte sie Gesellschaft, und eine so werthe, so beziehungsreiche! Sie war fast täglich in Festenberg oder die Familie bei ihr, und Almsteins Briefe von der Armee machten lebhafte Epochen in der stillen Lebensweise guter Menschen, die so innigen Theil an ihm nahmen.

Sein Letztes enthielt seine Empfindungen am Vorabende einer großen Schlacht, die auf den folgenden Tag festgesetzt war. Er war sehr ernst und mitunter düster; es schien, als schwebten ihm finstere Ahnungen vor. Mit ängstlicher Erwartung sah man in Festenberg und noch mehr in Rohrbach, einem zweiten Briefe

entgegen. Er blieb aus. Die Nachricht von der gewonnenen Schlacht kam durch öffentliche Blätter; unter denen, die sich am rühmlichsten ausgezeichnet hatten und unter den schwer Verwundeten war sein Name.

Tiefer Schmerz und banze Sorge hielt Sophien — eine namenlose Angst Henrietten während zwei langen Tagen in fürchterlicher Spannung. Am dritten Tage kam ein Brief von Almsteins Kammerdiener. Der Oberste hatte die Schlacht, die beinahe verloren gewesen war, durch seine Unerschrockenheit, durch den guten Willen seines Regiments wieder hergestellt und gewinnen machen, indem er sich an die Spitze seiner Kürassiere auf den vordringenden Feind warf, die geschlossenen Schaaren durchbrach und Verwirrung und Bestürzung verbreitete. Der Muth der Seinigen belebte sich an seinem Beispiele; die Fliehenden standen, die Zerstreuten sammelten sich wieder. Da traf im Handgemenge ein Säbelhieb seinen Kopf, noch wollte er, seiner eignen Gefahr nicht achtend, weiter vordringen, als ein zweiter Streich ihn rücklings über sein Pferd stürzte und die ganze Escadron, unwissend und unaufhaltsam, über ihn wegsprengte. Man zog ihn nach der Schlacht für todt unter den Leichen hervor, und obwohl er bei Absendung seines Briefes, ohngefähr acht Tage nach der Affaire, noch lebte, so war doch wenig oder gar keine Hoffnung zu seiner Genesung.

Heiße Thränen flossen in Festenberg und Rohrbach seinem Unglücke und dem drohenden Verluste. Jetzt erst fühlte Henriette, wie unaussprechlich theuer ihr Adolph war. Der heftige Schmerz griff ihre Gesundheit an, sie wurde bedenklich krank, und Sophie theilte ihr Herz in ängstlichen Besorgnissen um ihren geliebten Bruder und die geliebte Freundin; aber sie müßte keine Frau gewesen sein, wenn nicht diese Erscheinung sie belehrt hätte, daß ihre vorigen Muthmaßungen gegründet wären, und Henriette ihren Bruder liebe. Unbegreiflich blieb ihr indessen Henriettens entschiedene Abneigung gegen eine Verbindung mit ihm; weil diese aber ein so strenges Stillschweigen über ihr Gefühl beobachtete, und sich bemühte, die wahre Ursache ihrer Krankheit vor Sophien zu verbergen, so verbot es das Zartgefühl, die Hülle dieses Geheimnisses, die Henriette so geflissentlich über ihr Herz zog, gewaltsam zu zerreißen.

Zwei Wochen vergingen in unsäglicher Angst und Trauer. Endlich kam ein zweiter Brief. Der Kammerdiener meldete der Gräfin, daß zwar Hoffnung zum Leben für den Obersten vorhanden wäre, daß er aber schwerlich je wieder ganz hergestellt werden würde, indem die Wunden viel zu tief und gefährlich wären; auch schiene sein Herr ein längeres Leben unter diesen Umständen kaum zu wünschen, er sei schwermüthig und finster.

Dieser Brief erfüllte seine Freunde mit sehr gemischten Empfindungen; bei Henrietten war die hauptsächlichste ihre vermehrte Liebe für ihn. Sein Bild war ihr in ruhigen Tagen oft erschienen, in allem Schimmer der Schönheit, blendend, entzückend. Jetzt verließ er sie keinen Augenblick mehr — aber immer sah sie ihn bleich, krank, schwermüthig, und eben darum ganz hinreißend, ganz unwiderstehlich. Jetzt bereute sie es, seinen Antrag nicht angenommen zu haben; jetzt wäre es ihr möglich geworden, das zu erreichen, was ihr der würdigste Zweck ihres Lebens schien — sich ihm ganz zu weihen, sein trauriges Loos zu verschönern, und so manche Last von seiner müden Seele zu nehmen. Seine Schönheit war jetzt kein Hinderniß mehr; ihr siegender Zauber war größten Theils zerstört — sie wäre ihm gleich gestanden, und sein Glück hätte ihr Werk sein können.

Sorgfältig verbarg sie diese Empfindungen unter einer gelassenen freundschaftlichen Theilnahme; aber Sophie hatte einmal ihr Herz durchschaut, und so baute sie im Stillen, ohne das geringste zu äußern, auf Henriettens Liebe und ihres Bruders Denkart, die sie genau kannte, einen schönen Plan, der das Glück der ganzen Familie begründen sollte.

Nach ein Paar Monaten kam ein Brief von Almstein selbst. Er konnte wieder auf sein, er konnte sich in kurzen Absätzen wieder mit Lesen und Schreiben beschäftigen. Seine Wunden waren geheilt; aber die Folgen davon, schrieb er, würden sein ganzes Leben verbittern. Die

Zukunft läge düster und traurig vor ihm, und wenn er nicht fürchten müßte, seiner Schwester und ihrem ganzen Hause eine unerträgliche Last aufzubürden, so würde es die einzig denkbare Linderung und Zerstreuung für ihn sein, wenn er nächsten Herbst zu ihr kommen, und in den Armen so theurer Verwandten seine übrigen Tage verleben könnte.

Der Brief trug so sichtbar das Gepräge der düstersten Schwermuth, daß Sophie und ihr Mann innig gerührt waren und Henriette ihre Thränen mit Mühe verbarg. Die Gräfin schrieb ihm auf der Stelle; sie bat ihn mit der unverkennbarsten Liebe, so bald als möglich zu kommen, sie versicherte ihn, daß es ihr und ihres Mannes heiligstes Bestreben sein werde, ihm das Leben recht angenehm zu machen, daß sie sich auf seine Ankunft wie auf ein Glück freue, und daß sie von der Zukunft viel lachendere, schönere Hoffnungen für ihn hege.

Er sollte kommen, Henriette sollte ihn wiedersehen, in seiner Nähe mit ihm leben! Wechselnde Empfindungen wogten bei diesen Aussichten in ihrer bewegten Seele — Sehnsucht und Freude, Furcht und Besorgniß. So nahte endlich der Herbst und nach mehreren anderen Briefen kam einer von Almstein, der seine Ankunft auf den nächsten Tag verkündete. Sein Geist schien sich aus der Reizbarkeit und Schwermuth, die ihm seine körperlichen Leiden gegeben hatten, emporgearbeitet zu haben; er war minder trübsinnig und auch mit seiner Gesundheit ganz leidlich zufrieden.

Almstein wußte, daß Henriette in der Nähe seiner Schwester lebte, daß sie fast immer bei seinen Verwandten war, obwohl Sophie absichtlich ihrer in ihren Briefen wenig erwähnt hatte. Es war ein kleiner bitterer Zusatz zu den Freuden, die er sich dort versprach, künftig viel um eine Person sein zu müssen, von deren entschiedener Abneigung gegen ihn er so unleugbare Proben zu haben glaubte. Indessen hoffte er, im steten Zusammensein und unter ganz ruhigen Verhältnissen würde sich vielleicht diese unangenehme Spannung zwischen ihm und seiner ehemaligen Braut verlieren.

So trat er an einem schönen Herbsttage die Reise an. Die Entfernung war beträchtlich; seine Lage erlaubte ihm keine großen Tagemärsche, und er langte erst am achten Tage, einem frischen heitern Sonntagsmorgen, in der Nähe seines künftigen Aufenthaltes an. Als er von fern das rothe Dach von Festenberg erblickte, drang ein angenehmes Gefühl in seine Brust. Die Stürme und das wilde Leben im Kriege hatten sein Herz nicht erkältet, es hatte noch vollen Sinn für die Freuden der häuslichen Glückseligkeit; und wenn ihm schon sein Unglück nicht zu erlauben schien, sie einst ganz rein und unmittelbar zu schmecken, so weidete sich doch sein gutes Gefühl an den Bildern der Zufriedenheit seiner Schwester, seines Schwagers, an denen er innig Theil zu nehmen sich vornahm.

Jetzt unterschied er auch in einiger Entfernung an einem Hügel die Thurmspitze von Rohrbach, bald darauf sah er das weiße nette Schlößchen am Abhange durch die Bäume schimmern. Dort wohnte das seltsame Mädchen, das einst ihr halbes Vermögen darum geben wollte, um sich von seinen Ansprüchen zu befreien.

Er versenkte sich in allerlei Muthmaßungen, wie sie ihn wohl empfangen, wie sie sich gegen ihn betragen würde, und entwarf mit inniglichem Vergnügen einige Pläne, wie er ihr edelmüthiges Opfer vergelten und sie an den Gütern Theil nehmen lassen wollte, die sie ihm so willig abgetreten hatte.

Indessen hatte er die Tannen-Allee von Festenberg erreicht. Im Schlosse hatte man den Wagen schon gesehen. Sophie, ihr Gemahl, die Kinder — Alles eilte ihm entgegen. Alles bewillkommte ihn mit lautem Freudengeschrei.

Er stieg mit hochschwellender Brust aus dem Wagen, sank in die ausgebreiteten Arme seiner Geliebten und drückte sie Alle mit nassen Augen an das klopfende Herz. Das Gefühl der Heimath, das Glück, sich geliebt zu sehen, drang mächtig in seine weit eröffnete Seele und stimmte sie zur reinsten menschlichen Freude.

Die Seinigen fanden ihn sehr verändert, aber bei Weitem nicht unkenntlich, wie er ihnen oft geschrieben hatte. Zwar entstellten

zwei große Narben über Stirn und Wange seine Schönheit, die blühende Farbe war entwichen; aber es war noch sein großes, seelenvolles Auge, die edlen Formen der Züge, es war noch sein stolzer Wuchs, seine edle Haltung, wenn gleich eine Contusion am Fuße ihm das Gehen beschwerlich machte. Sophiens Plan war den Augenblick entworfen. Niemand im Schlosse durfte sich gegen die Rohrbacher, wenn deren vielleicht des Gottesdienstes wegen herüber waren, ein Wort von des Obersten Ankunft verlauten lassen.

Henriette selbst erwartete sie nach der Gewohnheit mit noch andern Gästen aus der Nachbarschaft am Sonntage zu Tische. Sie verabredete das nöthige mit ihrem Manne, und gab dem Obersten seine Rolle. Sie wollte ihn in Henriettens Seele lesen lassen, sie wollte ihm eine Ahnung davon geben, daß er wenigstens nicht gehaßt wurde.

Als Henriettens Wagen in den Hof fuhr, erinnerte sie die Uebrigen nochmals an die Verabredung. Henriette trat ein, Sophie und ein Theil der Gesellschaft gingen ihr entgegen und umringten sie so, daß sie den Obersten, von dessen Hiersein sie keine Vorstellung hatte, nicht so gleich gewahr werden konnte. Plötzlich näherte sich ihr dieser von der Seite und redete sie an. „Adolph!“ rief sie erschrocken und zitternd, indem sie mit der Hand auf's Herz fuhr. Hier hatte seine Stimme wiedergeklungen! Sie wandte sich schnell um; er stand vor ihr. Bebend, sprachlos reichte sie ihm die Hand — sie vermochte kein Wort hervor zu bringen: aber in den leuchtenden Augen, in den Thränen, die sie schwellten, glänzte die reinste Freude, die Ueberraschung der innigsten Liebe. Sie hielt seine Hand fest und lange. „Endlich sehen wir uns wieder!“ seufzte sie zuletzt aus tiefer Brust, und sah ihm mit unverhehlter Zärtlichkeit in's Auge.

Der Oberste war betroffen. Diesen Empfang hatte er so ganz und gar nicht vermuthet! Er konnte selbst nicht gleich Worte finden: dann fragte er sie, ob sie ihn wohl erkannt hätte, wenn er nicht zuerst gesprochen, wenn sie ihn nicht hier bei seiner Schwester getroffen hätte?

„O, den Augenblick!“ rief Henriette aus, „unter tausend Menschen an jedem Orte!“

„Ich bin sehr verändert,“ hob der Oberste an.

„Sie haben so viel gelitten,“ unterbrach sie ihn mit bewegter Stimme, „wir haben Sie durch mehr als drei Wochen für verloren gehalten! O, das war eine traurige Zeit!“

Sie hielt inne, denn sie fühlte, daß ihre Thränen bereit waren, hervor zu brechen. Jetzt trat auch Sophie hinzu, die genug gesehen hatte, und endigte das allzubewegte Gespräch. Man setzte sich. Die Unterhaltung wurde allgemein; und Henriette bekam nach und nach ihre natürliche Fassung wieder.

Als zu Tische gegangen wurde, bot Lehnitz seinem Schwager den Arm; Henriette sah hin und beneidete den Grafen, der Adolphen diesen kleinen Dienst erweisen durfte. Bei der Tafel war die Gesellschaft laut und munter; es wurden Gesundheiten getrunken, gescherzt, gelacht. Nur zwei Personen konnten sich nicht in die allgemeine Fröhlichkeit finden, der Oberste, dem seine Gemüthsstimmung und Henriettens Betragen Anlaß zu manchem ernsten Gedanken gaben, und Henriette, die in heiliger Rührung und Freude keiner lebhaften Aeußerung ihres Gefühls fähig war. Nach Tische verloren sich die Fremden; die Familie blieb mit dem Pfarrer allein. Es war ein kühler Herbsttag; der Graf schlug vor, in Sophiens Kabinette Feuer im Franklin-Ofen machen zu lassen, um sich dort zu versammeln. Die Damen nahmen ihr Strickzeug, die Männer ihre Pfeifen, man setzte sich um die Flamme; der freundliche Schein, die milde Wärme, das geschwätzige Knistern des Feuers erquickten und erheiterten die Geister.

In der stilleren Umgebung öffnete sich des Obersten Herz, er wurde mittheilender, gesprächiger. Die Rede kam auf den Krieg, auf die entscheidende Schlacht, die ihm bald das Leben gekostet hätte. Er erzählte, seine Lebhaftigkeit riß ihn hin, er schilderte mit Wärme und fürchterlicher Genauigkeit seine Empfindungen, als der Säbelhieb seinen Kopf traf, er sich nicht mehr auf dem Pferde halten konnte, und nun auf der Erde liegend, bei vollem Bewußtsein,

die Pferde seiner daher sprengenden Eskadron sich ihm nahen fühlte.

Henriette hörte eine Weile mit der lebhaftesten Theilnahme, aber mit großer Anstrengung zu, endlich übermannte sie ihre Empfindung, sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe — sie stand auf, um aus dem Zimmer zu gehen; aber sie schwankte, der Oberste sah es und stand schnell auf, um sie zu unterstützen.

„Mein Gott! Fräulein, was ist Ihnen?“ fragte er sie bestürzt.

Auch Sophie sprang hinzu; sie führten sie in ein Nebenzimmer; der Oberst hielt sie im Arme, Sophie hielt ihr ein Riechfläschchen vor. Mit liebevoller Besorgniß erkundigten sie sich um ihren Unfall.

Henriette holte tief Athem. Er lebte ja, er hielt sie in seinem Arme, er schien so herzlich besorgt um sie. Sie fühlte ihre Kräfte wiederkehren und schob die Schuld ihrer Ohnmacht auf die Ofenwärme, deren sie noch nicht gewohnt war. Sie setzte sich nieder und bat die Geschwister, wieder zur Gesellschaft zurück zu kehren: sie würde ihnen sogleich folgen. Der Oberste wollte sie nicht verlassen, bis sie vollkommen wohl war; sie drang in ihn, er ging mit Sophien. Henriette bedurfte einer einsamen Viertelstunde, um sich von den mannigfachen Erschütterungen des heutigen Tages zu erholen. Adolphs herzliche Theilnahme, sein offenes Betragen thaten ihrem Herzen unendlich wohl. Sie war weit entfernt, nur einen Schatten lebhafterer Neigung darin zu ahnen oder zu hoffen; aber sie war zufrieden, jedes Mißverständniß entfernt und ihre Herzen in ruhiger Stellung gegen einander zu wissen.

Sie irrte. Der Oberste war nicht ganz ruhig. Die Art, wie sie ihn empfangen hatte, ihr ganzes Betragen an dem heutigen Tage stand mit seiner Vorstellung von ihrer Abneigung gegen ihn zu sehr im Widerspruche. Dieser Widerspruch beschäftigte ihn, und das Mädchen, das ihn stolz abgewiesen hatte, dessen Aeusseres nie im Stande gewesen wäre, einen gewöhnlichen Mann zu fesseln, fing an ein lebhaftes Interesse bei ihm zu erwecken.

Henriette kam zur Gesellschaft zurück, sie war ganz heiter und nahm ungekünstelt Theil an der Unterredung; nur der Oberste wurde still, in sich gekehrt. Als man ihr den Wagen meldete, bat er um die Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen, die ihm mit Freude gegeben wurde.

Er kam am andern Morgen und wurde wie ein theurer Freund empfangen. Sie führte ihn in ihrem kleinen Eigenthume umher, sie zeigte ihm alle seine Vorzüge und Bequemlichkeiten und sagte ihm, wie glücklich sie sich fühlte, dem, dessen Aufmerksamkeit und Güte sie alle diese Genüsse verdanke, heute ihre Empfindungen darüber offen sagen zu können.

Almstein war verwirrt und seltsam von den seltsamen Verhältnissen ergriffen. Als sie in das Cabinet zurückkamen und Henriette ein gleichgültiges Gespräch anfangen wollte, unterbrach er sie: „Nein, mein Fräulein! so kann es nicht zwischen uns bleiben; ich habe lange auf eine Gelegenheit gewartet, um mit Ihnen über unsere Verhältnisse zu sprechen, und wenn der unglückliche Zufall, der meinen Lebensplan zerstört hat, nicht dazwischen gekommen wäre, so hätte ich längst Urlaub genommen, um diese Angelegenheit zu beendigen.“ Er sagte ihr nun, daß er fest entschlossen sei, jetzt, wo ihm seine Kränklichkeit, seine Schwermuth alle Hoffnung auf häusliches Glück abgeschnitten habe, sein Vermögen zu gleichen Hälften zu theilen, die eine seinem Neffen im Testamente zu versichern, und die andere ihr zum freien Eigenthume zu übergeben. Henriettens Augen füllten sich mit Thränen bei des Obersten Rede. Es war nicht Rührung über sein Anerbieten; es war Trauer über seine Lage, über seine düstere Lebensansicht. „Das sollen sie nicht thun!“ rief sie lebhaft, und ergriff seine Hand: „Sie sollen den besten Freuden des Lebens nicht so schnell, nicht so entschlossen entsagen. Sie werden heirathen, Sie werden ein Mädchen finden. — —“

„O daran zweifle ich nicht,“ fiel ihr Almstein ein: „Mädchen, die durch mich Frauen, dann bald Wittwen und Eigenthümerinnen meines Vermögens sein möchten, werde ich genug finden. Aber, wenn ich je die Thorheit begehen sollte, zu heirathen, so müßte mein Weib sich ganz mir und meiner Lebensweise weihen; sie müßte der Welt und ihren Freuden entsagen,

bei einem kränklichen, vielleicht mürrischen Manne zu Hause sitzen und in dieser Einsamkeit mir Gesellschafterin, unterhaltende, theilnehmende Freundin sein können. Wo fänd' ich ein Mädchen, das diesen Riesenentschluß zu fassen und alles dies zu leisten fähig wäre? Sie sehen, es ist unmöglich. Die ich finden könnte, würden mich nicht glücklich machen und die mich glücklich machen könnten, werden sich eine bessere Parthie wissen."

Henriette schwieg. Ihr Gemüth war zu bewegt; die Hoffnungen der Vergangenheit standen vor ihr—sie seufzte, ohne zu antworten.

Noch einmal drang Alurstein ernstlich in sie: aber eben so ernstlich wies sie sein Anerbieten ab. Nur den Schmuck ihrer Mutter den er ihr mitgebracht hatte, nahm sie freundlich an, um seinen guten Willen nicht zu sehr zu kränken, und gelobte ihm mit einem so herzlichen, so wahren Tone, sich, so bald sie etwas bedürfen sollte, an ihn zu wenden, daß er ihren festen Vorsatz nicht darin verkennen konnte. Er ging endlich halb zufrieden, halb mißvergnügt von ihr, aber mit dem festen Vorsatze, das edle Mädchen kennen zu lernen.

Das machte sich bald. Henriette kam nach ihrer Gewohnheit, nun auch wohl öfter, als sonst, nach Festenberg, oder die Festenberger waren bei ihr in Röhrbach. Der Oberste sah sie beinahe täglich und ward täglich mehr von der Schönheit ihres Charakters überzeugt. Ihre Kenntnisse gewährten ihm unerschöpflichen Stoff zu Gesprächen, ihre Talente — sie spielte und sang mit mehr als gewöhnlicher Fertigkeit — unterhielten ihn angenehm; aber mehr, als alle diese Vorzüge, die eine höhere Bildung ihr gab, zog ihn ihre zarte Aufmerksamkeit für ihn an sie. Bei Spaziergängen folgte sie langsam an seinem Arme der rascheren Gesellschaft. Stiegen die Uebrigen auf einen Hügel oder sonst wohin, wo es dem Obersten schwer war zu folgen, so blieb sie so freudig, so freundlich bei ihm, daß es schien, als hätte sie ihm damit gar kein Opfer zu bringen. Ergriffen ihn einmal die Schmerzen seiner Wunden wieder, oder bemeisterte sich die trübe Stimmung seines Gemüths, dann sandte Sophie schnell nach Rohrbach. Henriette kam, sie leistete ihm Gesellschaft, sie las ihm vor, wenn er zuzuhören vermochte, sie schwatzte, sie erzählte Mährchen, Geschichten, Possen, um ihn zu zerstreuen; und wenn nichts mehr anschlug, dann ging sie an's Clavier und beschwor, wie David, den bösen Dämon ihres Freundes mit dem Klange ihrer Saiten.

Unmerklich und langsam verschmolzen ihre Seelen in einander. Alurstein war so an Henriettens Umgang gewöhnt, daß ihm etwas zu fehlen, daß er unruhig und bekümmert schien, wenn sie einen Tag nicht nach Festenberg kam. Gewöhnlich ließ er dann anspannen, und fuhr zu ihr hinüber. Er bemerkte kaum mehr, daß sie nicht schön war, ihr seelenvolles Auge, ihr niedlicher Wuchs kamen ihm manchmal sogar reizend vor.

Sophie sah diese zärtliche Empfindung in dem Herzen des geliebten Bruders wachsen, und sie freute sich innig darüber; seine Lage machte es ihr jetzt doppelt wünschenswerth, ihn mit einer zärtlichen, verständigen Frau verbunden zu sehen, die ihn wieder heiter und für Lebensgenuß empfänglich machen könnte. Aber mit eben so richtigem Gefühle vermied sie jede Einmischung in dies allzu zarte Verhältniß; sie ließ die Herzen sich gegen einander entfalten, wachte darüber, daß keine fremde Einwirkung sie störe, und überließ den Ausgang zuversichtlich der Liebe und der Zeit.

Henriette bemerkte mit inniger Lust, wie sehr Adolph sich ihr näherte, sie fühlte, was sie ihm war und ahnete, wie weit mehr sie ihm noch werden könnte. Der Gedanke, sein Schicksal zu theilen und theilend zu mildern, ihm ihr ganzes Wesen zu weihen, nur für ihn zu leben und alle seine Freuden, seine Heiterkeit als ihr Werk betrachten zu können, erfüllte sie mit Himmelsseligkeit. Aber je mehr sie liebte, je ängstlicher ward ihr Gefühl. „Er zieht dich allen seinen Freunden vor," sagte sie oft zu sich selbst, „er unterhält sich nur bei dir, er zeigt dir unverholen eine Aufmerksamkeit, eine Zuneigung, die fast an Liebe g r ä n z t; aber auch nur g r ä n z t. Er l i e b t dich noch nicht; und er ist gebeugt durch viele Leiden, einsam, auf den Umgang weniger Personen beschränkt. Wie, wenn er in die Stadt zurück kehrte, wenn

sein Vermögen, seine persönlichen Vorzüge, seine anziehende Gestalt die Blicke und Absichten der Weiber und Mädchen auf sich zögen, wenn man sich von allen Seiten bemühte, ihm entgegen zu kommen, ihm zu gefallen? — Wie dann?“

„Diese Probe muß er bestehen, diesen Sturm muß seine Zuneigung zu mir überwinden, wenn ich glauben soll, daß sie Liebe ist, wenn ich hoffen soll, ihm alles das zu werden, was ich wünsche, wenn unser beiderseitiges Glück gesichert sein soll.“

So dachte Henriette. Almstein, überzeugt, daß er sie heirathen würde, dachte nicht weiter, als an den gegenwärtigen Augenblick und so, ohne genaue Prüfung seines Gefühls, ward er auch nicht seiner ganzen Stärke gewahr. Indessen verging der Herbst, und der herannahende Winter scheuchte Dehwitz und seine Frau in die Stadt zurück. Den Obersten riefen seine Geschäfte dahin. Man suchte Henrietten zu bereden, daß sie die Familie begleiten möchte. Almstein drang mit Wärme, mit Innigkeit, endlich mit einer Art von Empfindlichkeit in sie. Sie blieb standhaft auf ihrer Weigerung. Ihr Herz blutete bei dem Gedanken, ganz einsam ohne ihn zu leben; ohne ihn, der ihr schon so nothwendig zu ihrem Glücke geworden war. Aber sie vermochte es, ihr Gefühl zu bezwingen; sie dachte an die Probe, und fand in ihrer Liebe zur Einsamkeit, in ihren Geschäften einen ziemlich scheinbaren Vorwand.

Almstein, gekränkt und gereizt, stand zuletzt von seinen Bitten ab, und Henriette bemerkte nicht ungern, daß er seit diesem Augenblick kälter und scheuer gegen sie ward.

Es schmerzte ihn, daß sie ihm diese Bitte abgeschlagen hatte. Er war nun überzeugt, daß sie ihm bei Weitem nicht so gut sei, als er ihr, indem sie seinem Umgange so leicht entsage, und in der Einsamkeit Ersatz für seine Freundschaft fand. Ihre ersten Weigerungen fielen ihm ein, und wenn er gleich jetzt an keine Abneigung von ihrer Seite mehr glauben konnte, hielt er sie doch überhaupt für unfähig, eine innige, tiefe Zuneigung zu empfinden.

Der Tag zur Abreise der Familie war bestimmt. Henriette weinte die halbe Nacht und kam den andern Morgen so verstört nach Festenberg, um das letzte Mal mit ihren Verwandten zu frühstücken, daß Jedermann, dessen Urtheil nicht so befangen war, als Almsteins, die wahre Ursache dieser Veränderung errathen hätte. Er war zu bitter gestimmt und selbst zu gekränkt von der nahen Trennung, um nicht alles verkehrt zu deuten. Nach seiner Meinung galt das alles seiner Schwester, oder dem angenehmen gesellschaftlichen Leben, das man bisher geführt hatte und das nun aufhören mußte.

Die Wagen waren gepackt, die Bedienten meldeten, daß alles bereit sei. Henriette fing an zu zittern. Man brach auf. An der Treppe bot Almstein Henrietten die Hand. Er sprach nicht; aber sie sah wohl, daß er tief bewegt war. Ihre Thränen brachen hervor; sie vermochte sich nicht mehr zu halten. „O Adolph!“ rief sie mit ausbrechendem Schluchzen: „Wann sehen wir uns wieder!“ — Er trat zurück und sah sie ernst an. „Wünschen Sie mich denn bald wieder zu sehen?“ fragte er halb bitter, halb zärtlich. Henriette hob die gefalteten Hände empor. „O mein Gott!“ rief sie, und ihre Thränen strömten unaufhaltsam. Der Ton drang an sein Herz; es war der Ton der innigsten Liebe, des wahrsten Schmerzes. Bewegt, entzückt schlang er den Arm um sie, und drückte sie fest an seine Brust. „Ich komme bald, recht bald wieder, theures Mädchen, vielleicht eher als du glaubst.“ „O Adolph!“ sagte sie sanft weinend, den Kopf an seine Brust gelehnt: „Meine Tage werden sehr — sehr einsam sein.“ Er küßte sie auf die Stirn — sie erröthete und zitterte. „Meine theure, meine geliebte Henriette! — Ich komme bald wieder! ich kann nicht leben ohne dich!“

In dem Augenblicke rief der Graf, der schon eine Weile im Wagen saß, nach seinem Schwager. Der Oberst riß sich aus Henriettens umschlingenden Armen, stieg schnell ein und die Wagen donnerten durch das Schloßthor und über die Brücke.

Henriette stand noch eine Weile wie betäubt — versunken in Wehmuth, Freude und

unnennbarer Liebe. Dann stieg sie langsam die Stufen hinauf, trat in das einsame Zimmer, setzte sich auf den Platz, wo Adolph gesessen hatte, und weinte sich recht müde. Endlich stand sie auf, besuchte noch einmal mit offenen Armen alle Stellen, wo sie so oft mit ihm gesprochen, gelesen, gesungen hatte, den Platz, wo sie ihn das erste Mal sah, nahm von jeder dieser Freuden Abschied, warf sich dann in den Wagen und fuhr durch den dicken December-Nebel in ihr einsames Schloß.

Nur ein Gedanke erhellte ihre trübe Einsamkeit — die Hoffnung — beinahe die Gewißheit war, daß Adolph mehr als Freundschaft, daß er wirklich Liebe für sie empfinde. Aber je süßer ihr diese Zuversicht war, je ängstlicher dachte sie an die Lockungen der Stadt. Nur seine Briefe, in denen er mit solcher Wärme von seinem genossenen Glück und mit solcher Sehnsucht von dem Wiedersehen sprach, stillten ihre Sorgen und machten ihr die Einsamkeit erträglich.

Was sie vorhergesehen hatte, war auch geschehen. Der Oberste war kaum in den Zirkeln erschienen, in welche ihn seine Geschäfte und frühere Bekanntschaften zogen, als von allen Seiten Pläne auf ihn gemacht wurden, und die lieblichsten Frauen und Mädchen ihm überall entgegen kamen. Er unterhielt sich mit einigen; er fand hier und dort blendende Reize, ein schimmerndes Talent, eine gutmüthige Stimmung — aber nirgends, nirgends in so schönem Vereine, diese stets gleiche Heiterkeit, diese milde Güte, und, bei so viel Gefühl, als bei Henrietten. Jedes Mal kam er mit der festern Ueberzeugung nach Hause, daß kein Weib auf Erden so für ihn passe, ihn so glücklich machen könnte, als sie; aber je lebhafter diese Ueberzeugung wurde, je tiefsinniger ward Almstein. Sophie bemerkte es; sie drang mit schonender Liebe in ihn, und er gestand ihr endlich seine Empfindung für Henrietten, er sagte ihr, daß, wenn sie sich jetzt noch entschließen könnte, seine Hand anzunehmen, er einer so heitern, so glücklichen, Zukunft entgegen sehe, wie niemals, selbst nicht in den Tagen der Blüthe seiner Gesundheit. Sophie war innig erfreut; ihr Vergnügen malte sich auf der rötheren Wange in dem leuchtenden Auge.

Dem Obersten kam diese Freude etwas voreili vor; aber Sophie versicherte ihn, daß sie von der Einwilligung Henriettens fest überzeugt sei, — sie hieß ihn guten Muthes sein und bot ihm an, an sie zu schreiben. Er nahm es im ersten Augenblicke an; dann aber entschloß er sich, selbst zu reisen und sein Urtheil abzuholen. Der Plan hatte zu viel Interesse für ihn, um ihn länger zu verschieben, und die Abreise wurde auf den folgenden Tag festgesetzt.

Vier Wochen waren verflossen, seit Henriette ganz einsam, nur in Erinnerungen ihres Glückes und in unbestimmten Hoffnungen für die Zukunft lebte. An einem trüben Abende, den kein Stern erhellte, wo düstere Nebel über die entlaubten Wälder bis in das schmale Thal herab hingen, durch welchen der Weg nach Forstenberg sich schlängelte, saß sie am Fenster ihres Cabinets und blickte ernst und trauernd in die Winternacht hinaus. Da sah sie von fern sich einige Lichter bewegen, sie schienen die Straße herauf durch's Thal zu kommen. Zuerst glaubte sie, es wären Landleute, die mit Leuchten den Weg nach der Heimath suchten. Endlich hörte sie ein fernes Rasseln — es war ein Wagen — eine süße Ahnung ergriff ihr Herz — die Lichter kamen näher, sie leuchten den Weg am Hügel herauf gegen das Schloß; jetzt waren sie am Thore, sie erkannte das Wappen ihres Hauses — Almsteins Equipage — er war es.

Zitternd vor Ueberraschung und Freude eilte sie hinaus; im Vorsaale trat er ihr mit ausgebreiteten Armen entgegen. Aller Furcht, aller Proben vergessend, flog sie mit einem Schrei der Freude an sein Herz. Ihn hatte sein überströmendes Gefühl stumm gemacht; er drückte sie an seine Brust, ohne sprechen zu können. Erst als sie im Cabinette ruhig nebeneinander saßen, als der Freudentaumel vorüber war, fanden sie beide Worte, um sich zu sagen, wie schmerzlich sie sich entbehrt, wie sehr sie sich nach einander gesehnt hätten, wie unmöglich es Adolph gefunden, länger ohne sie zu leben. Nach und nach aber wurde er stiller; er schien zerstreut, und mit einem herrschenden Gedanken

beschäftigt. Henriette bemerkte es, und fragte ihn liebevoll: „Ich habe Ihnen eine wichtige Frage zu thun," hob er nach einer Weile an, „und ich muß Sie bitten, sie mir ganz aufrichtig nach der strengsten Wahrheit zu beantworten." Sie versprach es.

„Warum haben Sie zwei Mal bestimmt meine Hand ausgeschlagen? Was war die Ursache ihrer damaligen Abneigung gegen mich?"

„Abneigung?" fragte Henriette erröthend und schlug die Augen nieder, ohne zu sprechen.

Der Oberst drang in sie; — sie gestand ihm endlich, daß der Abstand zwischen seiner und ihrer Gestalt — seine ersten Hoffnungen auf ihre schöne Schwester, ihre Furcht vor dem Spotte der Welt, vor seiner künftigen Reue, sie dazu vermocht hätten.

Umstein hörte ihr schweigend und ernst zu. „Sie glauben also," hob er endlich an, „daß vollkommene Gleichheit der Umstände zu einer glücklichen Ehe nothwendig sei? daß Keines dem Andern auch nur das Geringste aufopfern, Keines das Andere auch nur in einem noch so unwesentlichen Punkte übertreffen dürfe? Glauben Sie das wirklich, mein Fräulein?"

Umsteins Ton war so ernst. — Sie schwieg ängstlich. — Sie ahnete das Verfängliche in dieser Frage. „Nur eine wahre Liebe," antwortete sie nach einigem Nachdenken, „eine solche, die kein Opfer scheut, weil sie keines zu bringen glaubt, weil Alles, was sie für den geliebten Gegenstand thut, ihr süß und leicht wird — nur eine solche Liebe kann auch größere Verschiedenheiten ausgleichen. Aber diese konnte ich damals nicht von Ihnen erwarten."

„Und würden Sie einer solchen Liebe fähig sein?" Seine Stimme war gedämpft, beinahe zitternd; er sah ihr ernst und streng forschend in's Auge.

Sie wurde noch ängstlicher; sie fühlte die Bewegung, in der er war — sie sah ihn an — der Blick hätte ihn sollen in ihr volles liebendes Herz schauen lassen — aber seiner gespannten Stimmung genügte der Blick nicht — Sie schlug die Augen nieder.

„Könnten Sie sich entschließen?" fuhr er noch immer ernst fort, bis am Ende der Rede ihn die Empfindung hinriß: „Könnten Sie sich entschließen, das unaufhörliche Opfer zu bringen, allen Freuden der Jugend und Geselligkeit zu entsagen, und sich an die Person — vielleicht späterhin an das Krankenlager eines hypochondrischen, freudenlosen Mannes zu fesseln, um ihm Alles zu sein, um sein ganzes Glück auszumachen, um sein Leben zum Himmelsgenusse zu erhöhen, sein — —"

„Ich bin entschlossen, alles für dich zu thun!" rief Henriette, und warf sich mit Thränen in seine Arme.

Der Oberst schloß sie fest an sein Herz. Ihr Geständniß machte ihn unaussprechlich glücklich, aber noch wagte er es nicht, sich dem süßen Zauber ganz zu überlassen.

„Hast du dich auch geprüft, meine Henriette? Wir kennen uns nur kurze Zeit; Mitleid, Achtung haben schon so oft manches schöne Herz getäuscht, eben weil es schön war. Ist es Liebe, was du für mich fühlst?"

Sie richtete sich auf. Sie sah ihn mit leuchtenden Augen an. Der Edelmuth seiner Gesinnungen erhob ihr Wesen zu einer klaren besonnenen Höhe. „Höre mich an, Adolph — und dann entscheide!" sagte sie: „Ich habe Dich geliebt, als ich Dich das erstemal sah, ich floh Dich, weil mein Herz in Deiner Gegenwart zu schmerzlich litt; ich schlug Deine Hand aus, weil ich wußte, daß Du mich nicht lieben konntest. Ich wollte mein Vermögen mit Dir theilen, um so viel in meiner Macht stand, für Dich zu thun, und schlug Dein Anerbieten zum zweiten Mal aus, weil ich einsah, daß nur Deine Großmuth Dich dazu bewogen hatte. Aber als Du verwundet wardest, als ich wußte, daß Du der Theilnahme, der Sorgfalt eines treuen, liebenden Wesens bedurftest, da schwand jede Rücksicht, da stand der Entschluß in mir fest, Dein Schicksal zu theilen und für Dich zu leben, zu thun, was in meinen Kräften stand. — Jetzt urtheile, Adolph, ob ich Dir ein Opfer bringe, wenn ich Deine Hand annehme!"

Stumm vor Rührung und Entzücken sank Adolph an ihr Herz. Er war nun überzeugt, daß er eben so glücklich mache als würde, und in wenig Wochen feierte die gute Schwester, die den Liebenden nun mit einer Art Triumph ihre längst gemachten Beobachtungen mittheilte, und ihren Scharfblick loben ließ, die Verbindung des glücklichen Paares in Festenberg.

Schlüsselburg.

Von Isidorus Orientalis.

An einem schönen Wintermorgen des Jahres 1754 trat die Zarin, gefolgt von einigen Höflingen, aus ihrem Arbeitskabinet und begab sich auf die Terasse des kaiserlichen Palastes. Sie schien bekümmert und, von irgend einem Gegenstande lebhaft bewegt zu seyn. Ihr Gang, bald rasch bald langsam und unterbrochen, verrieth die innere Aufregung von welcher sie ergriffen war. Oft hafteten ihre Blicke auf dem Boden, dann erhoben sie sich wiederum lebhaft und durchdringend, gleichsam als wollte sie mit ihnen den Morgennebel durchbrechen. Abwechselnd horchte sie auch aufmerksam auf, um mitten unter dem verworrenen Lärmen der Stadt, welcher bis zu ihr drang, ein ihr erwünschtes Geräusch herauszufinden.

Auf den Gesichtern ihres Gefolges malte sich ebenfalls, wiewohl in geringerem Grade, Unruhe und Besorgniß. Nur mit leiser Stimme wagte man es sich zu unterhalten, und heimliche und argwöhnische Blicke begegneten sich.

Nichts desto weniger war Petersburg ruhig, und dem Scepter der deutschen Catharina unterworfen, schien die Stadt selbst die Erinnerung an die Familie des großen Zaren und seines letzten Sprößling's verloren zu haben.

Seit zwei Jahren lag Peter III. in seinem blutigen Grabe und ungeachtet der Geburt Paul's, wußte Jedermann, daß mit Peter das Geschlecht der Romanoff's untergegangen war. Zuweilen wurde zwar noch unter den Truppen und dem Volke ein Namen genannt, aber man wagte es nur ganz leise diesen Namen auszusprechen. Und war nicht auch dieser Name eine ganz eitle, vergebliche Hoffnung? Jener Iwan, von dem man behauptete, er lebe noch und der, kaum fünfzehn Monate alt, vom Throne gestoßen u. seitdem eingekerkert worden war, lebte er wirklich noch? Hatte er fünf und zwanzig Jahre lang die Qualen der Einsamkeit und Gefangenschaft zu ertragen vermocht, ohne ihnen zu erliegen, und hatte er in der Festung Schlüsselburg sein trauriges Leben ausgehaucht? diente sie ihm zum Begräbniß, oder noch im immer zum Gefängniß?

In der Ungewißheit über diese Fragen, hatte die junge Hauptstadt des Reichs sich schweigend und entsagend der Herrschaft der Fremden gehorsam unterworfen.

Eine ganz andre Stimmung herrschte aber in der eigentlichen, alten Hauptstadt der Zaren, in Moskau, jener heiligen Stadt, wo sich seit zwei Jahren Schmerz und Unwillen laut aussprach. Jede Woche, ja jeder Tag, führte einen neuen Aufruhr herbei, welche durch die häufigen Hinrichtungen nicht unterdrückt werden konnten, und sowohl in dem Aufruhrgeschrei, als in den Gebeten der Moskowiten, drang der Name: „Iwan" bis zu Catharina's Ohren und denen ihrer Offiziere. Schlüsselburg war der Polarstern, auf den sich Aller Blicke sehnsuchtsvoll richteten.

Am Abend vorher hatte Catharina einen Brief von Orloff erhalten, der ihr einen neuen Aufstand ankündigte, bedeutungsvoller und gefährlicher, als die vorhergehenden. Ganz Moskau schien sich, gleich einem Manne, mit dem Schwur und in der Absicht erhoben zu haben, die Gemahlin des Zaren zu entthronen und Iwan aus seinem Gefängnisse zu befreien. Bei dem Lesen dieses Briefes hatte Catharina gelächelt und sich auf die Lippen gebissen; aber seitdem waren vierundzwanzig Stunden verflossen, ohne daß sie eine neue Botschaft erhalten hätte, und sie konnte ihre Unruhe nicht mehr bemeistern.

Plötzlich öffnete sich die Thür des Saales, welche nach der Terrasse führte und ein junger

Mann, gekleidet in die Uniform eines Adjutanten, stürzte der Kaiserin entgegen.

Catharina verstand es, in diesem Augenblicke ihre Ungeduld zu bezähmen, und sich selbst beherrschend, empfing sie mit fester, ruhiger Hand das Schreiben, welches ihr der junge Mann knieend überreichte. Aber — während sie so den Brief, der vielleicht ihr Schicksal entschied, in ihrer Hand hielt, konnte sie sich, aus einem, nur dem Weibe eigenthümlichen, Eigensinne nicht enthalten, den Anstand, die Anmuth und Liebenswürdigkeit zu beobachten, womit Orloff's Adjutant sich vor ihr neigte. Ihr feste Blick haftete auf dem Krieger. Dieser erröthete vor Freude bei dem Gedanken: daß er der Gegenstand einer Prüfung sei, die zwar kurz und schweigend, aber doch zugleich so ungemein beredt war. Was hier vorging, hätte wohl auch einem festeren Manne, als einem jungen Adjutanten, den Kopf verdrehen können!

Catharina war damals noch im vollen Glanze ihrer Schönheit und ihrer, ein wenig männlichen Gestalt war das Siegel wahrhaft königlicher Würde aufgedrückt.

Bei Hofe war es schon nicht mehr unbekannt, daß Gregor Orloff's Stern zu bleichen begann und, da der kaiserliche Himmel der Sterne nicht lange Zeit entbehren konnte, so war das, was hier vorging, ganz geeignet, Hoffnungen für die Zukunft zu erwecken.

Endlich öffnete Catharina langsam das Schreiben, gleichsam, als wäre sie sicher, daß sie das finden werde, was sie in demselben zu finden hoffte. Mit einem Blicke durchlief sie Gregor's Brief, der ziemlich kurz war, und überdem wußte Catharina schon voraus, was darin stehen würde: er handelte von Hinrichtungen, Güterkonfiskationen, Verweisung nach Sibirien, und Moskau war wiederum für ein Paar Tage ruhig. Indem sie das Blatt umwendete, verrieth Catharina's Blick plötzlich eine auffallende Verwirrung; ihr Auge belebte sich sichtbar und ihre Lippen öffneten sich wie zu einem stummen Seufzer.

„Wen stellt dieses Bild vor?“ fragte sie erkannt den Grafen Sattoff, indem sie ihm eine allerliebste Skizze zeigte, welche auf die zweiten Seite des Briefes geheftet war und die das unaussprechlich schöne Profil eines jungen Mannes enthielt. Eine hohe blasse Stirne, große, herrlich blaue, ein wenig niedergeschlagene Augen, ein zarter, aber tiefer Blick, stimmten vortrefflich mit dem süßen, aber gewissermaßen traurigen Lächeln des schön gerundeten Mundes; es war ein liebliches, edles, aber schwermüthiges Bild.

„Fürst Gregor hat wohl vergessen Ew. Majestät etwas darüber zu schreiben,“ antwortete der Adjutant, „aber, ich bin im Stande, diese Lücke ausfüllen zu können, denn ich erkenne in diesem Bilde die Züge des Prinzen Iwan!“

Catharina erbebte und, ohne irgend etwas zu antworten, hafteten ihre Blicke auf der, sie so mächtig ergreifenden Skizze. Dann dankte sie zerstreut dem Adjutanten durch eine Handbewegung, und begab sich an das Ende der Terrasse, wo sich dem Blicke des Beschauers eine reizende Aussicht eröffnete. Hier erblickte man ganz Petersburg und die umliegende Landschaft. Catharina betrachtete abermals das kleine Bild und wendete sich dann gegen Morgen; Adlerblick suchte an dem Horizonte die düstre Festung Schlüsselburg.

2.

Es war sieben Uhr Morgens. Einige Lichtstrahlen drangen durch die kleinen Fenster, verloren sich bis in die Tiefe des Zimmers und verbreiteten sich hier über die schöne, aber bleiche Gestalt eines auf seinem Bette hingestreckten Schläfers. Iwan erwachte; aber der liebliche Traum, der ihn ergötzt hatte, stach so fürchterlich gegen die kalte Wirklichkeit ab, daß er sich, wiewohl vergeblich, bemühete, abermals einzuschlafen. Unwillig über diese erfolglosen Versuche erhob er sich endlich mit der Nachlässigkeit eines Gefangenen, von seinem Lager. Er warf einen Blick auf das, in der andern Ecke des Zimmers stehende Bett, wo sein Stubengenosse noch fest schlief und schnarchte, den ihm die hohe Gunst der Kaiserin zugestanden hatte. Es war dieß ein Offizier der Garnison, der jeden Morgen abgelöset wurde und dessen Auftrag darin bestand, den Gefangenen sogleich zu tödten, sobald man einen Versuch machen würde, ihn zu befreien.

Die alte, gemeine Gestalt seines jetzigen Wächters war Iwan zu genau bekannt, als daß er sich hätte damit beschäftigen mögen, sie näher zu betrachten. Er trat daher an das Fenster, welches er öffnete und, indem er seine blonden Locken strich, ließ er den kalten Morgenwind nach Gefallen mit ihnen spielen, während seine Blicke zerstreut auf dem Schauspiele hafteten, welches sich jetzt vor ihm entwickelte.

Der Ladoga-See, dieses recht eigentliche Binnenmeer, welches Petersburg von dem baltischen Meere trennt, dehnte, gleich einer unermessenen Fläche, seinen Eisspiegel am Fuße des Schlosses aus. Der Aufgang der Sonne erzeugte einen leichten Nebel, der den Himmel verschleierte und Erde und Himmel zu einer einzigen bleichen Masse vereinigte. Einige dünnere Stellen in der Nebelmasse, ließen Lichtstreifen durchschimmern, die sich auf dem Eisspiegel in den tausendfarbigen Abwechselungen des Prisma, brachen, und stellten so dem Auge Iwan's die ganze Gegend im Schimmer des Regenbogens dar.

So sehr auch Prinz an diese wildschöne Natur gewöhnt war, so machte sie doch auch heut auf ihn einen mächtigen Eindruck, und wiegte ihn in unbestimmte Träume, denen er sich weder entziehen wollte noch konnte. Rußland grenzt an Asien, und man begegnet hier, bis auf den moskowitischen Bauer herab, den Farben und herrlichen Gestalten des Orients. Während der langen Gefangenschaft des Prinzen, hatten beide sich in einem hohen Grade ausgebildet, und noch überdies durch seine Traurigkeit und eine gewisse Schwärmerei, einen neuen Reiz gewonnen. War nicht dieser dicke, graue Nebel ein Bild seines trüben, aller Blüten beraubten Lebens? Und diese glänzende Oberfläche, auf der sich tausendfarbig das Licht brach, enthielt sie nicht ein treues Gemälde jener Welt, die er sich so reich an Schimmer und Vergnügen dachte? Dieser prächtige Farbenschmuck, den ihm jeder verirrte Lichtstrahl zuführte, war er nicht ein Theil jener Liebe, jenes Glücks, von welchem er eben so, wie von der goldenen Freiheit, träumte, und deren Dasein sich ihm, wie eine bittere Verhöhnung, ankündigte?

Iwan war damals sechsundzwanzig Jahre alt. Ein würdiger Nachkomme Peter's I verband er, mit einem rüstigen Körper, eine glühende Seele, und dennoch — hatte er noch nie geliebt. — Noch niemals war der süße Zauber einer weiblichen Stimme bis zu seinem Ohre gedrungen, und hätte er nicht zuweilen, von der Höhe seiner Wohnung herab, einige rohe Bauernweiber gesehen, er würde nicht gewußt haben, daß es außer dem Seinigen noch ein anderes Geschlecht auf der Welt gebe.

So, seinen schwermüthigen, traurigen Betrachtungen hingegeben, mit einem Herzen voll Bitterkeit, und fast erstarrt von dem eisigen Winde, welcher, von dem See herauf, ihn anwehete, klagte er die Vorsehung an, daß sie ihm ein Leben nicht raube, das doch so öde und freudenleer sei; da fühlte er sich leicht am Arm ergriffen und eine sanfte Stimme rief ihm mit einer gewissen Fröhlichkeit zu: „Mein Prinz, der Wind geht sehr kalt!"

Iwan wendete sich schnell um und bemerkte nun erst, daß er sich zwei Stunden lang jenen trüben Träumereien hingegeben hatte. Während dieser Zeit war sein alter Wächter aus seinem Schlafe erwacht und hatte eiligst seine Uniform angezogen, unter lauten Flüchen über den unglückseligen Gedanken des Prinzen, der diesen vermocht habe, einem Luftstrom Eingang in das Zimmer zu gestatten, welcher geraden Wegs von Sibirien herkomme. Indeß hatte er sich doch endlich beruhigt, vornämlich durch die Aussicht, daß er bald von seinem Posten abgelöst würde.

Sein Nachfolger, weniger abgehärtet und ungeduldiger als Jener, hatte sich vergebens bemüht, das Feuer wieder anzuschüren, das die ganze Nacht im Kamin geglimmt hatte und den Prinzen durch ein bedeutungsvolles Husten aus seinen Träumereien zu erwecken. In voller Verzweiflung hatte er sich entschlossen, den theilnahmlosen Gefangenen selbst unmittelbar anzureden.

Iwan wendete sich um. Die Stimme, welche er vernahm, berührte mächtig die Saite der Liebe und Hingebung, die in diesem Augenblicke in seiner Seele anklang. Es war eine volle, reine, wohltönende Stimme, und indem Iwan

den betrachtete, welcher ihn angeredet hatte, war er nicht weniger erschüttert, als Jener.

Er kannte alle Offiziere der Besatzung von Schlüsselburg, aber niemals hatte er den gesehen, welcher jetzt vor ihm stand. Der Neuangekommene trug die Uniform eines Majors des Preobraschenskischen Garderegiments, und in der That, diese Uniform stand ihm hinreißend schön. Seine mittelmäßig große Gestalt zeigte sich in dieser Kleidung so vortheilhaft, seine schönen Körperformen entwickelten sich darin so vollständig gerundet, die lebhaften Farben der Uniform unterstützten in so hohem Grade den Glanz seiner Augen und sein reizendes Gesicht, daß Iwan nicht umhin konnte, ihn mit Bewunderung zu betrachten. Diese Betrachtung verlängerte sich in dem Maße, daß dadurch der junge Mann, so sehr er auch Soldat war, in Verlegenheit gerieth; er erröthete, und indem er mit der Hand auf das Fenster deutete, versuchte er es, durch diese stumme Bitte dem Prinzen seine erste Bemerkung in das Gedächtniß zurückzurufen.

Der Prinz beeilte sich, das Fenster zu schließen, indem er sich zugleich gegen den Offizier leicht verbeugte. Dieses Zeichen von Höflichkeit entschlüpfte ihm gleichsam unwillkürlich. — Aber weit entfernt, jene Zuvorkommenheit zu bereuen, schickte er sich vielmehr an, seinen jugendlichen Wächter in dem, ihnen gemeinschaftlich gehörigen Zimmer, förmlich zu begrüßen u. willkommen zu heißen. Nachdem er ihn auf einen Lehnsessel am Kamin hatte niedersetzen lassen und eine Flasche französischen Wein zwischen ihn und sich gestellt hatte, ließ er sich, ihm gegenüber, nieder und versank, ohne ein Wort zu sprechen, wieder in jene Betrachtungen. — Aber fortwährend war sein Auge auf seinen jungen Wächter gerichtet.

Nach und nach wurde Iwan, in Folge der einschmeichelnden Gewandtheit des Majors, mittheilender. Sein herrliches, aber tief betrübtes und gepreßtes Gemüth, fühlte lebhaft das Bedürfniß, sich mitzutheilen, und bedurfte dazu nur der Annäherung einer gleichgestimmten Seele. Ohne sich erklären zu können, was in ihm vorging und unwillkürlich flößte ihm jener junge Offizier, den er doch nur erst seit wenigen Augenblicken kannte, Vertrauen u. wahrhafte Bruderliebe ein. Er sah ihn mit thränenschwerem Blicke an und drückte ihm freundlich die Hand.

„Fedor!" sprach er zu ihm, nach einer langen vertraulichen Unterhaltung, „ich verdanke Ihnen den schönsten Tag, dessen ich mich zu erinnern vermag. Ich preise Gott, daß er uns einander zuführte, denn ich fühle, daß wir für einander geschaffen sind. In Ihrer Nähe empfinde ich die heilige, reine Flamme der Freundschaft in ihrer ganzen Gewalt und, wenn meine glühenden Träume mich nicht belehrten, daß der Mann noch nach einem größeren Glücke strebt, ich würde mich für vollkommen glücklich halten!"

„Sie sind also," antwortete Fedor mit einschmeichelnder Stimme, „dem Kinde zu vergleichen, das die Liebe noch nicht kennt!"

„Ich beschwöre Sie," entgegnete der Prinz bittend, „vermehren sie den Schmerz, welchen ich ohnehin empfinde, nicht noch durch solche Bemerkungen!"....

„Sollte denn Gott wollen, daß Sie immer so leiden müßten? ..... Es wird einst ein Tag kommen, ja vielleicht wird er bald anbrechen, wo auch Sie den glänzenden Hof schauen, und wo zu ihren Füßen die Perlen Rußland's, jene Frauen mit ihrem süßen Lächeln, ihren brennenden Augen, nach einem Blick von Ihnen geizen werden!"

„Genug!" murmelte Iwan mit, vor innerer Bewegung erstickter Stimme.

„Vielleicht," bemerkte der Offizier abermals, „wird Catharina selbst"......

„Catharina!" wiederholte der Prinz, indem er von seinem Sessel aufsprang. Der Ton seiner Stimme, mit dem er diesen Namen aussprach, war so rauh, sein Blick so aufgebracht, und bezeichnete zugleich einen so hohen Grad von Unwillen und Verachtung, daß Fedor, gewissermaßen erschreckt still schwieg.

Lange Zeit ging Iwan, sehr aufgeregt, in dem Zimmer auf und nieder, ohne ein Wort zu sprechen. Fedor verfolgte ihn mit seinen Blicken, in denen sich eine ganz eigenthümliche Aengstlichkeit malte. Endlich näherte sich der Prinz dem jungen Manne und ergriff ihn bei der

Hand. „Fedor!" sprach er ganz ruhig zu ihm, „sprechen Sie in meiner Gegenwart unter keinerlei Umständen diesen Namen aus! Ich beschwöre Sie darum!"

Der Major erwiederte auf dieses Verlangen nichts. Er schwieg; er schien in seinem Innersten einen Kampf zu bestehen, und ein seltsames Lächeln spielte zuweilen um seine Lippen. Endlich sprach er, indem er wie ein Mensch, der über das, was er zu thun gedenkt, mit sich einig geworden ist, das Haupt erhob, zu sich selbst: „Nun, wir werden ja sehen!"

Von diesem Augenblicke an wurde das Benehmen des Offiziers noch viel einnehmender und liebenswürdiger, als vorhin. Iwan hörte ihm entzückt zu u. verschlang den schönen Jüngling fast mit seinen Augen. Sein Geschwätz sprühete Funken und begeisterte. Er schien viel gelebt und viel geliebt zu haben, kannte, wahrhaft bewundernswerth, den ganzen Kaiserhof auf das Genaueste, und entwickelte dem Prinzen die dort herrschenden Sitten und Gebräuche, was für den Gefangenen in der That etwas ganz Neues war. Er theilte dem Prinzen nach und nach das verborgene Feuer jenes weichlichen Lebens mit, welchem man in dem Winterpalaste und der Eremitage begegnete. Durch seine hinreißenden Schilderungen von den Schönheiten des Hofes verwandelte er bald die nackten und traurigen Wände des Gefängnisses in Schlüsselburg in einen reizenden Garten voller Blumen und herrlichem Grün. Aber immer ließ er noch einen Platz offen für diejenige, der seine Huldigungen zuerst gebührten, deren Namen er nicht mehr zu nennen wagte: für die große Kaiserin, deren Namen jeder Russe abgöttisch verehrte.

Unter solchen Gesprächen verfloß der Tag viel zu schnell für Iwan's Wünsche. Dem unglücklichen jungen Mann war der Kopf ganz verdreht worden von dem, was er gehört hatte. Er stand recht eigentlich in Flammen. Die ganze Kraft des Geschlechts der Romanoff schien in dem aufgeregten Gemüthe des Prinzen wieder aufzuleben. Unwillkürlich fühlte er ein Zittern in seine Gliedern, und tausend glühende Visionen rauschten an seinem geistigen Auge vorüber.

Die Nacht war bereits weit vorgerückt, als die beiden Freunde erst daran dachten, sich zur Ruhe zu begeben. Der Prinz zeigte Fedor das für ihn bestimmte Bett, welches sich in der andern Ecke des Zimmers befand. Er selbst blieb vor dem erloschenen Kaminfeuer sitzen, den Kopf auf seine beiden Hände gestützt. Nach einiger Zeit näherte sich ihm Fedor u. klopfte ihn sanft auf die Schulter. Iwan wendete sich um.

„Ich glaubte, Sie wären schon zu Bett gegangen", sprach er zu ihm.

„Sie selbst, mein Prinz! werden Sie denn nicht schlafen?" erwiederte Jener.

„Sie haben Recht", bemerkte Iwan, und erhob sich.

Fedor wollte ihn begleiten und ergriff deshalb das Licht. Allein in Folge einer ungeschickten Bewegung ließ er es fallen. Das Licht verlosch. Vergeblich suchte Jener in dem Kamin nach einer Kohle, um es wieder anzünden zu können. Endlich beruhigten sich beide junge Leute lachend, um so mehr, da der Mond das Zimmer erhellte, auf dessen Hülfe sie nicht gerechnet hatten.

Fedor warf sich ganz angekleidet auf das das Bett. Plötzlich ertönte aus dem andern Ende des Zimmers ein heftiger Schrei, und Iwan stürzte sich mit hochklopfendem Herzen und feuchten Augen auf das Bett des Offiziers. Er ergriff dessen beide Hände, bedeckte sie mit Küssen und Thränen, und rief mit zitternder Stimme: „Mein Herz betrug mich nicht in Deiner Nähe! Du bist ein Weib, ein Engel, der aus dem Himmel in mein elendes Gefängniß herabgestiegen ist!"

Fedor erwiederte nichts.

„Sieh hier!" rief Iwan, und hielt seinem Gefährten eine lange Flechte schöner, kastanienbrauner Haare vor die Augen, welche unter der gepuderten Perücke des Majors hervorgekommen waren, „haben die russischen Gardeoffiziere solche Haare?"

Sie antwortete nur durch ein sanftes Lächeln.

Auf ihren Arm gestützt und ihre Blicke fest auf das schöne Gesicht des Prinzen geheftet, spielte sie nachlässig mit der andern Hand mit ihren Haaren.

„Ja, Iwan!" sprach sie endlich, „ich liebe

Dich! Ich habe diese Verkleidung gewählt, nur bis zu Dir zu gelangen. Ich sage es Dir heut wohl oft, daß das Glück Dir nicht mehr fern sei. Es ist da, es liegt in Deiner Hand, wenn Du mich lieben willst."

Iwan antwortete nicht. Hingerissen von Entzücken lauschte er der ihm so ganz unbekannten Musik dieser himmlischen Stimme, und schon längst hatte sie aufgehört zu sprechen, da tönten noch immer in seinem berauschten Herzen jene herrlichen, unaussprechlich süßen Klänge. Endlich fand er Worte. Aber er vermochte weiter nichts herauszubringen, als die Bitte: „O! sprich weiter, sprich immer!"

Es war dieß eine in der That hinreißende Scene voller Anmuth und Verschämtheit, welche hier, in dem Gefängnisse von Schlüsselburg, von dem silbernen Lichte des Mondes beleuchtet wurde.

Mitten unter jenen Liebesbetheuerungen, nach denen Iwan's glühende Seele lechzte, fand er doch seine Besonnenheit wieder. Verstört blickte er um sich, seine Züge waren gänzlich verändert.

„Was ist Dir, Iwan?" sprach die junge Frau und schmiegte sich an ihn.

Der Prinz zog sie nach dem Fenster u. stellte sie so, daß der Mond ihr Gesicht beleuchtete. — Schnell öffnete er seine Weste und zog daraus eine Kapsel hervor.

„Höre!" sprach er mit zitternder, gepreßter Stimme: „Dir zu sagen, was ich jetzt empfinde, übersteigt alle menschliche Kräfte. Zwei Worte von Dir haben mir ein Leben eingehaucht, gegen welches die Leiden der sechsundzwanzig Jahre, die der heutigen Nacht vorangingen, Nichts, gar Nichts sind, und sollte ich noch einmal so lange in meinen Fesseln schmachten, so würde die Erinnerung an diese Nacht hinreichen, mich glücklich zu machen. Du hast mir die Schönheit, die Liebe enthüllt!... Wenn ich von jetzt an die heilige Patronin von Rußland anrufen will, kann ich sie nur unter Deinen Zügen anrufen!... Aber auch der Satan kann sich in die Formen der Schönheit hüllen, und um meine Wächter zu betrügen, um das scharfe Auge meiner allmächtigen Feinde zu täuschen, mußt Du entweder Satan, oder — die Kaiserin sein! Ich fürchte mich förmlich davor, daß Du Katharina sein könntest!"

Die junge Frau erhob ihr Auge und blickte Iwan an; seine ganze Gestalt war so erschreckend, daß sie fühlte, wie heftig sie zitterte.

„Du antwortest nicht?" hob Iwan wieder an. „Diese Kapsel enthält eine heilige Reliquie, das einzige Andenken von meiner Mutter, welches man mir gelassen hat. So gottlos auch die eingedrungene Machthaberin sein mag, sie würde es doch nicht wagen, Gott und den Todten gegenüber zu lügen. So schwöre mir denn, daß Du nicht Katharina bist!"

„Gnade, Iwan!" rief die Kaiserin, überwältigt von der Begeisterung des jungen Fürsten und fiel vor ihm auf die Knie nieder.

Eine Wolke verhüllte in diesem Augenblicke die Scheibe des Mondes u. das Zimmer wurde völlig dunkel.

So blieb sie schweigend einige Zeit liegen. Dann wurde ein leises Geräusch hörbar, hervorgebracht durch die Seufzer des Jünglings, die er nicht unterdrücken konnte. Katharina weinte vor Liebe und Wuth. Sie vernahm jene Seufzer und ungeachtet der Dunkelheit erhob sie sich und ging gerade auf das Bett des Prinzen zu. Er lag an der Erde auf den Knieen und drückte krampfhaft seine heilige Reliquie an das Herz. Dann bedeckte er sein Gesicht mit den Kissen des Bettes, um seine Thränen, die Zeugen seiner Schwäche, zu verbergen.

„Iwan!" sprach Catharina mit ihrer durchdringenden Stimme: ich liebe Dich seit wenigen Stunden mehr, als ich jemals geliebt habe, mehr, als ich jemals lieben werde. Du hassest mich und glaubst mich zu kennen! Armes, betrogenes Kind! Du bist in der Einsamkeit des Gefängnisses aufgewachsen, und maßest Dir an, über die Welt und ihre Stürme urtheilen zu wollen? Du hassest mich! Nun wohl! Dieser Haß schärft nur meine Liebe... liebe mich, Iwan! Ich bitte Dich auf meinen Knien, zu Deinen Füßen,... liebe mich!... O! liebe mich!" wiederholte sie leidenschaftlich: „denn Du kennst Catharina nicht!"

Iwan erhob sich langsam und befreite seine

Hand, deren sich die Kaiserin bemächtigt und die sie an ihren Mund gedrückt hatte.

„Ich sollte Catharina nicht kennen?“ sprach er: diese Mauern sind noch nicht dick genug, daß sie alles Geräusch von außen her abhalten könnten. Ich sollte sie nicht kennen? Ich sollte nicht kennen das Weib, welches sich des Thrones bemächtigt hat, der mir gebührt? — Die grimmige, unversöhnliche Feindin der letzten Ueberreste meines Stammes? Bis hierher, Catharina! kannte ich Sie nur dem Namen nach. Was haben Sie mit meinem Volke gemacht, das laut seinen Kaiser verlangt, und dessen Stimme Sie nur durch Hinrichtungen zu unterdrücken vermögen? Was haben Sie aus mir selbst gemacht, den Ihr beleidigender Eigensinn selbst in dem Gefängniß aufsuchte, um ihn zu sehen Ihren Liebhaber von gestern und den, welchen Sie morgen haben werden, zu stellen? Aus mir, dessen Leben Sie schon entblättert haben, Sie wollen nun auch noch mein Herz verderben?“

Iwan fiel auf das Bett zurück und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Catharina stand aufrecht vor ihm. So verging eine lange Zeit; dann zog die Kaiserin eine kleine silberne Pfeife hervor und führte sie zu ihrem Munde. Einige Augenblicke später trat der Commandant der Festung, allein, mit einem Lichte in der Hand, ein. Er verneigte sich tief.

„Herr Commandant!“ sprach die Kaiserin, „ich kehre nach Petersburg zurück; geben Sie die nöthigen Befehle... Iwan, leben Sie wohl!“ sagte sie, zu diesem gewendet, mit ihrer eindringenden Stimme.

Iwan antwortete nicht.

Poetisches.

Die Werbung.

Rings im Kreise lauscht die Menge
Bärtiger Magyaren froh;
Aus dem Kreise rauschen Klänge,
Was ergreifen die mich so? —
Tief gebräunt vom Sonnenbrande,
Roth geglüht von Weinesgluth,
Spielt da die Zigeunerbande
Und empört das Heldenblut.
„Laß die Geige wilder singen!
Wilder schlag' das Zimbal du!“
Ruft der Werber, und es klingen
Seine Sporne hell dazu.
Der Zigeuner hört's, und voller
Wolkt sein Mund der Pfeife Dampf;
Lauter immer, immer toller
Braust der Instrumente Kampf,
Braust die alte Heldenweise,
Die vor Zeiten wohl mit Macht
Frische Knaben, welke Greise
Hinzog in die Türkenschlacht.
Wie des Werbers Augen glühn;
Und wie all' die Säbelnarben,
Ehrenröslein, purpurfarben,
Ihm auf Wang' und Stirne blühn!
Klirrend glänzt das Schwert in Funken,
Das sich oft im Blute wusch;
Auf dem Tschako, freudetrunken,
Taumelt ihm der Federbusch. —
Aus der bunten Menge ragen
Einen Jüngling, stark und hoch,
Sieht der Werber mit Behagen:
„Wärest du ein Reiter doch!“
Ruft er aus mit licht'ren Augen;
„Solcher Wuchs und solche Kraft
Würden dem Husaren taugen;
Komm und trinke Brüderschaft!“
Und es schwingt der freudigrasche
Jenem zu die volle Flasche.

Doch der Jüngling hört es schweigend,
In die Schatten der Gedanken,
Die ihn bang und süß umranken,
Still sein schönes Antlitz neigend.
Ihn bewegt das edle Sehnen,
Wie der Ahn ein Held zu sein;
Doch berieseln warme Thränen
Seiner Wangen Rosenschein.
Außer denen, die da rauschen
In Musik, in Werbeswort,
Scheint er Klängen noch zu lauschen,
Hergeweht aus fernem Ort:
„Komm zurück in meine Arme!"
Fleht sein Mütterlein so bang;
Und die Braut in ihrem Harme
Fleht: „O säume nimmer lang."
Und er sieht das Hüttchen trauern,
Das ihn hegte mit den Seinen;
Hört davor die Linde schauern,
Und den Bach vorüberweinen. —
Pochst du lauter nach den Bahnen
Kühner Thaten, junges Herz?
Oder zieht das süße Mahnen
Dich der Liebe heimathwärts?
Also steht er unentschlossen,
Während dort Rekruten schon
Zieh'n ins Feld auf flinken Rossen
Lustig mit Trommetenton.
„Komm in unsre Reiterschaaren!"
Fällt der Werber jubelnd ein,
„Schönes Leben des Husaren!
Das ist Leben, das allein!"
Jünglings Augen flammen heller,
Seine Pulse schlagen schneller.
Plötzlich zeigt sich mir im Kreise
Eine finstere Gestalt,
Tiefen Ernstes schreitet leise
Und beim Werber macht sie Halt.
Und sie flüstert ihm so dringend
Ein geheimes Wort ins Ohr,
Daß er, hoch den Säbel schwingend,
Wie begeistert loht empor.
Und der Dämon schwebt zur Bande,
Facht den Eifer der Musik
Mächtig an zum stärksten Brande
Mit Geraun' und Geisterblick.
Aus des Basses Sturmgewittern
Mit unendlich süßem Sehnen,
Mit der Stimmen weichem Zittern,
Singen Geigen, Grabsirenen.
Und der Finstre schwebt enteilend
Durch der Lauscher dichte Reihe,
Nur am Jüngling noch verweilend,
Wie mit einem Blick der Weihe. —
Bald im ungestümen Werben
Wird der Liebe Klagelaut,
Wird das Bild der Heimath sterben!
Arme Mutter! arme Braut! —
In des Jünglings letztes Wanken
Bricht des Werbers rauhes Zanken,
Lacht des Werbers bittrer Hohn:
„Bist auch wohl kein Heldensohn!
Bist kein echter Ungarjunge!
Feiges Herz, so fahre hin!" —
Seht, er stürzt mit raschem Sprunge —
Zorn und Scham der Wange Glühn —
Hin zum Werber; von der Rechten
Schallt der Handschlag in den Lüften;
Und er gürtet, kühn zum Fechten,
Schnell das Schwert sich um die Hüften. —
Wie beim Sonnenuntergange
Hier und dort vom Saatgefild
Still waldeinwärts schleicht das Wild:
Also von der Ungarn Wange
Flüchtet in den Bart hinab
Still die scheue Männerzähre.
Ahnen sie des Jünglings Ehre?
Ahnen sie sein frühes Grab?

Nic. Lenau.

Der zauberische Spielmann.

Nächtlich in dem stillen Grunde,
Wenn das Abendroth versank,
Um das Waldschloß in die Runde
Ging ein lieblicher Gesang.

Fremde waren diese Weisen
Und der Sänger unbekannt,
Aber wie in Zauberkreisen
Hielt er jede Brust gebannt.

Hinter blüh'nden Mandelbäumen
Auf dem Schloß das Fräulein lauscht —
Drunten alle Bäume träumen,
Wollüstig der Garten rauscht.

Und wie Wellen buhlend klingen,
Ringend in geheimer Lust:
Kommt das wunderbare Singen
An die süßverträumte Brust.

„Warum weckst du das Verlangen,
Das ich kaum zur Ruh' gebracht?
Siehst du hoch die Lilien prangen?—
Böser Sänger, gute Nacht!

Sieh, die Blumen stehn voll Thränen,
Einsam die Viole wacht,
Als wollt' sie sich schmachtend dehnen
In die warme Sommernacht.

Wohl von süßem rothen Munde
Kommt so holden Sanges Macht—
Bleibst du ewig dort im Grunde,
Unerkannt in stiller Nacht?

Ach, im Wind verfliegt mein Grüßen!
Einmal, eh' der Tag erwacht,
Möcht' ich deinen Mund nur küssen,
Sterbend so in süßer Nacht.

Nachtigall, verliebte, klage
Nicht so schmeichelnd durch die Nacht!—
Ach! ich weiß nicht, was ich sage,
Krank bin ich und überwacht."

Also sprach sie, und die Lieder
Lockten stärker aus dem Thal,
Rings durch's ganze Thal hallt's wieder
Von der Liebe Lust und Qual.

Und sie konnt' nicht widerstehen,
Enge ward ihr das Gemach,
Aus dem Schlosse mußt' sie gehen
Diesem Zauberstrome nach.

Einsam steigt sie von den Stufen,
Ach, so schwüle weht der Wind!
Draußen süß die Stimmen rufen
Immerfort das schöne Kind.

Alle Blumen trunken lauschen,
Von den Klängen hold durchirrt,
Lieblicher die Blumen rauschen,
Und sie eilet süßverwirrt.—

Wohl am Himmel auf und nieder
Trieb der Hirt die goldne Schaar,
Die Verliebte kehrt nicht wieder,
Leer nun Schloß und Garten war.

Und der Sänger seit der Stunde
Nicht mehr weiter singen will,
Rings im heimlich kühlen Grunde
War's vor Liebe selig still.






Buntes und Allerlei.

—0—

Ein Duell aus Dankbarkeit.

Die Gräfin Du Barry, galanten Angedenkens, war heiterer Gemüthsart, und von Herzen besser als von Kopf; sie machte oft ihren Einfluß zu Gunsten der Unglücklichen geltend, welche sich das Mißfallen ihres Herrn und Meisters zugezogen hatten, und die Audienzen, die sie in der Nachthaube in ihrem Schloß Luciennes ertheilte, waren ihrer Zeit sehr berühmt.

Ein alter Edelmann aus Burgund, dessen Namen hier verschwiegen sei, kam zu dieser Audienz in schlechtem, abgetragenem, an den Ellenbogen durchlöchertem Gewand, ohne einen andern Schmuck, als den des Ludwigskreuzes, und sagte mit Freimuth und Würde:

„Madame, ich verhungere, und mir wird meine Pension ungebührlicher Weise vorenthalten."

„Mein Herr," sagte die Gräfin: „ich werde mich dafür verwenden, daß man Ihnen die Zahlung leiste."

„Wird man es heute noch thun, Madame? Wenn es bis morgen dauert, so muß ich heute wieder mich hungrig zu Bett legen."

Die Gräfin erbebte. „Mein Herr," sprach sie, „der König hat mir gewisse Gelder zur Unterstützung seiner getreuen Diener anvertraut,

und Sie werden wohl in seinem Namen annehmen, was ich in meinem eigenen nicht wagen dürfte, Ihnen zu bieten." — Mit diesen Worten übergab sie dem Bittsteller fünfzig Louis. Er nahm sie mit sichtlicher Bewegung, öffnete seine Weste, um sehen zu lassen, daß er kein Hemd darunter trage, und ging mit einer tiefen Verbeugung.

An demselben Abend sprach die Gräfin mit dem Herzog von Aiguillon, von dem Ludwigsritter, und der Herzog stellte auf ihre Verwendung denselben als Platzmajor an. Der alte Edelmann kam, sich bei ihr zu bedanken, und war von ihr schon ganz vergessen, als in kurzer Zeit darauf Aiguillon ihr unter vier Augen sagte:

„Ihr alter Schützling fängt saubere Geschichten an. Vorgestern hat er sich wegen einer schönen Frau geschlagen."

„Weßhalb?"

„Man verläumdete sie in seinem Beiseyn."

„Und wer ist die Dame, welche den alten Mann in solchem Grade begeistert?"

„Sie, Gräfin."

„O mein Gott, er ist doch nicht verwundet?"

„Das nicht. Aber ich mußte ihn absetzen."

„Ich will nicht hoffen."

„Das Gesetz über Alles, Gräfin. Doch seyn Sie ruhig, ich werde ihm eine bessere Stelle geben."

Heinrich von Kleist.

Heinrich von Kleist gehört unbezweifelt zu den hochherzigsten Menschen, die je gelebt haben. Sein hochpoetisches Gemüth, seine Empfänglichkeit für alles Schöne und Edle, seine krankhafte Empfindlichkeit, seine schwärmerische Vaterlandsliebe und endlich seine romantische Herzensgluth hatten ihn in auflösbare Seelenkämpfe mit der alltäglichen Welt, in der keiner seiner Wünsche Befriedigung fand, verwickelt.

Die unglückliche Schlacht von Jena, die Niederlagen der Oestreicher in den Jahren 1809, die gänzliche Vernichtung, mit der jedes deutsche Wesen und das Deutschthum durch Napoleons Gewaltschritte bedroht war, hatten seiner heißen Vaterlandsliebe tiefe Wunden geschlagen, die unausgesetzt bluteten. Dazu kam dann seine schwärmerische, reine Liebe zu der Frau des Kaufmanns Vogel in Berlin, welche in einer innigen Vereinigung mit ihm die ersehnte Befriedigung nicht finden konnte. Der gefühlvolle Dichter verfiel in eine tiefe Schwermuth, deren er nicht Herr zu werden vermochte und die er in einsamer Zurückgezogenheit täglich nährte. Die mit ihm in allen Gefühlen sympathisirende Freundin vermehrte diesen Hang noch. Mit der firen Idee behaftet, sie leide an einem unheilbaren Uebel, ließ sie den Dichter schwören, ihr jeden Dienst zu erweisen, welchen sie dereinst verlangen würde. Er schwur. Sie forderte ihn auf, sie zu erschießen, da sie ihr elendes Dasein nicht mehr ertragen könne, und fügte höhnend hinzu: „Aber das werden Sie nicht thun; in dieser schmachvollen Zeit (1811) giebt es in Deutschland keinen Mann mehr." — „Sie irren!" versetzte Kleist, „ich werde Ihren Wunsch erfüllen." Beide fuhren nach einem öffentlichen Vergnügungsorte bei Potsdam, wo Kleist erst der Dame eine Kugel so sicher durch's Herz schoß, daß kein Blutstropfen floß; dann schoß er sich selbst durch den Kopf. Schrecklich ist es, daß die Sektion der Dame das Resultat lieferte, ihr Körper befinde sich in durchaus normalem Zustande.

Nikolaus Lenau.

Eine der hochpoetischen Naturen, welche eben durch ihre Ueberschwänglichkeiten untergehen, die verkümmern und verkommen, weil sie ihre Gefühle und Empfindungen, ihre Wünsche und Hoffnungen nicht mit der kalten Wirklichkeit in Einklang bringen können, deren ganzes Leben in eine Sehnsucht nach geträumten Idealen verschwimmt, war auch Nicolaus Niembsch von Strahlenau, bekannt unter dem Dichternamen Lenau.

Der kalte Verstand wirft diesen Feuerseelen vor, daß es ihnen an Charakterstärke und innerer Kraft fehle, diese Tugenden sind aber selten mit reicher Phantasie und tiefem, innigem Gefühle verbunden, und ohne diese Eigenschaften würden sie nimmermehr Dichter sein. Lenau war zu Csatad in Ungarn am 13. Juni 1802 geboren. Er studirte in Wien Philoso

phie, Rechte und Medizin, machte 1832 eine Reise nach Nordamerika, von wo er aber bald zurückkehrte und abwechselnd in Wien, Ischl u. Stuttgart wohnte. 1844 überfiel ihn plötzlich eine gänzliche Geistesverwirrung. Der vorherrschende elegische Charakter der Lenau'schen Poesie war also in der Seelenverfassung des tiefsinnigspekulativen, an allen Fibern v. wahrhaftem Weltschmerz zuckenden Gemüthes tief begründet. Die milde Trauer, die durch Thränen lächelnde Wehmuth, der erhabene Ernst, der heilige Dichterzorn, die tiefsinnigen Betrachtungen in seinen Liedern, können als Geschichte seines Seelenzustandes dienen. Was mochte aber diesen Zwiespalt zwischen seiner innern Natur und dem äußern Leben so tief bewegt haben? War es eine angeborne, durch die tief ernste Denkweise vermehrte Krankhaftigkeit seines Organismus, war es die Gegenwart mit ihren schroffen Gegensätzen in Kunst und Leben, deren höchste Interessen seinen Geist ergriffen hatten? Wer vermag die Stürme u. Wetterschläge eines solchen Dichterherzens zu begreifen? — Wer kennt die Schauertöne seines geheimen Schmerzensregister?

Seine Poesieen sind unserer ersten Meister würdig; neben ihn sind nur wenige zu wenige zu stellen. Er erinnert an Chamisso's Kühnheit. Lebensvolle, geistige Naturanschauung, glänzende Phantasie, frohes Gefühl, Fülle in Ideen und Ausdruck, Kühnheit, Neuheit und Frische in den Bildern, anmuthige Natürlichkeit und jene Sehnsucht, die alle Saiten des Gemüths in Beben versetzt, ohne sie, wie die Byronschen, zu zerreißen, mit einer ungewöhnlichen Gewandtheit in Behandlung der Sprache; dieses sind die ausgezeichneten Eigenthümlichkeiten dieses Dichters. — Welch' edler Geist ging in ihm unter!

Jetzt vegetirt er in der Heilanstalt zu Winnenthal. — Möge sein von ganz Deutschland beklagtes trauriges Geschick eine bessere Wendung nehmen, als bei dem aus langer Geistesnacht zum Urquell allen Lichtes emporgerafften Dichter des Hyperion.

Lablache ist wegen seiner Zerstreutheit eben so berühmt als wegen seines Talentes. Einst will ihn der König von Neapel sprechen. Er begibt sich in's Schloß und im Vorzimmer, wo er Alle kennt und ihn Alle kennen, bittet er den Hut aufbehalten zu dürfen, weil er den Schnupfen habe. Man umgibt ihn und er sieht sich in ein Gespräch verwickelt, das er eifrig führt, als plötzlich ein Kammerherr ihn benachrichtigt, daß S. Majestät ihn erwarte. In der Eile ergreift er einen Hut, der neben ihm auf einem Tische liegt und hurtig damit fort, steht er vor dem Könige, einen Hut in der Hand und einen auf dem Kopfe. — Was wollen Sie denn mit dem Hute, den Sie in der Hand haben, Caro Lablache! ruft ihm der König lächelnd zu. — Lablache kann den Sinn der Frage nicht begreifen und stutzt. — Ich begreife Sie nicht, erwiedert der König, wozu dient Ihnen der Hut! — Ma Sire! ruft der Bassist, wozu? um ihn aufzusetzen! und als ächter Neapolitaner macht er die Pantomime des Aufsetzens, wobei er seinen Mißgriff bemerkte. — Wie närrisch! rief er lachend — indem er nun in jeder Hand einen Hut hatte — was soll man wohl mit zwei Hüten, wenn man keinen Kopf hat! Seine Majestät beider Sicilien hatte nie auf dem Theater den dicken Buffo so belacht, als hier außer demselben.

Der Geist ist einem glühenden Funken gleich, der, wenn man ihn ruhen läßt, immer in Gefahr ist, von den Schlacken und der Asche, die das Leben absetzt, erstickt zu werden. Man muß ihn also ohne Unterlaß in Bewegung erhalten; in der Jugend, damit sie nicht absterbe. Die Einförmigkeit, die dem alternden Körper so zuträglich ist, ist für den Geist durchaus tödtlich.

Neue, kühne, begeisternde Ideen erzeugt nur ein heller Kopf, der über einem glühenden Herzen steht. Der köstlichste Wein gedeiht auf Vulkanen.

Der schöpferische Geist strömt, wie der Nil, aus unbekannten und geheimen Quellen hervor, bricht sich Bahnen durch Felsen und über Gebirge hin, befruchtet die Gegenden, die er durchzieht, mit wunderbarem Reichthum, ver-

mehrt endlich, wenn er sich aus zahllosen Mündungen ergießt, das Meer der Wissenschaft.

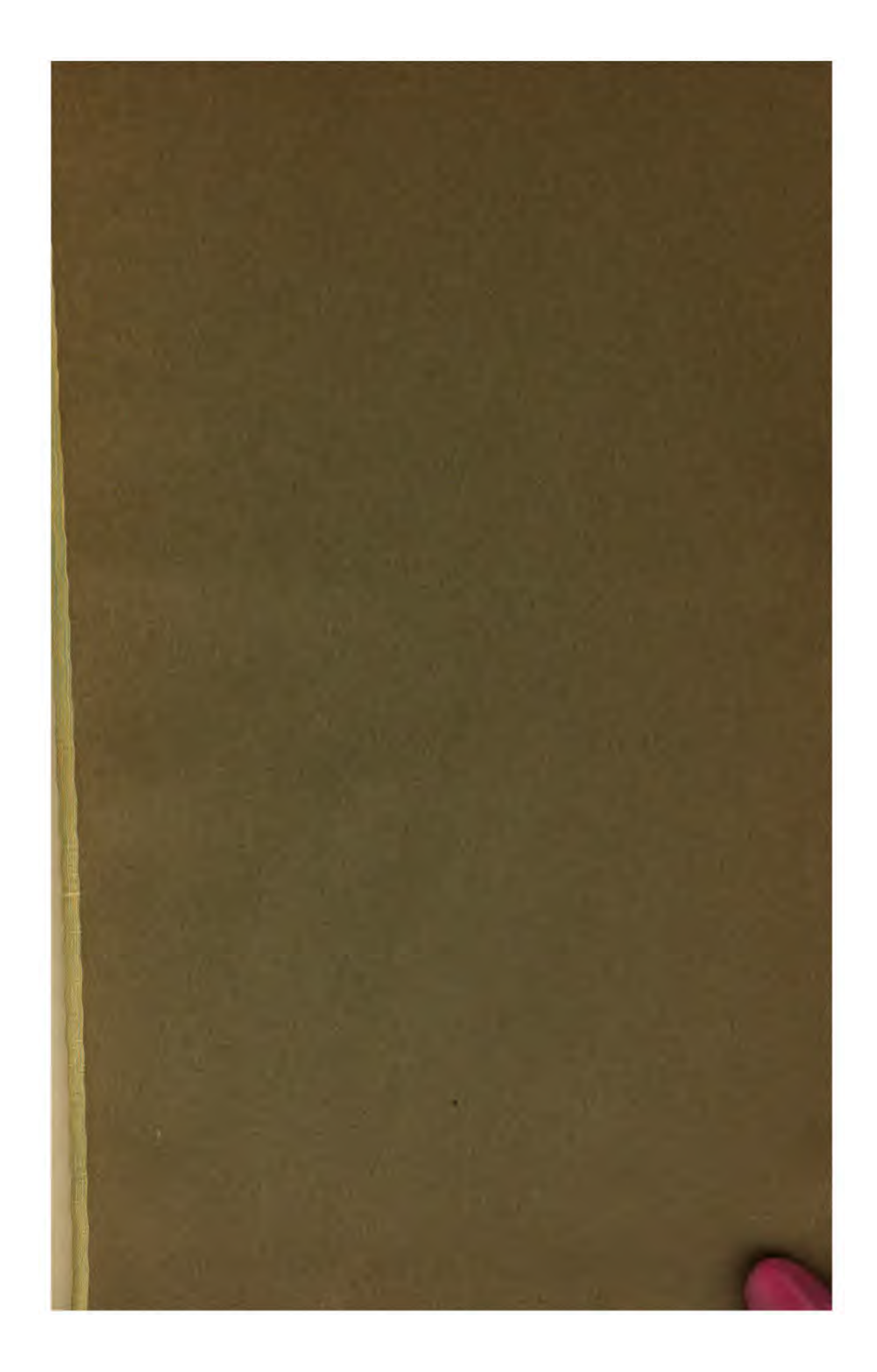
Im Jahre 1793, als der Spektakel in Frankreich so recht im Gange war, konnte man auf die leichteste Weise sein Ehebündniß lösen. Hatte der Mann oder die Frau einen neuen Gegenstand ihrer Zuneigung gefunden und wollten sie frei in dieser Beziehung schalten, so machten sie sich eine vertrauliche Mittheilung darüber und gingen zusammen zum Maire, dem sie vorstellten, daß sie sich nicht mehr leiden könnten, und sogleich sprach dieser die Scheidung aus. Die Forme war alsdann: wegen Unvereinbarkeit der Laune (pour cause d'incompatibilité). Schlecht Witzmacher, die auch jener trostlosen Zeit nicht abgingen, nannten das: Scheidungen aus Zuneigung (divorces d'inclination).

Einer der merkwürdigsten, beherztesten und kühnsten Seefahrer, die je existirt, ist wohl Capt. John Roß, der Aeltere. Der 70jährige Greis hat vor etwa 18 Monaten eine abentheuerliche Reise von Petersburg nach London in einem gewöhnlichen Meerkahne vollbracht, der nur mit 5 Mann besetzt war. Im Sunde traf der mit den heftigsten Wogen-Brandungen Kämpfende ein dänisch. Kauffartheischiff, welches annahm, daß der Kahn die Mannschaft eines verunglückten Schiffes enthalte und fuhr auf denselben zu, um diese zu retten. Auf die Anfrage durch ein Sprachrohr: „Wer da und woher?" erfolgte die Antwort: „Capt. Roß auf der Reise von Petersburg nach London!" Man suchte den alten Seehelden zu bereden, ans Schiff zu kommen und mit diesem bequem nach London zu fahren, aber vergebens. Er meinte, daß er früher nach London gelangen werde, als der Schooner, nahm einige Erfrischungen an und setzte seine verwegene Reise fort. —

Eine neue Expedition nach dem Nordpole. Capitain Roß, ein Neffe des durch seine Entdeckungsreisen in den Polargegenden rühmlichst bekannten Seefahrers gleichen Namens, hat kürzlich der brittischen Regierung einen neuen Plan zu einer Expedition nach dem Nordpole vorgelegt. Bekanntlich gibt es in den Polarkreisen nur zwei Jahreszeiten: Sommer und Winter. Während 5 — 6 Monaten deckt Nacht, nur durch den Widerschein des Nordlichts erhellt, diese öden, menschenleeren Regionen und das Meer, das zur Zeit des kurzen, aber heißen Sommers mit Bergen und Feldern schwimmenden Eises bedeckt ist, überzieht sich dann mit einer viele Fuß tiefen Eis- und Schneedecke. Capt. Roß beabsichtigt, mit der ihn begleitenden Mannschaft gegen Ende des Sommers auf der Insel „Spitzbergen" zu landen und auf dieser blos von Eisbären und dem schwarzen Fuchse bewohnten Insel den Eintritt des arktischen Winters abzuwarten, um sodann vermittelst Schlitten über das Eismeer bis zu der Inselgruppe vorzudringen, die sich, dem Vermuthen nach, gerade am Nordpol selbst befinden soll. Der Plan ist außerordentlich kühn und man muß wahrhaft den Muth eines Mannes und seiner Gefährten bewundern, die sich blos zur Förderung wissenschaftlicher Zwecke so weit in die schaurigen, todtestarren Einöden des äußersten Nordens wagen, wo die Kälte so entsetzlich ist, daß selbst das Quecksilber gefriert u. der Mensch Gefahr läuft, Ohren und Nase zu verlieren, wenn er sie nur eine Minute lang der freien Einwirkung der Luft ausgesetzt, anderer Drangsale gar nicht zu gedenken.

Welche Art Thiere zum Ziehen der Schlitten bestimmt sind, finden wir nicht angegeben, wahrscheinlich sind es Hunde oder Rennthiere. Wie es möglich sein wird, auf die Dauer der Reise den Unterhalt für dieselben herbeizuschaffen, wissen wir zwar nicht, jedoch scheint Capt. Roß dies Alles wohl erwogen zu haben, denn die brittische Regierung, die nicht gewohnt ist, chimärischen Unternehmungen ihren schützenden Arm zu leihen, hat seinem Plane ihre Genehmigung ertheilt und bereits Befehl gegeben, den Capitain aus den kön. Arsenalen mit Allem zu versehen, was er zur Förderung seines Vorhabens für dienlich erachten mag.

Gelingt es dem kühnen Manne, seinen Plan wirklich durchzuführen, so darf sich die Wissenschaft eine reiche Ausbeute versprechen.






SEP

